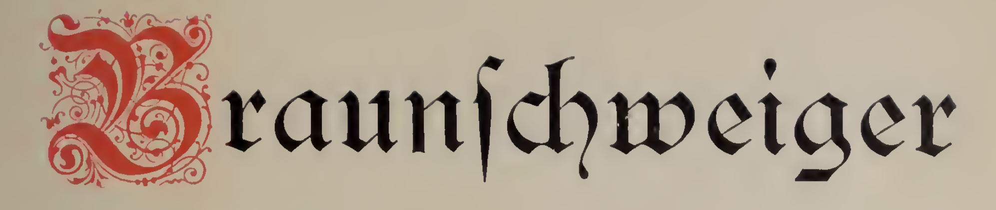
Braunschweiger Volkskunde.

Tafel I.



Bortfelder Bauer.

(Joh. Heinr. Rischbieter, geb. 1822, aufgenommen 1894.)





von

Richard Andree.



Mit 6 Tafeln und 80 Abbildungen, Plänen und Karten.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1896.

Vorwort.

Wie in den meisten deutschen Landschaften, hat auch im Braunschweigischen die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts auf fast allen Gebieten, nicht zum wenigsten aber auf jenem der Sitten und Volksüberlieferungen, tief greifende Umwälzungen hervorgebracht, von denen die ländliche Bevölkerung kaum minder stark als die städtische betroffen worden ist. Dieser Vorgang ist aber ein so natürlicher, daß wir ihn nicht beklagen dürfen, mag auch unser Gemüt, das der Väter Art und Weise hochschätzt, davon nicht immer zustimmend berührt werden.

In einer minschenlewedâge hat sik dat alles eännert, hörte ich einen Alten sagen, der kopfschüttelnd mancher Neuerung gegenüber stand. Und in der That, wer sich erinnert, wie es noch vor vierzig Jahren auf dem Lande aussah und zuging und dagegen das heutige Dorf, den heutigen Bauer betrachtet, der muß über Änderungen und Fortschritte, die Platz gegriffen haben, staunen. Aus einem großen Teile unserer Landleute hat sich eine Bevölkerung entwickelt, die nach Anschauung und Lebensart, nach Bildung und Auftreten dem Städter gleicht und nun den Stand der Ökonomen und kleinen Gutsbesitzer bildet, während der Bauer nach altem Schlage eine immer seltenere Erscheinung wird.

Es liegt auf der Hand, daß unter solchen Umständen mehr und mehr schwinden muß, was von alten Sitten, Bräuchen, Einrichtungen, Überlieferungen noch vorhanden ist, somit die Ausbeute für den Sammler auf dem Gebiete der Volkskunde täglich geringer wird, zumal bald der Mund des letzten verstummt sein wird, welcher über die alte Zeit Auskunft zu geben vermag; die alte Zeit, unter der wir schon im allgemeinen die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts verstehen.

Während nun in anderen deutschen Gauen eine rege Thätigkeit auf dem Gebiete der Volkskunde sich entwickelte, haben wir Braunschweiger, wenige

tüchtige Einzelarbeiten ausgenommen, in dieser Beziehung nicht viel geleistet. Und doch ist es die höchste Zeit, noch zu retten und das Gesammelte zu buchen, ehe es zu spät! Neben der Liebe zur Heimat ist dieses der Grund gewesen, daß ich mich der Aufgabe unterzogen habe, die vorliegende Volkskunde niederzuschreiben, zu der ich den bei weitem größten Teil des Stoffes im regen Verkehr mit dem Volke selbst sammelte.

Dabei war eine geographisch-räumliche Beschränkung geboten. Hätte ich das ganze, in Stücke und Stückchen zerrissene Herzogtum innerhalb seiner politischen Grenzen vom Südfuße des Harzes bis zur unteren Weser und von Westfalen bis in die Altmark mir als Rahmen erkoren, so hätte eine niedersächsische Volkskunde entstehen müssen, die zu schaffen nicht in meiner Absicht lag und zu der meine Kräfte nicht ausgereicht haben würden. Ich beschränkte mich daher auf das Hauptstück Braunschweigs, die Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt, unter Ausschluß der vielfach anderen volkstümlichen und natürlichen Verhältnissen unterliegenden, zu diesen Kreisen gehörigen Exclaven Thedinghausen, Harzburg und Calvörde, während ich anderseits wieder genötigt war, die tief in unser Land einschneidenden Teile des hannoverschen Kreises Gifhorn zu berücksichtigen, wo die ländliche Bevölkerung vielfach noch ursprünglicher geblieben ist, als in unserem Lande und wo noch manche Lichtstrahlen auf Verhältnisse fallen, die innerhalb der braunschweigischen Grenze schon verblassen.

Daß außer dem Sammeln unter dem Volke selbst auch die gedruckten Quellen und zahlreiche zerstreute Nachrichten herangezogen wurden, bedarf keiner besonderen Ausführung. Aber auch dieses würde nicht zur Schaffung der vorliegenden Arbeit genügt haben, hätte ich nicht Helfer gefunden, die, von der Wichtigkeit des Rettungswerkes überzeugt, mir beigesprungen wären, und ihnen bringe ich hier den gebührenden Dank für uneigennützige Hülfe dar. Es sind dieses die Herren A. Basel in Beierstedt, Pastor Schattenberg in Eitzum, Dr. Gerhard in Wolfenbüttel, Karl Rhamm in Braunschweig, Archivar Zimmermann in Wolfenbüttel, Prof. Hänselmann in Braunschweig, Museumsassistent F. Grabowsky in Braunschweig (der auf manchen Fahrten mich begleitete und dem ich viele photographische Aufnahmen danke), Dr. E. Walther in Hamburg, Dr. G. Kossinna in Berlin und mein Schwiegersohn Finanzrat Dr. Zimmermann in Braunschweig, der als Vorstand des Statistischen Bureaus besonders dazu berufen war, den Abschnitt über die Siedelungskunde auf meinen Wunsch auszuarbeiten. Daß ich auch aus den tiefsten Volksschichten schöpfen konnte, verdanke ich einem intelligenten Arbeiter, H. Achilles auf dem Reitling, der mit großem Verständnis auf meine Fragestellungen einzugehen wußte.

Die Abbildungen, mit geringen Ausnahmen bisher unveröffentlicht, wurden nach meinen Skizzen, nach Originalphotographieen und Stücken im Städtischen Museum angefertigt. Die Hausaufnahmen S. 116, 118 und 119 verdanke ich Herrn Architekt Möhrenschlager.

Alles, was in der vorliegenden Schrift in niederdeutscher Sprache gegeben wurde, habe ich durch Antiquadruck ausgezeichnet. Dabei war ich bestrebt, nach Möglichkeit rein phonetisch zu schreiben unter Anschluß an die von Schambach für unsere Nachbarmundart befolgte Schreibweise. Im allgemeinen kommt jene mir geläufige Mundart dabei zur Geltung, wie sie in den Dörfern östlich und nordöstlich von der Hauptstadt gesprochen wird.

Ich übergebe meinen Landsleuten diese Arbeit mit dem Wunsche, daß sie recht viele Ergänzungen erfahren und Berufene sich veranlaßt fühlen mögen, weiter zu arbeiten auf dem Gebiete unserer Volkskunde.

Braunschweig, Sommer 1896.

Dr. Richard Andree.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Abbildungen.

Einleitung.

Topographische Skizze des Gebietes. Das Gebiet, mit dem wir uns in den nachfolgenden Blättern beschäftigen, umfaßt einen Teil des Hügellandes, welches sich nördlich vom Harze bis zur norddeutschen Tiefebene ausdehnt, sowie ein Stück dieser letzteren selbst. Hydrographisch gehört es vollständig zum Gebiete der Aller und somit zum System der Weser. Von der Aller, die es in einem Bogen umfließt, wird es im Osten und Norden begrenzt, ihr strömen in südnördlicher Richtung auch die trägen Flüsse unseres Gebietes: die Oker, Aue-Erse und Fuse zu; namentlich ist die Oker, an welcher die Hauptstädte Wolfenbüttel und Braunschweig liegen, für uns hier der wichtigste Fluß; sie kommt in ihrem mittleren und unteren Laufe in Betracht und nimmt die Schunter mit der Wabe und die Altenau auf. Fast alle diese vielfach gekrümmten Gewässer ziehen langsam mit geringem Gefälle dahin und überschwemmen bei hohem Wasserstande das beiderseitige, wiesenbewachsene Gelände, dabei Sümpfe und Brüche bildend, die unter dem Einflusse der Kultur und Entwässerung allerdings stark eingeschränkt sind, aber früher weite Strecken des Landes bedeckten. Morastige Beschaffenheit gilt besonders auch von dem nordöstlichsten Gipfel unseres Gebietes, von der seit 1776 entwässerten Sumpfniederung des Drömling, welcher sein Wasser zwischen Ohre und Aller teilt und mit seinem westlichen Drittel in das braunschweigische Amt Vorsfelde hineinragt. Entwässert ist auch der große Wipperteich in demselben Amte.

Das Stück Niedersachsen, mit dem wir es zu thun haben, gehört politisch genommen vorwiegend zum Herzogtum Braunschweig, dessen am meisten zusammenhängendes Hauptstück es bildet. Es sind die Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt, abgesehen von den drei zu ihnen gehörigen, aber weit abgelegenen und andern natürlichen Bedingungen unterliegenden Exclaven Thedinghausen an der unteren Weser, Calvörde in der Altmark und Harzburg am Harze. Anderseits aber greift von Norden her die Provinz Hannover namentlich mit dem zum Kreise Gifhorn gehörigen Gebiete von Fallersleben und dem Hasenwinkel tief in unser Land ein, auch liegen einige altmärkische Enclaven (Wolfsburg und Hehlingen) in demselben. So abgerundet hat das Landstück,

dessen Volkskunde wir zu schildern unternehmen, eine Ausdehnung von ungefähr 50 km in südnördlicher und 60 km ostwestlicher Richtung.

Im Südwesten unseres Gebietes reichen, noch einen Teil des ostfälischen Berglandes bildend, die Lichtenberge in das Braunschweigische herein (Adlerhorst 260 m). Sie führten und führen noch jetzt im Volksmunde die Bezeichnung „Harve", abgekürzt aus „Hardeweg". Mit ihrem dichten, bis auf unsere Tage erhaltenen Buchen- und Eichenbestande haben sie wohl immer eine Grenze gebildet, denn südlich von ihnen breiteten sich Ambergau und Saltgau, an der Nordseite der Ostfalengau aus.

Ohne Zusammenhang mit den Lichtenbergen, aber wie diese im Westen der Oker gelegen und ihr parallel laufend, zieht sich von Süd nach Nord der Oder hin, ein buchenbestandener, welliger Höhenzug, welcher im Hangerberge bis 170 m ansteigt.

Der südliche und östliche Teil des Gebietes wird durch die letzten Ausläufer des Hügellandes im Norden des Harzes gekennzeichnet; es sind dieses vereinzelte Hügelketten, die durch breite Thäler von einander getrennt und, ihres Zusammenhanges beraubt, nur noch in Resten erhalten sind. Sie erscheinen dem fast überall leicht welligen, durchschnittlich 100 m über der Nordsee liegenden Lande aufgesetzt.

Die südlichste dieser Erhebungen, zugleich die Südgrenze unseres Gebietes, bildet der Fallstein (260 m), ihm folgt nördlich, getrennt durch die große, 3 km breite, seit dem 16. Jahrhundert entwässerte Mulde des Bruchgrabens, der Hees (150 m) im Westen von Jerxheim und dann die buchenbestandene, aus zwei Parallelzügen bestehende Asse (220 m). Nach einer breiten und tiefen, von der Altenau, einem rechten Okerzuflusse, durchströmten Einsenkung folgt weiter nördlich der bedeutendste Bergzug unseres Landes, der 22 km lange und bis 7 km breite, wasserarme, einförmige, aber mit schönen Buchen bestandene Elm, welcher eine mittlere Höhe von 250 m erreicht, im Herzberg und Kuxberg aber bis gegen 300 m ansteigt. Wieder weiter nach Norden hin, einen Vorposten gegen die Tiefebene bildend, erhebt sich bei Königslutter der Dorm (190 m), und östlich von ihm steigen die verschiedenen Höhenzüge bei Helmstedt auf: der dem Elme vorgelagerte Elz (200 m) und der Lappwald (200 m), endlich die nach dem Allerbogen hin sich erstreckenden Höhen, welche im Klüversberge (130 m) östlich von Fallersleben abschließen.

Die ältesten Bildungen des Hügellandes gehören der Triasperiode an. Asse und Elm, Dorm, der Nußberg bei Braunschweig (100 m) und der Lindenberg (108 m) bei Wolfenbüttel bestehen aus den dieser Periode zugehörigen Gesteinsbildungen. Die bedeutendsten Höhen nimmt der Muschelkalk ein, so im Elm und an der Asse. Im Inneren der Höhenzüge und auf geringeren Anhöhen (Nußberg, Lindenberg) finden wir Glieder der Buntsandsteinformation entwickelt. Der Lappwald dagegen besteht vorwiegend aus Keupersandstein und unterem Lias. Jura- und Kreideformation sind namentlich im westlichen Teile des Gebietes entwickelt, sie bilden nur niedrige Höhenzüge. In der langgestreckten Ein-

senkung zwischen Lappwald und Elm ist die Braunkohlenformation weit verbreitet, aber vielfach vom Diluvium verdeckt und nur in unbedeutenden Erhebungen zu Tage tretend.

Mit dem Hügellande, wie es hier skizziert ist, fällt der fruchtbarste Boden des Herzogtums zusammen, und hier hat sich die Landwirtschaft am besten und tiefsten entwickelt, hier wohnt der wohlhabendere und fortgeschrittenere Teil der Bevölkerung. Es ist dieses eine Beobachtung, die schon im 18. Jahrhundert gemacht wurde; man stellte diesen Boden als „Kleiboden" dem der Tiefebene, dem „Sandboden", gegenüber.

Die Tiefebene ragt von Norden her mit einer durchschnittlichen Erhebung von 60 bis 70 m in unser Gebiet herein. Sie ist ein Teil, eine vorgeschobene Bucht, der großen europäischen Tiefebene, speciell der Heide, in ihren landschaftlichen Zügen und ihrer geognostischen Beschaffenheit sich dieser eng anschließend. Es sind die Ablagerungen des Diluviums, der Eiszeit, mit denen wir es hier zu thun haben, die in Gestalt von Blocklehm oder Geschiebemergel, von Kiesen (Grant) und geschiebeführenden Sanden hier auftreten. Die jungdiluvialen Thalsande (Heidesande), welche durch ihre weite Verbreitung der Gegend nördlich von der Stadt Braunschweig ein kennzeichnendes Gepräge verleihen, ruhen mit einer Mächtigkeit von 15 bis 20 m auf den älteren diluvialen Bildungen (Kloos). Sie unterliegen noch jetzt vielfach einem Windtransport, und im Norden der Stadt Braunschweig wandert man durch eine Dünenregion wie am Meeresstrande. Im allgemeinen jedoch breitet sich das vom Thalsande gebildete Tiefland eben und einförmig aus, während die Oberfläche der Geschiebesande wellenförmig gestaltet ist und durch die mehrfachen Anhäufungen nordischer Blöcke der Landschaft größere Abwechslung verleiht. Zwischen den einzelnen Bodenwellen trifft man öfter Bruch und Sumpf.

Vorgeschichtliches und Frühgeschichtliches. Wenn wir auf einer Karte unseres Gebietes alle die vorgeschichtlichen Funde eintragen, die hier gemacht wurden, so erscheint dasselbe mit Fundstätten dicht überzogen: Stein-, Bronze- und ältere Eisenzeit sind reichlich vertreten, fast gleichmäßig über das Land verbreitet als ein Zeugnis dafür, daß auch in vorgeschichtlicher Zeit dieses Land nicht spärlich besiedelt war. Eine zusammenfassende Arbeit über Braunschweigs Vorgeschichte steht aber noch aus, soviel Einzelbeschreibungen auch schon vorhanden sind und so reichlichen Stoff für eine Gesamtdarstellung auch unsere Museen bieten.

Die ältere Steinzeit ist wenigstens durch einige Funde vertreten, die in den lösartigen Ablagerungen der Quaternärzeit zu Thiede entdeckt wurden, wo Feuersteinschaber und geschlagene Feuersteine neben den Resten des Renntiers, Lemmings, Schneehuhns und anderer diluvialer Tierknochen sich fanden. Überreich ist die jüngere Steinzeit mit schönen Fundstücken vertreten, darunter Jadeitbeile (u. a. das größte bisher bekannte) und die massenhaften Geräte der diluvialen Thalsande mit den kleinsten bisher bekannten Feuersteinpfeilspitzen. Der jüngeren Steinzeit gehören auch die Lübbensteine bei Helmstedt an, das südlichste der be-

kannten Steinkammergräber; imponierend und verhältnismäßig gut erhalten, stellen sie das älteste, wenn auch rohe Bauwerk unseres Landes dar.

Spuren der Kupferzeit, wenn man eine solche gelten lassen will, sind vorhanden und schöne Funde von verschiedenen Örtlichkeiten stellen das Vorhandensein der Bronzezeit in unserm Lande fest. Reiche Ausbeute liefern bis zum heutigen Tage die zahlreichen Urnenfriedhöfe, von denen einzelne noch der Bronzezeit zuzuweisen sind, während die meisten in die frühe Eisenzeit (la Tène-Periode) fallen, wie die Fibeln von Laningen und Helmstedt beweisen. Handelsbeziehungen haben wahrscheinlich das fremde Metall in unser Land gebracht — an die Einwanderung eines fremden Volkes braucht darum nicht gedacht zu werden; gegen solche Annahme spricht, daß zur Eisenzeit bei uns die Begräbnisweise dieselbe, wie früher in der Bronzezeit blieb. Der Zeitraum, in welchem bei uns das Eisen allmählich zur Herrschaft gelangte, wird in das erste Jahrhundert vor Christus versetzt. Um die Zeit von Christi Geburt faßten die Römer festen Fuß am Rhein und im Norden der Alpen, römische Erzeugnisse ergossen sich über das Land und mit der neu anbrechenden Kulturperiode fällt auch das erste geschichtliche Licht auf unsere Gegend. Die schönen Ringwälle des Landes mögen teilweise noch in die vorgeschichtliche Zeit zurückgreifen, nach Analogie der übrigen Erd- und Steinwälle verwandter Art in Norddeutschland dürfen wir sie jedoch meist in die frühgeschichtliche Periode versetzen.

Wir haben keine Ursache, anzunehmen, daß die frühesten Bewohner, von denen uns die Geschichte in unserm Lande meldet, nicht die Nachkommen jener Menschen gewesen seien, deren Dasein uns durch die vorgeschichtlichen Funde der Stein-, Bronze- und Eisenzeit nachgewiesen ist.

Dasjenige Volk, von dem wir als Bewohner unseres Landes die erste sichere Kunde durch Römer und Griechen haben, waren die Cherusker. Schon bei Cäsar steht ihr Name neben den germanischen Völkern, den Sweben und Sugambern. Von der Weser im Westen, um den Harz, bis fast zur Elbe reichten ihre Sitze, so daß das heutige Braunschweig zu ihren Kernländern gehörte. Daß die Cherusker, ein Volk, an das sich große geschichtliche Erinnerungen knüpfen, aus ihren Stammsitzen je ausgewandert wären, davon finden wir in der Geschichte keine Spur, vielmehr ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie in dem großen Volke der Sachsen aufgingen, das später in ihren Sitzen auftritt. Neben ihnen werden in unserer Gegend als Nachbarn die Fosen genannt (Tac. Germ. 36), von denen wir aber weiter nichts hören.

Für die nördlichen Striche unseres Gebietes hat ein zu hohem Ansehen gelangtes Volk Bedeutung: von der unteren Aller, quer durch die Heide bis zur unteren Elbe reichten die Langobarden, Westgermanen swebischen Stammes. Etwa im vierten Jahrhundert sind sie aus ihren norddeutschen Sitzen ausgewandert und in weiten Zügen im sechsten Jahrhundert nach Italien gelangt, wo in der Lombardei ihr Name noch haftet. Aber auch im alten Stammlande blieb derselbe erhalten: Bardi heißen sie mit abgekürztem Namen bei Helmold, wohl einem Braunschweiger, der in unserer Stadt gebildet war und in der Zeit

Heinrichs des Löwen schrieb; der Langobarden alte Landschaft heißt Bardengowe im Mittelalter, ihre Stadt Bardonwic, das heutige Bardewiek.

Die Namen der hier genannten Stämme verschwinden und an ihre Stelle tritt vom zweiten Jahrhundert an, allmählich von Norden nach Süden sich ausbreitend und Nordwestdeutschland umfassend, der Stamm der Sachsen. Er kommt zuerst beim Ptolemäus vor, nach dem sie auf der kimbrischen Halbinsel, die bei den Alten schon von der Wesermündung an beginnt, wohnten[1]. Auch nach dem Geographen von Ravenna (Cosmogr. IV, 17) waren sie den Dänen benachbart. Von diesem ihrem nordelbischen Stammsitze, wo jedenfalls ein Teil zurückblieb, der die Grundlage der später genannten Nordalbingier bildete, haben sie sich im dritten und vierten Jahrhundert nach Süden verbreitet und dabei die ihnen stammverwandten Völker an der Weser und bis zum Harze unterworfen und in sich aufgenommen, die so zu dem großen, mächtigen und kriegerischen Volke der Sachsen zusammenwuchsen; Saxones, Messerträger, nannten sie sich nach ihrer Nationalwaffe, dem sahs, sax[2].

Was die zuerst im alten Nordwestdeutschland genannten Völker betrifft, die Cherusker mit den Fosen, die Angrivarier, Chauken, Chamaven und Langobarden, so ist der größere Teil in seiner Heimat verblieben und bildete den Kern des Sachsenbundes; nur von zweien berichtet die Geschichte, daß sie ausgewandert seien: die Langobarden sind nach Süden gezogen, die Chamaven nach Westen, wo sie am Rhein sich den Franken anschlossen; die andern aber vereinigten sich mit den von der kimbrischen Halbinsel herabgekommenen Sachsen zu dem großen Sachsenbunde, der nun ebenfalls neben den andern deutschen Hauptstämmen, den Franken, Schwaben und Bayern, in der Geschichte auftritt. Wahrscheinlich machten die in ihren alten Sitzen heimisch gebliebenen Cherusker einen Hauptteil der sächsischen Volksvereinigung aus[3]. Seit die Sachsen in Niederdeutschland erstanden waren, erschien ihr Name dem benachbarten Römerlande furchtbar. Zu Wasser und zu Lande fielen sie, vorzüglich seit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, über das fremde Gebiet her, den Bewohnern desselben ein Schrecken wegen ihrer Verwegenheit und Schnelligkeit. Bewunderuswert ist die Ausdehnungsfähigkeit des sächsischen Stammes gewesen und hierin kommt keiner der andern deutschen Stämme ihm gleich; er hat es verstanden, stets das Flachland einhaltend und an die Meeresküsten sich lehnend, seine Sprache und Volks-

[1] Geogr. II, 11. Die Stelle, in welcher unser Volk zuerst genannt wird, lautet: *ἐπὶ τὸν αὐχένα τῆς Κιμβρικῆς χερσονήσου Σάξονες.*

[2] Witech. Corb. erläutert: erat autem illis diebus Saxonibus magnorum cultellorum usus, quibus usque hodie Angli (i. e. Anglo-Saxones) utuntur morem gentis antiquae sectantes . . . . cultelli nostra lingua sahs dicuntur. Hengist spricht zu seinen Sachsen (bei Nennius c. 46): Nimed eure saxes. (Nach Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 150.)

[3] Der Rhetor Claudian erwähnt den Namen der Cherusker noch zu Anfang des vierten Jahrhunderts unter den deutschen Stämmen, die sich gegen den Kaiser Konstantin empörten. Es ist aber möglich, daß er den seit Jahrhunderten verschollenen Namen aus seiner gelehrten Schublade hervorgeholt hat aus Lobhudelei gegen den Kaiser.

art vom Ärmelkanal bis nach den baltischen Provinzen auszubreiten, den weiten Nordosten Deutschlands zu germanisieren und, über die Nordsee ausgreifend, in den Engländern eine Weltnation zu schaffen.

Gleich den übrigen deutschen Stämmen sind aber auch die Sachsen in die Abhängigkeit des mächtigen Stammes der Franken geraten, wiewohl gerade sie am längsten und heftigsten um ihre Selbständigkeit kämpften. Fast durch drei Jahrhunderte hatten die Sachsen ihre Einbrüche ins fränkische Gebiet wiederholt, die Franken anderseits ihre Angriffe erneuert und die von den Sachsen verweigerten Abgaben erzwungen, als Karl der Große dem langwierigen Kampfe ein Ziel setzte und das freiheitliebende Volk seinem großen Reiche einverleibte. Bis zu dieser Zeit ist von Unterabteilungen der Sachsen keine Rede, sie heißen Saxones oder antiqui Saxones, Altsachsen, im Gegensatz zu den nach Britannien ausgewanderten Angelsachsen. Nun aber, um die Wende des achten und neunten Jahrhunderts (zuerst im Capitulare Karls des Großen von 797, dann in einem Mandate desselben von 802 über die von den Sachsen zu stellenden Geiseln, endlich in der lex Saxonum aus derselben Zeit), hören wir von Unterabteilungen der Sachsen:

1. Westfalahi, Westfalai, Westfali, die westlichen Sachsen, deren Name bis auf unsere Tage (im Lande Westfalen) gekommen ist.

2. Angrarii, Angarii, Engern, die mittleren Sachsen, deren Name auf die früher an der unteren Weser genannten, in den Sachsen aufgegangenen Angrivarii hinweist.

3. Ostfalahi, Ostfalai, Ostfali, auch Osterliudi, Austrelendi, Austrasii, die bis zur Elbe wohnenden Ostsachsen.

4. Nordalbingi, Nordliudi, Saxones transalbiani, die jenseits der Elbe, im heutigen Holstein ansässigen Sachsen, die seit den Zügen Karls des Großen bekannt wurden.

Mit dem dritten dieser sächsischen Stämme, den Ostfalen, haben wir uns weiter zu beschäftigen, denn unser Gebiet und Volk fällt ganz in seine Grenzen. Was den Namen falah, fale angeht, so bezeichnet er wohl den Bewohner des Flachlandes [1]). Die Vorfahren des braunschweigischen Volkes sind also Bewohner des damals östlichsten deutschen Flachlandes, eine Unterabteilung der Sachsen und in letzter Linie Nachkommen der in diesen aufgegangenen Cherusker. So weit, also bis auf 2000 Jahre zurück, lassen sich die Wurzeln unseres Volkes

[1]) Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 390. Die älteste Nennung des Namens der (West-)falen hat G. Kossinna für das vierte Jahrhundert schon nachgewiesen in der Notitia dignitatum, wo unter den in Deutschland angeworbenen Stämmen Falcho-varii genannt werden (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache, Bd. 20, 1895). Grimm (Gesch. 630) ist abweichend der Ansicht, daß Falen, wie so viele Volksnamen, die Geschaffenen, Ansässigen bedeutet. „Dies Falah, Falh scheint zunächst aus altſ. felhan, got. filhan, ahd. felahan = condere, tegere entsprungen, mithin ganz den Sinn des lateinischen conditus, d. i. constitutus, institutus darzubieten; falah wäre ein Geschaffener, Ansässiger."

verfolgen. In seinen alten Sitzen ist es seit Anbeginn der deutschen Geschichte seßhaft geblieben, in dem gleichen Lebensraume zwischen Harz und Aller hat es sich weiter entwickelt, aber auch viel noch von der alten Eigenart bewahrt und fortvererbt, dabei im Blute sich reiner erhaltend, als die meisten übrigen deutschen Stämme, die keltische, römische, slavische Beimischung erfuhren.

Selbstverständlich ist diese Unvermischtheit nur eine verhältnismäßige, denn die Berührung der Sachsen mit ihren deutschen Nachbarn war oft eine so innige, ihre Ausdehnung über andere Gebiete oft eine so ausgedehnte, daß ein Zusammenfließen des sächsischen mit anderm Blute stattfinden mußte. Von der Oker an bis zur Elbe, Saale und Unstrut vordringend, haben die Sachsen sich mit dem unterworfenen mitteldeutschen Stamme der Thüringer vermischt. Nach dem Untergange des thüringischen Reiches 531 durch Sachsen und Franken erhielten die Sachsen den nördlichen Teil desselben, den Nordthüringau, welcher zu Ostfalen kam, und obwohl über diesen die Sachsen sich ergossen und bis zur unteren Saale hin die sächsische Sprache die herrschende wurde, läßt sich doch in diesem angegliederten Teile thüringische Art noch heute vielfach erkennen, sei es in thüringischen Ortsnamen, sei es in der Bauart der Häuser.

Von Belang sind ferner die fränkischen Einwirkungen auf die Sachsen gewesen, als sie durch Karl d. Gr. in einer Reihe blutiger Kriege (772 bis 804) dauernd unterworfen wurden. Im Jahre 780 stand der Frankenfürst bei Ohrum an der Oker und taufte die Bewohner unseres Landes. Behielten auch die Sachsen ihr altes Recht und ihre persönliche Freiheit, so wurden doch Verwaltung und Gerichtswesen nach fränkischer Art eingerichtet; hauptsächlich aber war es das von den Franken, durch fränkische Glaubensboten geförderte Christentum, welches ändernd auf den heidnischen Stamm wirkte. Unsere Gegend wurde den beiden Bistümern Halberstadt für den Osten und Hildesheim für den Westen zugeteilt, zwischen denen die Oker die Grenze bildete.

Endlich fand auch Berührung der Ostfalen mit einem fremden Volke statt, mit den seit dem fünften Jahrhundert bis zu unserer Ostgrenze vorgedrungenen Wenden, welche den äußersten Nordostzipfel des heutigen Braunschweig erreichten und von deren Spuren in einem besondern Abschnitte die Rede sein soll.

Anthropologisches. In einer Volkskunde dürften eingehend anthropologische Mitteilungen über unsere Bevölkerung nicht fehlen, wie solche für andere Länder vorliegen. Leider ist es nicht möglich, eine Darstellung der Körperbeschaffenheit unseres Volkes zu geben, die sich überall auf sichere Messungen und Zahlen gründet. Es fehlt durchaus an Einzeluntersuchungen, die uns gestatten würden, auf die Anthropologie der Braunschweiger einzugehen: keine Körper- und Schädelmessungen, keine Arbeit über das Wachstum der Kinder rc. liegt vor, und doch wäre dieses eine sehr dankbare Aufgabe für einen Mediziner. Wenn von den körperlichen Verhältnissen der Braunschweiger in älteren Schriften die Rede ist, so begnügt man sich damit, auf ihre rein germanische Erscheinung hinzuweisen, und daß der niedersächsische Typus (der auch noch nicht genügend

herausgeschält ist) vorherrsche u. s. w. In einem älteren Werke[1]) heißt es richtig: „Gedrungene kräftige Glieder, blaue, nicht selten trotzige Augen, goldgelbes Haar und treuherzige Geberden findet man unter dem braunschweigischen Landvolke häufiger als schwächliche Körper, dunkle Augen und schwarzes Haar.“ Damit begnügte man sich; doch bei dem heutigen Stande der anthropologischen Wissenschaft sind solche allgemeine Angaben nicht mehr am Platze.

Zum Glück ist wenigstens in einer Beziehung durch die großartige statistische Untersuchung über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der deutschen Schulkinder[2]), welche wir Virchows Anregung verdanken, Abhilfe geschaffen worden. Unter 6758827 deutschen Schulkindern, welche untersucht wurden, befanden sich auch 55043 aus dem Herzogtum Braunschweig. Bei dieser Untersuchung kam es darauf an, den blonden, also germanischen Typus von dem bräunlichen, fremden zu trennen. Als blonder Typus wurden die Kinder mit blondem Haar, blauen Augen und weißer Haut angesehen, als brauner jene mit schwarzen oder braunen Haaren, braunen Augen und brauner oder weißer Hautfarbe. Zwischen beiden, in anthropologischer Beziehung uns zunächst interessierenden Haupttypen finden sich aber Mischtypen in verschiedenen Kombinationen, die sich namentlich durch graue Augen auszeichnen. Für das ganze Deutsche Reich wurden folgende Prozentsätze erhalten:

Blonde	31,80	Proz.
Braune	14,05	„
Mischtypen	54,15	„

Da von den Mischtypen sich auch der größere Teil den Blonden nähert so ergab sich, daß immer noch im allgemeinen bei den Deutschen der blonde Typus der herrschende ist, aber keineswegs in gleichmäßiger geographischer Verbreitung. Es zeigt sich nämlich mit großer Sicherheit das Vorwiegen desselben im Norden mit allmählicher Abnahme nach Süden und nach den Grenzen zu, während umgekehrt im Süden die Braunen am stärksten verbreitet sind und nach Norden hin abnehmen. Läßt man die Mischtypen, welche die gute Hälfte des deutschen Volkes bilden, außer Betracht, so ergeben sich für die beiden Haupttypen für Deutschland folgende Prozentverhältnisse:

	Blonde	Braune
Norddeutschland	45,2 bis 33,6	6,9 bis 11,2
Mitteldeutschland	32,5 „ 25,3	12,0 „ 14,7
Süddeutschland	24,5 „ 16,4	15,4 „ 25,2

Betrachtet man nun eine Karte, auf welcher die Sprachgrenze zwischen Nieder- und Mitteldeutsch eingetragen ist, so wird man gewahr, daß die Zone der typisch Blonden mit der niederdeutschen Sprachgrenze nach Süden zu abschließt und daß beim niederdeutschen Volksstamme der alte germanische Typus, wie Griechen und Römer ihn schildern, am reinsten vertreten ist. Norddeutschland ist das Land der Blonden und die Reihenfolge der einzelnen Staaten

[1]) Venturini, Das Herzogtum Braunschweig, Helmstedt 1847, S. 68.

[2]) Archiv für Anthropologie XVI, S. 275 ff. (1886).

ist hier folgende: Schleswig=Holstein (43 Proz.), Oldenburg (43), Pommern (42), Mecklenburg (42), Braunschweig (41), Hannover (41), Prov. Preußen (40), Bremen (39), Westfalen (38), Lübeck (38), Waldeck (37), Prov. Sachsen (36), Posen (36), Brandenburg (36), Lippe=Detmold (34).

Unter den 16 Gruppen, welche das Bereich der Blonden in Deutschland ausmachen, steht also Braunschweig an sechster Stelle, ein Zeugnis dafür, daß germanische Art sich in unserm Lande mit am reinsten erhalten hat, was durch die Ergebnisse der Geschichtsforschung, wie sie oben dargestellt sind, vollauf bestätigt wird. Macht man darauf die Probe, indem man den Anteil der Braunen, also der in die Germanen eingedrungenen fremden Bevölkerung, betrachtet, so bestätigt auch diese das Ergebnis. Der fremde braune Typus in Deutschland schwankt in den 34 Gruppen, in welche das Reich zu diesem Zwecke zerlegt ist, zwischen 7 Proz. (Schleswig=Holstein) und 25 Proz. (Elsaß=Lothringen). In dieser Reihe steht Braunschweig an der viertniedrigsten Stelle mit 7,7 Proz. Braunen, nur übertroffen von Schleswig=Holstein, Oldenburg und Bremen.

Es gehört somit Braunschweig zu denjenigen deutschen Ländern, wo der germanische Stamm sich mit am reinsten in seiner Körperbeschaffenheit erhalten hat.

Aber selbst innerhalb eines so kleinen Landes, wie Braunschweig, hat die anthropologische Aufnahme noch Unterschiede ergeben, welche aus der Tabelle (S. 10) hervorgehen, die allerdings gegenüber den Unterschieden, welche in ganz Deutschland vorkommen, nicht groß zu nennen sind. Der blonde Typus wird in der Tabelle durch Kategorie 1 dargestellt; der braune ist durch die Kategorien 9, 10 und 11 zusammengesetzt. Es ergiebt sich daraus für das gesamte Herzogtum, daß der blonde Typus 41,01, der braune 7,77 Proz. der untersuchten Schuljugend umfaßt, während auf die Mischformen (unter denen das blonde Element bei weitem überwiegt) 51,22 Proz., also wenig über die Hälfte, entfallen. Der Kreis Holzminden hat den geringsten Prozentsatz an reinen Blonden (37,27 Proz.), der Kreis Blankenburg den höchsten (46,56 Proz.). Auch der Kreis Gandersheim nähert sich dem benachbarten Holzminden mit nur 39,9 Proz. Blonden. Die drei bei einander liegenden Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt zeigen aber mit bezw. 41,45, 41,79 und 42,69 Proz. Blonden eine große Übereinstimmung, welche anderseits durch die große Übereinstimmung des Prozentsatzes der Braunen, mit rund durchschnittlich 8 Proz., kontrolliert wird.

Bei Gandersheim und Holzminden, welche deutlich einen geringeren Prozentsatz von Blonden als die übrigen Kreise zeigen, von denen sie auch geographisch gesondert sind, mag dieser Unterschied durch stärkeres Eindringen fremder Elemente in den niedersächsischen Stamm gefördert sein; die übrigen Unterschiede aber sind im Herzogtum so gering, daß sie nur Zufälligkeiten zugeschrieben werden können.

Sprachliches. Es kann nicht die Aufgabe einer Volkskunde sein, erschöpfend auf die Mundart einzugehen. Zu berücksichtigen ist dieselbe jedoch; da aber, von wenigen Einzelschriften abgesehen, nichts Zusammenfassendes vorliegt, kann ich nur Andeutungen bringen, so gut oder schlecht, wie sie einem, der nicht

Herzogtum

Kreis	Blaue Augen, blonde Haare, weiße Haut 1		Blaue Augen, braune Haare, weiße Haut 2		Blaue Augen, braune Haare, braune Haut 3		Graue Augen, blonde Haare, weiße Haut 4		Graue Augen, braune Haare, weiße Haut 5		Graue Augen, braune Haare, braune Haut 6		Graue Augen, schwarze Haare, braune Haut 7	
	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.
Braunschweig . .	5213	41,45	453	3,60	56	0,45	3529	28,06	629	5,00	81	0,64	6	0,05
Wolfenbüttel . .	4187	41,79	470	4,68	49	0,49	2637	26,32	502	5,01	83	0,83	8	0,08
Helmstedt . . .	4385	42,69	475	4,62	40	0,39	2780	27,06	498	4,85	70	0,68	72	0,70
Gandersheim . .	3942	39,90	464	4,69	34	0,34	2674	27,06	472	4,78	49	0,50	2	0,02
Holzminden . .	2946	37,27	357	4,50	14	0,18	2468	31,22	350	4,43	34	0,43	8	0,10
Blankenburg . .	1911	43,56	191	4,35	25	0,57	1107	25,23	200	4,56	32	0,72	2	0,05
Sa.	22584	41,01	2410	4,38	218	0,40	15195	27,61	2651	4,82	349	0,65	98	0,18
	blonder Typus													

germanische Sprachen studiert hat, möglich sind. Wir vermissen selbst noch ein Idiotikon der braunschweigischen Mundart, wie es für die Nachbarländer längst vorhanden ist[1]).

Die niederdeutsche Mundart, welche noch jetzt von dem Landvolke im Hauptteile des Herzogtums allgemein gesprochen wird, bezeichnet man als ostfälische; sie wird wiederum durch die Oker in zwei Untermundarten, den ost-ostfälischen und den west-ostfälischen, geschieden (Otto Bremer, Karte der deutschen Mundarten). Ganz gehört dieses Land dem Gebiete des mik und dik (mek und dek) an, wie diese Pronominalformen bei uns ausgesprochen werden, im Gegensatz zu dem weiter nördlich gelegenen Gebiete des mi und di, welches schon am Zusammenflusse der Leine und Aller und bei Ülzen sich ausdehnt[2]). Was die scharfe Trennung unserer Mundart in eine östliche und eine westliche betrifft, so hat Eduard Damköhler nachgewiesen, daß von Harzburg ab nach Norden zu eine Dialektgrenze zwischen einem östlichen monophthongischen und einem westlichen diphthongischen Sprachgebiete verläuft. Im Osten spricht man hûs,

[1]) Erfreulicherweise steht ein solches von Th. Reiche in Aussicht. Für Göttingen, Grubenhagen, wo eine nahe verwandte Mundart herrscht, gab 1858 Schambach sein vortreffliches Wörterbuch heraus. Das Wörterbuch der altmärkischen Mundart von Danneil erschien 1859.

[2]) Vergl. Babucke im Jahrb. f. niederd. Sprachforschung 1881, S. 71.

Braunschweig.

Braune Augen, blonde Haare, weiße Haut abs.	Proz.	Braune Augen, braune Haare, weiße Haut. abs.	Proz.	Braune Augen, braune Haare, braune Haut abs.	Proz.	Braune Augen, schwarze Haare, braune Haut abs.	Proz.	Blaue Augen, rote Haare, weiße Haut abs.	Proz.	Graue Augen, rote Haare, weiße Haut abs.	Proz.	Braune Augen, rote Haare, weiße Haut abs.	Proz.	Andere Kombinationen abs	Proz.	Insgesamt
8		9		10		11		12		13		14		15		
1620	12,88	732	5,82	165	1,31	24	0,19	19	0,15	22	0,17	7	0,06	21	0,17	12577
1165	11,62	684	6,83	121	1,21	25	0,25	31	0,31	11	0,11	7	0,07	40	0,40	10020
1114	10,85	576	5,61	165	1,61	33	0,32	25	0,24	23	0,22	6	0,06	10	0,10	10272
1408	14,25	686	6,94	97	0,98	13	0,13	19	0,19	11	0,11	3	0,03	8	0,08	9882
1039	13,15	548	6,94	87	1,10	22	0,28	19	0,24	4	0,05	1	0,01	8	0,10	7905
569	12,97	247	5,63	53	1,21	6	0,14	10	0,23	4	0,09	10	0,23	20	0,46	4387
6915	12,56	3473	6,31	688	1,25	123	0,22	123	0,22	75	0,14	34	0,06	107	0,19	55043
		brauner Typus zusammen 4284 = 7,78 Proz.														

hûser, mîn, im Westen dagegen hius, huiser, meⁱn (meuⁱn, muⁱn). Die sprachlichen Verschiedenheiten dieser Gebiete sind so bedeutend, daß Damköhler an eine ethnographische Verschiedenheit derselben glaubt. „Man wird nicht irren“, sagt er, „wenn man annimmt, daß die Westfalen, Engern und Ostfalen auch dialektisch verschieden waren, wie ja in der That das Westfälische vom Engrischen sich heute unterscheidet. Nun giebt es aber zwischen Engern und Ostfalen keine andere durchgreifende Sprachgrenze, als die eben genannte an der Oker. Denn wenn auch das westliche diphthongische Gebiet noch manche Verschiedenheiten zeigt, so scheinen diese doch untergeordneter Natur zu sein und berechtigen nicht zur Annahme ethnographischer Verschiedenheit. Ich vermute daher, daß jene Sprachgrenze zugleich Stammesgrenze der Engern und Ostfalen ist. Diese Vermutung widerspricht freilich der gewöhnlichen Annahme, daß Ostfalen sich bis an und über die Leine erstreckte (Spruner-Menke, Histor. Handatlas, Nr. 33). Dagegen giebt Pieper, Die Verbreitung der deutschen Dialekte bis um das Jahr 1300, das engrische Gebiet übereinstimmend mit der heutigen Sprachgrenze an“ [1]). Unterstützend für Damköhlers Ansicht, daß die engrisch-ostfälische Grenze der Oker entlang lief, kann noch angeführt werden, daß die Oker ehedem die Halber-

---

[1]) Archiv für Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen IV, 36, Halle 1894.

städter (östlich) und Hildesheimer (westlich) Diözese schied, die sich den Stammesgrenzen anbequemt haben werden.

Ungebrochen, in vollster Geltung, in Rede und Schrift, am Hofe und in der Stadt, in allen amtlichen Kundgebungen, auf der Kanzel und in der Schule hat bis zum Ausgange des 15. Jahrhunderts die alte Sprache der Väter in unserm Lande geherrscht, bis sie der großen deutschen Einheitssprache allmählich zum Opfer fiel und bei uns zum Aschenbrödel wurde. Freilich lebt sie noch, wenn auch immer mehr an Kraft und Ursprünglichkeit einbüßend, auf dem Lande, aber irgend welche Geltung in Amt und Schrift, in Kirche und Schule hat sie nicht mehr und wird sie auch nie wieder erringen. Wie dieses Zusammenschrumpfen in der Zeit vor sich gegangen, darüber habe ich die folgenden Data gesammelt.

Das Auftreten Luthers und die Ausbreitung der Reformation gaben den nachhaltigen Anstoß zur Verdrängung des Niederdeutschen. Damit wurde für ganz Deutschland die große Gefahr beseitigt, daß unser Vaterland dauernd sprachlich in zwei Hälften zerfallen wäre. Die Kosten des Prozesses trug die niederdeutsche Sprache, welche den Norden ausschließlich beherrschte. Zwar ist in der Stadt Braunschweig die Reformation durch einen Niederdeutschen, den Pommern Johannes Bugenhagen, in niederdeutscher Sprache in die Wege geleitet worden, allein bald wandelte sie hochdeutsche Bahnen. Die Kirchenordnung, die jener hervorragende Reformator 1528 für Braunschweig niederdeutsch verfaßte[1]), wurde schon nach drei Jahren, 1531, durch eine zu Nürnberg gedruckte hochdeutsche Bearbeitung ersetzt, welcher dann 1563 von Ratswegen abermals eine Redaktion in der siegreichen Sprache folgte. Von Wittenberg aus strömte hochdeutscher Reformationsgeist über die niederdeutschen Städte, hochdeutsche, von dort kommende Prediger redeten in der fremden Sprache zum Volke und predigten gegen die aus der katholischen Zeit stammenden niederdeutschen Schriften. Die in Niedersachsen geborenen evangelischen Prediger aber, die der Reformation sich angeschlossen hatten, standen durchaus unter dem Einflusse ihrer oberdeutschen Vorbilder, zumal Luthers, dem sie nacheiferten und zu dessen Sprache auf der Kanzel überzugehen, ihnen nahe lag. Schon 1574 empfahl der Magdeburger Prediger Georg Torquatus seinen Amtsbrüdern die meißnische Sprache auf das wärmste. Um 1600 herum wurde ziemlich allgemein im mittleren und südlichen Niedersachsen das Hochdeutsche Sprache der Kanzel, und nur einzelne Prediger, wie der berühmte Jacob Sackmann († 1718 zu Limmer bei Hannover), behielten die alte Landessprache bei.

Gleichzeitig aber mit dem Eindringen des Hochdeutschen in das niederdeutsche Sprachgebiet durch die Reformation erwuchs diesem ein nicht minder

[1]) Der Erbarn Stat Brunswyk christlike ordeninge, to Deenste dem hilgen evangelio, christliker lere, tucht, frede, unde eynicheyt. Ok darunder vele christlike lere vor de borgere. Dorch Joannem Bugenhagen Pomern bescreven 1528. Die Ordnung ist gedruckt bei Joseph Kluck in Wittenberg. Eine Neuausgabe mit Einleitung und Glossar gab Ludwig Hänselmann heraus (Wolfenbüttel 1885).

kräftiger und seinen Bestand schädigender Gegner durch die hochdeutsche Rechts- und Kanzleisprache, die bereits im 15. Jahrhundert vereinzelt in die fürstlichen Kanzleien durch Schreiber aus dem Süden eingeführt war. Diese oberdeutschen Leute fanden hier um so mehr Boden, als schon in früher Zeit hochdeutsche Sprache in Hof- und Adelskreisen Wurzel zu schlagen begann, hochdeutsche Dichter und Sänger nach Norden gewandert waren, und niederdeutsche Adlige (Eilhard v. Oberg, Albrecht v. Halberstadt, um nur solche aus unserer Gegend zu nennen) hochdeutsch schrieben. Vom Jahre 1500 an tritt die hochdeutsche Sprache anfangs vereinzelt noch neben der niederdeutschen auf, allmählich überholt sie dieselbe, und im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts verschwindet in unserm Lande das Niederdeutsche ganz aus den fürstlichen Kanzleien, und die hochdeutsche Sprache gelangt auch hier zum Siege. So gewaltig räumt sie auf, daß selbst der Name der Stadt, nach der das ganze Land benannt ist, ihr zum Opfer fällt und aus dem ehrwürdigen Brunswik in zahlreichen Übergängen ein „Braunschweig" entsteht. Die nachstehende Auswahl von Urkunden und Erlassen der Landesfürsten zeigt in chronologischer Anordnung deutlich den Heruntergang der niederdeutschen Sprache in Braunschweig während des 16. Jahrhunderts.

1495. Erbteilungsbrief des Herzogs Wilhelm des Jüngeren. Niederdeutsch.

1498. Landesordnung Herzog Heinrichs des Älteren. Niederdeutsch.

1503. Beurkundung der Huldigung der Stadt Braunschweig. Niederdeutsch.

1509. Verschreibung Herzog Heinrichs des Älteren an Herzog Magnus zu Sachsen. Niederdeutsch.

1510. Schlichtung eines Streites zwischen dem Rate zu Braunschweig und dem Abte von St. Ägidien daselbst durch Herzog Heinrich den Älteren. Hochdeutsch.

1512. Herzog Heinrich zu Lüneburg überweist das Land Göttingen seinem Vetter Herzog Erich von Braunschweig. Niederdeutsch.

1512. Die Brüder Herzog Heinrich der Ältere und Herzog Erich überweisen die Stadt Lüneburg, die Gerichte Meinersen und Campe dem Herzog Heinrich zu Lüneburg. Hochdeutsch.

1519. Schuldverschreibung Herzog Heinrichs des Jüngeren an die Stadt Braunschweig. Niederdeutsch.

1523. Vertrag der Herzöge Erich und Heinrich des Jüngeren mit der Stadt Braunschweig. Niederdeutsch.

1524. Ausschreiben des Herzogs Heinrich des Jüngeren über die Gefangennahme seines Bruders Wilhelm. Hochdeutsch.

1535. Vertrag zwischen diesen beiden Brüdern wegen der Regierung und Erbfolge. Hochdeutsch.

1553. Vertrag zwischen Herzog Heinrich dem Jüngeren und der Stadt Braunschweig. Hochdeutsch.

1568. Der Rat der Stadt Braunschweig drückt dem Herzog Julius sein Beileid wegen Ableben seines Vaters aus und wünscht Glück zum Regierungsantritt. Hochdeutsch.

1569. Der Rat der Stadt Braunschweig huldigt dem Herzog Julius auf dem Altstadtrathause in hochdeutscher Sprache; der auf dem Altstadtmarkte stehenden Volksmenge, welche auch schwören mußte, wurde die Huldigungsformel hochdeutsch von den Lauben des Rathauses herab verlesen [1]).

Wie die hochdeutsche Sprache am Ausgange des 16. Jahrhunderts die Hofkreise erobert hatte, läßt sich an dem Beispiel des Herzogs Heinrich Julius (1564 bis 1613) nachweisen, welcher seine prosaischen Dramen in hochdeutscher Sprache schrieb. Um die niedrige Stellung der eigentlichen Landessprache zu kennzeichnen, läßt er Bauern, Gerichtsdiener u. dergl. Leute in der Mundart reden. So spricht z. B. in der Komödie „Von einem Wirthe" (Wolfenbüttel 1593) der Bauer Hans braunschweiger Plattdeutsch, und in den vom Herzoge herausgegebenen „Braunschweigischen Händeln" (drei Bände, 1607 bis 1608) spricht der Wolfenbüttler Hinrich, welcher den Residenzstädtler darstellt, hochdeutsch, der Braunschweiger Bürger Autor aber noch niederdeutsch (Teil III. S. 1268 bis 1282).

In den herzoglichen Kanzleien und bei Hofe sehen wir so im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts die hochdeutsche Sprache zum völligen Siege gelangen. Erlasse und Urkunden auf dieser Seite kommen in niederdeutscher Sprache nicht mehr vor. Etwas länger hielt sich das Niederdeutsche in den Ratsstuben der Städte, wo auch die mündlichen Verhandlungen noch einige Zeit in niederdeutscher Sprache geführt wurden, während alle öffentlichen Kundgebungen schon in hochdeutscher Sprache erfolgten. Aber bald dringt auch hier im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts das Hochdeutsche gleichfalls durch, wie aus der folgenden chronologischen Übersicht von Ratsverordnungen u. s. w. zu ersehen [2]).

1532. Stadtrecht. Niederdeutsch.

1544. Brauerordnung. Niederdeutsch.

1549. Marktmeisterordnung. Niederdeutsch.

1550. Feuerordnung. Niederdeutsch.

1553. Erste hochdeutsche Ordnung: Einfeltige vnd Kurtze ordenunge deß processus so im obergerichte diser stadt Braunschweig mehrenteilß im gebrauche gewesen.

1553. Zweite Redaktion des Untergerichtsprozesses von 1532. Niederdeutsch.

1557. Hochdeutsches Privilegium des Herzogs Franz Otto, eine wörtliche Übersetzung des niederdeutschen Privilegiums der Herzöge Otto und Ernst von Lüneburg aus dem Jahre 1525 — die dazwischen

---

[1]) Die betreffenden hier angeführten Urkunden und Erlasse stehen bei Rehtmeyer, Braunschw. Lüneb. Chronica, Bd. II, 1722.

[2]) Vergl. Hänselmann, Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, Bd. I (1873).

liegenden 32 Jahre hatten den Übergang aus der einen in die andere Sprache bewirkt.

1563. Wächterordnung. Niederdeutsch.

1530 bis 1570. Eidesformeln der verschiedenen Gewerbe u. s. w. niederdeutsch, mit Ausnahme derjenigen der Untergerichtsprokuratoren, welche hochdeutsch ist.

1571. Ordnung der Prädikantenwahl. Hochdeutsch.

1573. Ordnung der Stadt Braunschweig (gedruckt zu Magdeburg). Hochdeutsch.

1573. Kleider= und Hochzeitsordnung. Hochdeutsch.

1586. Feuerordnung (gedruckt zu Magdeburg). Hochdeutsch. Jene von 1550 war noch niederdeutsch, so daß auch auf diesem Gebiete in 36 Jahren der Sprachwechsel erfolgte.

Im Stadtarchiv zu Braunschweig befindet sich ein Liber Memorandorum ab anno 1527 usque 1566 mit Eintragungen der verschiedensten Art, die in chronikalischer Form von Ratswegen gemacht wurden und uns Einblicke in das innere Treiben der städtischen Verwaltung gestatten. Auch Erlasse u. dergl. sind daselbst verzeichnet. Bis zum Jahre 1545 sind dieselben nur niederdeutsch und erst am Freitag nach Oculi 1545 steht ein hochdeutscher Erlaß eingetragen, beginnend: Wir Bürgermeister vnd Rathman der Stadt Braunschweig thun kundt vnd wissent — —, doch noch an demselben Tage ergeht ein niederdeutscher Ratserlaß: Nadem sick vele drogerige dusser tidt begeuen — — — woraus die eingerissene Doppelsprachigkeit der Mitte des 16. Jahrhunderts erhellt. Es folgen im Gedenkbuche nun wieder niederdeutsche Eintragungen, am 21. März 1556 ein hochdeutscher Erlaß des Rats wegen Abschaffung des Hausierhandels, dann hoch= und niederdeutsche Eintragungen abwechselnd, endlich am Sonnabend nach Palmarum 1562 die letzte niederdeutsche.

Läßt sich so der Niedergang der heimischen Sprache an der Hand der amtlichen Kundgebungen der Landes= und Stadtbehörden chronologisch verfolgen, so sehen wir gleichzeitig einen raschen Verfall der niederdeutschen Litteratur. Die Werke in niederdeutscher Sprache werden seltener, beschränken sich zumeist auf Theologie und steigen dann so herab, daß sie im 18. Jahrhundert auf Gelegenheitsgedichte u. dergl. beschränkt sind. Noch 1590 wurde in Wolfenbüttel bei Konrad Horn ein plattdeutscher Jesus Sirach gedruckt. War eine gute niederdeutsche Schrift vorhanden, so wurde sie, selbst in unserm Lande, schon ins Hochdeutsche übersetzt, wie z. B. der Witwen Trost von Prätorius, 1606 in Wolfenbüttel bei Joh. Stangen Witwe, und zwar „auff etlicher fürnemer Personen Begeren“, woraus hervorgeht, daß damals unter den Vornehmen zu Wolfenbüttel des Niederdeutschen Unkundige sich befanden. In diese Zeit fällt auch der Druck der letzten niederdeutschen Bibel, 1622 durch Johann Vogt zu Goslar (Biblia, Dat ys: de gantze hillige Schrifft Sassisch). Nun hört, Kleinigkeiten ausgenommen, in unserm Lande der Gebrauch der niederdeutschen Sprache in theologischen

Schriften auf. Der dreißigjährige Krieg mit seinen Wirren that das übrige, um sie aus der Litteratur zu verdrängen und auf die niederen Stände zu beschränken.

Selbstverständlich verfiel die niederdeutsche Sprache dabei immer mehr durch Eindringen des Hochdeutschen [1]). Wo man sie im trauten Kreise der Familie zu Gelegenheitsdrucken bis ins 18. und selbst den Beginn des 19. Jahrhunderts hinein noch gebrauchte, nimmt sie immer unreinere Formen an. Zur Kennzeichnung dieser Drucke möge einiges angeführt werden, was den Verfall darthut [2]).

Im Jahre 1654 wurden zu Helmstedt „Niedersächsische Einfälle von frühzeitigen Freyern" gedruckt, ein Gelegenheitsgedicht in steifen Alexandrinern zur Hochzeit des dortigen Stadtmedicus Bosse, niederdeutsch, nur der Titel hochdeutsch. 1708 druckt in derselben Universitätsstadt Salomon Schnorr Ein glaut un funkel niet Schnack den Hans Keilkemaus un Kaurt Schmerup unner sek schnackten u. s. w. Als 1715 der Konrektor des Martinigymnasiums zu Braunschweig, Pohlmann, sich vermählte, verehrte ihm sein Kollege Botemeyer ein Gedicht de Platt-dütsche Sprake well sik nich affstötten laten (gedruckt in Weichmanns Poesie der Niedersachsen, Hamburg 1725, I, S. 149) und 1726 wünscht die Gemeinde Sophienthal dem bei ihr einkehrenden Herzoge in einer gedruckten Ansprache Glück zu seinem Namenstage. Hertzog August Wilhelm usen leiven Lannes Vaer, asse hei an Sienen Nahmens Dage in Sophien-Dahl ansprok.

Aus dem Jahre 1743 liegt ein bei Drimborn in Helmstedt gedrucktes Hochzeitsgedicht vor; mit einer Probe aus demselben wollen wir die Kennzeichnung des Verfalles unserer Sprache beschließen:

Als mien leiwe Brauer Schröder
Antog siene Bröd'gams Kleder,
Un na siener Bossen-Brut
Reise weg von Scheinig uht
Hen na Veltheim up dei Parre,
Wo hei siene Püppke harre,
Un sien Hochtiets-Festgen heilt
Word öhm hier düt middedeilt. u. s. w.

In den Städten hat der eigentliche Bürgerstand, Handwerker u. s. w., bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts im häuslichen Verkehre die niederdeutsche Sprache beibehalten; der Uebergang zum Hochdeutschen hat in diesen Kreisen sich denn, auch die Hauptstadt Braunschweig nicht ausgenommen, allmählich bis

---

[1]) „Alles, was noch frei vom Einflusse der reformatorischen Schriften, deren hochdeutscher Teil von jungen Leuten mechanisch und schlecht übersetzt war, geschrieben wurde, ist verhältnismäßig frisch, frei und lebendig. Von da ab wird die Mischsprache platter und stumpfer, die Darstellung affektierter, die syntaktischen Fügungen, früher gefällig und durchsichtig, werden schwerfälliger. Es ist von nun an die eine Tendenz vorherrschend, gerade das Eigentümliche, Ursprüngliche abzustreifen." (Jellinghaus.)

[2]) Vergl. dazu Scheller, Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache. Braunschweig 1826.

zur Mitte des Jahrhunderts vollzogen. Von da ab hört man in den Städten niederdeutsch nur in der niedrigen Bevölkerung in einem häßlichen Mischdialekte.

Anders auf dem Lande. Ist hier auch in der Kirche und der Schule das Hochdeutsche seit langem zur Herrschaft gelangt, so ist auf dem Lande doch das Niederdeutsche Haus- und Umgangssprache geblieben, und je ferner von den Städten, desto reiner und besser. In dieser schönen, kräftigen Sprache singt die Mutter dem Kinde das Wiegenlied, verkehren die Liebenden untereinander, erfolgt der Gedankenaustausch der Familienmitglieder und Freunde, wird alles bezeichnet, was sich auf die Arbeit in Haus, Stall und Feld bezieht. Abgesehen von Schule und Kirche ist nur noch der Verkehr mit den Behörden und den Städtern hochdeutsch; ferner neuerdings mit dem erweiterten Eindringen der Zeitungen, den politischen Wahlen alles, was sich auf Politik bezieht. Es tritt hier ein neues zersetzendes Element dem Niederdeutschen entgegen, dessen Wirkungen erst später sich überschauen lassen werden. Auch im Verkehr mit den Städtern bedient sich der Landmann gerne der hochdeutschen Sprache, sei es auch nur, um zu zeigen, daß er sie beherrscht; oft auch schämt er sich seiner Muttersprache, die in die unteren Kreise hinabgedrängt ist, und glaubt, die „hohe" Sprache sei besser als die „platte", worunter er die „niedere" versteht. Je nach seiner Erziehung und Bildung beherrscht der Landmann das Hochdeutsche im verschiedenen Grade. Es wechselt bei ihm von völliger Reinheit bis zum schauderhaften „missingisch", dem häßlichen Gemisch von Hoch- und Niederdeutsch. Dieser auch in den von der ärmsten Bevölkerung der Stadt Braunschweig bewohnten Straßen geredete Dialekt geht in seiner Bezeichnung wohl weniger auf das gemischte Metall „Messing" zurück, als auf meißnisch, niederdeutsch missnisch, wie die eindringende Sprache Luthers zunächst bezeichnet wurde. In diesem Jargon — das Fremdwort möge dafür am Platze sein — liegt die tiefste Stufe des Herabkommens unserer niederdeutschen Muttersprache, und je eher auch dieser verschwindet, desto besser[1]).

[1]) Die Mißverständnisse, welche entstehen, wenn ein Bauer des Hochdeutschen nicht ordentlich mächtig ist und sich doch in dieser Sprache ausdrücken will, geißelt ein dôneken, das in der Zeitschrift Muddersprake I, 88 (1888) mitgeteilt ist. Zwei Bauern wollen mit dem Inspektor und Hauslehrer auf dem Gute Skat spielen. Unterwegs sagt der eine: „Heinrich, morgen mußt de mich mal einen Wagen lehnen, bei meinen is eine Asse gebrochen", worauf ihn der andere belehrt: „Es heißt nicht lehnen, sondern borgen, und nicht Asse, sondern Achse." Weiterhin auf dem Wege bemerkt der erste: „Ich glaube, es giebt Regen, der Heben sieht so duster aus", worauf der zweite abermals verbessert: „Nicht Heben, sondern Himmel." Jener merkt sich das und als er beim Skatspiel nun vier Däuser (Asse) bekommt, da flüstert er seinem Nachbar zu: „Donnerwetter, ich verstehe aber das Abhimmeln famos! Borgen Se sich man blos mal rüber: ich habe fahrhaftig alle veir Achsen in der Hand."

Die Ortsnamen.

Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt, abgesehen von den Exclaven Thedinghausen, Harzburg und Calvörde.

Noch immer spukt in einzelnen Schriften, welche die Ortsnamen des Herzogtums erwähnen, die Keltomanie, und nach abgethanen Vorbildern werden unsere Ortsnamen zum Teil mit Hilfe der neuen keltischen Sprachen erklärt. Mögen auch vor den Germanen in unserm Lande Kelten gewohnt haben, so sind doch Ortsnamen von ihnen nicht überkommen, wie das vereinzelt schon in Thüringen, reichlicher erst in Süd- und Westdeutschland, sowie in Österreich der Fall ist. Wir besitzen aus dem Braunschweigischen nicht einmal altgermanische Ortsnamen, was sich dadurch erklärt, daß die Römer uns nicht nahe genug gekommen sind, um Orte aus dem heutigen Braunschweig aufzuzeichnen, vorausgesetzt, daß unsere Vorfahren überhaupt damals schon in geschlossenen Ortschaften lebten. Wie sollten da nun gar vorgermanische, keltische Ortsnamen zu finden sein?

Wie groß das absolute Alter der heute bestehenden Ortschaften ist, läßt sich nicht angeben, höchstens über die relativen Altersverhältnisse können wir Mutmaßungen anstellen. Die meisten gehen wohl auf die Zeit zurück, als die Sachsen sich zu einem Bunde zusammenschlossen. Mit urkundlichen Benennungen treten unsere Orte verhältnismäßig spät auf, wenn sie natürlich auch schon lange bestanden haben müssen, bevor ihr Name zuerst in einer erhaltenen Urkunde auftaucht. Von rund 270, die ich hier einer Betrachtung unterziehe, reichen nur verhältnismäßig wenige in das achte, neunte oder zehnte Jahrhundert zurück. Bei weitem die Mehrzahl erscheint erst nach dem Jahre 1000.

Läßt sich also ein absolutes Alter für unsere Ortschaften nicht nachweisen, so darf man über das relative doch einige Mutmaßungen anstellen. Die älteren Siedelungen müssen naturgemäß da entstanden sein, wo der Grund und Boden sich bequem zum Anbau eignete, wo futterreiche, waldfreie Stellen sich ausdehnten, das Feld sich leicht bestellen ließ, wo Flußläufe den Verkehr erleichterten, was sich selbst in einem so wenig verschieden gestalteten Lande, wie dem unsrigen, erkennen läßt. Ortsnamen, die eine Rodung andeuten, gehören daher zu den jüngeren; erst wenn der frei liegende Boden besiedelt war, schritt man zu Neuanlagen im gelichteten Walde. Von Wichtigkeit sind unsere Ortsnamen für die Geschichte der deutschen Stämme; ihre Betrachtung

ergiebt, daß wir uns in einem Grenzgebiete befinden, in welchem der sächsische und thüringische Stamm zusammenstießen; nach der Ausdehnung der einzelnen Gruppen von Ortsnamen, die für den einen oder andern Stamm bezeichnend sind, läßt dessen ehemaliger Gebietsumfang sich erkennen.

Die Anordnung der Ortsnamen ist, abgesehen von den einfachen, selbständigen Bezeichnungen, nach den Endungen erfolgt. Die am häufigsten über Deutschland verbreiteten Endungen, wie —heim, —ingen, —dorf, —stedt, sind auch bei uns am stärksten vertreten; als Grundwörter, die bei allen deutschen Stämmen verbreitet sind, lassen sie sich kaum zur Bestimmung der Sitze eines einzelnen Stammes verwerten; andere dagegen erscheinen wohl geeignet zur ethnographischen Aussonderung, wie z. B. längst die Bedeutung der Endung —leben für die Thüringer erkannt ist, dagegen die —büttel, —ithi, —wedel, —ber u. a. für die Sachsen als kennzeichnend in Anspruch genommen werden müssen. Was sich in dieser Beziehung mit Sicherheit sagen ließ, ist bei den einzelnen Gruppen bemerkt. Von den 270 hier aufgeführten Ortsnamen entfallen nach den Endungen auf

—heim	53	=	19	Prozent
—stedt	31	=	12	"
—dorf	29	=	11	"
—ingen	22	=	8	"
—rode	16	=	6	"
—ithi(de)	14	=	5	"
—leben	11	=	4	"
—beck	10	=	4	"

Auf diese acht Endungen kommen allein 69 Prozent der Gesamtsumme, so daß auf die übrigen (—lage, —berg, —burg, —hausen, —ber, —feld, —kot, —büttel, —au, —thal, —hagen, —horst, —brück, —mar rc.) und die einzelstehenden Stämme zusammen nur 31 Prozent entfallen. Eine Hinzufügung der Wüstungen würde innerhalb der heutigen politischen Grenzen der Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt das Gesamtbild kaum ändern; wohl aber würde sich dasselbe sofort verschieben, wenn man unser Gebiet, dessen nördliche Vorsprünge ergänzend, bis zur Aller ausdehnte, wo die reiche Zahl der Büttel eine Änderung herbeiführen würde.

Die natürliche Beschaffenheit unseres vorwiegend flachen Landes und die Besiedelung desselben durch nur zwei deutsche Stämme (abgesehen von dem kleinen wendischen Streifen im Nordosten) bringen es mit sich, daß eine ganze Anzahl Ortsnamen bildender Grundwörter, die im übrigen Deutschland häufig vorkommen, bei uns fehlen. Dahin gehören solche auf —hügel, —kuppe, —fels, —eck, —brühl und selbstverständlich die eigentlich süddeutschen, schwäbisch-bayerischen.

Vorangestellt habe ich die heute amtlich gültige Form nach dem vom herzoglichen statistischen Büreau herausgegebenen Verzeichnis. Diese Formen stehen auch erst seit dem 19. Jahrhundert fest, und noch das 18. Jahrhundert zeigte in der Schreibung der Dorfnamen starke Abweichungen, die meist der im

Volksmunde üblichen Aussprache sich anschlossen. Wo letztere stark abweicht oder mir von Bedeutung schien, habe ich sie beigefügt. Es folgen dann die urkundlichen Bezeichnungen, die auf das sicherste Material zurückgehen, nämlich auf die von meinem 1893 verstorbenen Lehrer H. Dürre angelegten, jetzt im Staatsarchiv zu Wolfenbüttel befindlichen Repertorien. Ich habe in seinem letzten Lebensjahre mit dem vortrefflichen, überaus fleißigen Gelehrten noch viel über unsere heimischen Ortsnamen sprechen können; ohne seine Vorarbeiten wäre das hier Gebotene nicht möglich gewesen. Dann ist weiter benutzt das historisch-geographische Wörterbuch von Hermann Österley (Gotha 1883), welcher vielfach anderweitigen Stoff als Dürre heranzieht, sowie noch verschiedene Urkundenbücher. Selbstverständlich ist von einem Abschluß schon deshalb hier nicht die Rede, weil ich nicht Germanist bin. Möge ein Berufener die Arbeit nochmals in die Hand nehmen. Daß nur eine geschichtlich sprachliche Untersuchung der Ortsnamen unter steter Berücksichtigung der natürlichen Umgebung des Ortes zu sicheren Aufschlüssen führen kann, ist jetzt allgemein anerkannt. Für Braunschweig steht eine solche noch aus; denn die einzige Arbeit, die wir besitzen und auf die heute noch zurückgegriffen wird, ist vor gleich hundert Jahren erschienen und fast durchweg veraltet [1]). Bis eine gründliche Durcharbeitung erfolgt, möge das Nachstehende als zeitweiliger Ersatz nachsichtig aufgenommen werden.

Benutzt ist, namentlich für die zur Deutung herangezogenen urkundlichen Personennamen, das altdeutsche Namenbuch von E. Förstemann (I. Personennamen 1856. II. Ortsnamen, zweite Auflage 1872, abgekürzt Förstem. Pn. und On.), sowie desselben Verfassers zusammenfassendes kleineres Werk, Die deutschen Ortsnamen 1863.

Abkürzungen: ags. = angelsächsisch. ahd. = althochdeutsch. alts. = altsächsisch. got. = gotisch. mh. = mittelhochdeutsch. ndd. = niederdeutsch.

—heim.

„Das got. haims, ahd. heim bedeutet Haus, Wohnung, Wohnsitz, Dorf. Es ist dieses Wort in vieler Hinsicht das wichtigste Element der deutschen Ortsnamen; an Altertum wird es von keinem in den Ortsnamen gebrauchten Stamme übertroffen." Es ist nicht nur bei uns, sondern in ganz Deutschland die häufigste aller Ortsnamenbildungen, die sich bei allen Stämmen findet, wenn auch nicht gleichmäßig. Es kommt neben der vollen Form —heim bei uns heute in den verschiedensten Abschleifungen vor: —hem, —em, —en, —um, —im, —m u. s. w.

Achim. — Achem 983, 1022, 1176. — Achheim 1135, 1249. — Osterachem 1271, so genannt zum Unterschiede von Tempelachem 1484. — Osterachim 1344. — Major Achim 1311.

---

[1]) J. H. Reß, Über Benennung und Ursprung aller Örter des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel. Wolfenbüttel 1806, wo cheruskische, fosische, sächsische, langobardische, keltische u. s. w. Ortsnamen unterschieden werden!

Zu dem ahd. aha, Wasser. Förstem. On. S. 27. Noch in der Dorfbeschreibung von 1765 Acheim, im Volksmunde Achen.

Adersheim. — Adersheim 1160, 1182. — Adershem 1160. — Ardesheim 1191, 1220. — Adersem später immer.

Im Volksmunde Adersen, Arsen. Zu Pn. Ath-heri, Adheri.

Ahlum. — Odenhem 888. — Adenheim 1178. — Adenem. — Odelem 1474. — Odenum.

Im Volksmunde Ahlen. Zu Pn. Ado.

Alvesse. — Alvotesheim 1161. — Alvethesheim 1191. — Alvedissem c. 1226. — Alvedessem 1279, 1302. — Alvedessen 1250. — Alvedesse 1335. — Alvesse später.

Zu Pn. vom Stamme Alb, specieller Albod.

Atzum. — Etlovesheym 1051. — Atlevesheim c. 1200, 1146. — Atlevessem 1244. — Atlevessen 1274 und öfter. — Atlevesse 1381.

Zu Pn. vom Stamme Ath wie Atlef. Im Volksmunde Atzen.

Bahrum. — Barem 1147, 1233. — Baren 1233. — Barum 1470.

Im Volksmunde Bahren.

Bornum (bei Königslutter). — Bornem apud Luttere 1274, 1297, 1336. — Bornem prope Elmouem 1359. — Bornem vor dem Elme 1462. — Bornem im richte to Lutter 1484, 1533.

Zu Brunnen, ndd. born. Im Volksmunde Borne.

Bornum (Amt Wolfenbüttel). — Bornem 1166. — Burnem 1189. — Bornem 1233. — Bornum bi Kissenbrügge 1227, 1282, 1344, 1440. — Bornem apud Ovacram 1358.

Gleich dem vorigen.

Börßum. — Borsne 1213. — Borßem 1338. — Borsem 1425. — Borßen 1300. — Gr.-Borsem 1422. — Kl.-Borßem 1484, 1569.

Nach Förstem. On. S. 372 zu der Sumpfpflanze Ledum palustre, Porst, ahd. borse, was doch recht fraglich. Im Volksmunde Börßen.

Broitzem. — Brotseim 1178. — Brotheseim 1187. — Brothsem 1234. — Brotsem 1291. — Brotzem 1291. — Broyzem 1339.

Hier kann ein noch nicht nachgewiesener Personenname Broth, Brot vorausgesetzt werden.

Dahlum (Groß- oder Voigts-). — Major Dalem 1324, 1317. — Vogedesdalem 1320, 1388, 1399. — Dalem advocati 1315.

Dahlum (Klein-). — Parvum Dalem 1278, 1308. — Minor villa Dalem 1344, 1263. — Suddalem c. 1200. — Niederdahlem 1321. — Lutken Dalum 1318.

Dahlum (Salz-). — Dahlem 888. — Dahlheim 1093. — Dalehem 1190, 1107. — Dalem 1237. — Soltdalheim. — Soltdalem. — Saltdalem.

Wie die vielen Thalheim zu ahd. tal, Thal, ndd. dâl. Im Volksmunde Dalen.

Dettum. — Thitene 1226. — Dhittene 1226. — Dettene 1280.

Zu got. thiuda, Volk, und den dazu gehörigen Pn. Tito, Detto. Im Volksmunde Detten.

Dobbeln. — Debbenheim 1137. — Debbenehem 1179. — Debbenem 1280. — Dobbenem 1253. — Debbenum 1387.

Zu Pn. Debbo, Kosename von Detbold oder Detbod.

Eilum. — Odonhem 888. — Oudenheim 1141. — Udenhem 1137. — Uodenheim 1121. — Udenem 1182. — Odenem 1242. — Odenum 1341. — Odelem 1484.

Zu Pn. vom Stamme Aud, wie Audo, Oudo, Odo und Udo, deren Trennung kaum möglich. Förstem. Pn. S. 161 u. 207. Im Volksmunde Eilen.

Eitzum. — Etzem 1290, 1315. — Eysem 1302. — Etsum 1336.

Etzem wohl entstanden aus Eddeshem, also dem folgenden Namen gleich.

Esschof. — Eddessseim villa 1178. — Eddessen 1294. — Eddessem 1326. — Eddesse 1311.
Zu Pn. vom Stamme Ed, wie Eddo.

Evessen. — Hebesheim 952, 965. — Evessem 1344. — Evessen 1361.
Zu Pn. Ebo.

Gardessen. — Gerdessem 1226, 1344, 1311. — Gardessen 1315.
Zu Pn. vom Stamme Ger, wie Gerhard. Im Volksmunde Garßen.

Gilzum. — Gillessem 1152. — Gellessem 1240. — Gellesheim 1195. — Gillsem 1344.
Zu Pn. Gillo (aus Gildo). Vergl. Gilzem im Kreise Bitburg, das 1299 Gildishem heißt. Im Volksmunde Gilzen.

Hachum. — Haghem c. 1170. — Hachem 1195. — Hachum 1315.
Zu Pn. Hago. Im Volksmunde Hachen.

Harvesse. — Herewardissem 1232. — Herwardessin 1160.
Zu Pn. Hariward, Herward.

Hessen. — Hessenheim 966. — Hessenem 1190. — Hesnem c. 1270. — Hesnum 1289. — Hessenum 1384.
Zu Pn. Hesso.

Hötzum. — Hotselem 1251. — Hotzelem 1340. — Hötzelem 1344.
Zu Pn. vom Stamme Hod, wie Hodo, Huoto. Im Volksmunde Hötzen.

Jerxheim. — Jerkisheim 1203. — Jerkesheim 1195. — Gercksheim 1195. — Gercksem 1195. — Gerksem 1313. — Jercsem 1315. — Jerxsem 1315. — Jerxem 1354.
Zu Pn. Geriko. Im Volksmunde Jerxen.

Kalme. — Kallenheym 1300. — Kalnhem 1249. — Kallenem 1184. — Kalnem 1322. — Kallem 1353.

Lelm. — Lellenem 1178. — Lellenheim c. 1200. — Lellum 1315. — Lellem 1344.
Zu Pn. Lello.

Linden. — Lindun 1007. — Lindum 1118. — Lindem.

Lucklum. — Lucgenheim 1051. — Lukkenem 1214. — Luckenem 1148.
Zu Pn. Lucko aus Ludger. Im Volksmunde Luckeln.

Machtersen (Bruch-). — Machtersem prope Lichtenberge in Gericht to Lechtenberge 1465.
Zu Pn. vom Stamme Maht (= Macht). Vergl. Machtersted, Machtelfing, Machtelshausen.

Machtersen (Lob-). — Locmachtersem 1305, 16, 34. — Machtersem prope Barem 1353. — Lockmachtersem 1338.

Nortenhof. — Northem 1007. — Northeim 1187. — Norten 1480.

Querum. — Querunhem 1148. — Querunheim 1248. — Queruhem 1161. — Quernem 1248. — Mönke-Quernem 1307. — Dorp-Quernem 1323.
Zu got. quairnu, ahd. quirn, Mühle. Vergl. Kirnach, Quarnebeck, Querfurt, Quirnheim bei Worms. Im Volksmunde Queren.

Rautheim. — Ruotnun 1031. — Rothna 1178. — Rothne 1196. — Rothem 1160, 1383. — Rothen 1388. — Routhen c. 1470.
Zu ndd. rôd, rot, Rodung. (Dürre, Ztschft. d. histor. Vereins für Niedersachsen 1869, S. 74.) Im Volksmunde Rauten.

Rühme. — Riudun 1007. — Riudun 1031. — Rudem 1361, 1400. — Ruden 1440.
Zu ahd. hriod, Ried, Reit, daher Riedheim, was zu dem an der sumpfigen Schunter gelegenen Orte paßt. (Dürre, Ztschft. d. histor. Vereins für Niedersachsen 1869, S. 74.)

Schickelsheim. — Scezelesheim 1160. — Schekleshein 1160. — Schickelsum 1347. — Schickelsem 1314.

Zu Pn. Scazilo. Im Volksmunde Schickelse. Seelmann (Zur Gesch. der deutschen Volksstämme, Norden 1887, S. 70) hat für 1160 die Form Seczelesheim und nimmt hier Zetacismus an.

Sierße. — Sigerdessen 1182. — Sigerdissen c. 1470. — Sigerdissem 1226. — Siredeshusen c. 1274. — Sirdeshusen c. 1274. — Sierdessen 1335. — Sierdesse 1318. — Zierdisse c. 1357.

Zu Pn. vom Stamme Sig, ahd. sigu = Sieg. Specieller zu Sighard.

Sottmar. — Sutherheim 1146. — Sutherem 1178. — Suthrem 1178. — Sudtherem 1275, 1206. — Sotherum 1317. — Sottherum 1318. — Sotmere 1417.

Steinum (Groß-). — Stenem 1226. — Stenum 1297. — Steinem 1311. — Steynum.

Nach der steinigen Beschaffenheit der Umgebung, die namentlich nach dem Dorme zu große Steinblöcke zeigt, welche, der Sage nach, Riesen aus ihren Schuhen geschüttelt haben sollen. Im Volksmunde Steinen.

Stiddien. — Stidegem 1172. — Stidiem 1153. — Stedium. — Stidinm 1187. Stidingen.

Stöckheim (Groß-). — Stochheim 1054. — Stöckem 1273. — Stöcken 1377. — Stockem 1166. — Stokkem 1232, 1299, 1192 = Waldheim.

Zu ahd. stoch (truncus, Baumstamm), wobei an die stehen gebliebenen Wurzelstöcke gefällter Bäume zu denken ist. Ein durch Deutschland häufiger Ortsname. Im Volksmunde Stöcken (vergl. Stöcken an der Leinemündung, Stockum bei Münster i. W., Stockheim bei Koburg u. a.).

Stöckheim (Klein-). — Stochheym 1244. — Stockem 1178. — Kapelstockem 1253.

Tiddische. — 1237 Thiddegesem (Asseburger Urkundenbuch I, S. 141). — Tudesche. Zu Pn. vom Stamme thiuda (Volk). Im Volksmunde Tidsche.

Veltenhof. — Veletunnum 1007. — Velittunum 1031. — Veleten 1300. — Velthem juxta Honrode 1336. — Velthem juxta Brunsvic 1311.

Zu Feld.

Veltheim a. Ohe und Klein-Veltheim. — Velthem 896. — Veltheim 1308. — Veltem, Veltum ap. Luckenem 1275. — Veltummesvord 1304. — Veltum by der O. 1358. — Veltum vor der O. 1477. — Nortveltem 1311.

Zu Feld. Im Volksmunde Velten.

Volzum. — Volkessem 1153. — Volcsem 1226. — Volxhem 1192. — Volxum 1345. — Volsum 1376. — Volcsum 1344. — Volsem 1378.

Zu ahd. folc, Volk, durch Vermittelung eines Personennamens wie Folco. Im Volksmunde Volzen.

Waggum. — Wagken 1007. — Wagghen 1318. — Waggen c. 1195. — Wacgen 1384.

Zu Pn. Vaco, Wago, Waggo. Im Volksmunde Waggen.

Watzum. — Wattekesheim c. 1195. — Wattekeshem. — Wattekessem 1344. — Wattecsem 1344. — Watterxen 1322.

Zu Pn. Watiko. Im Volksmunde Watzen.

Wenden. — Guinuthun 1031. — Wenethen 1251. — Wenden 1305.

Zu Pn. vom Stamme Vand. Förstem. On. S. 1617 stellt Wenden fälschlich zu dem Volke der Wenden.

Wendessen. — Wenethesheim c. 1200. — Winethissem c. 1170. — Wenethessen 1292. — Wenedessen 1213. — Wendessen 1433.

Zu Pn. Wenitho. Im Volksmunde Wenzen, wie das ganz außerhalb des Bezirkes slavischer Verbreitung im Amte Greene gelegene Wenzen.

—stedt.

Ahd. stat, der Ort, die Stätte, Ortschaft. In den verschiedenen Formen —stadt, —statt, —stetten, —stedt, ndd. stidde, durch ganz Deutschland verbreitet. Arnold (Studien zur deutschen Kulturgeschichte, S. 47) vermutet, daß die von Thüringen bis Schleswig sehr häufigen Ortsnamen auf —stedt erst durch die von Norden her eingewanderten Angeln und Warnen häufig geworden seien, was auf sich beruhen mag. v. Hammerstein-Loxten (Bardengau, S. 543) schreibt sie den Sachsen zu. Bei ihrer allgemeinen deutschen Verbreitung läßt sich aber darüber durchaus nichts Sicheres sagen. Bei uns sind diese Ortsnamen sehr stark, mit etwa 30, vertreten.

Apelnstedt. — Abolderstede 1042. — Apelderstide c. 1200. — Apelderstede 1230 und öfter. — Apelerstidde 1301. — Appellerstede 1424.

Zu ahd. apholtra, Apfelbaum, der in sehr vielen deutschen Ortsnamen, seine alte Kultur andeutend, vorkommt.

Beierstedt. — Begerstede 1146. — Beyerstede 1285. — Beierstidde 1379. — Beyerstidde 1387.

Zu Pn. vom Stamme Big, specieller Begheri?

Bleckenstedt. — Blekenstede 1235.

Zu ahd. bleih, bleich, wie Blekingia, jetzt Bleckede an der Niederelbe. Förstem. On. S. 279.

Bodenstedt. — Bonstad 1151. — Bodenstede 1209. — Bonstidde 1367. — Bonenstidde 1344. — Bonstede 1315 und öfter.

Vergl. Bondorf, Förstem. On. 306.

Brackstedt. — Brackstede 1536.

Zu ahd. bracha, das Aufbrechen eines zum Anbau bestimmten Landstückes, ndd. bräken, brechen.

Broistedt. — Brostethe 1151. — Brothstethe c. 1200. — Brutzede 1318. — Brozede c. 1200, 1328. — Brotsede 1301. — Brostidde 1282.

Vergl. oben Broitzem. Wohl aus Brothstett.

Büddenstedt. — Budenstede 1121. — Budenstide 1178, 1200. — Bodenstede 1253. — Bodenstide 1275. — Bodenstidde 1344. — Boddenstede c. 1480.

Zu Pn. vom Stamme Bud, wie Bodo.

Bungenstedter Turm, der letzte Rest des 1345 noch vorhandenen Dorfes Bungenstedt. — Puggenstide 1142, 1157. — Puggenstede 1178. — Pungenstide 1131, c. 1200. — Bungenstide 1172, 1219. — Bungenstede 1317. — Bungenstidde 1357.

Büstedt. — Bistedi 1084.

Destedt. — Destede 1318. — Destidde 1380.

Duttenstedt. — Dottenstede 1279. — Duttenstede 1329. — Duttenstidde 1384.

Zu Pn. mit dem Stamme Dod, wie Dodo, Doddo.

Emmerstedt. — Emmerstide 1224. — Emerstede 1232. — Emmerstede 1224.

Zu Pn. vom Stamme Im, dessen Etymologie rätselhaft. Specieller zu Ember.

Engelnstedt. — Ingelmestide 1151. — Engelemestede 1312. — Engelmestede 1344. — Enghlemstidde 1381. — Engelemstede 1391. — Engelmestidde 1396.

Zu Pn. vom Stamme Angil, specieller Angilo, Engilo. Förstem. Pn. S. 89 u. 783.

Frellstedt. — Vrelstidde 1312. — Vrelstede 1507. — Vreilstede 1285/99. — Major Vrelst. 1321. — Lutken Vrelst. 1353.

Helmstedt. — Helmonstede 952. — Helmonstad 1159. — Helmenstad 1160. — Helmenstide 1176.

Zu Pn. vom Stamme Helm, die seit dem 6. Jahrh. nachweisbar sind und in der Bedeutung zu Helm (galea) gehören. Specieller zu Helim. Volksetymologie: Der Hund des Gründers (St. Ludgerus) hieß Helim; an der Stätte, wo er sich niederließ, wurde die Stadt erbaut.

Lebenstedt. — Livenstide 1129. — Levenstede 1151.

Zu Liw, Lewon wie in Leonhart, Linhard.

Runstedt. — Ruonstedi 1160. — Ronstede 1354. — Runstede 1314.

Seinstedt. — Senstede 1266, 1267. — Seinstide 1359. — Senstide 1175. — Seenstidde 1379.

Zu Pn. mit dem Stamme Sin (= robur, vis). Förstem. Pn. S. 1102 und On. S. 1339.

Semmenstedt. — Seemmenstede 1049. — Tzemmenstede. — Zemmenstede 1022. — Simmenstede 1335. — Symmenstidde 1379.

Schliestedt. — Slizstede mit Slistedeberch.

Im Volksmunde Slistidde, Vergl. Slies-dorf, Sliaswig (Schleswig), Sliwesheim (Schleisheim). Förstem. On. 1348, 1349.

Schöppenstedt. — Sciphinstede 1051. — Scyppenstide 1086. — Schipenstede 1136. — Schepenstede 1195/97. — Sceppenstede 1291.

Zu Pn. Scippo, Scepo, Sceppo?

Schöppenstedt (Klein-). — Parvum Schepenstede 1226. — Moneke Schepenstede 1383.

Sunstedt. — Suntstede (Trad. Corb.), Sunstide, Sunstidde, Sunstede.

Nach A. v. Wersebe, Gaue zwischen Elbe u. s. w. Hannover 1829, S. 131. Das alte Selzstide (1022). Wohl richtiger zu ahd. sund, alts. suth, Süden. Förstem. On. S. 1404.

Twülpstedt (Groß- und Klein-). — Tuilpstidi 1145. — Twulpstidde. — Twülpstede 1209. — Kl. Tw. 1536.

Vallstedt. — Vellezstide. — Velezstide. — Veledstide. — Veltstide. — Velstidde 1378. — Lutken Velstide 1507. — Groten Velstide 1462.

Volksetymologie: Zwei Männer berieten darüber, wie der neu gegründete Ort zu benennen sei? Da stolperte der eine und der andere fragte ihn: fallst de? Seitdem heißt der Ort Vallste, wie er dort ausgesprochen wird.

Wahrstedt. — Wastede 1444. — Wasstidde 1477.

Watenstedt bei Schöppenstedt. — Wethuenstede 1051. — Watenstide 1138. — Watenstede 1135.

Watenstedt (Amt Salder). — Watenstide c. 1195. — Watenstede apud Barem 1275 im Gericht to Lechtenberge 1480.

Beide zu Pn. Wato.

Wedtlenstedt. — Wethelemstide 1105. — Witlinstede 1224. — Wetelemstede 1270.

Winnigstedt (Groß- und Klein-). — Magna W. und Parva W. — Winnigstide. — Winninghestidde 1379. — Osternwinnigestide 1484. — Lutken W. 1654.

Zu Pn. vom Stamme Vin (= amicus, sodalis), wie Winiding. Förstem. Pn. S. 1315.

—dorf.

Ahd. dorf, alts. thorp, ndd. dorp mit der gleichen Bedeutung wie im Neuhochdeutschen, eine bei uns sehr häufige (29) Ortsnamenbezeichnung, aus der man, bei ihrer großen und fast gleichmäßigen Verbreitung durch das deutsche Land, kaum Schlüsse auf besondere Stammeszugehörigkeit ziehen kann. Dorf bezeichnet stets eine größere Niederlassung, einen Sammelpunkt des religiösen oder politischen Verkehrs.

Alversdorf. — Adalgerasthorpa 983. — Alvatasthorpa c. 1000. — Adelegerestorp 1022. — Edelgerestorp 1022. — Algedesthorpe 1160. — Algotesthorpe 1160, 1195, 1199. — Algothisdorp 1190, 1201, 1231. — Algorestorp 1178. — Algerstorpe 1313, 1383. — Algestorpe c. 1220, 1297, 1324, 1310. — Alverstorp 1486, 1541.

Zu Pn. mit dem Stamme Athal, der bei allen deutschen Stämmen häufig vorkommt in der Bedeutung Adel. Specieller zu Adalger gehörig.

Bahrdorf. — Barthorpa c. 1100. — Bardorpe 1344. — Bardorp 1145.

Vergl. Förstem. Pn. S. 206, der hier an den Stamm Bar denkt, für den er ein fließendes Gewässer annimmt, das bei Bahrdorf aber kaum von Entscheidung sein kann, da es nur an einem unscheinbaren Bache liegt.

Barnstorf. — Bernhardestorpe 966. — Bernestorpe 1226. — Bernestorp 1264, 1236. — Bernstorpe 1320. — Bernstorp 1135.

Zu Pn. Bernhard.

Boimsdorf. — Boinestorp 1327. — Boymestorpe c. 1360, 1324. — Bomestorpe 1344.

Brechtorf. — Bracthorpe 1160. — Bractorp 1252 und öfter.

Zu ndd. brâke, vergl. Brakstedt.

Burgdorf. — Borchdorpe ante Lichtenberge.

Danndorf. — Danthorpe 1160. — Dandorp 1444.

Zu Pn. vom Stamme Dan, wie Dano.

Denstorf. — Tenesdorp 1051. — Dinesdorp 1235. — Dennesdorp 1192. — Dennestorp 1251. — Denstorpe oft.

Wie das vorige zum Pn. Dano, Tenno. Förstem. On. S. 450.

Dibbesdorf. — Thitbechtestorp c. 1226. — Dibbekenstorp 1264. — Dibbekesdorp 1302. — Dybbekestorpe 1377.

Zu Pn. vom Stamme ahd. thiuda (= Volk), specieller zum Pn. Thiatbert, Thietpreht. Also zusammengehörig mit Dettum und Tiddische!

Flechtorf. — Flegthorp 1022. — Flechthorpe c. 1100. — Flechtorpe 1318.

Zu ahd. flehtan, flechten, wahrscheinlich in Bezug auf geflochtene Zänne. Vergl. Flechtorf in Waldeck.

Glentorf. — Glintdorp 1221 27. — Glintorp 1322. — Glentorpe 1374.

Zu ndd. glint, klint, auf die hohe Lage an der Schunter deutend.

Hallendorf. — Hetilendorp. — Hatdelendorpe 1380. — Hedelentorp 1441.

Zu Pn. mit dem Stamme Hath, speciell Hetilo. Förstem. Pn. S. 642 und On. S. 767.

Hordorf. — Hordorpe 1299.

Zu ahd. horo, Sumpf. Vergl. Hordorf im Kreise Oschersleben, das 995 Horthorpe heißt.

Hoyersdorf. — Hoyerstorp 1344. — Hoyersdorp 1399. — Heyersdorp 1372, 1542.

Zu Pn. vom Stamme Hug, welche zu ahd. hugu (Geist) gehören. Specieller zu Hugo, Hogo, Huger, Hoyer.

Immendorf. — Ymmendorpe 1265. — Immendorpe 1240. — Immendorp 1270.

Zu Pn. vom Stamme Im, speciell Immo.

Kästorf. — Kestorp 1175. — Kettesdorp 1264. — Kaestorff 1536.

Ein Kästorf bei Gifhorn.

Lehndorf. — Lenthorp 1060. — Lendorpe 1240.

Mackendorf. — Mackenthorpe 1160. — Mackendorpe 1240. — Mackendorp 1481.

Zu Pn. mit dem Stamme Mag, wie die vielen Meckenheim, Mackensen, Mackenrod u. s. w. Speciell zu Mago, Macco. Förstem. Pn. S. 884 und S. 1034.

Meerdorf. — Merthorpe c. 1280. — Merdorpe.

Nach dem hier befindlichen und noch heute mer genannten Teiche. Altſ. meri, agſ. mere, Sumpf, See. Noch häufig in Flurnamen.

Neindorf. — Nientthorpe. — Nienthorp. — Nendorpe under d. Oſele 1422, 1410, 1415. — Neyndorpe juxta Biwende.

Zu ndd. ni, neu.

Papstorf. — Papestorpe.

Zu ndd. pâpe, Pfaffe?

Reinsdorf. — Reinoldestorpe c. 1160, 1311, 1215 im Gericht zu Scheninge. — Reinestorpe 1317.

Zu Pn. vom Stamme Ragan, ſpecieller Raginald, Reinold.

Rickensdorf. — Ricmannestorpe 1225. — Ricmerestorpe 1359. — Ricmestorpe 1360.

Zu Pn. mit dem Stamme Ric (zu ahd. richi. reich), ſpecieller zu Ricman und Ricmar.

Rottorf. — Rottorpe.

Zu „roden" oder „rot". Bei Öſterley S. 582 wird Rumeringtorpe (Trad. Corb.) hierhergeſtellt?

Saalsdorf. — Selestorp 1178. — Salestorp c. 1226. — Salsdorpe 1368.

Zu ahd. sal, altſ. seli, Haus.

Volkmarsdorf. — Volkmerstorp 1024. — Volkmarstorpe 1164. — Volkmestorpe 1395.

Zu Pn. Volcmer.

Wolſtorf. — Waldisdorp 1182. — Waldestorp 1160. — Woldestorpe 1264, 1197, 1294. — Wolstorpe 1356, 1247.

Zu ahd. wald, ndd. wôld.

Woltorf. — Waltthorpe c. 1170. — Waltorp c. 1226. — Wolthorpe c. 1226. — Woltorp c. 1195.

Gleich dem vorigen.

Zweidorf. — Tvidorp 1132. — Twedorpe. — Twedorp 1382.

Beſteht aus zwei, durch eine ſechs Minuten lange Entfernung getrennten Teilen, von denen der an Wendeburg anſtoßende jüngere Teil Rodekamp heißt. Nach der Volksdeutung das zweite bei der Wendeburg erbaute Dorf, während das benachbarte Wendezelle das erſte geweſen ſein ſoll.

—ingen.

Die auch bei uns häufige (22) Endung —ing iſt in ihrer Bedeutung weſentlich eine beſitzanzeigende, die ſich zu einer patronymiſchen ſpecialiſierte. Sie iſt über ganz Deutſchland, England und Skandinavien, namentlich bei Bayern (—ing) und Alemannen (—ingen), verbreitet und tritt in der Form —ungen bei Heſſen und Thüringern auf. Die Orte auf —ingen deuten daher der Mehrheit nach auf den Gründer und deſſen Nachkommen, wobei nicht bloß an edle Geſchlechter gedacht zu werden braucht (Agilolfingen, Merowingen), ſondern auch an freie Bauern, die an einem beſtimmten Orte (Wald, Burg, Feld) eine Siedelung gründeten, welche dann von den Nachbarn nach dem Gründer benannt wurde.

Beddingen. — Bettingen, Beddinge 1038.

Zu Pn. vom Stamme Bad. Specieller Beddo. Im Volksmunde Beddig.

Berklingen. — Berklingi c. 1000. — Berclinge 1178.

Cremlingen. — Cremlinge 1302. — Cremmelinge 1344.

Gleidingen (Groß=). — Gledinge c. 1195. — Snitgledinge 1260.

Gleidingen (Klein=). — Gledinge apud Denstorpe 1296, 1326. — Oſtgledinge 1334. — Nortgledinge 1560.

Im Volksmunde Gleie.

Hoitlingen. — Hetlingen 1536.
Kneitlingen. — Clettinge 1147. — Kletlinge 1387. — Knetlinge c. 1400.
Köchingen. — Choginge. — Cogginge. — Cochinghe. — Parvum Cochinge 1307.
Im Volksmunde Köchich.
Küblingen. — Kubelinge 966. — Kublinge 1170. — Kübbelinge 1334. — Cubbeling 1291.
Laningen. — Lanhingi 888. — Laningi in pago Derlingo. — Lowinghe c. 1274.
Liedingen. — Lithingi (Trad. Corb.). — Lithinge. — Lidinge. — Lydingi 1378.
Remlingen. — Remninge 1240 und öfter. — Remmelinge 1378.
Zu Pn. Hraban. Förstem. On. S. 832.
Reislingen. villa major Reslinghe 1239. — Reslinge 1333. — Rislinge 1491.
Rühen. — Rugiuge 1536.
Rüningen. — Runinge. — Runighe 1380.
Gesprochen Rünig.
Saningen. — Sawingon. — Tzowinghe. — Sawinge 1038.
Gesprochen Sanig.
Schöningen. — Scahaningi, Scanigge 747. — Sceningi c. 983. — Sceningin 1051. — Sceninge in pago Dernigon 1022. — villa Scheninge 1120.
Gesprochen Scheinig.
Söllingen. — Sulinege 1137. — Sullingi 1227. — Sulinge 1182. — Solinge 1199.
Der Sage nach soll der Name von einem Salzwerke, welches hier lag, gekommen sein. Gesprochen Söllig. Zu ndd. sol, sumpfiger Boden?
Süpplingen. — Suppelinge 1150. — Zupplingen 1226. — Zeuppelingen 1229. — Suppling 1267. — Sopling 1182. — Suplinge 1253. — Horgen Suplinge 1368, 1432. — Dreck Süpplingen 1614.
Im Volksmunde Züppling.
Twieflingen. — Tvislinga (Trad. Fuld.). — Twislinge 994. — Tvislinge 1160. — Zvislinghe 1270. — Kl.-Twislinge 1492.
Üfingen. — Uvingon 1022. — Uvinghe, Uvinge.
Zu Pn. vom Stamme Uf, wie die verschiedenen Uffing, Offingen, Offleben. Specieller zu Uffo. Förstem. Pn. 1209 und On. 1500. Im Volksmunde Üwig.
Weferlingen. — Weverlingi 965. — castrum Weferlinge 1300. — Wevelinghe 1338.

—rode.

Zum Zeitwort roden, altſ. riutjan, oberdeutsch reuten, den Wald urbar machen. Die Ortsnamen auf —rode, die in der Schweiz —rütli, in Franken —reut, in Thüringen —roda lauten, gehören zu den jüngsten. Erst nachdem der leichter zu bestellende Boden in der Ebene und im Freien benutzt und neuer Platz für die wachsende Bevölkerung von nöten, begann man mit dem Ausroden der Wälder und gründete neue Dörfer an den bloßgelegten Stellen, die gewöhnlich den Namen desjenigen tragen, der die Rodung unternahm. Daß die Namen auf —ingerode im Harz erst dem 10. Jahrhundert angehören, hat Jacobs (Zeitschrift des Harzvereins XXVI, 418 ff.) gezeigt. Auch kommt einfaches Rode vor (Forsthaus bei Sambleben im Elme). Unsere braunschweigischen —rode (im ganzen 16) liegen mit geringen Ausnahmen fast alle im Amtsgericht Riddagshausen nahe bei einander, auf die einstige Ausdehnung eines großen Waldes deutend, der sich zwischen der jetzigen Hauptstadt, der Schunter und dem Elme erstreckte.

Abbenrode. — Aberode 1270. — Abbenrode prope Elmonem 1353. — Abbenrode bei Destidde 1436.

Wie viele andere gleiche oder ähnliche Ortsnamen zu Pn. vom Stamme Ab, die wahrscheinlich zu got. aba, Mann, gehören, wie Abbo.

Beienrode. — Bodonrod (Trad. Corb.). — Bodenrode 980, 1303, 1226. — Bodenrothe c. 1200. — Boddenrode c. 1480. — Boggenrode 1482. — Beyenrode 1439, 1178.

Zu Pn. Bodo.

Bevenrode. — Bevenrodhe 1231. — Bevenrode fast immer.

Zu Pn. mit dem Stamme Bib, wie Bevo.

Bienrode. — Ibanroth 1031, 1060. — Ibenroth 1211. — Bigenrode 1222, 1367. — Bienroth 1248.

Zu Pn. mit dem Stamme Ib, wie Ibba, Ivo. Förstem. On. 893. (Nach Dürre, Ztschr. d. histor. Ver. f. Niedersſ. 1869, S. 73 zu altſ. îba, Eibe, also Eibenrodung, was aber weniger einleuchtet.)

Brunsrode (Groß- und Klein-). — Brunesrothe 1160, 1200. — Brunesrode. — Brunsrode Major. — in Minori Brunesrode 1318.

Zu Pn. mit dem Stamme Brun, Bruno.

Dankwarderode, der Name der Burg in Braunschweig. — Thoncgnarderoth 11. Jahrhundert. — Dankwerderode. — Thanqnarderode. — Danckqnarderode.

Zu Pn. mit dem Stamme Thanc, welcher zu „denken“ gehört, specieller zu Dankward, Dankward.

Engerode. — Edingerode 1386. — Eddingerode 1302. — Edingerode im Gericht Coldingen 1546.

Zu Pn. mit dem Stamme Ed, Edo, Eding.

Erkerode. — Erikeroth 1175. — Erckerode 1267. — Erkerode 1178.

Zu Pn. Erich.

Gliesmarode. — Glismoderoth 1031. — Glismederoth 1226. — Lismoderoth 1161.

Zu Pn. mit dem Stamme Glis (gleißen), speziell zu Glismot. Förstem. Pn. S. 527. Im Volksmunde Gließenrôe.

Hemkenrode. — Hemkenrode 1329. — to dem Hemmekenrod 1466.

Zu Pn. mit dem Stamme Ham, Hamuko, Hemmic.

Mascherode. — Marscheroth 1192. — Marsceroth 1219. — Marschenrode 1315. — Maschenrode 1251.

Melverode. — Meinolvingerod 1244. — Meinolvesroth 1244. — Menolveroth. — Meinelveroth. — Melverod.

Zu Pn. mit dem Stamme Magan (der Große, Starke), spezieller zu Maginulf, Meinolf.

Papenrode. — Papenrothe c. 1160. — Papenrode seit 1224.

Rodung des Babo, Papo, oder eine Rodung der Pfaffen.

Schulenrode. — Sculenrothe 1265. — Sculenrode 1318. — to dem Schulenrode 1477.

Völkenrode. — Volkolderode 1321. — Volklingerode 1344. — Volkingerode 1414.

Zu ahd. Stamme folk, Volk, der zur Bildung von Personennamen dient wie Volkold.

Volkmarode. — Volcmerode 1251. — Volcmarode 1302. — Volcmerode 1327.

Zu demselben Stamme wie das vorige, spezieller zu Pn. Volcmar.

—ithi (—te, —de).

Die Endung —ithi, welche sehr häufig in sächsischen Ortsnamen vorkommt, erscheint hochdeutsch in der Form —idi, sowie in vielfachen Abstufungen und

Entstellungen. Sie gehört zu den ältesten, die wir kennen, und kommt vielleicht schon in ptolemäischen Ortsbezeichnungen vor. Diese Wortbildung ist wesentlich über die friesisch=sächsisch=thüringischen Gegenden verbreitet, auch bei uns verhältnismäßig stark vertreten (vierzehnmal) und meistens zu —te, —de umgestaltet. „Über die Funktion dieses Suffixes dürfen wir uns nicht eher eine feste Ansicht erlauben, als bis die Stammwörter dieser Namen in größerer Klarheit ermittelt sind." (Förstem., Die deutschen Ortsnamen 1863, S. 228.)

Denkte (Groß=). — Dengdi 965. — Dencte 1318. — Major Dendhte 1344.

Denkte (Klein=). — Minor Dencke oder Parvum Dencke 1344. — Lutken Denche 1419.

Drütte. — Thritide 1022. — Threttede 1160. — Druttethe 1178. — Druttede 1284. — Drutte 1380.

Geitelde. — Getlithi 1060. — Getlede 1196. — Ghetelde 1304. — Gidtolde.
Gesprochen Geidel.

Heerte. — Herete 1223.—Herte c. 1100. — Northerete 1315. — Ostherete 1315. — Northerete 1323. — Drecherete 1386. — Klein=H. 1412. — Groß=H. 1412. — Kerk=H. 1238.

Leinde. — Leuethe 1178. — Linethe 1191. — Lenedhe 1242. — Lenedhe 1308. — Lende 1378.
Im Volksmunde Leine.

Linde (Oster=). — Lindethe, Lindede. — Major Lindedhe. — Linnithe, Osterlinde 1480. — Linde, Kerklinde 1479, 1492.
Im Volksmunde Linne.

Linde (Wester=). — Lindede 1272. — Parvum Lindede 1275. — Linde vor der langen Brücke 1487. — Lutteken Linde. — Westerlinde.

Sickte. — Kikthi 888. — Xikthi 1060. — Sicudi 1024.—Xicthe c. 1160. — Tzicte 1318. — Tsikthe c. 1200. — Zickede 1264. — Major Sikte 1308. — Unter= und Ober=Tzikte c. 1315. — Ober= und Nieder=Tzicte 1323.
Förstem. On. S. 1329 nahm Zugehörigkeit zu ahd. sik, See, Sumpf an, das heutige ndd. sik. Es liegt aber Zetacismus vor. Vergl. Seelmann, Zur Geschichte der deutschen Volksstämme, Norden 1887, S. 70.

Thiede. — Thidhi 1007. — Thide 1166 und öfter. — Thidhe 1191.
Im Volksmunde Thie.

Ührde. — Urede 888. — Urithi 983. — Urethe 1160. — Urede 1291. — Urde 1380.
Im Volksmunde Ühr.

Vechelde. — Vechtelde 1378. — Vechtla 1145.
Im Volksmunde Vechel.

Wahle. — Walede 1141. — Walde 1313. — Walthe 1351. — Walde, Welde 1381.

Wierthe. — Wyrte, Wirethe 1381.

—leben.

Die Ortsnamen auf —leben haben zwei große, räumlich voneinander getrennte Gebiete, das eine im alten Thüringerlande, das andere in Jütland, auf den dänischen Inseln und in Schonen. Die älteren Formen lauten —leiba, leva, leve, seit etwa 1100 tritt die Form —leben auf. Diese Endung bezeichnet die Hinterlassenschaft, das Erbe an Grund und Boden und bezeugt, daß die Ansiedeler in diesen Dörfern das Recht des Sondereigentums an Grund und Boden kannten. Harz, Oker und Ise (ein rechter Nebenfluß der Aller), die alte

Scheide zwischen Sachsen und Thüringern, sind zugleich die Grenze des Gebietes, bis zu welchem sich die Ortsnamen auf —leben nach Nordwesten erstrecken. Für das hohe Alter dieser Orte spricht, daß dieselben, Gebirge und Sümpfe meidend, an den für den Ackerbau am besten gelegenen Stellen haften. Im alten Ostfalen



Fig. 1. Die Verteilung der Orte auf —leben und —büttel.

samt dem Bardenlande, in Engern, Westfalen und den Niederlanden kommt nicht ein einziger Ortsname mit der Endung —leben vor, erst von der Oker nach Osten hin finden wir sie und so ist unser Land (mit 11 —leben) genau auf der Grenze gelegen, welche die Thüringer nach Westen zu erreichten; sie machten Halt an der alten Grenze der Barden und Sachsen. Seelmann will die Ortsnamen auf —leben dem Volke der Warnen zuschreiben, das, von Norden kommend, im zweiten Jahrhundert in das Gebiet zwischen Elbe, Harz und Thüringerwald eingewandert sein soll. (Zur Gesch. d. deutschen Volksstämme Norddeutschlands und Dänemarks im Altertum und Mittelalter. Norden 1887. S. 7.) Alle unsere Ortschaften auf —leben liegen im Osten des Landes, wie die Karte ausweist; das benachbarte Fallersleben bildet den nordwestlichsten Ausläufer dieser thüringischen Siedelungen, deren geographische Gesamtausdehnung bei Seelmann angegeben ist.

Während die Endung —leben also Nachlaß, Erbgut bedeutet, ist das hinzutretende Bestimmungswort meist ein Personenname. Innerhalb der politischen Grenzen Braunschweigs kommen folgende elf Ortsnamen in Betracht:

Ampleben. — Ampeleve 1199, 1315, 1342. — Ampleve 1315, 1307.
Nach Förstem. On. S. 72, zu ahd. ambaht, ministerium.

Bansleben. — Banisleve 1121. — Banesleve 1137, 1185. — Bantsleve 1382. — Bansleve 1286.
Zu Pn. Bano.

Brunsleberfelde, Forsthaus bei Räbke, benannt nach dem wüsten Dorfe Brunsleben.
Zu Pn. Brun, Bruno. 1440 Weide fur dem Brunsleber Felde.

Gevensleben. — Ghevensleve 1018. — Geuensleuo. — Ghevensleve 1387. — Gevensleben im Gericht Jerxem 1445.
Zu Pn. mit dem Stamme gab (= geben). Förstem. On. 602.

Grasleben. — Graselove 1160. — Grasleve 1191.
Zu Pn. Grâ-olf abgekürzt Grâ(o).

Hohnsleben. — Ho[n]aslofa 983. — Honensleve 1190. — Honeslove 1160. — Honsleve 1292, 1311.
Zum Pn. Hon.

Ingeleben. — Ingenlove 1195. — Ingeleve 1086.
Zum Pn. Ingo.

Langeleben. — Langelana (Trad. Fuld.) — Langelage 1160. — Langeleghe. 1318. — Langelebe 1381. — Langele. — Es ist hier nicht leicht zu entscheiden, ob der Ortsname vielleicht zu lâ, lâge zu stellen ist. L. liegt mitten im Elmwalde.

Offleben. — Uffinleve 1190. — Uffenleva im 10. Jahrh.? — Offensleve 1180, 1191. — Offenleve 1222. — Offeleve 1246.
Zum Pn. Uffo.

Sambleben. — Campenleve 1201. — Zcampeleve, Tzampeleve, Tsampeleve, Sampleve.
Campenleve scheint die Grundform zu sein. Aus c = k wurde durch Zetacismus tz.

Wetzleben. — Wydisleve (Trad. Corb.). — Wideslove 1141. — Iteslove 1172. — Witesleve 1105. — Wedesleve 1249. — Wettesleve 1310. — 1503 W. im Gericht tor Asseborch.
Zu Pn. Wid, Wido, Wito, Guido.

—beck.

Beck, bêk, bêke, die niederdeutschen Formen für Bach, im Volksmunde zu —pke, —bke, —ke abgeschliffen, kleines, fließendes Wässerchen, häufig ohne besondern Namen, einfach de bêk. Bei Ortsnamen ist hier auf die vielfach veränderte physikalische Beschaffenheit des Bodens Rücksicht zu nehmen, da mit der Anstrocknung der Sümpfe und mit der Rodung der Wälder viele Bäche aus dem Lande verschwanden, die noch den ersten Ansiedlern Grund zur Benennung geben konnten. Daher Orte auf —beck, bei denen heute die Bäche auf ein Geringes zusammengeschrumpft oder auch ganz verschwunden sind.

Ahnebeck. — Anebeke.

Barbecke. — Beribeke 1176. — Bergbike 1178. — Berbeke 1300 und öfter. — Berebeke 1448.
Ob zu dem von Förstem. On. S. 206 für Flußnamen angenommenen Stamme Bar? Die Barbeck fließt in Holstein.

Barmke. — Bardenbike 1158. — Bardebike 1160.
Zu Pn. vom Stamme Bard, wie Bardo.
Esbeck. — Astbike 1137. — Asbike 1179. — Esbike 1182. — Esbeke 1263 und öfter.
Nordsteimke. — Steinbeke juxta Vorsfelde 1238. — Stenbeke 1332. — Stembeke 1341.
Zu ahd. stain, Stein, wie die vielen Steinach und Steinbach, Steenbecke in den Niederlanden, Steimke bei Bremen. Nordsteimke wohl im Gegensatz zu dem südlich davon im Hasenwinkel gelegenen Klein-Steimke.
Räbke. — Redepe 1225. — Ridepe 1205. — Riddepe 1333. — Redepke 1399.
Sisbeck (Groß- und Klein-). — Sesbeki c. 1100. — Sesbeke c. 1160. — Sasbeke 1203. — Sisbeke 1224. — S. orientalis et occidentalis c. 1160. — S. major (= orient.) et minor (= occid.) 1318.
Förstem. On. S. 1326 stellt den Namen mit einem wohl berechtigten Fragezeichen zu See, ahd. seo. Im Volksmunde Sissеke.
Velpke. — Vilebeke 1160. — Velebeke 1146. — Velbeke 1224.
Stein-Velpke genannt im Gegensatz zu Völpke, Kreis Neuhaldensleben.
Wobeck. — Wobeke 1160.
Im Volksmunde Wobke.

—lâ, —lâge.

Das bis zur Gegenwart gebräuchliche ndd. lâ, ahd. lôh; mh. lôh, loch, abgeschliffen in leg, le, el bedeutet Gehölz, kleiner Wald, besonders im offenen Felde.

Berel. — Beritle c. 1200. — Berlan 1022. — Berle 1215. — Beerla. — Gr.-Berel 1836. — Lütken-Berel 1594.
Houdelage. — Houlage 1178. — Houlege 1322.
Im Volksmunde Houdeln.
Schandelah. — Sconleghe 1200. — villa Scauleghe 1344. — Parvum Scauleghe 1307. — Schauleghe 1359. — in Magno Scaulege 1375. — Schauleghe 1311. — Schaulege 1432.
Timmerlah. — Dinbarlaha. — Tymberla 1187. — Tymberla. — Tymmerla.
Zu ahd. timbar, mhd. timber, dunkel, schattig.
Vechelade, eine neue Tochtergründung von Vechelde, nach dem Walde zu gelegen. In der Dorfbeschreibung von 1755 „Das neue Dorf Vechellage“. Es wurde erst 1723 auf Veranlassung der Herzogin Elisabeth Sophie Marie erbaut.
Warle. — Werle. — Warle 1508.
Ob hierher? Im Volksmunde Warl.

—berg.

Lichtenberg. — Lechtenberg 1156. — Lichtenberg 1180, 1282. — Lechtenberge 1297. — Lichtenberge 1300. — Lichtenberg 1306 und öfter.
Lichtenberg hieß die Burg; der Name wurde später auf die beiden am Fuße derselben gelegenen Dörfer Ober- und Nieder-Frehden ausgedehnt, die seit dem Beginne des 13. Jahrhunderts alh Vreden, Freden erscheinen und wohl zu den On. auf —heim gehören.
Rieseberg. — Risberghe 1344. — Ryseberge 1353.
Sonnenberg. — Siehe unter —burg.
Vahlberg, drei Ortschaften dieses Namens an der Asse gelegen, zu fâl, falb, erdfarben.
Vahlberg (Groß-). — Valeberge. — Mediem Valeberghe. — Middelen Valeberg. — Groten Valeberg.

Vahlberg (Klein-). — Osteren-Valeberg 1344, 1297. — Parva Valeberge 1362. — Lüttgen-Valberg 1367.
Vahlberg (Mönche-). — Valberge. — Wester-Valeberge. — Moneken-Valeberge.
Warberg. — Warpergin 1112. — Werberge 1192. — Werberge 1382.

—burg.

Burg, ndd. borg, das Schloß, die Burg. Die Orte mit dieser Bezeichnung gehören zu den jüngeren, welche um eine bereits bestehende Burg und in deren Schutze entstanden.

Hedwigsburg, früher Stecklenburg, 1196 Steckelenborch, erhielt erst 1578 den jetzigen Namen durch Herzog Julius, der hier für seine Gemahlin Hedwig einen Landsitz erbaute.
Mückenburg, einzelnes Haus bei Riddagshausen.
Ölsburg. — Alsburch 10. Jahrhundert. — Olesburch.
Sonnenberg. — Sunnenborc, Sunnenberc c. 1200. — Sunnenberge 1237.
Liegt ganz in der Ebene. „—berg und —burg wechseln oft in denselben Namen, wie sie auch etymologisch zusammengehören." Zu Pn. vom Stamme Sunn, wie Sunno.
Steterburg. — Stedereburch 1118. — Stiderborch 1191. — Stederburg 1194. — Stederburch 1196.
Süpplingenburg. — Suplingeburch 1125. — Suplingeborch 1303. — Subling-borch 1382.
Vergl. Süpplingen.
Wendeburg. — Winetheborg c. 1170. — Winedeburg c. 1195. — Wenedeburg c. 1195. — Wenetheborch 1226. — Wendeborch 1318.
Nicht zum Volksstamme der Wenden, sondern zu Pn. vom Stamme Wand, Wend, wie Wendo.

—haus, —hausen.

Der Wohnsitz eines Freien hieß von alters her hûs, womit stimmt, daß viele der ältesten Rittersitze auf —hûsen endigen. W. Arnold (Studien zur deutschen Kulturgeschichte, Stuttgart 1892, S. 32) nimmt an, daß die auf —hausen im niedersächsischen Gebiete ausgehenden Orte von fränkischen Geschlechtern begründet wurden; er sieht sie für fränkische Kolonieen an, die angelegt wurden, um das durch Karl d. Gr. eroberte Land dauernd an die fränkische Herrschaft zu fesseln. Von diesen On. sind die einfach auf —haus endigenden zu trennen, die nur auf ein einzeln stehendes befestigtes Haus deuten.

Essinghausen. — Esekeshusen 1311. — Esekhusen 1458.
Zu Pn. mit dem Stamme Ans, wie Asic, Asico, Etsico.
Fümmelse. — Vimmelhusen 1258. — Vymmelsen. — Vymmensen. — Vymmelse 1380.
Neuhaus. — Neuhaus 1423. — Nigenhus 1490.
Riddagshausen. — Riddageshusen 1146, 1148, 1198. — Redageshusen 1196. — Riddagshusen 1201, 1250.
Zu Pn. Riddag, aus Riedag.
Wendhausen. — Wenthusen 1311, 1348, 1350. — Wenethusen 1183.
Nicht zum Volksstamme der Wenden, sondern zu Pn. vom Stamme Wand, Wend, wie Wando, Wento.

—bere, —ber, —per.

Die Namen auf —bere, —ber sind in Nordwestdeutschland nicht selten, einige scheinen später zu —berge geworden zu sein. Eine Etymologie ist sehr schwierig wegen der wechselnden Form der Endung in älterer Zeit: —beri, —buro, —bore, —buron. Agſ. bearo, bearu, msc. heißt Wald, wahrscheinlich von beran, tragen, Früchte geben. (Jacob Grimm, Kl. Schriften IV. 410. Leo, Rectitudines, S. 88.) In agſ. On. als —baro, —bearo, —bera.

Hedeper. — Hathebere 1221. — Hethebere c. 1230. — Hadebere 1188. — Hedebere 1334.

Zu vergleichen Heber bei Soltau, früher Hedebere und Heudeber bei Wernigerode. Im Volksmunde Häper.

Ölper, Elbere (an der Oker) 1241. — Olber 1418.

Ölber (am weißen Wege). — Olbere.

Rümmer. — Rymbere 1309. — Rummer 1536.

Timmern. — Timbron c. 983. — Thimbere 1190. — Timbere 1238. — Timmere 1131. — Tymberen 1344.

—büttel.

Das zu ahd. bûan, bauen, gehörige altſ. bodl bedeutet Haus, Hof und hat sich als Ortsbezeichnung in der Endung —büttel erhalten. Es ist eine durchaus auf altsächsische Gründungen hinweisende Bezeichnung, die in zwei voneinander getrennten und scharf begrenzten Gebieten vorkommt. Einmal in Holstein und Schleswig, wo —büttel in —büll übergeht, den Landen Hadeln und Wursten und vereinzelt im Bremischen, wo der nördliche Bezirk dieser Ortsnamen liegt; dann zweitens südlich davon im Winkel, wo Aller und Oker zusammenfließen, im hannoverschen Kreise Gifhorn, dessen südlicher Teil geradezu „die Büttels“ genannt wird, so daß man dort die Redensart „Büttelin gân“ hat, wenn man in die Dörfer auf —büttel sich begiebt [1]). Dicht umsäumen die nördliche Grenze des heutigen Braunschweig diese alten Sachsengründungen und sie reichen noch mit einigen derselben hinein. (v. Hammerstein-Loxten, Bardengau, S. 546. Arnold, Studien zur deutschen Kulturgeschichte, S. 47.) Sie sind bei uns noch durch einige Wüstungen vertreten: Thuringesbutli und Everiksbutli, die im Norden der Stadt Braunschweig lagen und unter den 18 Dörfern genannt werden, die 1031 zur Magnikirche eingepfarrt waren (Dürre, Ztschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1869, S. 70), ersteres auf einen Thüring deutend, der nach sächsischer Art siedelte. Heute liegen nur noch drei Orte auf —büttel innerhalb der politischen Grenzen des Herzogtums, zugleich die südlichsten der ganzen Gruppe. Vergl. die Karte S. 31.

[1]) Es sind dieses folgende 21: Albesbüttel, Adenb., Allenb., Allerb., Ausb., Bechtsb., Brunsb., Dannenb., Edesb., Ettenb., Gerstenb., Harxb., Isenb., Lagesb., Martinsb., Ribbesb., Rolfsb., Röttgesb., Vollb., Warxb. und Wedesbüttel. Dazu die vereinzelt nördlich davon im Amte Isenhagen gelegenen Wunderbüttel und Hankensbüttel und die drei im Braunschweigischen, so daß (ohne Wüstungen) diese Gruppe aus 26 Ortschaften besteht.

Eisenbüttel, Mühle bei Braunschweig. — Eysenbutle c. 1180. — Eisenbutle c. 1200. Zu Pn. vom Stamme Is, Isan, wie Iso.

Watenbüttel. — Watenebutle 1170. — Watenbutle 1318. — Watnebutle 1377.
Zu Pn. mit dem Stamme Vad, der auf ahd. watan, gehen, schreiten, zurückführt, wie Wado, Wato.

Wolfenbüttel. — Weferesbutle 1118. — Wulferesbuthle 1130. — Wulferisbuthele 1142. — Wolferbutle 1164. — Wulferbütle.
Zu Pn. Wulf, Wolf.

—kot.

Das ndd. kot, kote bedeutet Hütte, angs. cot, woraus das engl. cottage. Das deutsche Wort drang in die slavischen Sprachen ein, wo es die Bedeutung der niedrigsten Art von Behausung, bis zu den Hühnerställen herab, annahm. Da die braunschweigischen Orte mit der Endung —kot alle im ehemals wendischen Gebiete liegen, und zwei davon wendisch gebaute Rundlinge sind, so ist slavische Abkunft nicht ganz von der Hand zu weisen. (Über Kote als Lehnwort aus dem Finnischen handelt Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II, 352 f.)

Eischott. — Eiscot 1324. — Eiskothe 1536.
Wendischer Rundling.

Badekothen, Bathekot, Wüstung zwischen Warmenau und Brackstedt, im ehemals wendischen Gebiete. (Zeitschr. d. histor. Vereins für Niedersachsen 1864, S. 1.)

Meinkoth. — Menkothe 1352. — Menkot 1444. — Meinecoten 1145. — Meinkot 1209.
Mein, Men = Pn. aus Magin?

Wendschott. — Wenskothen 1536.
Zu vergleichen Wendekoten östlich von Lüneburg im hannoverschen Wendlande.

—feld.

Feld bedeutet die natürliche Ebene und wird erst später für Ackerland gebraucht. Es ist in Ortsnamen sehr alt und sehr häufig, bei uns aber selten.

Bortfeld. — Bortvelde 1187 und so ferner.

Bergfeld. — Bergfelde 1135, — Bargfelde 1536.

Vorsfelde. — Varsvelde 1218, 1309. — Varsfelde 1340, 1344. — Varesfelt 1145. — Vorsfelde 1321.

—mar.

In unseren Dorfnamen wird die Endung —mar nie voll gesprochen, sondern stets —mer, wie sie auch in den urkundlichen Formen steht. Die spätere Kanzleischreibung ist wohl mit Anlehnung an Namen wie Weimar, Geismar u. a. entstanden, bei denen jedoch die Bedeutung des —mar dieselbe ist. Es geht zurück auf ahd. mari, sumpfige Gegend, Teich, kleiner See, wie in Meerdorf und den zahlreichen Flurnamen mer. Sottmar gehört nur scheinbar hierher, da die urkundlichen Formen Sutherheim, Sutherem, Sotherum u. s. w. sind.

Bettmar. Bethmere 1238, 1239. — Bethmer 1344.
Im Volksmunde Bettmer, mit dem Zunamen an der langen wiesche, zur Unterscheidung von Bettmar bei Hildesheim.

Wittmar. Witmari 965. — Witmere 1331, 1332. — Witmer 1445.
Zu ndd. wit, weiß? Vergl. Wüstung Wittmar bei Warberg in Westfalen, Wüste Witmari bei Wolfshagen (Hessen-Nassau). Förstem. On. S. 1587.

—horst.

Horst, ahd. hurst, bedeutet ein Dickicht, einen abgeschlossenen Wald.

Grafhorst, ebenso in den Urkunden, ist, da es bei dem eingegangenen wendischen Dorfe Grabow liegt, von dem noch der Grabower Teich den Namen führt, möglicherweise aus Grabower Horst entstanden. Grabow ist slavisch, hrab, grab: die Weißbuche.

Querenhorst. So 1225, 1284. — Quernhorst 1203, 1304.

Zu got. quairnu, ahd. quirn, die Mühle; dies die ältere deutsche Bezeichnung, die durch das aus dem Lateinischen stammende „Mühle" verdrängt wurde; namentlich die alte, aus zwei Steinen bestehende Handmühle.

—brück.

Neubrück. — Castrum Brugghe 1321. — Das Haus to der Brugghe 1340. — Die Zehnten vor der Nyenbrügge 1444.

Kissenbrück. — Chirsenbruege in p. Derlingo. — Kissaubruggi 1027. — Kisuebrucke 1060. — Kissenbrugge.

An der in die Oker mündenden Kisse. Förstem. On. S. 941. Volksetymologisch als „Christenbrück" gedeutet, weil Karl der Große hier in der Oker die Sachsen getauft haben soll.

—hagen.

Hagen ist eine Einfriedigung, ein Gehäge, wohl ursprünglich der mit Hecken umfriedigte Hof eines Einzelnen, aus dem ein Dorf erwuchs. Im ndd. oft abgekürzt zu hân. In unserem Gebiet nur ein Ort.

Gebhardshagen. — Indago 1235. — Geverdeshagen 1318. — Gheverdeshaghen 1383.

Zu Pn. mit dem Stamme Gab (geben), wohin auch Geverd und Gebhard gehören.

Altenhagen, Vorwerk bei Lichtenberg.

—au.

Ahd. ouwe, Wasser, Wasserland, wasserreiches Wiesenland, Aue; kleine Flüßchen heißen bei uns noch Aue.

Fürstenau, ehemals Haßlerhof, erhielt 1716 seinen jetzigen Namen, als es von der Herzogin Elisabeth Sophie Marie angekauft wurde. (Hassel und Bege I, 480.)

Parsau, so stets. Einmal Parsow. Wendischer Name (siehe unten), welcher nur den Schein des deutschen Wortes angenommen hat.

Scheppau. — Schepowe 1360. — Scheppauwe 1490.

Warmenau. — Warmenaw 1536.

—thal.

Die Namengebung der beiden hierher gehörigen Orte geht nicht auf die natürliche Beschaffenheit des Landes zurück, da sie in der Ebene liegen, sondern erfolgte nach Vorbildern.

Marienthal. — Vallis St. Mariae 1147.

Sophienthal. — Neu-Gründung.

—wik.

Abgesehen von der Alten Wiek, einem Stadtteil Braunschweigs, ist es nur der Name der Hauptstadt, welcher hier in Betracht kommt. Got. veihs, altf

wik, Stadt, Ort, Burg ist eine oft für sich allein oder als Endung stehende Bezeichnung, die nicht nur in sächsischen, sondern auch in friesischen und angelsächsischen Landen vorkommt.

Braunschweig. — Brunesguik 1031. — Die älteste, den Namen erklärende Nachricht über die Erbauung hat das im Anfange des 13. Jahrh. geschriebene Chronicon Halberstadense, wo berichtet wird, daß der Gründer Bruno die Stadt Brunonis vicus nannte. (Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig, S. 27.) Die gewöhnlichen mittelalterlichen Formen (gesammelt bei Österley, Histor.-geogr. Wörterbuch, S. 86) sind Brunswik, Bruniswik, Brunßwyk 2c. Schon im 13. Jahrh. kommt Brunschwigk vor; 1263 Braunschwigk; 1335 Braunschweigk in oberdeutschen Urkunden.

—kamp.

Der Kamp, das eingefriedigte, abgegrenzte Feldstück. Ob zurückgehend auf das lat. campus?

Rothenkamp. — Rodencampe c. 1360.
Der ausgerodete Kamp.

Campen, Domäne bei Flechtorf.

—wiesche.

Der ndd. Ausdruck für Wiese, nur in einem On.:

Woltwiesche. — Wohldwiesche 1337. — Woltwische, d. i. „Waldwiese“.
Im Volksmunde Wohlsche.

—thurm.

Raffthurm. — Allodium Raht 1228. — Raff 1269. Vergl. den Flurnamen Raff.

—zelle.

Wendezelle. So 1451. Das aus dem lat. cella hervorgegangene Zelle ist eine erst mit der Verbreitung des Christentums aufgekommene Ortsbezeichnung. Bei unserem Orte läßt sich eine cella nicht nachweisen. Neß (S. 145) denkt daher an ein Wendesöll, an ein in der sumpfigen Gegend an der Aue bei der Wendeburg errichtetes und diesem zugeordnetes Dorf. Oder sollte an altſ. seli, Gebäude, zu denken sein, so daß wir ein Haus des Wendo hätten?

—heide.

Meseckenheide, Forsthaus bei Helmstedt; mêseke, Meise.

—sohle.

Brunsohle, einzelnes Haus bei Emmerstedt. Zu Pn. Bruno oder brûn, braun, und sol, sumpfige Gegend. Vergl. Flurnamen unter sol.

—krug.

Grenzkrug bei Ochsendorf, **Sandkrug** bei Neuhaus. Zu Krug, Wirtshaus, nicht zu „Krug“ (urceus), welcher ndd. krûke heißt.

—furt.

Ndd. fôrd, die Furt (hier an der Oker).

Leiferde. — Lefvorde 1176. — Lefforde 1191. — Leyforde 1195. — Lefforde prope Runinge 1306, 1475.
Zu vergleichen Lafferde an der Weser. Im Volksmunde Leifer.

—hof.

Ursprünglich der eingezäumte Raum, dann die ihm zugehörigen Wirtschaftsgebäude. Bei uns sind die wenigen Ortsnamen mit —hof alle sehr spät aus ursprünglich auf —heim lautenden entstanden, so Essehof aus Eddesseim, Nortenhof aus Northem und Veltenhof aus Veletunnum. Nur der Steinhof, Domäne bei Watenbüttel, trägt seinen Namen so fort.

—mühle.

Für das echtgermanische quirn, quern, das zunächst die steinerne Handmühle bezeichnete, drang schon früh das lateinische mola in der spätromänischen Form molina bei uns ein. Die zahlreichen, an Fluß- und Bachläufen liegenden Mühlen unserer Gegend führen meistens leichtverständliche Namen (Grasmühle bei Schöningen, rote Mühle bei Frellstedt, Waldmühle bei Rickensdorf, Steinmühle bei Lucklum, Teichmühle bei Fümmelse, Fährmühle bei Kissenbrück, Alte Mühle bei Reppner u. s. w.). Einer Erklärung bedürfen nur folgende:

Fleitsmühle bei Bahrdorf und bei Hoiersdorf. Zu ndd. fleiten, fließen.

Lagmühle bei Wolsdorf. Zu ndd. lâ, lâg, Wald.

Puritzmühle bei Rieseberg. Ein slavisches Wort; po = an und rěka, Fluß, Bach. Häufig in slavischen Ortsnamen wie Puritz, Poritz u. s. w.

Wippermühle bei Brechtorf. Sie führt ihren Namen von dem großen entwässerten Wipperteiche. Wipper bedeutet schlechtweg „Fluß", ob aber deutsch? Vergl. die gleichnamigen Nebenflüsse der Saale, der Unstrut, den pommerschen Küstenfluß u. a.

Einfache Stämme.

Biewende. — Groß- oder Westerbiewende, Wester-Biwende, Major-Biwende. — Klein- oder Osterbiewende, Oster-Biwende, Orientalis-Biwende. Ein schwieriger On., dessen Deutung „Privatgrundstück". Zur Erklärung ist nachzusehen unter den Flurnamen bei „Bünne". S. 46.

Cramme. — So stets seit 1187.

Lehre. — Leri 888. — Lere apud Schuntram 1311. Arnold (Stud. zur deutsch. Kulturgeschichte, S. 68) stellt das Wort zu einer längst verschwundenen altdeutschen Bezeichnung für Aufenthaltsort, Wohnstätte und bringt es nicht nur mit Zusammensetzungen wie Goslar, Wetzlar in Verbindung, sondern auch mit dem alleinstehenden Lahr in Baden, Leer in Ostfriesland, Lehrte in Hannover. Förstemann dagegen (Die deutschen Ortsnamen, S. 70) zu ahd. und altſ. lâri, leer, auf eine unbebaute, öde Gegend deutend, in welcher der Ort entstand.

Lesse. — Lesse 1128.

Lutter, nach dem vorbeifließenden Bache Lutter, dem reinen, lauteren. Zwei in unmittelbarem Zusammenhange liegende Orte:

Königslutter. — castrum Luttere 1344. — in Luttere 1318. — curtis Luttere 1192. — Kounigesluttere 1252. — oppidum Regalis Luttere 1437.

Oberlutter. — villa superior Luttere 1318, 1323. — Obere Dorf 1475, 1420. — Oberlutter 1359.

Thune. — Tun 1381. — Haus Thune. — Schloß Thune 1477. Nach der Umzäunung, dem Zaun, ndd. tûn, engl. town.

Weddel. — c. 1226 Wedele, 1322 ebenso. Gesprochen Wâ'le. Die Verdoppelung des d ist spätere Zuthat. Wedel, das sehr häufig in Zusammensetzungen wie Salzwedel, Wiswedel u. a. vorkommt, hat die Bedeutung eines Passes oder Durchganges

zwischen zwei Sümpfen und des Wohnorts an einer solchen Stelle. (Luther im Niederd. Jahrbuch XVI, S. 155.) Noch heute liegen Bruch und Teich südlich dicht am Dorfe.

Unerklärte Ortsnamen.

Assel. Zwei Ortschaften dieses Namens im Amte Salder:

Hohenassel. — Asle. — Aslebarch 1236. — Borchasle 1236. — Hogenassel 1492.

Nordassel. — Assel 1210. — Asleburch 1236. — Nortasle 1316, 1338. — Nordassel 1382, 1485.

Calbecht. — Calkbechte 1258. — Calbicht 1350. — Calbechte 1148 und gewöhnlich.

Halchter. — Halctre 1148. — Halechtere c. 1200. — Halchtere später. — Das Grundwort ist wohl Baum, Holz, tere, ags. treo.

Lamme. — Laminari Feld in pago Liergewi. — Lamme.

Ueber —ari vergl. Förstemann, Deutsche Ortsnamen 1863, S. 200.

Reppner. — Repenarde 1202. — Repenerde. — Repenere 1382.

Salder. — Saldere. — Saldern 1182.

Schapen. — Scepen 1231. — in Scepene 1265. Vergl. Schöppenstedt.

Velstove. — Velstoiw 1536. Möglicherweise slavisch; liegt im wendischen Gebiete, ist Rundlingsbau und hat slavische Flurnamen.

Die Flurnamen und Forstorte.

Die erste Landesvermessung Braunschweigs ist unter Herzog Julius im Jahre 1585 angeordnet worden; wie weit dieselbe ausgeführt wurde, ist nicht nachzuweisen, da die kriegerischen Unruhen jener Zeit ihr wohl ein Ziel gesetzt haben werden. Die unter Herzog Karl I. im Jahre 1755 dann unternommene allgemeine Landesvermessung hatte zunächst den Zweck, die zerstreuten Äcker der Unterthanen zusammenzulegen. Desgleichen wurde beschlossen, teils zu fiskalischen Zwecken, teils um eine Hebung der Landwirtschaft und der Viehzucht anzubahnen, genaue Dorf-, Feld- und Wiesenbeschreibungen der einzelnen Ortschaften des Herzogtums anfertigen zu lassen. Eine große Anzahl von „Subdelegierten", „Kommissaren" und Feldmessern wurde ausgesendet, welche, einzelne Distrikte ausgenommen, das große Werk auch nach einem gleichmäßigen Plane durchführten. Beschreibungen, Karten und Dorfpläne werden in der herzoglichen Plankammer zu Braunschweig aufbewahrt. In den Beschreibungen ist die Zahl der Höfe im Dorfe genau angegeben; die Kirche, deren Gerechtsame und Einkünfte, der Pfarrer, die Pfarrwitwe und deren Erhaltung, die Schule und der Opfermann, die Mühlen und deren Betrieb, die Hirtenhäuser, die Kruggerechtigkeit, der zu entrichtende Korn- und Fleischzehnt, die Schäferei, der Feldhüter (Pannemann) und Nachtwächter, die vorhandene Holzung, die Jagdgerechtsame, die Fischerei, die Schmiede, das Backhaus und die Feuerinstrumente (Löschgeräte) des Dorfes werden aufgeführt und teilweise ausführlich beschrieben. Es folgt dann eine Schilderung des Wiesenwuchses, der Koppel- und Privatweide, der Viehzucht, des Ackerbaues nach Einsaat und Ertrag; etwa vorhandene Mineralien, Quellen u. dergl. werden als „Merkwürdigkeiten" vermerkt, Häuslinge, Handwerker und Altväter verzeichnet. Nachdem dann die „Tabelle der herrschaftlichen Gefälle" gegeben ist, folgt die Beschreibung der Unterthanen, deren jeder nach Namen und bäuerlicher Stellung aufgeführt wird. Hier finden sich Angaben über den Besitz eines jeden Hofes, Aufführung der Ländereien, der Wiesen, des Viehes und der Gebäude und der Abgaben und Zehnten, die ein jeder zu leisten hatte. Daran schließt sich die Aufführung der Felder eines jeden unter namentlicher Angabe der einzelnen Wannen und Wiesen. Gelegentlich fließen auch geschichtliche und kulturgeschichtliche belangreiche Bemerkungen ein.

Dadurch, daß die Beschreibungen die vom Grund und Boden stammenden Beziehungen der Unterthanen zu ihrer Herrschaft ausführlich darlegen, daß deren Rechte und Pflichten, Gebäude, Grundstücke und Abgaben genau verzeichnet sind, werden sie zu wichtigen Quellen für die Rechtszustände unserer bäuerlichen Bevölkerung im 18. Jahrhundert, nicht minder aber Quellen für die Topographie, Statistik, Bodenwirtschaft, Personen- und Flurnamen jener Zeit.

Die namentliche Aufführung der einzelnen Flurstücke liegt nun dem nachfolgenden Verzeichnis der Flurnamen zu Grunde. Etwa 250 Dörfer der Kreise Braunschweig, Helmstedt und Wolfenbüttel (mit Ausschluß der Ämter Thedinghausen, Calvörde und Harzburg) wurden dabei berücksichtigt[1]. In nicht kleiner Arbeit wurden etwa 500 handschriftliche Foliobände von mir ausgezogen, die ungefähr 6000 Flurnamen lieferten, von denen ein großer Teil sich wiederholte. Dabei waren von vornherein selbstverständliche und belanglose Bezeichnungen, wie: hinter dem Dorfe, an der Trift, am Beeke, am Windmühlenberge, vor dem Holze, an der Landstraße u. dergl., die sehr häufig vorkommen, weggelassen. Die Auswahl der sprachlich, kulturgeschichtlich und naturwissenschaftlich wichtigen Flurnamen ist in folgendem gegeben.

Ich verhehle mir durchaus nicht, daß der Auszug der Flurnamen, der hier geordnet und mit Erklärungen versehen ist, an einer Fehlerquelle leidet. Den Feldmessern, welche die Flurnamen zu erfragen hatten, war deren Bedeutung gleichgültig; eine philologische Schulung konnte man von ihnen nicht verlangen, und sie schrieben nieder, wie sie hörten; aber dieses nicht allein, sondern sie übersetzten oft die niederdeutschen Flurnamen ins Hochdeutsche, ganz oder halb, je nach Willkür und Laune, wobei, wie sich in einzelnen Fällen zeigt, Fehler mit untergelaufen sind. Auch ist keineswegs das Geschlecht immer sicher und was der eine Beamte als Neutrum verzeichnete, erscheint bei dem anderen als Masculinum.

Ein Einzelner ist jedoch nicht im stande, alle die Tausende von Flurnamen nachzuprüfen, abgesehen davon, daß seit der Separation im 19. Jahrhundert viele von denselben verschwunden sind. Wo sich mir Gelegenheit bot, habe ich nachgeprüft und verbessert. Aber auch trotz dieser Fehlerquelle ist die vorliegende Sammlung von Flurnamen eine wertvolle. Die slavischen Flurnamen des Amtes Vorsfelde sind im nachstehenden Verzeichnis unberücksichtigt geblieben, weil sie im letzten Abschnitte behandelt werden.

Mit besonderem Danke will ich hier erwähnen, daß auf meine Bitte Herr Dr. C. H. F. Walther in Hamburg die Güte gehabt hat, meine Arbeit über die Flurnamen durchzusehen. Ihm verdanke ich zu diesen erläuternde Zusätze, die mit seiner Bewilligung meiner Arbeit hier hinzugefügt sind. Was von Herrn Dr. Walther herrührt, ist in [ ] eingefügt und mit einem W bezeichnet worden.

---

[1]) Nicht zugängig waren mir die Dorf- und Feldbeschreibungen von Papsdorf, Veltheim an der Ohe und Watenstedt (Amt Schöningen). Einzelne Feldbeschreibungen enthielten die Flurnamen offenbar nur unvollständig.

In das Verzeichnis sind ferner aufgenommen die Forstorte der Forstmeisterbezirke Braunschweig und Helmstedt, welche (abgesehen von Calvörde) mit den von mir gesteckten Grenzen zusammenfallen. Zu Grunde liegt ein Verzeichnis der herzoglichen Cammer.

Die Forstortsnamen sind mit FO. in den betreffenden Revieren bezeichnet. Die Abkürzungen bedeuten hier Wolf. = Wolfenbüttel, Lich. = Lichtenberg, Soph. = Sophienthal, Wend. = Wendhausen, Bey. = Beyenrode, Kön. = Königslutter, Ev. = Evessen, Schö. = Schöningen, Helm. = Helmstedt, Mar. = Marienthal, Vors. = Vorsfelde.

A.

Aaskuhle. Wobeck. Vergl. Fillkuhle.
Abbenwiese. Lehre.
Ablaßwiese. Dobbeln.
Achmer, m. Barnsdorf.
Afterwellen, pl. Berklingen.. — Zu achter, echter, hinter und welle, Quelle.
Agnesenkamp, Sanct-. Velstove.
Ahlerstrauch, —kamp, —wiese, —holz, Lehre, Rottorf, Grafhorst, Wahrstedt, Burgdorf, Cramme, Osterlinde. — âler, die Eller, Erle.
Ahlfeld. Söllingen.
Ahlkenweg. Berel. Alekeula, Waldung bei Runstedt. (Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig, 511.) âleke, die Dohle, kleine Krähe.
Ähne, m. Semmenstedt.
Ahnewende, f. Volkmarsdorf. — Vergl. Förbet, was dasselbe ist.
Altarberg, —bleek, —wiese. Berklingen, Halchter, Hedeper. — „Eine Wiese, welche die Kirchenväter ernteten." — Altaristenwiese. Gr.-Biewende. Altaristen hießen die Kirchenväter.
Alberstorfer Holz. Barmke. Wüstung Alvestorp. (Sudendorf, Urkundenbuch II, 143.)
Alpersdamm, —berg. Sierße, Flechtorf.
Altona, f. Gr.-Denkte. — Nach dem Flüßchen Altenau, wohl verschrieben, da der Flurname „Altona" bei Gr.-Denkte nicht bekannt ist.
Ammerbeek. Remlingen.
Ampferlingen, pl. Hötzum.
Amrendal. Offleben.
Apothekerbalken. Gr.-Twülpstedt.
Appelkamp. Vechelde.
Appenrode f. Westerlinde.
Arge, f. FO. Kön.
Arkeroderfeld bei der Stadt Braunschweig, nach der Wüstung Markerode. (Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig, S. 48.)
Aschenkamp. Bettmar.
Asperfeld. Bahrdorf, Gr.-Twülpstedt.
Assel, m. Gr.-Dahlum.
Asseburg, f. Watenbüttel.
Aue, f. Kl.-Twülpstedt, Rümmer, Eitzum. — Wasserreiches Wiesenland; Aue gilt auch bei uns für kleine Flußläufe. Zu got. ahwa, ahd. aha, fließendes Wasser.
Augang. Olper.
Autorswelle, f. Vorum. — Quelle des heiligen Autor.

B.

Baarshop, m. Wendeburg.
Backberg. Jerxheim.
Backohtwiesen. Brackstedt. — Nach der Wüstung Badekoten. (Ztschr. d. histor. Ver. Niedersachsen 1864, S. 1.)
Badtwiese. Lichtenberg.
Balken, pl., häufig, namentlich in Zusammensetzungen, Bezeichnung für langgestreckte Flurstücke oder zwischen den Äckern liegengebliebene lange Heidestücke.
Ballwallwiese. Glentorf. — Nach einer alten Befestigung „Beulwall" so benannt.
Bamer, f. Wiese bei Woltwiesche.
Barberg. Kl.-Twülpstedt.
Barenberg. Offleben. Bärenwinkel. FO. Helm. Zu bâr, Bär. In unserem Flachlande ist der Bär längst ausgestorben und nur wenige Ortsnamen deuten auf ihn; im Harze hat er sich länger gehalten. 1614 fraßen Bären Rinder, die zur Ilsenburger Heerde gehörten; 1656 sind Bären am Brocken bezeugt (Zeitschrift des Harzvereins III, S. 65); 1637 erlegte Herzog Georg von Lüneburg drei Stück bei Lutter am Barenberge; noch 1705 wurde einer am Brocken geschossen.
Bärenkamp, —morgen, —winkel, —busch. Erkerode, Flechtorf, Wendhausen, Woltorf, Runstedt. Zu bêre, Birne.
Bäsekenwiese. Bienrode. — bâseke, beseke, kleine Beere, oder zu dem häufigen Familiennamen Bäseke.
Basta, f. **Bastau, Basteberg, Bastfeld, Bastie,** f. Schandelah, Schulenrode, Abbenrode, Hallendorf, Bienrode. Bastholz. FO. Wend. u. Soph. — Vergl. die Baste, westlich von der Radauquelle im Brockengebiet. Auf einer alten Harzkarte aus dem 16. Jahrhundert Bastaw. (Zeitschr. d. Harzvereins III, S. 89.) [Bast ist der frühere Name der zur Eider fließenden Haaler-Aue, an der Mündung Bastenberg. Bast, Basten, Baß und in Zusammensetzungen (Basthorst, Baßremen) mehrfach in Holstein und sonst in Norddeutschland. Basthorst in Lauenburg heißt so schon im 14. Jahrh. Ob Bastschälholzungen Bast genannt wurden? W.]
Bastiansbreite. Twieflingen.
Baube, f. Dibbesdorf.
Beddesbühre, f., Rüningen. — bûre, Überzug oder Zieche über ein Kissen, also hier Bettüberzug. Die eigentümliche Bedeutung als Flurstücknamen wird bestätigt dadurch, daß bei Velstove eine Flur Bührenstreu und bei Sunstedt eine solche mit dem Namen Küssebühre, also Kissenüberzug, vorkommt.
Beendorfer Dickung, FO. Helm. Wüstung Bemesdorf.
Behrböme, pl. Rottorf, vergl. Birnbaum.
Behre, f. Gilzum, vergl. Birnbaum.
Behrensdorfer Feld, Danndorf. Behrendorferholz FO. Vors. Nach der Wüstung Bernsdorf. (Zeitschr. histor. Ver. Niedersachsen 1864, S. 4.)
Bent, n. Weddel; Bentwiese, Bornum. — bent, Binse.
Bergstrauch, Völkenrode.
Berkhahn, m. Wendeburg, vergl. Birken.
Betschenberg, FO. Helm.
Bettelwiese. Fümmelse.
Beul, m. Dettum. — Beilwanne. Eilum.
Beutmerberg. Apelnstedt.
Birken, pl. Saalsdorf, Volkmarsdorf, Velstove, Hoitlingen, Eischott. Birkenei, f. Rühen. Berkhahn (Birkenhagen). Wendeburg.
Birnbaum, Evessen; am hohlen B., Reislingen; drei B., Gr.-Twülpstedt; Behre f., Gilzum; Behrböme, pl., Rottorf. — Vergl. Bäre, Behre.

Bischofsbreite. Räbke. —wiese, Stadt Braunschweig.
Bisterbeeck. Barnsdorf. — Zu bister, dunkel, trübe?
Blanckenthal. Kl.-Gleidingen. — Zu blank, hübsch, glänzend.
Blasebalg. Büddenstedt.
Bleek, einer der häufigsten Flurnamen, meistens in Zusammensetzungen. blêk, abgegrenztes Landstück, Fläche.
Bleiern, m. Gr.-Denkte.
Bletzenberg. Evessen.
Blöcke, pl. Rottorf.
Blogen, pl. Watenstedt (Amt Salder).
Blumen, pl. Lucklum.
Blumenhagen, —kamp, Weddel, Volkmarsdorf. —wiese, Kl.-Twülpstedt.
Böckeln, pl. Bornum, Fümmelse. Böckelse-Meer, Woltorf. Böcker, m. Salzdahlum, Westerlinde, Gr.-Stöckheim.
Bockelsberg. Thune. Bockenberg. Hötzum.
Bockshorn. Groß-Vahlberg, Calbecht. Bockshornberg. Groß-Brunsrode, Sickte, Börßum, Gr.-Dahlum. FO. Kön. — Dieser Flurname ist häufig, zumal in den Harzgegenden, verbreitet und wird mit den Osterfeuern in Zusammenhang gebracht, so daß Bockshorn brennen geradezu soviel wie Osterfeuer ist. So eine Notiz aus der Gegend von Gandersheim aus dem 16. Jahrhundert: „Osterfewer gehalten, welches die Alten Bockshorn geheißen", eine andere aus Hasselfelde von 1559: „das Osterfeuer, oder wie man es des Orts nennet, den Bockshorn". Weil dabei viel Üppigkeit und Laster vorgekommen, treten seit dem 17. Jahrhundert Verbote auf (Zeitschrift d. Harzvereins III, 855 ff.). Es mag sich daher bei unseren Flurnamen Bockshorn auch um alte Osterfeuerstätten handeln, womit aber der Name noch nicht erklärt ist. Ein Ort Bockhorn liegt bei Varel im Oldenburgischen. Die Redensart „jemanden ins Bockshorn jagen", ängstlich machen, findet hier ihre Erklärung. Früher wurden Burschen und Mädchen durch das Osterfeuer hindurchgejagt. — Vergl. Osterberg.
Bockslager. Kneitlingen.
Bögwanne. Ahlum. —weg, Lesse. — Von böge, Biegung?
Bohlacker. Woltorf. Bohland. Wendhausen. Bohlwiese. Wendeburg. Bohlderwiese. Lesse. Bohlkamp. Danndorf. — bol, m., flachgerundeter Hügel.
Bohnenkley. Rothenkamp. —stücke. Rickensdorf. —bleek. Stadt Braunschweig.
Bohrkamp. Volkmarsdorf.
Boischgras. Cramme.
Bollkampsberg, FO. Vorsf.
Boltenberg. Rautheim.
Bömkenfeld. Liedingen. — bômken, Bäumchen.
Bomstädterberg, FO. Mar.
Borkenacker. Dettum.
Born, Bornke, häufig, auch in Zusammensetzungen. born, auch borm, Brunnen. Liesekenborn, Schickelsheim.
Borte, f. Dettum. Bortfeld. Ölber. — Zu altſ. bord, Rand.
Borweg. Evessen.
Bosselbahn, —berg, —hei, —wanne, —kamp. Beienrode, G.-Brunsrode, Ölper, Gevensleben, Kl.-Biewende, Sambleben. Bosselhai, FO. Ev. — bosseln, eine Art Kegelspiel, das im Mittelalter und später oft im Braunschweigischen erwähnt wird. In Schleswig-Holstein ist es noch unter diesem Namen bekannt (Handelmann, Volks- und Kinderspiele aus Schleswig-Holstein, Kiel 1864, S. 14. Treu in der Zeitschrift „Am Urquell" III, S. 102, 1892).

Botenriesern, pl. Kl.-Sisbeck.
Botterberg, siehe Butterberg.
Bötzel, m. Barmke. — Vergl. Pötztel.
Braaken, pl. Mühl- und Tweerbraaken, FO. Wend. — Zu bråken, Stangenholz, gebräuchlich in der Redensart busch un bråken, Wald und Busch.
Bräßseken, pl. Kl.-Vahlberg.
Bratenkuhle. Kneitlingen.
Bräuel, m. Abbenrode. Brühl. Wenden. — Bräuel wohl aus Broiel, bezw. Brogil hervorgegangen; mlat. brogilus, ital. broglio, nach Diez, Etymol. Wörterbuch der Rom. Sprachen soviel wie umzäuntes Gebüsch. Nach Grimm, DWB. II, eine Niederung, bewaldete Au.
Brauk, Bruch, häufig, auch in Zusammensetzungen. Sumpfland.
Braukelkamp. Cremlingen.
Brautwinkel. Schandelah. Brautloch. Hessen.
Breite, f. Häufig, meist in Zusammensetzungen; ein Ackerstück, bei welchem die Breite gegenüber der Länge vorherrscht.
Bremsheide. Gr.-Brunsrode.
Brink, m. Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen wie Brinkmorgen. — Zu brink, Rand.
Brinkenburg. Wendhausen.
Britschenweg. Reinsdorf.
Bröhnsdorf, FO. Mar.
Broitzen, m. Bornum. — Vergl. den Dorfnamen Broitzem S. 21.
Brommerdahl. Achim. Brömmerthal. Seinstedt.
Brömsenberg. Remlingen. Brömsenbach. Dobbeln. Bröhmsen, pl. Twieflingen. — Von dem Insekt Bremse, Brömse?
Brüggebergsfeld. Wobeck.
Brümseke, f. Schickelsheim.
Brünie, f. Schapen.
Brunsleberhagen, FO. Ev. — Nach der Wüstung Brunsleben (S. 32) benannt.
Büchen- (Bauken-) kamp, —lah, —berg, busch. Häufiger Flurnamen. Breite Buche, Evessen.
Buchhorst, FO. Wendh.
Büh, m. Cramme.
Bullenwiese, sehr oft. Gewöhnlich die Wiese, deren Nutzung jenem Bauern zu gute kam, bei welchem der Zuchtstier der Gemeinde verpflegt wurde. Bullenbeutel, Wiese bei Jerxheim.
Bülten, m. Anhäufung von höheren festeren Landstücken auf niedriger und meist sumpfiger Grundlage. Sehr oft, namentlich in Zusammensetzungen. Heute noch im vollen Sprachgebrauche. Häufiger Flurnamen.
Büngenstedter Feld. Halchter. Wüstung. Dürre, Stadt Braunschweig im Mittelalter 594. Vergl. S. 24.
Bünne, f., —feld. Saalsdorf, Bornum, Bahrdorf, Papenrode, Velpke. Wulfes-Bünne. Rickensdorf. Bühne, f. Räbke, Süpplingen, Schliestedt. FO. Mar. Hochdeutsch Beunde f., althochdeutsch biunda, Privatgrundstück, im Gegensatz zum Gemeindebesitz. Grimm, D. W. I, 1742. [Bünne möchte aus bünde und dieses aus biunda, biwenda geworden sein. Das volle Wort lebt außer im braunschweigischen Dorfnamen noch in Flurnamen bei Northeim (Krause, histor. Ztschr. für Niedersachs. 1863, S. 395 und Ndd. J.-B. II, 40) und verhochdeutscht in Beiwinde (N. eines Kottens) bei Veleke in Westfalen. Zu verweisen ist auf Vilmar, Idiotikon von Kurhessen, S. 37. In Holstein ist Büngc daraus geworden. W.] Westfälisch bünte.

Burgberg. Gr.-Dahlum. —legden. Adersheim. —kamp. Cramme. —breite. Berel. —stelle. Völkenrode, Barmke, Weferlingen. —thal. Schliestedt. —wanne. Semmenstedt. —wiese. Rottorf. — Oft auf eine wirkliche Burg deutend, zuweilen auch auf vorgeschichtliche Ringwälle (so in Weferlingen).

Bütehorn, n. Salzdahlum.

Butterberg, —busch, —feld, —kamp. Beienrode, Erkerode, Gardessen, Kl.-Stöckheim, Mascherode, Rühme, Lelm, Scheppan, Rickensdorf, Velstove, Reinsdorf, Steterburg, Eilum, Weferlingen. — Diese häufige Flurbenennung führt zurück auf die Nahrung der Bienen, die honigbotter. Möglich, daß sie im Zusammenhange mit dem bottervogel, dem Schmetterling, steht, wie alle Tagschmetterlinge im Gegensatze zu den ûlen, den Abend- und Nachtschmetterlingen, heißen, auch jene gehen dem Honig nach. Denn die Zurückführung von bottervogel auf die Hexen, welche in Schmetterlingsgestalt Milch (molkentöwersche) und Butter verzehren, ist gesucht und unnatürlich. In der Altmark heißt nach Danneil der Kohlweißling allerdings botterhex.

Butterhäue, f. Fümmelse.

C.

Cassevinen- oder Munkebartswanne. Rieseberg.

Catharinenwiese. Wahrstedt.

Cosmusbeek. Ingeleben.

Cuxe, m. Anger bei Ampleben. — Vergl. Kuxberg im nahen Elme.

D.

Dahl, n. Sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen. Ndd. dâl, Thal.

Daliackern, pl. Barbecke.

Dammfeld. Lelm.

Dammröderhorst. FO. Mar.

Dannenbreite. Esbeck. Tannenriede. FO. Wend. Dannhof. Adersheim. Dannhorn. Bahrdorf. — Die einzigen auf das Vorkommen von Nadelholz deutenden Flurnamen.

Dassau, f. Gliesmarode.

Dassel, m. Eischott.

Deckeln, pl. Bornum. — Auch Dückeln.

Dehne, f. Lichtenberg. — Vertiefung des Bodens, kleines Thal, ags. denu = vallis. Vergl. Schambach unter dêne.

Dehnenfeld. Barum.

Deitweg, Deidweg, Deidetrift, Deiweg, Deyweg, Denweg. Sierße, Runstedt, Gr.-Biewende, Barnsdorf, Berklingen, Gr.-Vahlberg, Hessen, Kl.-Vahlberg, Kneitlingen, Schliestedt, Ührde, Watzum. — Deitweg, die Heerstraße, von dôt, deit, diet, das Volk, die Leute (got. thiuda, ahd. diot). In einer Urkunde des Rheinpfalzgrafen Heinrich aus Braunschweig vom 17. Mai 1197, Kloster Marienthal und den Lappwald betreffend, wo von den Dörfern Runstedt, Offleben und Büddenstedt die Rede ist, kommt wiederholt die strata publica que dicitur Diehtweg vel Stenwech vor. (Zeitschr. d. Harzvereins XI, S. 93.)

Delgen, pl. Rühme. — Zu delg, dicht, fest von Teig und Boden.

Dellberg. Esbeck.

Desewiese. Duttenstedt.

Detmersberg. Wendhausen.

Diebesstieg, sehr häufig.

Diestelbreite, —kamp. Rottorf, Bahrdorf.

Dießenweg. Hallendorf.
Dillbeck. Hoiersdorf. Dillenpaul. Büddenstedt.
Dittmerode, f. Räbke. — Wüstung. Bege, Geschichte einiger der berühmtesten Burgen, S. 173.
Dobbelkamp. Velpke.
Dohren, das Dorngesträuch, sehr häufig, meist in Zusammensetzungen: Dornstrauch, —morgen, —kamp, —berg, —feld, Dornekenberg u. a.
Donnerberg. Hedeper, Sottmar, Wetzleben. Donnerbleek. Volkmarode. Donderkamp. Hessen. Donnereiche. Sunstedt. — Wem es Freude macht, kann dabei an Thonar und allerlei mythologische Beziehungen denken.
Dötel, m. Wiese bei Gr.-Sisbeck.
Dowe-See. Rühme. Dowe Hufe. Rüningen. — Zu dôv, taub; ein überwachsener, grasbedeckter, somit „tauber“ See.
Dräk, FO. Vors.
Dralle, f. Wiese bei Gr.-Stöckheim. — dralle, eine Furt (hier durch die Oker). Vergl. Schambach s. v.
Dreck, Dreckmorgen, —legden, —berg. Hedeper, Denstorf, Kneitlingen, Lichtenberg. — Land, das nicht viel wert ist.
Dreier, Dreyer, m. Cremlingen, Rottorf, Sunstedt.
Drenkenberg. Mackendorf.
Drensäcker. Bortfeld.
Drettmar, f. Bettmar.
Dreylriede, Wiese bei Wendezell.
Drift, die Trift, sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen.
Drohnen, pl. Barbecke, Barum, Lesse, Salder, Woltwiesche, Wahle, Esbeck, Atzum, Dettum, Fümmelse. — drôn(e), Endstück, häufig auch als Flurname im Oldenburgischen. (Schiller-Lübben, Wörterbuch I, 582.) Nach Grimm (W.-B. I, 1427): „Im Hannoverschen ein Raum von 3/4 Morgen Landes.“
Drom, —kamp, —morgen, —feld. Sickte, Sonnenberg, Vechelde, Apelnstedt, Bleckenstedt, Cramme, Hohenassel (der Drohm). — Zu drom, m., Trumm, Endstück, Saum.
Drömling, m. Glentorf. — Liegt von dem eigentlichen Drömling zu weit ab, um mit diesem in Verbindung zu stehen, wenn auch beide dieselbe Etymologie haben mögen.
Dumbruch. Broistedt, Engelnstedt. Dumwelle. Hedeper. Dumsbusch. Sauingen.
Dummerberg. Grasleben.
Dümpel, m. Seinstedt.
Düpe, f. Reislingen. Düppe, f. Kl.-Brunsrode. Ohrt-Duppe. Seinstedt. — Ein Sumpfloch im Lande, im Sommer gewöhnlich austrocknend.
Schambach unter dûpije, dûpe. Vergl. Tanse.
Düsterwiese. Grasborst.
Düttmer, m. Hötzum. — „Ist sumpfig“, sagt die Feldbeschreibung.
Duven (Tauben-) wiese, —kamp. Burgdorf, Kl.-Brunsrode, Querenhorst, Semmenstedt, Watzum.

E.

Ebense, f. Rothenkamp.
Eberlah, n. Nordassel. — Im zweiten Teile lâ, Wald.
Echternhei. Weddel. Echtergraben. Hachum. — echter, hinter.
Eckernkamp. Schandelah, Bornum. — Zu eckere, Eichel.
Eggenwiese. Thiede. — Zu egge, Rand, Leiste, namentlich vom Tuch gebraucht.
Ehlern, pl. Ehlerberg, —wiese. Cremlingen, Ölper, Emmerstedt, Süpplingen,

Börßum, Eitzum. Ellerholz. Lesse. Öllern, pl. Bornum. — Zu eller, Erle, vergl. Ahler.

Eichberg, —drift, —rähmen, —kamp, —horst, —baum. Eikenrode, Eichlah, Eicklage, Gardessen, Hemkenrode, Timmerlah, Mackendorf, Bornum, Glentorf, Groß-Sisbeck, Reislingen, Kl.-Twülpstedt, Velpke, Wahrstedt, Engelnstedt, Bansleben, Salzdahlum.

Eiche, de hille. Sickte.

Eichthal oder **Heikedahl**. Ölper. — Vergl. Hickethal, eine schmale, tiefliegende Gasse hinter der Domschenke in Hildesheim; Heikenthal am Huy bei Halberstadt. Im 18. Jahrh. hatte man noch die Redensart „auf das Heikenthal kommen", wenn eine Sache verschwunden war, wohl wegen des Hochgerichts, das dem Eichthal gegenüberlag. (Gelehrte Beiträge zu den Braunschw. Anzeigen 1765, Nr. 17.)

Eickmer, n. Mönche-Vahlberg.

Eierkamp. Gardessen, Waggum, Salzdahlum. — So nach den früher häufigen Kiebitzeiern.

Eile, f. Wiese bei Lesse. — Vergl. die Eilenriede bei Hannover.

Einsiedler. FO. Lich. Einsiedelei. FO. Vors.

Eisenberg. Gr.-Vahlberg. Eiserne Kuhle. Barmke.

Elend, das große und kleine, vor dem Petrithor Braunschweigs am Kreuzkloster, deutet auf die Verpflegung fremder elender Wanderer, die im ehemaligen Thomasspitale daselbst verpflegt wurden. (Braunschw. Landeszeitung v. 27. April 1884, Beilage.)

Elln, pl. Cremlingen.

Elmsburgerfeld. Twieflingen. — Wüste Elmsburg.

Emmeling, m. Berklingen.

Emtlah, n. Bruchmachtersen. — Im Grundwort lâ, Wald; im ersten Teile zu emet(e), êmt(e), Ameise.

Entenwiese, —pfuhl. Häufig.

Erbrode. Barmke. Erbbrink. Seinstedt.

Erdfall. Bornum, Süpplingen. — Der Erdfall von Bornum soll unergründlich sein und man kann seine Tiefe nicht ausmessen. Dort ist nachts ein Ackermann aus Rothenkamp, dem die Pferde scheu wurden und durchgingen, mit dem Wagen spurlos verschwunden. Nach Jahr und Tag ist in dem Bache, der mit dem Erdfalle in Verbindung steht, ein Teil von einem Pferdegeschirr zu Tage gekommen, auf dem der Name des Bauern gestanden hat, der im Erdfalle versunken ist.

Erzberg (Arzberg). Hötzum, Rautheim, Seinstedt, Barnsdorf.

Eschbreite. Hessen. Eschen, pl. Atzum, Schliestedt. Große Wielesche. Hessen. Zu esch, n. Feld, Ackerland. Got. atisks, ahd. ezisk, mhd. ezzesch, Saatfeld.

Escher, m. Watzum. In Zusammensetzungen Steinescher, Hötzum, und Sultenescher, Bettmar.

Espenbusch. Gr.-Vahlberg.

Eweling, m. Essehof. Ewelingkamp. Bornum.

F. und V.

Vahlthöffe, pl. Lesse. [Zu valde, m. Falte, eingezäunter Bezirk. Hofplatz. (Schiller-Lübben III, 83; V, 192.) Vielleicht war dort einst ein stôdfald, septum equarum? Agf. falod, fald, ovile, bucetum. stabulum, Hürde, Pferch, engl. fold. W.] Die „Fahlthöfe" sind nach Verel übergesiedelt, haben aber noch Teil an der Nutzung in der Lesser Mark. (Zeitschr. d. Harzvereins 1881, S. 186.)

Vahrenberg. Wahle. Fahrenkamp. FO. Wend. Fahrenberg. FO. Vors.

Vale, f. Wiese bei Lehre. Vahlkamp. Lehre. Fahle Morgen. Barmke. Fahles Land. Eilum, Calbecht. — Zu fâl, falb, bleich, verwelkt. [Vale heißen auch zwei

Dörser, 1. bei Uslar und 2. nördlich von Itzehoe. Bei letzterem ist ein umfangreiches Moor, Vaaler Moor, vermutlich einst bloß Vale geheißen. Ob vom as. falu, falb, bleich, braungelb? (dazu wohl Fahlkamp ꝛc.) oder vom as. starken Verb felhan, condere, tegere? oder von einem nicht belegbaren, aber in regelrechter Lautverschiebung dem slav. pole, Feld, Ebene, Flachland entsprechenden altdeutschen fal-, von welchem Worte die Germanisten die Namen West- und Ostfalen ableiten? W.]

Farben, pl. Emmerstedt. — [Farven, Dorf, Kirchspiel Selsingen bei Zeven; Farve, 1480 Varwe, Dorf bei Oldenburg in Holstein; Grotfarve, Lüttfarve, Ländereien von Bahrenfeld bei Hamburg. W.]

Fasselabendswiese. Boimsdorf.

Fasteweg. Hedeper.

Feddel, f. Seinstedt, Ölber. Fiddel, f. Kissenbrück. [Feddel, f. Der Bremer Name lautet nach Buchenau, Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet, S. 131, im Jahre 1327 Vedelehorne, welche Form für Ableitung aus vedele, f., Fiedel, Geige, spricht. Die Veddel bei Hamburg, im Volksmunde auch Viddel, 1473 insula Veddele (K. Koppmann, Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg III, 92), möchte ihren Namen von dem geigenförmigen Laufe ihrer Deiche entlehnt haben. W.]

Fegenwiese. Ölper.

Fehrenwiese. Wendeburg. — Zu vêr, ferne.

Feld. Diese Bezeichnung wird nur selten auf ein kleines, untergeordnetes Grundstück angewendet; sie umfaßt stets einen ganzen Komplex von Wannen und bezieht sich gewöhnlich auf das Sommer-, Winter- und Brachfeld, ist also den einzelnen Flur- und Wannennamen übergeordnet. So zerfiel früher die ganze Feldmark bei unseren Dörfern, abgesehen von den Weiden, Wiesen und Angern, in obige drei Teile, von denen das Winterfeld mit Winterkorn (Weizen und Roggen), das Sommerfeld mit Sommerkorn (Gerste und Hafer) bestellt wurde und das Brachfeld unbestellt blieb. Letzteres wurde nur umgepflügt (gebrochen, ndd. brâken, daher brâk), damit durch Verwitterung und Zersetzung der organischen Rückstände in der Ackerkrume die durch die Ernte entzogenen Pflanzennährstoffe wieder ersetzt wurden, höchstens durften Flachs, weißer Kohl, Erbsen und Bohnen in mäßigem Umfange darin gebaut werden, damit es für die Schafweide frei blieb. (Allgemeine Landesordnung, Artikel 58.) Diese alte Dreifelderwirtschaft war schon zur Zeit Karls d. Gr. üblich. Bereits in Urkunden von 779 und 791 erscheinen Sommer- und Winterfelder und gleichzeitig hieß der Juni Brachmonat. Seit der Separation ist das alles anders.

Venslebер Mark. Ingeleben. — Nach dem wüsten Dorfe Vensleben. (Zeitschrift des histor. Ver. für Niedersachsen 1862, S. 106.)

Fettlagerkamp. Querum.

Fiebern, pl. Kl.-Sisbeck.

Fillekuhle, Filderkuhle, Füllekuhle, Füllerkamp. Destedt, Saalsdorf, Sunstedt, Warberg, Bahrdorf, Danndorf, Meinkoth, Drütte, Hessen, Sambleben, Osterlinde. — Zu fillen, schinden, abdecken, das Fell abziehen. Also Schinder- oder Aasgrube, wo namentlich bei Viehseuchen die Kadaver eingescharrt wurden.

Filz, m. Laningen.

Finkenbalken, —busch, —flucht, —kamp. Watzum, Rümmer, Schapen, Rüningen, Lehre, Kl. Brunsrode.

Flachsstücke. Oft, an den fast verschwundenen Flachsbau erinnernd.

Fladen, m. Watenbüttel. Flahtkamp. Bansleben. Flathwiese. Bornum. Engelfladen. Lelm, Räbke. — Zu flâden, breite Fläche.

Flage, f. Lehndorf. — Zu flâge, flâke, Feldstück, Fläche.

Fliegenkamp. Frellstedt.

Flohwinkel. Volzum.

Flotanger. Rümmer. Flotrische. Ölper. Flothe, f. Hohenassel, Lesse. Flotho, f. Burgdorf. — Nach dem Sumpfbache Flothe, welcher in die Fuse fällt. Zu flôt, seicht?

Föhre, sehr viel, auch in Zusammensetzungen, namentlich als waterfôre, Wasserfurche. Zu fôre, Furche, englisch furrow.

Förbet, f. Thiede. Die faule Förbt. Berel. Stiegforbet. Lamme. Vorwet. Alvesse, Schliestedt, Timmerlah. Vorwette, Essinghausen. — Unter förbet, mit dem Tone auf der ersten Silbe, versteht man die Endstücken eines Ackers, wo die Pferde oder Ochsen mit dem Pfluge wenden und die deshalb so lange ungepflügt liegen bleiben, bis das eigentliche Ackerstück fertig gepflügt ist. Dann erst wird die Förbet umgepflügt, und zwar senkrecht zu den Furchen des Hauptackers. Sie ist somit eine Art „Vorbeet“ desselben, und da auf ihr, als einem Ruhepunkte beim Pflügen, die Zugtiere gern misten, so gedeiht hier das Korn besonders üppig. Daher das Sprichwort: man sall de frûenslüe nich up'n kerkgange beseien, un dat korn nich up'r förbet. Beides ist trügerisch und täuscht. Sachlich ist Ahnewenne ganz dasselbe wie Förbet, nur ist der Ausdruck in anderen Gegenden zu Hause; desgleichen Wenne und die Zusammensetzungen damit. G. Schambach (Niederd. Sprichwörter der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen. Zweite Sammlung, S. 141) berichtet folgendes: „Wer sek up'ner ânewendge nêren kan, dei blîwe von'n twei-morgen-acker. Das Wort ânewendge bezeichnet dasselbe, was sonst auch vorwende, vorwenne, vörwete genannt wird. Was den Sinn anlangt, so enthält es die Mahnung, in kleinen Verhältnissen, sofern man darin sein bescheidenes Auskommen hat, zufrieden zu sein und nicht nach größeren zu streben.“

F F

F = Förbet.

Ford, n. Broitzem. Förth. Abbenrode, Wendhausen. Teich-Fohrte. Lehre. Steinfort. Bortfeld. Zu vord. Durchgang, Paß, Furt.

Förling, Föhrling, Vorling, sehr häufig, auch in Zusammensetzungen wie Steinföhrling, Gänseföhrling. Zu vorlink, ein halber Morgen, Furchenlänge. Englisch furlong = $^1/_8$ Meile.

Vormal, FO. Mar.

Vormittagsgrund. Ingeleben, Offleben.

Frehenfeld. Bruchmachtersen. [Vielleicht hochdeutsche Schreibung oder dialektische Form für Wrehen-, d. h. Wredenfeld? wrêd, gewunden, krumm, schief, fig. böse, schlimm, herbe 2c. Schambach: brehe und frehe. W.]

Fuchs (Vos-, Fos-) —löcher, —berg, —kuhle, —kamp, —winkel, —höhlen, —spring, —wanne, —balken, —hellern. Etwa dreißigmal, die Häufigkeit Reineckes anzeigend.

G.

Gänsekamp, —morgen. Sehr häufig.

Gärtlinge, pl. Weddel, Glentorf, Rottorf, Rickensdorf, Runstedt. — Gesprochen Järtlinge. Zu jart. Ackerstück, altſ. gerde, Rute, engl. yard, Ellenmaß. [In Holstein und dem Bardengau: jart, jört, gewöhnlich aber jarn, jörn, aus dem Dat. Pl. jarden, jörden. W.]

Gailbusch. Meerdorf.

Galgen, Galgenberg, —breite, —busch. An die alte Richtstätte erinnern noch Flurnamen bei Destedt, Lucklum, Ölper, Wolsdorf, Bahrdorf, Wahrstedt, Hoiersdorf, Jerxheim, Kalme, Reindorf, Timmern, Gr.-Vahlberg, Hessen, Kl.-Vahlberg, Küblingen. — Der Galgenberg am Lechlenholze zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel,

4*

der noch jetzt so benannt wird, war nach der Rehtmeyerschen Chronik so mit Brandpfählen (von verbrannten Verbrechern und Hexen) besetzt, daß er „einem kleinen Walde glich“.

Gallenberg. Süpplingen, Kl.-Biewende. —kamp. Kl.-Schöppenstedt. Galliger Kamp. Achim. [Ten Doornkaat Koolman, Ostfries. Wörterbuch: gallen, nasse und quablichte Stellen im Acker, unter denen sich eine Quelle befindet, Acker- und Wassergallen genannt. W.]

Gaisen, Geisenfeld. Berel.

Gamme, f. Wiese bei Esbeck. [Vergl. Alten und Neuen Gamme, zwei Deichverbände und Kirchspiele in den Vierlanden bei Hamburg; jenes als Gamma schon im 12. Jahrhundert bezeugt, dieses seit 1212 als nova insula, dann bald eingedeicht als Nige Gamme. Den Fluß, an dem Alten Gamme lag, nennt Arnold von Lübek Chron. Slav. 6, 12 um 1200 gleichfalls Gamme. De Gamme, ein Holz bei Stötterlingeburg (Sttl. U.-B. 65, 191); s. Krause, Ndd. J.-B. 5, 126. Die Gamm heißt „die muldenförmige Senkung“ zwischen Brahlstorf und Boizenburg. P. Kühnel, Die slavischen Ortsnamen in Mecklenburg (Jahrbücher des Vereins für meckl. Gesch. u. Altertumskunde, Jahrg. 46, S. 47), will es aus dem Slavischen erklären. Es ist aber sicher deutschen Ursprungs. Da mm nicht aus mb entstanden scheint, etwa zu indogerman. ghama, gham, Erde, mit modifizierter Bedeutung? W.]

Gauterhals. Wiese bei der Stadt Braunschweig.

Garmersweg. Gr.-Biewende.

Garstenkamp. Boimsdorf. — Das einzige Mal, daß die Gerste in unseren Flurbenennungen vorkommt.

Gavel, f. Sickte. — Gabelförmiges Landstück.

Gebberswinkel. Hemkenrode.

Geesche, f. Hessen. — Die Pflanze Aegopodium podagraria heißt niederdeutsch gêsche.

Geesterbleek. Ölper.

Gehren, Gehrenacker, —kamp, —morgen, —wanne. Gr.-Brunsrode, Hötzum, Lehre, Wendezelle, Bornum, Scheppau, Alversdorf, Büddenstedt, Ahlum, Volzum, Wittmar, Evessen, Burgdorf, Heerte, Nordassel. Lindgeeren. Lesse. Gehrensches Holz. Wendeburg. — Zu gêre, f., keilförmiges Stück Land oder Stoff, zwischen anderen auslaufend.

Gesundbornswanne. Velstove.

Gettelhagen. FO. Vors.

Giebelberg, FO. Vors. Wüstung Giebelgaban. (Ztschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1864, S. 19.)

Giersberg. Stadt Braunschweig. — Zu gîr, Schmutz, Abfall, Jauche. Der Straßenname Geiershagen in Braunschweig führt auf dasselbe Wort und hieß ursprünglich Giershagen. Schiller-Lübben, Mittelniederd. Wörterbuch, unter jerentocht. Giergraben, schmutziger Abzugsgraben bei Stralsund; jiersloot im Ostfriesischen der vom Misthaufen abziehende Jauchegraben.

Gieseberg. Hondelage.

Gitmer, m. Hedeper, Semmenstedt.

Glinde, Glindacker, Glinderhagen. Bortfeld, Wedtlenstedt, Lamme, Watenbüttel. Wüstung Glinde. (Vergl. Braunschw. Anzeigen 1882, Nr. 217.) [—glind, n., ist eine Einfriedigung oder Scheidewand von Latten, dann auch von Planken oder Mauerwerk, also eingehegtes Land? S. Mndd. Wb. II, 121. Glinde ist ein ungemein häufiger Flur- und Dorfname im nordwestlichen Deutschland. W.]

Glinsberg. Lehre.

Glockenberg. Offleben. —kamp. Meerdorf. —teich. Saningen. — Diese Be-

nennungen hängen zusammen mit Sagen von versunkenen, vergrabenen und weggeflogenen Glocken, wie sie bei Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 223 ff., aufgezeichnet sind. In den Glockenteich von Sauingen sind die Kirchenglocken von Beddingen „geflogen" oder dort im 30jährigen Kriege versenkt worden.

Glubeinsweg, —wiese. Lehre. Glöben, m. Glentorf. — Der Glaube an ein spukendes Wesen glûstêrt ist weit bei uns verbreitet; möglich, daß hier verwandte Vorstellungen zu einem glûbein geführt haben, denn Flurbenennungen nach Spukerscheinungen kommen vor.

Gorlingskamp. Schandelah.

Gowiese. Lebenstedt, Watenstedt (Amt Salder). Goenkamp. Kl.-Twülpstedt. — Die Wiesen und Grundstücke, welche dem gôgrefen, dem politischen Beamten als Teil seiner Besoldung zugewiesen waren.

Graad, m. Fümmelse.

Grabauer Feld, Grafhorst. Wüstung Grabow. Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1864, S. 21. Zu slavisch grab, Weißbuche. Vergl. S. 37 Grafhorst.

Gräsie, f. Wiese bei Gr.- und Mönche-Vahlberg. Gräsigwiese. Dettum. — Zu grasinge, gressinge, Grasung.

Graube, die Grube. Sehr häufig, besonders in Zusammensetzungen.

Gräweken, Grefeken, pl. Gardessen. — Zu graf, Grab, kleine Gräber, wohl auf vorgeschichtliche Bestattungen deutend.

Greenwiese. Vallstedt.

Grefenbusch. Volkmarsdorf. Gräfenwinkel. Meerdorf. Grafstücke. Rühen.

Greiflinge, pl. Kneitlingen.

Grenberg. Süpplingen.

Grennig, m. Schulenrode. — Zu groin, grün.

Grobianswiese. Stadt Braunschweig.

Gropenberg. Hachum. Gropendorf. Thune. — grôpe, Topf. Ob nun hier vorgeschichtliche Urnen gefunden wurden oder Töpferlehm gewonnen wurde, der sonst mit den Leimkuhlen in Verbindung steht, mag unentschieden sein.

Güldenkamp. Gliesmarode.

Günne, f. Lehre. — Nach Jellinghaus, Westfäl. Ortsnamen S. 37, „ein am jenseitigen Ufer liegendes Landstück".

Güntjenberg. Vechelde. — Zu güntje, f., Schnauze, Ausguß.

Gustwiese. Olper. — Zu gust, trocken, unfruchtbar.

H.

Haarstrang. Kissenbrück, Semmenstedt, Timmern. [Das Wort kann Haarflechte oder ähnliches bedeuten und übertragen peucedanum; s. Mndd. Wb. Der Haarstrang in Westfalen wird gemeiniglich als „Höhenzug" gedeutet. Förstemann, Dtsch. N.-B. Bd. II, unter Har, sagt, haar bezeichne im sächsischen Teile von Overyssel eine Anhöhe auf der Heide. Woeste, Westfäl. Wb.: hâr, f., die Haar, nicht mehr appellativisch, eine häufige Bezeichnung von Anhöhen in Westfalen; hârd, f., die Haard, werde dagegen von bedeutenderen Anhöhen gebraucht. Vergl. Jellinghaus, Westfäl. Ortsnamen S. 40. W.]

Haberkamp. Apelnstedt, Warle. —stücke. Warmenau. —wiese. Velpke. — Zu Hafer.

Hackel, m. Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen wie Hackelberg. — Zu hackel, Vorsprung, Landvorsprung. Vergl. hacke, Ferse. Hackelberg kommt schon Ende des 13. Jahrhunderts als Geschlechtsname im Braunschweigischen vor. (P. Zimmermann, Zeitschr. d. Harzvereins XII, S. 7.)

Hagen, m. Vielfach, aber meist in Zusammensetzungen, auch zusammengezogen zu hahn und han. Die einfriedigende Hecke.

Hägersdorferfeld. Houdelage. — Die Flurbeschreibung von 1755 sagt: Eine halbe Viertelmeile von Hondelage hat das kleine Dorf Hägersdorf gelegen, nicht weit von Grassel, woselbst eine kleine Kapelle gestanden, in der der Prediger von Hondelage den Gottesdienst versorget, welche nebst dem Dorfe 1553 zur Zeit der Sievershausenschen Schlacht zerstört und nachher so viel mehr in Hondelage angebauet haben. Auf dem Hägersdorf sollen noch sechs Morgen länger als 100 Jahre wüst und nicht beackert mit lauter Dornen bewachsen liegen.

Hahnenberg. Gr.-Vahlberg. —bleek. Bruchmachtersen. —fuß. Ührde, Runstedt. —kamp. Leiferde. —winkel, Frellstedt.

Halle, f. Achim, Semmenstedt. Hallacker. Leinde. Hallafeld. Beddingen. Hallaweg. Timmern. Hallberg. Seinstedt.

Halsstrang, m. Volkmarsdorf.

Hamberg. Esbeck.

Hamm, m.? Hessen. — ham, m. Ein eingefriedigtes Stück Land. (Schiller-Lübben II, 182.) [Falls nicht durch Kontraktion oder durch neuere Lautgesetze aus einer anderen Wortform entstellt, könnte dies Wort zu ham, hemm, m., hamme, hemme, f., gehören, welche Wörter als Flur- und sonstige Ortsnamen im norddeutschen Küstenlande so überaus häufig vorkommen. W.]

Hammelskamp. Liedingen. —wiese. Evessen.

Hamsterberg. Alvesdorf. — Einziger Fall, daß nach diesem schädlichen Nager bei uns ein Flurstück benannt ist.

Hangelrode. Meinkoth.

Harlingerthal. Bornum.

Hartberg. Dettum. Harzberg. Gr.-Steinum, Ingeleben. [Hartberg. Ob Hirschberg? Harz-, Herzberg wohl dasselbe, da hert, herte, Hirsch, in ndd. On. gerne in der Genitivform hartes-, hertes- gebraucht wird. Ob Haßkamp aus Harteskamp zu erklären ist? W.]

Hartlingsbüsche. Sunstedt. — hartling, hartelbôm = cornus.

Hasenkamp, —winkel. Sehr häufig.

Haspel, m. Liedingen.

Hassel, Hasselkamp, —welle. Sehr häufig. — Zu hassel, Hasel. Vergl. Hessel.

Haßkamp. Gevensleben, Fümmelse. — Siehe Hartberg.

Heber, m. Watenbüttel.

Hechlage. Linden. — In der zweiten Hälfte lâ, Wald.

Heckstedt, f. Gr.-Brunsrode.

Heerfeld, Heerwiese. Bevenrode, Semmenstedt. — Zu hêre, der Hirt, die dem Hirten zugehörige Wiese.

Hees, m. **Heesefeld, Heesfeld, Heers, Heerseberg, Heersanger, Heersfeld. Heersholz.** Veltenhof, Dutenstedt, Beierstedt, Halchter, Jerxheim, Thiede, Remlingen, Fümmelse, Kl.-Denkte, Steterburg, Beddingen, Drütte. — Die Schreibart Hees und Heers wechselt in den Dorfbeschreibungen bei derselben Örtlichkeit. [Hees, m. In Ditmarschen bei Windbergen Up den Hees, eine hohe Heide neben einem Walde, dabei Ländereien Hesekoppeln; bei Lütjen Bornholt, Kirchspiel Hademarschen (Holstein), ein Ackerstück und eine kleine Holzung de Hees; bei Dockenhuden (bei Hamburg) und Tensbüttel (Ditmarschen) Ländereien Heese; hierher wohl auch Heisbrook., Länderei bei Gneversdorf (Travemünde); Hesedal, Holzung bei Bunsoh (Ditmarschen). Weiter gehören hierher die holsteinischen Flurnamen Heseremen, Heselrehmen, mehrere Hesel, Bach Heselbek. In Poppenbüttel an der Alster berichtete mir ein zuverlässiger Einwohner, daß an der oberen Alster Hesel die Stücke Waldlandes heißen, welche zu den Bauerustellen gehören. Breedenhees bei Ülzen. Leo, Rectitudines singularum personarum, Halle 1842, S. 94, hat auf die agſ. Ortsnamen auf —hêse, —haese

—hyse, —hoese aufmerksam gemacht und das Wort als Wald, Busch, Gestrüpp erklärt. K. Müllenhoff hat in den Nordalbingischen Studien, Kiel, Bd. I, 1844, S. 209, das bestätigt und weiter den Heisi- oder Hêsiwald nördlich der Ruhr mit dem Dorfe Hêsangi und dem Bache Hêsapa (Lacomblet, U. des Niederrheins) und die von den Römern (Tacitus, G. c. 5) daselbst genannte Silva Caesia, richtiger Chaesia (cf. Catti f. Chatti) herangezogen. Die betreffenden ags. Orte werden zum Theil als denbero bezeichnet, als Waldthal „vallis nemorosa et glandifera, porcis pascendis idonea“ (Sommer). W.] In den Niederlanden finden sich noch verschiedene Ortsnamen mit Hees (Maashees, Wolfhees), als Waldname ist Hees häufig in der Gegend von Siegen und an der Westseite des Rheins bis Krefeld hinauf. Heesefeld ꝛc. Hier wird, weil das Wort hês erloschen war und herse (Hirse) im Volksmunde heese lautete, Mengung beider Wörter eingetreten sein.

Hehlenkamp. Volkmarsdorf.

Heibeikamp. Neindorf.

Heierstein. Reinsdorf.

Heideberg, —kamp, —winkel. Häufig, zumal in den nördlicher gelegenen Feldmarken.

Heidenkirchhof. Räbke, Wetzleben. — Vorgeschichtliche Urnenfelder andeutend. Vergl. Gropenberg.

Heikedahl siehe Eichthal.

Heiland, n. Büddenstedt.

Heiligerkamp, Hilgekamp, Hillige Wiese, Hillewiese, Heiliges Holz. Der Hilli (Neindorf). Sehr häufig. — Der Kirche gehöriges Landstück, Wiese, Holz.

Heilebartsfeld. Schapen. — Der einzige auf den Storch weisende Flurnamen. Heilebartskehle. FO. Vors.

Heilsberg. Börßum, Kneitlingen.

Heimekenberg. Süpplingen, Hedeper. — heimeken, die Grille, Cikade.

Heinengras, —kamp, —wiese. Sehr oft. — Zu heinen, einhägen.

Heistern, Hestern, Heisterbeek. Dibbesdorf, Wahle, Bahrdorf, Volkmarsdorf, Evessen.

Heistern, pl. FO. Mar. — Das völlig lebende Wort bedeutet junge Baumschößlinge, namentlich von Buchen und Eichen.

Hellberg, —morgen, —wiese, —winkel. Rautheim, Thune, Gr.-Twülpstedt, Reislingen, Velpke, Reinsdorf. — Flurnamen Helle und in Zusammensetzungen häufig auch im Hannöverschen und Lüneburgischen. Zeitschr. f. deutsche Mythologie II, S. 291. helle, helde, Abschüssigkeit, declivitas. Zu vergleichen Hölle.

Hellekenberg. Wolsdorf.

Hellerwiese. Büddenstedt.

Hengstlah. Watenstedt, Salder. — Wald der Hengste.

Herkling. FO. Helm.

Herrenbreite. Frellstedt.

Herzberg. Kalme, Küblingen. — Vergl. Hartberg.

Hessel, m. Bornum, Laningen. [Hessel; aus heslâ, vergl. Hees. Ähnlich Ekel, Eikel, Bokel, Bökel, Lintel (lintlâ), Nuttel, Nüttel, Berkel, Barkel, und wahrscheinlich Hassel oft aus hassel-lâ. W.]

Hiersberg. Volkmarode.

Himmelreich, —wiese, —kamp, —acker, —berg. Gr.-Brunsrode, Hötzum, Wahle, Eitzum.

Hirschberg. Woltorf.

Hittel, m. Wedtlenstedt. [Hittel wohl aus Hitlâ. In der Werdener Heberolle ein Hetilô, in den Traditiones Corbejenses ein Hetlogun; jetzt noch ein Dorf Hittloge bei Hoya. Was aber heißt het—, hit—? W.]

Hißthal. Hedeper.

Hinzen, Hinzheimerfeld, Heuzen. Hobenassel. Wüstung. — Zeitschrift des Harzvereins 1881, S. 189 und 1882, S. 187. Hassel und Bege (I, 437) geben an, das „Hensenfeld“ habe seinen Namen von Hensen, Landleuten, die aus dem Hildesheimschen dahingezogen und sich angebaut hätten (?).

Hobergsfeld. Reinsdorf.

Höltje, m. Höltjebaum, —busch, —kost. Cremlingen, Meerdorf, Wendezelle, Hoiersdorf, Weserlingen. Höltjeberg, FO. Mar. — höltje, der Holzapfelbaum, wilde Apfel, wie er hier und da noch in alten Laubwäldern (namentlich in der Mark bei Brieselang, Zotzen, im Lindholz bei Paulinenau) vorkommt, bei uns aber selten ist. Die Frucht ist in den Pfahlbauten noch in Menge vertreten. (Buschan, Vorgeschichtliche Botanik, S. 170.)

Hoizstedte, Häzmorgen, Hoitzfeld, Heitzberg. Hemkenrode, Lehre, Schulenrode, Hessen.

Hölle, f. Gliesmarode, Volzum, Remlingen, hier ein tiefer Graben, „in welchem der Teufel einst hauste“. Höllenweg. Wetzleben. Höllenberg. Evessen. Höllische Fohrtswiese. Lehre.

Höllern, pl. Gr.-Denkte. (Fuchs-) Hellern. Ampleben, Evessen.

Holm, m. Barnsdorf. Hulm, m. Sunstedt. Holmstein. Räbke. Hollen, pl. Meinkoth. [Bei Wedel in Holstein ein Dorf Holm, früher Holne, Hollen. Mndd. Glossare haben: holle, parvus mons, collis, colliculus; vergl. auch Bremer niedersächs. Wb. Hull, Schambach Hulleke. Neocorus, Ditmarsch. Chronik, herausg. von Dahlmann, II, 403, hat einen Flurnamen (oder Appellativ?): dat Sehbrok, eine herliche schone wische, redthollen, Vehebrock (= reetschallen, Brem. Wb. und Reedhövel, früherer On. bei Glücksstadt; hövel = Hügel). — Hollen mehrfach im Hannöverschen, besonders im Bremisch-Verdischen; ein Holz „im Hollen“ im Stadischen. W.]

Holstein, m. Wetzleben.

Holtorfer Feld. Sambleben. Wüstung Holtorf. (Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen 1862, S. 103.)

Houdel, f. Lehre.

Honigberg, —bleek, —hop. Heerte, Kl.-Stöckheim, Volkmarsdorf, Watenstedt (Amt Salder). — Vergl. Butterberg.

Hoogsfeld. Reinsdorf.

Hop, m. Der kalte, Schandelah. Der braune, Wendhausen. Hohpwiese. Twieflingen. Hopsplätze. Waggum. Wienhop. Flechtorf. Dornhop. Bettmar, Lauingen, Grafhorst. [Hop, m., früher n., ist ein anderes Wort als hôp, m., Haufen. Sicher dasselbe, was ags. hop, n., recessus, Schlupfwinkel; engl. hope (obsolet und dial.), any sloping plain between the ridges of mountains (Johnson). Sievers, Ags. Gramm. § 239, hat den kurzen Vokal des Wortes bewiesen. Vorliegendes Hop ist aus dem Dativ hope; im nödl. Ndd. hätte Hape oder Haap daraus werden sollen, aber das Wort ward nicht mehr verstanden, daher blieb der Vokal o; man deutete es wohl auf hôp, Haufe, worauf auch der Wechsel des Genus deutet. W.]

Hopfen- (Hoppen-) kamp, —garten, —knick, —höfe, —sack, —winkel. Cremlingen, Flechtorf, Hemkenrode, Klein-Stöckheim, Schandelah, Schulenrode, Weddel, Wendhausen, Groß-Gleidingen, Wendezelle, Vorhum, Frellstedt, Klein-Sisbeck, Esbeck, Offleben, Leiferde, Leinde, Sambleben, Calbecht und Ölber, ehemalige starke Ausbreitung des Hopfenbaues andeutend; zumal in der Umgegend der Stadt Braunschweig, wo 1383 der Rat anordnete, daß kein Bürger mehr als den dritten Teil

seines Landes mit Hopfen bepflanzen dürfte, um der Minderung des Getreidebaues entgegenzutreten.

Horn, n., m. Einer der häufigsten Flur-, namentlich Wiesennamen, besonders in Zusammensetzungen, bedeutet ein auslaufendes Stück, z. B. eine Wiese, die spitz in einen Wald einschneidet, ein Horn, eine Ecke; oft großes und kleines Horn nebeneinander; dat Hörneken (Weferlingen), Berghorn (Gardessen), Schiffhorn (Kl.-Stöckheim), Bauerhorn (Alvesse), Diebeshorn (Denstorf), Herzhorn (Duttenstedt); Der Horn an der Gräsigwiese und der Ristehorn (beide Dettum).

Hörnig, m. Hoiersdorf.

Horst, f., ungemein häufig, namentlich in Zusammensetzungen. Ursprünglich inselartig aus sumpfiger Landschaft hervorragende bewaldete Stellen, dann Wald schlechthin. In einem Marienthaler Kopialbuche vom Ende des 15. Jahrh. heißt es vom Lappwalde: dusse wold wert in mannigerhande bleken mannigerhande genomet unde geheten; by Sesbeke unde Papenrode he hed de Quernehorst, anderwegen heth he de Havekhorst, anderwegen de Lyndhorst. (Zeitschr. d. Harzvereins XI, S. 99.)

Hospital, n. Wiese bei Kl.-Stöckheim.

Hoye, f. Berel. [Hoye, f., mahnt an die schleswigsche Hallig Hooge und an Hoya, to der Hoie, to der Hoyen, im Leben Bernwards Hogen. Ist Haoya in den Trad. Corb. = Hoya, dann vielleicht die hochgelegene Aue (Anger). W.]

Hühnerkamp. Häufig.

Huketbalskopf, FO. Kön.

Hülacker. Gr.-Vahlberg.

Hülke, die graue. Lehndorf.

Hülßenhorst. Danndorf. Hülsenberg, FO. Kön. — hülse, die Stechpalme, ilex aquifolium. Ahd. hulis, dorniges Gebüsch.

Hundemorgen. Küblingen. —breite. Twieflingen. —kamp. Gr.-Sisbeck, Papenrode. —wiese. Glentorf. Hunnekloster. Glentorf.

Hünenberg, —burg, —graben, —kamp. Gardessen, Schandelah, Watenstedt (Amt Schöningen), Emmerstedt, Süpplingenburg, Danndorf, Volkmarsdorf, Apelnstedt, Salzdahlum, Hessen. Hühnenberg, FO. Vors. — hüne, die niederdeutsche Form des hochdeutschen Heune, Riese, auf uralte Landesbewohner deutend, auch in Verbindung mit vorgeschichtlichen Ringwällen.

Hungerberg, —kamp, —morgen. Oft, auf schlechten mageren Boden deutend.

Hurenkamp bei Braunschweig und öfter, ein schlecht bewirtschaftetes, heruntergekommenes, „verhurtes" Landstück.

Hüttenbleek. Schandelah. —berg. Saningen. —kamp. Cramme. —wiese. Klein-Sisbeck.

J. (Vokal und Konsonant.)

Ihlenpaul, —stücke, —wiese. Essehof, Wendhausen, Watenbüttel, Frellstedt, Groß-Steinum, Räbke, Gr.-Twülpstedt, Braunschweig. — Zu île, Blutegel. Also Egelpfuhl u. s. w.

Immenberg, —busch, —garten, —hof. Schickelsheim, Schandelah, Kl.-Stöckheim, Eischott, Velstove, Wahrstedt, Fümmelse, Leiferde, Schliestedt. Immenzäune bei der Stadt Braunschweig vor dem Hohenthore. — Zu imme, Biene.

Isenbalken. Waggum.

Jackelwanne. Woltwiesche.

Jödbusch. Bruchmachtersen.

Johannisgras. Hachum.

Jüddehorst. Wahle.

K.

Kabelwiesen. Brackstedt. — Zu kavel, Los, Losantheil. Die Kabelwiesen sind früher Gemeindeeigentum gewesen; zu ihrem Genuß gelangten die berechtigten Reihewohner nach gewissen Anteilen entweder up'r rîge, in gewisser Reihenfolge, oder nach jährlicher Verlosung, nach Kabeln, wie ursprünglich die geschnittenen und bezeichneten Holzstückchen hießen, mit denen gelost ward. Hier ist die Spur eines der ältesten deutschen Rechtsgebräuche vorhanden, dessen Ausübung schon von Tacitus im zehnten Kapitel seiner Germania beschrieben wird: „Einen von einem Obstbaum abgehauenen Zweig zerschneiden sie in Reiser, unterscheiden sie durch gewisse Merkmale und verstreuen sie über ein weißes Tuch, ohne Absicht, wie es eben kommt", worauf der Priester die weitere Auslosung und deren Deutung zu abergläubischen Zwecken besorgt. Solche hölzernen mit Marken versehenen Lose oder Kabel waren früher sehr allgemein im Gebrauch, sie haben sich auf der Insel Föhr, auf Rügen (Hiddensöe), Usedom, in Mecklenburg bis in die neueste Zeit erhalten; man benutzte sie zur Auslosung von Wiesen, Ländereien u. s. w. wie bei uns. (G. Homeyer, Über das germanische Losen. Akademieschrift, Berlin 1854; Lisch, Über die Hausmarken und das Losen in Mecklenburg.) Die Kabel aus Holzstückchen oder Haselzweigen tragen als Zeichen der Losenden eingeschnitten: Beile, Mistgrepen, Rauten, Pflugschare, Kesselhaken u. s. w. Das gleiche Losverfahren hatte sich bei uns bei der Teilung des den Gemeinden gehörigen Holzes an die einzelnen berechtigten Höfe bis vor nicht langer Zeit erhalten. Wenn die Teilung der Jahresnutzung des Nordasseler Holzes (Amt Salder) unter die Berechtigten stattfinden sollte, so versammelten sich diese im Dorfkruge zur Verlosung. Jeder Nutznießer schneidet sich dabei sein „Holzmal", das durch Figuren ausgezeichnet ist, welche den Werkzeugen des Ackerbaues oder täglichen Lebens entnommen sind. Man hat da die Grepe, die Barte, den Rühl, die Schrape, den Sparren, den Hühnerfuß, die Semmel u. s. w., welche auf die Stücke eines abgebrochenen Zweiges eingeschnitten sind. Die Holzmale werden dann in einen Hut geworfen. Das zuerst aus diesem gezogene Mal bezeichnet dann denjenigen, welcher bei der Abfuhr des vernummerten Holzes mit Nr. 1 beginnt; die übrigen folgen dann nach althergebrachter Reihenfolge. (Die Marken im Amte Salder von H. Langerfeldt. Zeitschr. d. Harzvereins 1881, S. 187.) Nach den von mir in Nordassel eingezogenen Erkundigungen ist diese Art der Verlosung jetzt nicht mehr gebräuchlich. Die Lose bestehen jetzt aus Pappstückchen, auf welche Nummern geschrieben sind. In Kl.-Schöppenstedt benutzte man früher Holzstückchen als Lose, in welche römische Zahlen eingeschnitten waren.

Kakelsberg. Esbeck.

Kalandswiese. Schandelah, Wahrstedt. — Kalande, geistliche Brüderschaften, die im 13. Jahrhundert entstanden und sich nach den Kalenden benannten, an denen sie ihre Monatsversammlungen hielten. Es gab deren drei in der Stadt Braunschweig, welche vielfach ländlichen Grundbesitz erwarben. (Dürre, Die Stadt Braunschweig, S. 552.) Hassel und Bege (Beschreib. d. Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg 1802, I, 464) berichten, daß in Schandelah noch damals mehrere Höfe den Kalandsbrüdern in Braunschweig von ihren Wiesen Kalandsgeld geben mußten. Die Wahrstedter Kalandswiese war im Besitze der Öbisfelder Kalandsbrüderschaft.

Kaltofenbreite. Steterburg.

Kämerke, f. Gr.-Twülpstedt. FO. Mar. Kämrichen, pl. Bahrdorf.

Kamerun. Cremlingen. — Neu entstandener Flurname, früher Moorbusch, wegen der schwarzen Erde.

Kamp, m., bestimmt abgegrenztes, nicht immer eingehägtes Landstück. Die häufigste aller Flurbezeichnungen in Zusammensetzungen, selten allein. Ob zum lat. campus

ist fraglich, da es auf niedersächsisch-friesische Gegenden beschränkt ist. Vergl. Jellinghaus, Westfäl. Ortsnamen S. 83.

Kappe, f. Kl.-Dahlum, Warle.

Karpenkamp. Gliesmarode.

Karrenberg. Hedeper, Kl.-Biewende, Seinstedt.

Kasebusch, Käsekamp, Käsekorb. Gr.-Brunsrode, Kl.-Schöppenstedt, Cremlingen. — Malva sylvestris heißt käsekrût, nach der Form der Früchte.

Kattenäcker, —beek, —busch, —morgen, —winkel. Hötzum, Bortfeld, Riefeberg, Steterburg, Bansleben, Reppner. Katzenstern. Offleben. Kattenmeer, ehemaliger, längst ausgetrockneter Teich bei Leiferde. — Zu katte, Katze.

Kaufoordsfeld. Kl.-Schöppenstedt. Kuhfort. Hessen.

Kaulenfeld. Kl.-Schöppenstedt. — Zu kaule, kule, Loch.

Kehlenberg. Jerxheim.

Kehrbleek. Querum. —kamp. Hemkenrode. —wiese. Büddenstedt.

Kehrikwiese. Twieflingen. — Vielleicht zu kedik = ködik, dänisch kidike, hochd. Kettich, sinapis arvensis.

Kellerhals. Runstedt.

Kellerwiese. Mackendorf.

Kettelbrink, —kamp, —trift, —wiese. Lehre, Lamme, Velpke, Ölber. — Zu kettel, köttel, Kot der Schafe, Ziegen u. s. w.

Kiebelbleek. Rothenkamp. Kebbelwiese. Lehre. — Nach Danneils Wörterbuch in der Altmark kibbelbleek, ein Raum, um den viel Streit geführt wird.

Kieffeld. Dibbesdorf. —legden. Destedt. —wiese. Leiferde. —winkel. Warle, Reppner. —holz. Rühen. Kiefhai. FO. Wolf. Kiefhorn. FO. Kön. Kiefwinkel. FO Ev. Kiefort. FO. Soph. — Bei Wendschott heißt es in der Beschreibung von 1759: „Die Gemeinde hat das Recht, im Kiefholz Buschwerk zu hauen, das liegt zwischen den Grafhorstischen, Rühenschen, Hoitlingschen und Brackstedtschen Holzungen“, war somit leicht ein Gegenstand des kifes oder Zankes zwischen den einzelnen Gemeinden.

Kiel, m., —bleek. Kl.-Brunsrode, Kästorf, Kl.-Twülpstedt, Hedeper, Hohenassel. — Zu kîl, Keil.

Kieferukämpe. FO. Kön. — Der einzige Forstort mit der Benennung nach diesem Nadelholze.

Kiesbleek. Wobeck. Kiehswanne. Runstedt.

Kiewitzberg, —kamp. Mackendorf, Boimstorf.

Kikelberg. Hedeper, Wendeburg. Kiekelbusch. Gardessen.

Kinnekenmorgens, pl. Wendessen, Eilum. — Der Name scheint mir mit Zehntverhältnissen zusammenzuhängen, da die Aufstellung sog. „Kinder“, Hausen oder Hucken von weniger als zehn Garben, in den Zehntordnungen ausdrücklich verboten war. Vergl. unten Teggedkamp.

Kirchenberg, —kamp, —legde, —wanne, —morgen, —feld. Sehr häufig.

Kißleberfeld. Warberg. Kißleberholz. FO. Schö. Wüstung Kissenleve. — Bege, Gesch. einiger Burgen 46, 139.

Klaar, m. Remlingen. Klaare, f. Salzdahlum.

Klammwiese. Wendezelle. Klammer, f. Wendezelle.

Klappe, f. Gr.-Twülpstedt, Reislingen. Klapwanne. Lobmachtersen.

Klapperfeld, —berg, —wiese. Lehre, Waggum, Mackendorf, Saalsdorf, Velpke. — Zu klapperblôme, Feldmohn? oder zu klaper, einer vom Vieh verschmähten Wiesenpflanze. (Alecterolophus. Danneil, Altmärk. Wörterbuch.)

Klei, sehr häufig, auch in Zusammensetzungen. — klei, Lehmboden. Engl. clay.

Kleppenberg. Rothenkamp.

Klinge, f. Wiese bei Gr.-Biewende.
Klingebeutelhorn. Beierstedt. Klingebeutelwiese. Ingeleben. „Gehört der Kirche."
Klinkeberg. Rottorf, Sunstedt (hier auch Knickelberg und Klickerberg geschrieben).
Klint, m. Gardessen, Hemkenrode, Lamme, Achim, Remlingen, Evessen. Klintwiese. Barum. Klintwelle. Gr.-Denkte. Klinsberg. Destedt, Erkerode. — Zu klint, steiler Abhang, hohes Ufer.
Kloptaschen, pl. Denstorf.
Klosterwiese. Kissenbrück.
Klötze, pl. Börßum. Klotzberg. Achim, Bornum, Hedeper, Eitzum.
Klotzgraben. Lesse.
Klumpweide. Lucklum.
Klunstücke. Gr.-Sisbeck. — Zu klunten, kluten, klumpen, Erdschollen.
Klus, f. Alvesse. Klausanger. Denstorf. Kluskamp. Glentorf, Wahrstedt. Kluswiese. Immendorf. — klûs, Einsiedlerwohnung und Engpaß. Im Kaulenfelde bei Kl.-Schöppenstedt ein 1838 abgebrochenes Försterhaus, die Klus, soll der Sage nach ehemals eine Kapelle gewesen sein.
Knick, m. Meist in Zusammensetzungen; lebende, im freien Felde verlaufende Hecke. Spenkknick. Dibbesdorf. — Zu spoiken, spuken.
Knipkenberg. Querum, Schapen.
Knorrenberg. Volkmarsdorf.
Knüel, m., Bornum, Alversdorf, Ahlum, Timmern, Engelnstedt, Lesse. — Auch in Zusammensetzungen wie Steinknüel.
Knuttenbuschbreite. Warberg. — Zu einer Pflanze, Strauch, welche knutten, knopfartige Früchte oder Blüten trägt, z. B. Flachs.
Kohlbalken, —garten, —morgen, —städte, —wanne. Oft.
Kohlhei, Holz bei Sambleben, FO. Ev. — Holzschlag zum Verkohlen.
Kohlpolk. Watenbüttel.
Kohnsdorf, FO. Mar. Wüstung Koningesdorf. (Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1864, S. 28.)
Köpweg. Vallstedt. „Handelsstraße".
Kopperwiese. Burgdorf.
Kolie, Kohlie, Kohly, f., **Kohliekamp.** Hondelage, Mascherode, Völkenrode, Graßleben, Mackendorf, Glentorf, Nordsteimke, Volkmarsdorf. FO. Soph., Helm. und Lich. Elskohli. Barmke. — Aus kolinge, Holzung, die zum Kohlenbrennen dient. (Schiller-Lübben II, 518.)
Königsbusch. Hemkenrode.
Körbe, f. Heerte. — Zu kerbe, Einschnitt. Arskerbe am Ösel bei Reindorf. — Aus der gleichnamigen Straße in Lüneburg ist eine „Harzkehr" gemacht worden. Der Name kommt auch in Holstein, Bremen, Quedlinburg, Münster vor. (Korrespondenzblatt für niederd. Sprachforschung IV, 55; VIII, 73.)
Körweken, n. Flechtorf, Tiddische. — Zu korf, Korb? oder zum vorigen.
Korinthengehäge, FO. Wend.
Köterkamp oder —feld, sehr häufig. — Der Kamp der Mark, auf welchem die Köter oder Kotsassen ursprünglich die ihnen zugewiesenen Felder hatten. Die Höfe waren bis in die jüngste Zeit bei uns geschlossen und wurden nicht geteilt; die Ackerleute und Halbspänner bildeten den übrigen Dorfbewohnern gegenüber eine Aristokratie des Besitzes. Keinen Anteil an der Ackerflur hatten ursprünglich die Kotsassen, sie gehörten nicht zu den „reiheberechtigten" Bauern und besaßen nur eine Kote, Hütte, kleines Gehöft (engl. cot) im Gegensatz zu dem „Hause" des Bauern, dazu das ihnen aus der gemeinsamen Mark überwiesene Feld, den Köterkamp. Ebenso war nach altenglischen Quellen das Verhältnis in England zwischen den cotsetles und

den geneats (ndd. genôten) nach Seebohm, The english village community, London 1883. Erst die großen Rodungen im Mittelalter, zuletzt im 12. und 13. Jahrhundert, die nicht bloß zur Gründung neuer Dörfer führten, sondern auch die Feldmarken der alten erweiterten, sind im besonderen Maße den Kotsassen zu gute gekommen und haben viel dazu beigetragen, sie aus Hintersassen zu wirklichen Bauern zu erheben. (Vergl. K. Rhamm, Dorf und Bauernhof im altdeutschen Lande. Leipzig 1890, S. 13.) In der Feldbeschreibung von Glentorf 1763 heißt es: „Außer den gewöhnlichen drei Feldern, worin die Ackerleute und der adlige Hof belegen sind, haben die Köter noch das vierte, ist aber nach den Bestellungsarten nicht abgeteilt, sondern ein Menge- oder Wandelfeld." Es geht daraus deutlich hervor, wie dieses Feld später aus der gemeinsamen Mark der Ackerleute für die Köter ausgesondert wurde. Die Köter blieben lange Zeit noch sehr beschränkt und zurückgesetzt. Ein solcher, der unter fünf Morgen oder gar kein Land besaß, durfte kein Pferd halten. (Landesherrliche Verordnung vom 12. September 1688.)

Krasoelwiese. Seinstedt.

Kranichsberg, FO. Soph.

Kranken, pl. Reindorf.

Kraneley, f. Bahrdorf.

Kratzberg. Rühen.

Kreienberg, —feld, —kamp. Sehr oft. — Zu kraie, Krähe.

Kreike, f., **Kreikenkamp.** Meinkoth, Neubrück. — kreike, eine kleine Pflaumenart (Prunus insititia), ahd. kriachboum.

Kreitel, m. Jerxheim. Kreitelholz. Dobbeln. Kreitewiese. Rothenkamp. Kreithorn, FO. Schö. — Zu kreit, krêt, krît, Zank, Streit, Hader. Kreitel verkürzt aus kreitlâ, streitiger Wald.

Krengel, f., große und kleine, Wiese bei Leiferde. — krengel, die Bretzel, wohl nach der Form.

Kreuz- (Krüz-) feld, —kamp, Krüzekenstein. — An die alten Steinkreuze in den Feldern erinnernd.

Kreypackern, pl. Essehof, Lehre.

Krickelberg. Saalsdorf.

Krohm, m. Lichtenberg.

Krönig, m. Broistedt, Vallstedt. Krönigsberg. Gr.-Vahlberg.

Kröppelkamp. Broitzem.

Kruck, Krücke, f., **Kruckstücke.** Schulenrode, Bettmar, Broitzem, Wendezelle, Süpplingenburg, Meinkoth, Velpke, Büddenstedt, Gevensleben, Jerxheim, Offleben, Börßum, Dettum, Gr.-Denkte, Immendorf, Kissenbrück, Bansleben, Kneitlingen, Küblingen, Heerte, Lesse. — Zu krücke, ein gekrümmtes Stück an einem anderen, Stab oder dergleichen.

Krüh, f. Immendorf. Krügarten. Meinkoth, Twieflingen. Kruhekamp. Lesse. [Krügarten kann aus Krüdegarden, Kruhekamp aus Krudekamp sein, von krûd, Kraut (Gewürz). Aber Krüh, f., ? Krüh auch in Holstein bei Eichede (Oldesloe), Kathen auf ehemaliger Freiweide. Dat krude, krüde (species, aroma) oder der Plural krüde von krûd? W.]

Krümme, f., **Krümmlinge, Krümmbleek, Krumme Morgens, Krumme Stücke, Krumme Wiese.** Häufig, ein gekrümmtes Landstück bezeichnend.

Krupbusch, Krubbusch, Kruplegde. Abbenrode, Bortfeld, Räbke. — Zu krûpen, kriechen.

Kruxberg, FO. Lich.

Kukuk, Kukuksberg. Volkmarode, Veltenhof.

Kükemüksbusch. Thune.

Kule, Kaule, sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen. Kaulenbusch. Rautheim. — Zu kûle, Grube, großes Loch.
Kulk, sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen. Tiefes Strudel- oder Wasserloch, Kolk.
Küls- oder **Kyltzwiese** und **—berg.** Reppner.
Kummerwiese. Wendeburg. — Zu kummer, Schutt, Abraum.
Künnckenrode. Schapen. Wüstung?
Kunterbreite. Wendhausen.
Küssebühre, f. Sunstedt. — Vergl. Beddesbühre.
Küstersties. Frellstedt, Bahrdorf. —wiese. Alversdorf.

L.

La, Lah, Lae, Lahge, Lahholz, Laagbaumholz, Labusch, Lahwiesen, Lahdahl, Lohwiese, Lohberg, Lohbalken. Abbenrode, Bienrode, Cremlingen, Gliesmarode, Wahle, Mascherode, Wendhausen, Thune, Wenden, Bornum, Lelm, Süpplingen, Wolsdorf, Twieflingen, Wobek, Börßum, Thiede, Wetzleben, Gr.-Dahlum, Gr.-Vahlberg, Kl.-Dahlum, Küblingen, Schliestedt, Nordassel, Watenstedt (Amt Salder). Alle zu lâ, lô, n. Wald.
Laddekenbleek. Hedeper. — Zu laddeken, der Brustlattich, Tussilago farfara.
Lädtwiese. Graßleben.
Lägden, Legden. Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen wie Drecklegden (Destedt). Ochsenlächte, FO. Mar. — mndd. legede, Niederung.
Lähn, f. Immendorf.
Lappenberg. Wittmar. Lappenwiese. Abbenrode, Söllingen. Lapperey. Broistedt.
Larnise, f. Atzum.
Laubhagen. Kl.-Brunsrode.
Lauditz, m. Wiese bei der Stadt Braunschweig an der Schunter, nach dem früheren Besitzer benannt.
Lausbaumacker. Veltenhof. Lausbaum ist entweder Lonicera xylosteum oder Rhamnus frangula.
Lauseberg. Eitzum. — Der einzige vorkommende Flurname dieser Art im Braunschweigischen, während sonst die Lauseberge am Harz, in Kurhessen, in Westfalen, im Lüneburgischen und Magdeburgischen häufig sind. Bei der niederdeutschen Form Luseberg denkt das Volk jetzt stets an Läuse, weshalb Glöde die Deutung „gemeiner, schlechter, lausiger Berg" annimmt, während Sprenger sie zu lus, lusch, Schilf stellen will. (Korrespondenzbl. für niederd. Sprachforschung XVI, 88 u. XVII, 38.) Vergl. Luß. Schiller-Lübben (Mittelniederd. Wörterbuch II, 75) hat lusebusch, Stelle, wo viel lus wächst. lus = Schilf, Segge, Binse, carectum. Neben luseberg kommen häufig lusepôl, lusebôm vor. Ableitung vom slavischen luža, Sumpfwiese, die auch versucht wurde, ist zurückzuweisen.
Lassertkamp. Stadt Braunschweig vor dem Wilhelmithore.
Lattenberg. Sottmar.
Lechlenholz, FO. Wolf.
Ledwelle. Söllingen. Lethkamp. Vallstedt. Lettberg. Lucklum. [Neben ahd. hlîta, f., anord. hlîdh, existiert im ags. hlidh, n., clivus, Berg, Abhang. Sollte dem ein asächs. hlidh entsprochen haben, wie jenem ein as. hlîdha, resp. hlîdh? Kurzes i in offener Silbe wird im Mndd. zu e. W.]
Leimberg, —acker u. s. w., vielfach die lehmige Beschaffenheit des Bodens anzeigend.
Leinnandberg. Bornum.
Leiter, die hohe. Watzum.
Leistenkuhle. Brackstedt.

Lerchen- (Lewerken-) berg, —feld. Sehr häufig.
Leuenberg. Lehre.
Linde, über der Bruchmachtersen. Lindenberg. Ahlum, Leiferde, Sonnenberg, Stadt Braunschweig, Thiede, Küblingen, Watzum, Westerlinde. Lindenbrink. Saningen. Lindenkamp. Offleben. Lindenstücke. Volkmarsdorf. Lindenhorst. Barmke. — Die Linde kommt bei uns nie in geschlossenen Beständen, sondern nur immer einzeln vor; sie ist der Liebling unseres Volkes und der vorzüglichste Thiebaum neben der Eiche. Berühmte Linden stehen noch zu Königslutter, Evessen, zu Sickte u. s. w. Vergl. Thie. Eine landesherrliche Verordnung vom 8. Juli 1749 gebot den Gemeinden, um die Kirchen herum Linden anzupflanzen.
Lied, Liet, f. Alvesse, Kl.-Twülpstedt, Seinstedt. Ackerleite. Velpke. — Zu lît, Abhang, Berglehne, Leite.
Liebfrauenbreite. Jerxheim. —kamp. Stadt Braunschweig vor dem Fallerslebertthore. —horst, FO. Mar.
Liesche, f. Wiese bei Remlingen. Leischwiese. Söllingen. — Zu lêsch, Lieschgras.
Lisdorf, FO. Mar.
Lichterkamp. Gr.-Stöckheim.
Loheberg. Jerxheim. Lohelkamp. Hötzum. Lohenwiese. Gr.-Steinum.
Löpckens, pl. Rieseberg. Löppner, m. Lehre, Woltwiesche. Löppen, pl. Honsleben.
Lönebruchsfeld. Bornum.
Lösekenstücke. Tiddische.
Löhkenstiel, im krusen. Wobeck.
Löseke, m. Anger bei Eitzum.
Lohden, pl., FO. Wend. u. Mar. Brandlohden, FO. Helm. — lôden, junge Baumschößlinge.
Loosgehege, FO. Mar. — Vergl. Kabel.
Luchtemorgen. Hemkenrode.
Luke, f., FO. Bey.
Luloewiesen. Scheppau.
Lusz, f. Warberg. Lüsse. Wiese bei Immendorf. — Vergl. Lauseberg.
Lustenfeld. Volkmarsdorf. Lüsten, pl. Gr.-Sisbeck.
Lüpperswende, f. Salzdahlum.

M.

Maakrieke, f. Gilzum.
Maaß, f. Vallstedt.
Maden, pl. Wiese bei Wendezelle. Matenwiese. Bortfeld. — Zu made, die Matte, Wiese, englisch meadow, ags. meadu.
Mahnkamp. Kl.-Stöckheim.
Maibäumen, in den. Stadt Braunschweig vor dem Wilhelmithore. — Wohl Stelle, wo Birken standen, die den Maibaum lieferten.
Marienkamp. Lebenstedt.
Mark, f. Eitzum. Mark, die wüste. Rautheim, Kl.-Brunsrode. Markbeek, —morgen, —riede, —weg, —graben. Destedt, Erkerode, Broitzem, Söllingen, Linden, Evessen, Lichtenberg. Neumark. Denstorf. — mark, das alte deutsche Wort für das fremde Grenze (welches slavischen Ursprungs), dann auch der gemeinsame Besitz an Land oder besonders Wald eines Dorfes.
Martensberg. Gardessen. Martinskamp, Vallstedt, Laningen.
Martensdirkswiese. Graßleben. Martinsdietrichswiese.
Marwiese. Büddenstedt. Marrkup, f. Remlingen.

Masch. Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen. — Zu marsch, sumpfiger Boden.

Masseln, FO. Schö. — Wohl zu masellern, Maserle, Masholder.

Mastbruch. Glentorf, Räbke, Barmke, Hondelage, Rautheim, Völkenrode, Wendezelle. Mastbleek. Saalsdorf. Mastthal. Ampleben. — Zu mndd. mast, Futter, Eichelmast, Mästung, namentlich der Schweine. Man trieb das Vieh zur Mast, wenn die Eicheln oder Buchecken gut gerieten. Dieses war oft eine besondere Gerechtigkeit, welche Dörfer in herrschaftlichen oder anderen Wäldern besaßen. Aus dem Mastthal bei Ampleben hat der Registrator Sack in seinen verschiedenen Schriften über Eulenspiegel willkürlich ein „Mostthal“ gemacht, da ihm dieses zu der bezechten Taufgesellschaft paßte.

Matthiaskamp. Burgdorf.

Mäuseberg. Remlingen. Mausesalle. Nortenhof. Mäusekamp. Lebenstedt. Müsekenwiese. Grafhorst.

Meer, n. Allein und in Zusammensetzungen einer der häufigsten Flur- und Wiesennamen. — Zu mêr, sumpfige Gegend, Lache, Teich. Agſ. mere = palus. Ortsname Meerdorf nach dem im Dorfe gelegenen Teiche „das Meer“. Ebenso heißt der sumpfige Teich im Westen von Zweidorf (Dorfbeschreibung von 1753). Meerneer. Wetzleben.

Meesche, Mösche, f. Bortfeld, Denstorf, Gr.-Gleidingen, Broitzem, Beierstedt, Ingeleben, Achim, Bornum, Geitelde, Halchter, Hedeper, Kalme („ist sehr brüchig und giebt schlecht, sohr Heu“), Kl.-Biewende, Kl.-Denkte, Neindorf, Semmenstedt, Stiddien, Gr.-Winnigstedt, Kl.-Dahlum, Kl.-Vahlberg, Kl.-Winnigstedt, Weferlingen, Barbecke, Bleckenstedt, Bruchmachtersen, Cramme, Lebenstedt, Lesse, Ölber, Westerlinde, Woltwiesche. — Stets Wiese und dieses ist die Bedeutung.

Mehenkamp. Ölper.

Mehlberg, —beek, —feld, —kamp, —stücke. Bevenrode, Boimsdorf, Scheppau, Volzum, Berel, Nordassel. Meelesche. Berklingen. — Letzteres zu esch, Landstück. Vergl. Eschen.

Mehrenkenberg. Jerxheim. [Ameisenberg? Altmärkisch miremk, Ameise. Die Verrückung des Tones in Mirémkenberg konnte zu Schwächung des i in e führen. W.]

Meine, Meinefeld. Häufig. — Zu meine, Gemeinde. Mein, FO. Mar.

Melkensteg. Dettum. Milcheplatz. Cramme.

Mergel, f., **Mermel, Merwel, —kuhle.** Hötzum, Frellstedt, Ingeleben, Linden, Hallendorf.

Mesekenbauer, f. Büddenstedt. Mesekenstücke. Warmenau. Mesekenheide, FO. Helm. — Zu meseke, Meise.

Meßbeek. Esbeck. — Zu mes, Mist, und bêk, Bach.

Mielerstädte, f. Parsau. — Zu mîler, Meiler. Es wurde früher im Drömling viel Köhlerei betrieben; die Holzkohlen gingen bis Magdeburg, Stendal, Salzwedel.

Missau, f. Wiese bei Esbeck. — Die Missau ist der Oberlauf der aus dem Elme kommenden Altenau.

Mitjätkensacker. Wendschott. — Zu mîgen, lat. mingere und ätken, Ameise.

Mittagsbleek. Gr.-Stöckheim, Kissenbrück, Gr.-Winnigstedt, Barum.

Mohngarten. Erkerode.

Mohr, Mohrkamp. Bevenrode, Hondelage, Wenden, Gr.-Steinum, Velstove, Wahrstedt. —anger. Stadt Braunschweig.

Mölmer, m. Timmerlah. Mollacker. Bansleben. Möllwiese. Weferlingen. Mohltweg. Bornum. — Zu molm, mulm, Staub, Müll.

Molochshöhe. Söllingen.

Mönchs- (Mönniken-) berg, —teich, —wiese, —steine. Hötzum, Thune, Rothenkamp, Eischott, Nortenhof, Stadt Braunschweig. Mönnekenpiene. Hondelage.

Morgen, Morgens. Häufige Bezeichnung, namentlich in Zusammensetzungen als Ackermaß; Fläche, die ursprünglich an einem Morgen umgepflügt werden konnte.

Mörkamp. Lehre. Mörroh. Schandelah. — Zu mȏr, locker, mürbe.

Mösegarten. Velpke. Mußhof. Kl.-Vahlberg. — Zu möse, Gemüse.

Moselkamp. Hoiersdorf, Wetzleben.

Mühlstahl. — Vergl. Stahl.

Munkebarts- oder Cassevinen-Wanne. Rieseberg.

N.

Nabel (Stein-). Borumm.

Nachtbleek, —bruchswiese, —hude, —hufe, —wiese. Eine bei ungefähr 40 Dörfern vorkommende Bezeichnung, deren Bedeutung heute ganz verloren scheint, erklärt sich durch die Allgem. Land-Ord. Art. 64: „Ein jedes Dorf soll bei den Pferden einen eigenen Nachthirten, nicht allein die Pferde zu bewachen, sondern auch, damit nicht ein jeder seines Gefallens hüten und andern Leuten in ihre Wiesen, Äcker oder Gärten treiben möge, zu halten, auch jedermann, der die Pferde des Nachts draußen haben will, selbige vor den Nachthirten zu treiben schuldig, keineswegs allein hüten zu lassen berechtigt sein. Die Dorfschaft, so selbiges unterläßt, soll dem Amte zehn Gulden geben."

Nackenberg. Gr.-Winnigstedt. Nackenthal. Alvesdorf.

Näher, m. Weferlingen.

Napp, m. Esbeck. Näppkenberg. Jerxheim.

Naste, f. Ölber.

Nebeldorn. Velpke. — Näbeldorn, wittnäbern = Acer campestre, verdorben aus mäpeldorn, wie der Baum anderwärts heißt. Englisch maple.

Neddenaus. Dettum. Neggenuht. Wolsdorf.

Neddernkamp. Houdelage.

Neienstedter Mark. Ingeleben. Wüstes Kirchdorf Neinstedt. (Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1862, S. 105.)

Nest, n. Lehndorf, Hoitlingen. Neß Stidde. Sonnenberg.

Nettelbleek. Heerte. —kamp. Linden, Esbeck. —wiese. Wendeburg. — Zu nettel, Brennessel.

Netzkamp. Frellstedt.

Niendorfer Feld. Bahrdorf. Wüstung. (Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1864, S. 30.)

Nienstedter Feld. Lesse. Wüstung, von der noch 1659 die Kirche stand und 1870 noch Mauerreste vorhanden waren.

Nobiskrug, m. — In der handschriftlichen Dorf- und Feldbeschreibung Wendhausens von 1754 ist zu lesen: „An der Heerstraße über dem Dibbesdorfer Föhrt ist eine Wiese und einiger Acker, so zusammen im Nobiskrug genannt wird und sonder Zweifel vor Alters zu solchem Krug gehört hat, was daraus noch zu folgern, daß diese Länderei dem fürstl. Gute zinspflichtig und zehntfrei ist. Die Rudera von dem Nobiskrug findet man in gedachten Ackerstücken und Grasplätzen hin und wieder als alte Kacheln und Ziegelsteine. Sonderlich ist der noch gut ausgehöhlte Brunnen vorhanden. Gegen dieser wüsten Stelle über auf der andern Seite der Heerstraße stehet das Wendhausensche Gericht auf dem sog. Springberge." — Das Gericht, nämlich der Galgen, dürfte nicht ohne Einfluß darauf gewesen sein, daß hier an einem Kruge (Schenke) die durch ganz Niedersachsen verbreitete Benennung „Nobiskrug" haftete, welche als gleichbedeutend mit Hölle und Unterwelt gebraucht wurde. Die erste

Hälfte soll aus in abysso entstanden sein [1]). Der Name dieser Höllenschenke kommt sehr häufig vor; das hier mitgeteilte Beispiel ist mir aber das einzige im Braunschweigischen bekannte. Der Nobiskrug bei Moens in Oldenburg war früher von persönlichen Lasten frei. Nach Oldenburger Aberglauben liegt der eigentliche Nobiskrug zwischen Himmel und Hölle; da verkehren die abgeschiedenen Seelen längere Zeit. Man verabschiedet sich scherzend: „Wenn wir uns sonst nicht wiedersehen, warte im Nobiskrug auf mich." (Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg.) Bei Markgrafpieske (Kreis Beeskow-Storkow) liegt der Hügel „Nobelskrug"; dort ist ein Mord geschehen (Kuhn, Märkische Sagen, S. 113). In der Altmark sagt man, daß man im Nobiskrug Karten spielt und den Paß zum Himmel erhält. Wer aber bei Lebzeiten nichts getaugt, muß dort Schafböcke hüten (Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 132). In Ostpreußen geht man in den Nobelskrug zu den Hohlaugen (Totengerippen) oder man sagt von einem Todeskandidaten: „der wird wohl auch bald nach Nobelskrug kommen" (W. von Schulenburg in „Am Urquell" I, S. 124 und 173). Von Niedersachsen aus reicht die Bezeichnung bis Oberhessen, da in der von dem Marburger Gilhausen 1597 verfaßten Komödie Grammatica die Bauern vom „Obiskrug" sprechen, wo's warm ist; auch der Gießener B. Schuppius spricht in seinen Schriften vom Teufel in Nobiskrug. (Weigand in Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythologie I, S. 4.) Und endlich kommt der Nobiskrug in der Schweiz vor (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I, S. 209).

Nollen, m. Salzdahlum.

Nonnenwiese. Bornum, Kissenbrück. —holz, FO. Helm.

Nordacker. Hedeper. —feld. Üfingen. —holz. Wahle. —roden. Gr.-Brunsrode. Nordendorfskamp. Waggum. — Nach der Himmelsrichtung Nord; diese wird aber von allen Himmelsrichtungen am wenigsten zu Flurbezeichnungen verwendet. Vergl. Oster-, Wester- Süd-.

Nordupp, m. Cramme.

Nordendorfskamp. Waggum. Heute Mohrendorf genannt.

Nötte, pl., **Nüsse**, **Nußberg**. Bevenrode, Saningen, Gliesmarode, Waggum, Stadt Braunschweig.

O.

Obenausfeld. Engeleben.

Ochsen- (Ossen-) berg, —kamp, —kopf, —kulk, —legde. Hondelage, Lehre, Lucklum, Lelm, Stiddien, Wetzleben, Hachum.

Öferlinge, pl. Büddenstedt. [Äcker, die über anderen liegen? W.]

Offelweg. Emmerstedt.

Ohebeck, —berg, —feld, —wiesen. Cremlingen, Hötzum, Veltheim, Sickte, Rühme, Schulenrode, Wendhausen, Bettmar, Watenbüttel, Emmerstedt, Gr.-Stöckheim (hier ein Anger), Kissenbrück. — Die dichte und die lichte Ohe, FO. Soph. Es ist möglich, daß das Wort mit Aue etymologisch zusammenhängt; bei uns kommt es aber in der Bedeutung von Wald vor. So die Forstorte bei Sophienthal; die Ohe, der Wald, nach dem Veltheim bezeichnet wird. Auch anderweitig in Norddeutschland Waldbezeichnung (v. Hammerstein-Loxten, Bardengau, S. 559).

Ohrt, m., n., sehr häufig, auch in Zusammensetzungen. — Zu ôrt, Ecke, Winkel.

Ölkamp. Liedingen. Altſ. âl, ôl, Sumpf. (Arnold, Ansiedl. S. 518. Jellinghaus, Westfäl. Ortsnamen S. 107.) Olenberg. Gr.-Denkte.

---

[1]) Aber wie kommt das Fremdwort hierher? Rochholz (Deutscher Glaube und Brauch I, S. 209) glaubt, es sei ein mundartlich entstelltes „Nachbars". In der Gegend von Salzwedel spielt in der That der „Naberskrooch" die Rolle des Nobiskrugs (Kuhn, Märkische Sagen, S. 23).

Olla, m. Ampleben, Eilum, Kneitlingen. — Dazu „am Molla“ Bansleben. Aus ohe-lâ?

Opper- (Opfer-) hof, —holz, —kamp, —stücke, —wiese. Houdelage, Ölper, Schapen, Waggum, Bettmar, Bortfeld, Duttenstedt, Völkenrode, Rottorf, Rickensdorf, Twieflingen, Lebenstedt. — Ein dem oppermann, Küster, Kirchendiener, der ursprünglich beim Meßopfer behilflich war, zuständiges Landstück oder Wiese; keineswegs eine Stätte altheidnischer Opfer, wie auch gerne angenommen wurde. Vom Opperkamp bei Lebenstedt heißt es: „die Schule besitzt hier zehntfreies Land“; alles übrige Land zehntet. Der Oppermann ist gewöhnlich auch der Lehrer im Dorfe. Nach der Dorfbeschreibung von Volkmarode 1754 besaß die dortige Schule in der Schapener Feldmark den 3¾ Morgen großen Opperkamp.

Ordöhle, f. Eine Wiese bei Sunstedt.

Oreuberg. Sunstedt.

Öselfeld. Gr.-Denkte, Kissenbrück, Neindorf. Das an den Berg Ösel sich anlehnende Feld.

Ösen, pl. Sambleben. — „Die schmalen Streifen Holz, so teils um die Feldmark ziehen“, wird in der Feldbeschreibung von 1771 erläutert. „Ein schmaler Streifen von Bäumen an der Grenze einer Holzung, die Pfingstöhse“ (Schattenberg, Chronikal. Schilderung des Dorfes Eitzum, S. 30). Öse, f., ist sonst die Traufe eines Daches, hat also im allgemeinen die Bedeutung von Rand.

Ostberg. Semmenstedt, Bornum. Ostfeld. Beierstedt, Gevensleben, Evessen, Osterlinde. Ostenfeld. Ampleben, Woltwiesche, Schliestedt.

Osterbeek. Remlingen, Broitzem, Kl.-Vahlberg, Lelm. Osterberg. Apelnstedt, Atzum, Börßum, Volzum, Dobbeln, Ahlum. Osterfeld. Sierße, Bornum, Berklingen. Ostergras. Remlingen. Osterwiese. Dettum, Thiede, Bodenstedt, Atzum, Berklingen, Gr.-Vahlberg, Sambleben, Burgdorf, Salder. Osterlage. Gr.-Brunsrode. Osterholz. Schandelah, Gardessen, Bortfeld, Süpplingenburg. Osterkamp. Weddel, Kneitlingen. Osterthal. Lebenstedt. — Die Stellen, an welchen die Osterfeuer abgebrannt werden, was für verschiedene Örtlichkeiten durch den Gebrauch sicher ist, während andere auf oster, im Osten gelegen, zurückgehen mögen.

Osterfeuerstelle. Denstorf.

Österlinge, pl. Runstedt, Söllingen, Gr.-Biewende, Hedeper, Kl.-Biewende, Semmenstedt, Wittmar, Volkmarsdorf, Gevensleben, Ingeleben, Offleben, Wobeck, Gilzum, Kl.-Winnigstedt, Berel, Osterlinde. Österlingskamp. Broitzem. — Vergl. Westerlinge.

Osternsoht, m. Vallstedt. — Zu sôd, Quelle, Brunnen.

Othland. Ührde. — Ödliegendes Land.

Ottenberg. Gr.-Dahlum.

Ostorfwinkel. Barmke.

P.

Paanbleek. Börßum, Dettum, Gr.-Denkte, Stiddien. Pannebleek. Ölper, Timmern. Pfannebleek. Kneitlingen. Pfänderwiese. Gr.-Vahlberg. — Das dem pannemann oder Pfänder der Gemeinde zur Nutzung zugewiesene Grundstück.

Pagenbleek. Immendorf. —stall. Gr.-Twülpstedt. — Zu pâge, Pferd.

Palissadengehäge. FO. Bey.

Papenbreite, —dorn, —hecke, —holz, —kamp, —horn, —diek, —kulk, —garten, —nase, —weide, —wiese, —schemel, —stuhl, —stieg. Schon aus dieser mannigfachen Zusammenstellung sieht man, wie häufig die mit pape, Pfaffe, zusammengesetzten Flurnamen sind. Damit sind die persönlich dem Ortsgeistlichen zur Nutzung überlassenen Landstücke, Wiesen, Gehölze gemeint. Fast überall haftet die niederdeutsche Bezeichnung;

nur Timmerlah hat einen Pastorskamp, Twieflingen einen Pfarrkamp (falls hier nicht auch Übersetzung durch die Feldmesser ins Hochdeutsche vorliegt).
Papengey. Lamme.
Papstwiese. Büddenstedt.
Paschenberg. Papenrode. —brücke. Graßleben. — Zu pâsche (von Passah), der alten, wieder eingegangenen Bezeichnung für Ostern.
Pätzerfeld. Meerdorf.
Peemer, m. Anger bei Nortenhof.
Peerk, m. Sonnenberg. — Zu pêrk, Pferch, Hürde zum Einhegen des Viehes.
Pepperkamp. Duttenstedt. —wiese. Gliesmarode. Pfefferberg. Weferlingen. — Die Pflanze Sedum acre heißt wegen ihres scharfen Geschmacks pepperkrût; sie ist häufig und mag obigem Flurnamen zu Grunde liegen.
Peseke, f. Gr.-Biewende, Gr.-Dahlum. Pesekenkamp. Dettum. Pesekenwiese. Semmenstedt. — Am Harze versteht man unter pêseke Holz eines Baumstammes, nachdem Borke und Bast abgenommen ist, übertragen „Glatze“ (Schambach, Wörterbuch der niederd. Mundart von Göttingen und Grubenhagen, 1858. Nachtrag S. 319). Forstorte Peseke, Pisseke, im 16. und 17. Jahrh. Feseke und Veseke, oft im Harz, namentlich am Brocken. (Zeitschrift des Harzvereins III, 44 u. XXVII, S. 392.)
Pfahl, m. Bornum. Pfahlskamp. Bornum. —stücke. Reislingen.
Pfeemeweg. Apelnstedt. [Entstellung aus Feemeweg? Ähnlich ist der Name eines Gehölzes Fahlt (vergl. Vahlthöffe) bei Pinneberg in Holstein zu Pfahlt entstellt worden. Mndd. Wb. veme, altfränk. (und altſ.) vedema, pastus, besonders der Schweine gebraucht und zumal von der Eichelmast im Walde. W.]
Pferdemarkt, n. Kl.-Stöckheim.
Pfingst- (Pingst-) anger, —gras, —wiese bei den meisten Dörfern, ursprünglich gemeinsames Dorfeigentum, auf dem die verschiedenen Pfingstfeierlichkeiten stattfanden. Bei der Separation sind die Pfingstwiesen meist zerteilt worden, und damit ist der Name, der fast bei jedem Dorfe vorkam, vielfach verschwunden.
Piene. FO. Wend.
Piepenstieg, Stadt Braunschweig. — Zu pîpe, Röhre.
Pieperwinkel. Wahrstedt. — Zu pîper, Pfeifer.
Pippel, bei der, Stadt Braunschweig vor dem Hohenthore. — Zu pippel = Pappel.
Pip-Sack, m. Steterburg.
Pisser, f. Warle. Pissersteg. Bettmar.
Pläcke, pl. Hoitlingen. Plack, der große. Rieseberg. — Zu plack, Fleck.
Pläen, m. Anger in Stiddien.
Platte, f. Wobeck.
Plessen (Steinplessen). m. Papenrode.
Plöcke, pl. Hondelage. — Zu plock, Pflock.
Pluderbusch. FO. Helm. — Vergl. über den vielleicht slavischen Namen unten den Abschnitt über die Spuren der Wenden.
Plumenberg. Emmerstedt. — Zu plûme, Pflaume.
Poplenberg. Kl.-Gleidingen. — Zu pôplen (—krût, —blaûme), eine Art Malve.
Portgarten. Flechtorf.
Pott. FO. Helm. Pottbrackenfeld. Rühen. Potwiese. Gr.-Vahlberg. — Deutet wohl auf Urnen und Urnenfriedhöfe. Vergl. Heidenkirchenhof und Gropenberg. Zu pot, Topf.
Pötzel, m. Reislingen. — Vergl. Bötzel.
Prachersumpf. Lehre. — Zu pracher, Bettler, ein Lehnwort aus dem Slavischen.
Priere, m. Abbenrode. Prierstorf. Barmke.

Propstholz. Bornum.
Puterlägde, f. Sambleben.

Q.

Quaakmorgen. Bortfeld.
Qualenriehe, f., Thune.
Quastweg. Bornum.
Quade, f. Eine Wiese bei Lesse. — Zu quâd, schlecht, böse, übel.
Quäla. Cramme. — Im Grundwort zu lâ, Wald.
Quälenberg, Quelenberg. Kl.- und Gr.-Denkte, Volzum, Linden. Queelwinkel. Wendezelle.
Queenbruch, —morgen, —thal, —wiese. Alvesse, Broitzem, Barnsdorf, Berel, Lesse. — Zu queie, quêe, weich, mild?
Queckenberg. Stadt Braunschweig.
Queer- (Tweer-) balken, —beek, —kamp, —morgen, —ende, —staken, —stücken, —wanne. Sehr häufige Flurbezeichnung, ein quer vor anderen Feldstücken liegendes Stück bezeichnend.
Quittenkamp. Gilzum. —kuhle. Ölper.
Quiselbeerbreite. Sambleben. — Kwissel- oder kweisselbeere, die eigentliche Vogelkirsche, Prunus avium.

R.

Rabe, f. Rautheim. Rabu, m. Cramme.
Räcken, m. Sonnenberg. Rekenberg. Wolsdorf.
Raff, n. Lamme. Raffkamp. Lehndorf. Raffmorgen. Hemkenrode. Raafholz. Fümmelse. „Im Feldraafe". Fümmelse. Rafeanger. Leinde. — Unerklärtes Wort.
Rahms, pl. Reislingen.
Raue, die kalte. Hedeper.
Rascherberg. Hedeper. —kamp. Wenden.
Ratterberg. Ampleben.
Redderland, n. Weddel. — Zu redder, der Raum zwischen zwei Hecken (Schiller-Lübben, Wörterbuch).
Rehbrook, Rehdahlsberg, Rheberg. Schandelah, Räbke, Reinsdorf. — Zu Reh.
Reineboldsfeld. Schapen.
Reinmorgen. Vallstedt. — Zu rein, Rain, Rand.
Reinshager Berg. Lehre. Wüstung. — (Hassel und Bege, Beschreibung der Fürstent. Wolfenbüttel 2c. I, S. 463.)
Reitling, m. Cremlingen, Lucklum. Reitwiese. Wendeburg. — Zu reid, Rietgras, Rohr. Rehte, f. Weddel.
Remen, pl., —busch, —feld, —kamp. Gliesmarode, Querum, Volkmarode, Wendeburg, Bornum, Velpke. — Zu rêmen, Landstreifen, Riemen.
Renne, f. Esbeck. Renneberg. Bortfeld. Rendahl. Wobeck. Rennpfuhlsberg. Barmke. Rennekamp. Ölber. — Zu renne, Rinne.
Rensterweg. Gardessen.
Renzelberg. Laningen. — Vergl. die volksetymologische Deutung bei Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 43.
Repweg, —wiese. Rautheim.
Rhänhopsfeld. Westerlinde.
Rickelsberg. Weddel.
Ricksrode. Velpke.

Ries, ein aus Buchen und Eichen bestehender, beim Dorfe Berel gelegener Waldbestand, daher Berelries, an der westlichen Landesgrenze. Schon in einer Urkunde des Bischofs Konrad von Hildesheim 1243 gedacht. An der nordwestlichen Ecke desselben „die Dingstätte".

Riesberg. Barmke, Graßleben.

Rischbleek, —bülten, —morgen, —wiese, —winkel, —stücke. Schafrisch und Westerrisch, FO. Bey. Sehr häufig. — Zu risch, Binse.

Rockenfeld. Lesse. — Die einzige Flurbenennung nach dem Hauptgetreide.

Rode, n. Rohland, Rohkamp, Rohbusch, Rohwinkel, Rodland, Rottland, außerordentlich häufig, auch noch in anderen Zusammensetzungen, die ehemalige Ausdehnung des Waldes andeutend, wie die häufigen Ortsnamen auf —rode. Aber auch nachdem die großen Rodungen vorüber, wurde immer noch einzelnes in den Äckern übrig gebliebenes, mit Gestrüpp und Gesträuch (stuken, struken u. s. w.) bestandenes Land fortgerodet. Das heilige Rode, Groß-Dahlum, der Kirche gehörig. Es ist ein Mißverständnis, wenn in der Stadt Braunschweig das dort in der Burg vorkommende Roland zu einem „Gerichtsbilde des Rolands" entstellt wurde. (Dürre, Die Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 677.)

Röhlsberg. Cremlingen.

Roichwiese. Wendeburg. — Zu rûken, roiken, riechen, von dem Vorkommen des Ruchgrases (Anthoxanthum odoratum).

Rojekamp. Wendeburg. Roig, FO. Soph. — Zu roie, locker, mürbe.

Rökenwinkel, FO. Mar.

Röljehorn, n. Gr.-Dahlum.

Röllingerhorn, FO. Schö.

Rook, m. Hohenassel.

Rosenacker, —berg, —feld, —kamp. Lehndorf, Rümmer, Wahrstedt, Ahlum, Bornum.

Roß Siek, n. Stiddien. „Pferdesumpf".

Rotte, **Rottbleek**. Sehr häufig. Die Stellen, wo die Flachsrotten lagen. — Zu rotten, faulen.

Rübenberg, —kamp, —land, —morgen, —stücken. Die Zusammensetzungen mit Rübe kommen nur neunmal vor, kennzeichnend, daß der Rübenbau früher keineswegs so verbreitet war, wie heute, wo Spargel, Kartoffel und Zuckerrübe das Aussehen der Braunschweiger Felder neben dem Getreide bestimmen.. Die berühmten Bortfelder Rüben, welche den Teltower Rübchen gleichen, kommen zuerst 1572 in den Wirtschaftsbüchern des Klosters St. Marienberg bei Helmstedt als bortfeltsce roiue vor (Braunschw. Mag. 1895, S. 31), dann 1581 unter den Ausgaben der Frauengelage in Braunschweig. Nach den Kammerrechnungen zu Wolfenbüttel wurden dieselben 1621 am Hofe gegessen. (Nach einem Sammelbande „Dörfer", S. 237 auf der Braunschweiger Stadtbibliothek.)

Rüelmorgen. Hötzum. — rûel, m., ist eine kleine Schaufel, mit der der Pflügende die an der Schar sich ansetzende Erde abstößt.

Ruhestadt, f. Söllingen.

Rümen, pl. Rümmer, Rottorf, Brackstedt. Rümenwiese. Beienrode. Woldrüme. Boimsdorf. Korbrühme. Hoitlingen. — Zu rûm, geräumig, weit.

Ruperbruch. Wendeburg.

S.

Saale, f. Anger bei Seinstedt.

Saalmorgen. Glentorf, Watenbüttel.

Sack, m. Ahlum, Bornum, Fümmelse. Sackshorn. Leiferde.

Sägerbäume, FO. Vors.

Salgenholz. Rühme, Wenden. Sallokenholz, FO. Vors. — Zu sale, saleke, Sahlweide, salix caprea?

Salzwedelhai. FO. Niederdahlum. — Vergl. Sülte. Wedel, wie in den Ortsnamen, S. 39, hai, Aushau.

Samlen, pl. Kneitlingen.

Samthude, f. Vallstedt. — Zu samet, gesamt, gemeinsam. Die gemeinsame Hude.

San= (Su=) anger, —berg, —beck, —dahl, —kamp, —morgen, —thie, —wanne, —welle. Sehr häufig, den Aufenthalt des Borstenviehes anzeigend. Sanstörten, m. Glentorf.

Schachthorst. Hondelage. — schachtholt, das Schaftholz, Reidel. (Schiller=Lübben IV, 35.)

Schaden, pl. Küblingen.

Scharenbeek, —berg, —busch, —kamp, —wiese, —winkel. Bienrode, Dibbesdorf, Querum, Schandelah, Volkmarode, Meerdorf, Wahle, Atzum, Gr.=Bienrode, Kissenbrück, Gilzum, Gr.=Vahlberg, Hachum, Lichtenberg. — Zu schâren, scheren, die Weide kahl fressen; schâr, Weidegerechtigkeit für ein oder mehrere Stück Vieh zur Mast im Holze, namentlich Schweine (Schiller=Lübben, Wörterbuch).

Scharkenstedt, f. Wetzleben.

Schaupenstehl. Burgdorf. [In Hamburg und Bremen Straßenname; der Stiel einer schaupe oder schope, Schöpfkelle. In Hamburg ist die Straße offenbar als Stiel zum Fischmarkt gedacht, von dem sie ausläuft. W.]

Schatzgraben. Glentorf.

Scheide, f. Bettmar. Scheidefeld. Essehof. Scheiwinkel. Räbke. Scheidequelle bei Lelm, im Volksmunde die Scheiwelle; hier teilen sich die Gewitter (Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 235). Wegscheide. Salzdahlum. — Scheide = Grenze.

Scheilenwiese. Wahle. [Zu scheile, scheel, im Sinne von schief oder figürlich übelgönnend? W.]

Schelpwiese. Bruchmachtersen. — Zu schelp, Schilf.

Schemel. m. Gr.=Dahlum, Berel. Schemeling. Ampleben.

Schemmeln, pl. Barnsdorf.

Schepplage. Wiese bei Linden. Schepwelle. Wiese bei Seinstedt.

Schiebekamp. Schliestedt.

Schiedelbreite. Süpplingenburg. —kamp. Twieflingen.

Schiere Morgens. Klein=Schöppenstedt. Schieres Bleek. Lehre. Schierholz. Barmke, Kl.=Twülpstedt, Rümmer, Ampleben. Schierberg. Lelm, Süpplingen. Schierwiese. Räbke. Schierke, f. Ölper, Lichtenberg. Schieren, FO. Helm. Schierholz, FO. Ev. und Vors. — Zu schîr, rein, eben, glatt, unvermischt. Der Ortsname Schierke am Brocken (dreisilbig gesprochen = Schiereke) deutet auf schîre êken, reinen Eichenbestand. (Jacobs in Zeitschr. d. Harzvereins XXVII, S. 412.) Man sagt bei uns allgemein „schieres Fleisch“, d. h. solches ohne Haut und Knochen.

Schild, n. Kl.=Stöckheim, Essinghausen, Achim, Dettum, Semmenstedt, Wittmar, Hachum, Nordassel. Schildwiese. Gr.=Stöckheim. — Ein schildförmiges Grundstück.

Schillickamp. Bettmar. Schillige Grund. Wobeck.

Schimmelmorgen. Lauingen. Schimmelwohld. Reulingen.

Schindanger. Ölber. — Vergl. Fillkuhle, Aaskuhle.

Schirpke, in, Süpplingen. Scharpke. Hachum.

Schlanke, in, Lelm.

Schlepweg. Gr.=Steinum, Sunstedt. Schleppelweg. Hoiersdorf. Schlepperwanne. Evessen.

Schlichte, f. Sonnenberg, Apelnstedt, Volzum. — Zu slichte, ebene, gerade Flächen.
Schlickwiese. Wahrstedt. — Zu slik, Schlamm.
Schliemen, f. Wiese bei Seinstedt.
Schliemorgen. Destedt.
Schliggenheide. Gr.-Brunsrode. — Zu sligge, Schlamm.
Schlinge, n. Watenbüttel, Rühen, Wahrstedt. — Zu slink, n., Rand, Einfassung, hus belegen an dem slinge an S. Andreas Kerchow. Braunschw. Neustädter Degedingbuch vom Jahre 1524. (Schiller-Lübben IV, 241.)
Schlitzgrund. Alversdorf.
Schlop, m. Gardessen. — slôp, Schlupfloch.
Schlottkamp. Ampleben.
Schlumpfwiese. Schandelah.
Schmehrstücke. Apelnstedt. — Vergl. Schmalz-, Speck-.
Schmeiche, f. Anger in Hessen.
Schmalzkamp. Houdelage. — Vergl. Speck-, Schmehr-.
Schnäbel. FO. Vors.
Schnaken, pl. Schickelsheim. Schnackwelle. Hoiersdorf. Schnakenstert. Houdelage, Kl.-Brunsrode, Graßleben, Mackendorf, Bornum, Süpplingenburg, Stadt Braunschweig. — Zu snâke, Schlange, Ringelnatter (im Gegensatz zu addere, Kreuzotter) und stêrt, Schwanz, Sterz, also wörtlich Schlangenschwanz Wohl eine Pflanze, denn snâkenwort ist Schlangenwurz; im Mecklenburgischen snâkenkrût = Farn und ebenso im Oldenburgischen slangkrût = Farn. (Bartsch, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II, S. 291; Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 80.) Schon im 11. Jahrhundert kommen Ortsnamen wie Calfstert vor (Förstemann).
Schneckenberg. Volzum. —morgen. Eitzum.
Schneede, f. Querenhorst, Papenrode. Snie (Die Dobbeln-), f. Wiese bei Gevensleben. Beddinger Schneede. FO. Wolf. — Zu snêde und snîe, Schneide, Grenze.
Schneppelwiesen. Houdelage.
Schnurwiese. Rühen.
Schoderstedterholz. FO. Kön. — Wüstung Schoderstedt.
Schöffenacker. Watenbüttel.
Schölcken, pl. Bruchmachtersen, Lebenstedt.
Schoorberg. Ampleben.
Schörten, pl. Bortfeld, Vechelde. — Zu schort, Abtheilung, Graben, Abflußrinne.
Schottdorfer Feld. Süpplingenburg. Schottorfer Berg. FO. Mar. — Wüstung Schottdorf.
Schöttelthal. Destedt.
Schottkuhle. Mackendorf. — „Eingezäunte Grube.“ Zu schot, Verschluß.
Schradanger. Gr.-Winnigstedt. Schradweg. Barbeke. Schrotweg. Rüningen und Reindorf. Schrottmorgen. Schandelah. — Zu schrade, schräge; schradweg bei Schambach „schräger Weg“.
Schreiberkamp. Bortfeld.
Schuhfeld. Waggum.
Schüneken, vor der. Hoitlingen. Schünekenbleek. Kl.-Twülpstedt. — Zu schûne, Scheune, gewöhnlich diejenige auf dem Felde, in welcher der abgenommene Zehnten aufgestapelt wurde. Daher auch Tägtschüne, Zehntscheune, bei Lehre.
Schwadwiese, Siebenschwadwiese. Ölper. Ost. — Zu swâd, n. Schwaden. Wiese, an der mehrere ihren Anteil haben, von denen jeder eine Anzahl swêe erhält.
Schwalbenschwanz. Wiese bei Gr.-Biewende. — Nach der Form. In der Rostocker

Heide eine schwalbenschwanzförmige Wiese Schwalkenstart. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock, Heft 5.)

Schwalbenufer. Kl.-Stöckheim. Am Okerufer.

Schwalenberg. Nordassel. — Wohl von swâle, swâlke, Schwalbe.

Schweensberg, —welle, —wiese. Oft; die dem swên, Schweinehirt, zur Nutzung angewiesenen Grundstücke.

Schwerdthal. FO. Mar.

Schwittmerfeld. Woltorf. — Nach der Wüstung Schwitmer, einem im 30jährigen Kriege eingegangenen Dorfe zwischen Woltorf und Peine, dessen Einwohner in Woltorf die Schwitmergemeinde bildeten. (Braunschw. Magazin 1848, Nr. 14.)

Schwülmer, m. Wiese bei Reinsdorf.

Seckertrift. Jerxheim. Söckerteich daselbst. — Brückner, Die slav. Ansiedelungen in der Altmark, Leipzig 1879, S. 80, zieht hierzu das altslavische sékyra, Axt, heran, bemerkt aber, vernünftigerweise einschränkend, „Jerxheim liegt wohl zu weit westlich, als daß es slavisch sein könnte", was eigentlich selbstverständlich. Zu kekere, Wicke?

Seekamp. Rühme (am Dovensee).

Seekbleek. Lesse.

Sellenkamp. Meerdorf, Wahrstedt.

Semmel, f. Rüningen.

Sichterfeld. Fümmelse. [Leo, Ags. Glossar, Halle 1872 bis 1877, Sp. 311, setzt nach ags. Urkunden zwei Wörter an: sihtre, seohtre, f., sumpfige, abhängige Wiese, ein Ort, durch welchen Wasser sickert (das Lokal ist zwischen Berg und Thal); und sihtra, eine hölzerne Wasserröhre. — Zu Grunde liegt altd. sihan, seihen und fließen. W.]

Siedgraft. Anger bei Twieflingen. [Von graft, Graben, und side, Seite, oder sîd, niedrig? W.]

Siek, m. Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen wie Siekwiese. sîk, sumpfige Niederung.

Sießerholz. FO. Wolf.

Silberberg, —busch, —kuhle, —morgen. Bornum, Hötzum, Lamme, Alversdorf, Büddenstedt.

Sinngrünwinkel. Woltorf.

Sodekamp. Atzum. —

Sohle, f. Schulenrode, Lichtenberg, Gevensleben. Sohlwiese. Hondelage, Klein-Dahlum, Sohlpfuhl. Denstorf. Söhlkamp. Salder, Gilzum. Söhlstrift. Gilzum. Söhlweg. Hessen. Grote Söhlen. Wendhausen. Rote Sohle. Meerdorf, Gr.-Vahlberg. Brunsohle. Barmke. Ebersohle. Warberg. Kernsohle. Gr.-Twülpstedt. Harpke Sohle. Büddenstedt. Pulversöhl. Leiferde. Böhnsohle. Gr.-Dahlum. Westersohle. Gr.-Dahlum. Söhlerbeek. Barbecke. Söhlerberg. Berel. Sohlichtes Bleek. Ölper. Sohlhorst. FO. Kön. — Zu sôl, mit stehendem Wasser erfüllter sumpfiger Boden, Pfuhl. Über anderweit vorkommende Flurnamen sol vergl. Korrespondenzblatt für niederd. Sprachforschung III, 69; IV, 46. Ob alle Namen zu sol?

Sohre Wiese. Remlingen, Wendessen. Söhrige Furchen. Wendschott. Sohre Legden, pl. Cremlingen. Sohrenberg. Kalme, Seinstedt. Saure Weiden. Graßleben, Lauingen. Saures Bleek. Süpplingenburg, Wahrstedt. Sauerland. Beddingen. Säuerlinge. Bettmar. Sauerbeek. Evessen. — Zu sôr, ausgedörrt, trocken, unabhängig vom hochdeutschen „sauer".

Sölekenbusch. Lamme, Saalsdorf, Rümmer. —breite. Offleben. —wiese. Schliestedt. — Zu sol oder zu sölen, schmutzen, sudeln? Vergl. Salge.

Sollberg. Gr.-Denkte.
Sörgenwiese. Ölper.
Spann, m. Salzdahlum, Mönchevahlberg.
Specken, pl. Mönchevahlberg. — specke, speke, im Bremischen ein aus Buschwerk, Erde und Rasen durch sumpfige Gegenden und Wiesen aufgeworfener Weg oder Damm. (Schiller-Lübben IV, 307.) spekige, f., in Göttingen-Grubenhagen einfache Uferbrücke aus Baumstämmen. (Schambach, S. 203.)
Speckmorgen. Sickte. —bräu. Hemkenrode. —klint. Vortfeld, Essinghausen. —weg. Wendeburg. —wiese. Lehre, Thiede. — Besonders fetten und ergiebigen Acker bezeichnend. Vergl. Schmalz-, Schmehr-.
Sperlingsberg. Kneitlingen. —kamp. Gr.-Steinum.
Spitalwiese. Gr.-Dahlum.
Spriggelwiese. Gevensleben.
Spring, m. —ackern, —berg, —riede, —wiese. Sehr häufig. — Zu spring, Quelle.
Spürkuhle. Jerxheim.
Staatsberg. Kissenbrück.
Stahl, m. Mühlstahl, Mühlenstahl, Stähler Breite. Schickelsheim, Beierstedt, Twieflingen, Bruchmachtersen, Lebenstedt, Salder. Stahlberg. Velstove. — Zu stale, Damm?
Stakenberg. Eitzum.
Stakenfeld. Woltorf. — Zu stâke, m., Stange, kleiner Pfahl.
Stapelhecke. Steterburg.
Stappelacker. Vechelde. — Zu stapel, Grenzpfahl, Gerichtsstätte.
Störtekuhle, f. Sickte.
Stehlerberg. Süpplingen.
Steinberg, —kamp, —morgen. Sehr häufig, die steinige Bodenbeschaffenheit andeutend. Steinklippen, pl. Küblingen.
Stemmwiesen. Weddel, Süpplingenburg.
Stendelberg. Atzum. —morgen. Kl.-Denkte.
Stidden, pl. Hessen. Stiddewiese. Dettum. Stidtacker. Barnsdorf. Stittiacker. Wetzleben.
Stief Menne, f. Bornum — Zu stefmoime, Stiefmutter.
Stiegmorgen. Völkenrode. — Feldstücke, wo die stîgen, abgezählte Getreidebündel (20 = 1 Stiege), stehen.
Stoben, m. Frellstedt. Stobenbreite. Kissenbrück. Stokenpfuhl. Schandelah. Stobenstücke. Süpplingen. Stobenwiese. Schandelah. Staubwiese. Klein-Twülpstedt.
Stöckenkamp. Leinde. Stockwiese. Mackendorf.
Stöhe, m. Lelm. Stöhweg. Sunstedt.
Strämmeln, pl. FO. Wend. Hondelage. — Zu stremmel, m., langer, schmaler Streifen.
Straut, m. Calbecht. Strautwiese. Watenbüttel. — Zu strôt, Gebüsch, Dickicht. (Schiller-Lübben IV. 441.)
Streitkamp. Rothenkamp. —wanne. Apelnstedt. —hop. Ampleben, „ein im Prozeß liegendes Holz“ (1756). —busch. FO. Wend. — Vergl. Kief- und Kreitel.
Strenge, f. Kalme.
Strubenkamp. Gr.-Twülpstedt. — Zu strûben, Gestrüpp.
Struken, Strauch, Wiedstruken. Denstorf, Hachum. Ortsstruke. Essinghausen, Strukenbusch. Sierße. Strauchmorgen. Barbecke. Strauchholz. Watenstedt (Amt Salder). — Zu strûk, m., Gesträuch.

Stücke. Sehr häufige Flurbezeichnung mit dem Zusatz lange, kurze u. s. w.

Stüdern, pl. Abbenrode. — Zu stude, Staudicht, abgeholzter Wald.

Stüh, f., untere und obere, FO. Mar. Stühgehäge. FO. Bey. — Stühe, ein Wald im Oldenburgischen; Stuhe, ein Wald im Holsteinschen bei Lübeck. „Stühbusch, in vielen Teilen Niedersachsens ein niedriges Gebüsch von Eichen und Buchen, die man hart an den Wurzeln abschneidet und die dann aus den Wurzeln (Stubben) wieder ausschlagen." (Kohl, Nordwestdeutsche Skizzen. Bremen 1873, S. 285.)

Stukenkamp. Schliestedt. — Zu stûke, Baumstumpf.

Stümme, die braune. Holz bei Hondelage.

Stummeln, pl. Gr.-Brunsrode. — Zu stummel, Stumpf.

Südberg. Cremlingen, Hessen, Kl.-Dahlum. —feld. Hötzum, Glentorf, Beierstedt, Ampleben. —kamp. Gr.-Denkte. —mohr. Denstorf. —rode. Lehre. —wiese. Bortfeld, Wendessen, Esbeck.

Sükum, n. Hessen. Personenname Sydekum im Braunschweigischen. [Sükum wohl aus sü dik um, sieh dich um. Campe, Wb. zur Erklärung und Verdeutschung der fremden Ausdrücke, Braunschweig 1813, S. 148: Belvedere. „Die ndd. Mundart hat Sieh-dich-um (Süh-dick-um) dafür. So führt z. B. diese Benennung ein zu Münden beim Zusammenflusse der Werra und Fulda liegendes Haus, aus welchem man eine sehr schöne Aussicht hat. Auch ein Platz bei dem Kloster Riddagshausen wird von alten Zeiten her das Sieh-dich-um genannt." Er bringt dann nach Vorgang eines Ungenannten die Stelle aus der Urkunde vom Jahre 1228 bei, mittels welcher Herzog Barnim I. von Pommern der Johanniskirche in Lübeck Güter verleiht: usque subtus tres montes, qui „Circumspice te" sive „Se thic umme" nominantur. Jahrb. f. mecklenb. Gesch. 6, 43. W.]

Süle, Sühle, f. Ingeleben, Schandelah. Suhlwiesen. Hedeper, Semmenstedt. Suhlkamp. Sottmar. Sielkamp. Rühme. Sulke. Wendeburg. — Stätten, wo die Schweine sich suhlen.

Sülte, Solt, Salz. Sülte, f. Kl.-Denkte, Semmenstedt, Volzum, Bansleben, Eitzum, Lichtenberg, Jerxheim, Ingeleben, Achim, Fümmelse, Gr.-Denkte, Kl.-Biewende, Abbenrode, Esfehof, Hötzum, Bornum, Süpplingen. Sültanger. Ingeleben. Sültebruch. Graßleben. Vogelsültze. Ahlum. Soltau. Jerxheim, Barnsdorf. Solterweg. Wetzleben, Kl.-Dahlum, Mönche-Vahlberg, Wendhausen. Sölter Loch. Woltorf. Sölterwanne. Gr.-Dahlum. Soltescher. Vettmar, Sickte. Soltschenberg. Rieseberg. Salzau. Gevensleben. Salzberg. Salzdahlum. Salzkamp. Esbeck. Salzbreite. Gr.-Steinum. Salzweg. Süpplingenburg. Salzvorlinge. Sierße. — Die Sülte bei Fümmelse hat ihren Namen der Sage nach daher, daß hier ein Wagen mit Salz aus Salzgitter versunken ist, den der Fuhrmann nicht verstenern, sondern einschmuggeln wollte. Daher ist der Boden dort salzig. Bei Barnsdorf war schon 1483 eine Salzsiederei vorhanden, die noch im 18. Jahrhundert betrieben wurde (Hassel und Bege I, 423).

Sumpf. Atzum.

Sunder, Sonder, m. Auch in Zusammensetzungen mit —bruch, —wiese u. s. w. Schandelah, Boimstorf, Bahrdorf, Meinkoth, Bornum, Neindorf, Ührde, Watzum. Häufig als Forstortsname. — Abgesondertes, aus der Mark ausgeschiedenes Land- oder Waldstück, wahrscheinlich bestimmt zur Benutzung des „höchsten Erben", wie der Oberherr der Mark genannt wurde. (Festgabe für die 20. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte. Braunschweig 1858, S. 101, 104.)

Süpkenbusch. Velpke.

Süßespring, FO. Soph.

T.

Tackwelle. Watzum.

Taſſen. Brechtorf.

Taternkamp. Kl.-Twülpſtedt. Tarternpfahl. Hedeper, Kiſſenbrück. Taternholz, FO. Vors. — Tatern ſind im Niederdeutſchen, ebenſo in Dänemark, Schweden und Finnland, die Zigeuner, auf welche der Name des mongoliſchen Tatarenvolkes irrtümlich übertragen iſt. Offenbar Lagerſtätten von Zigeunern, wie die Taternlöcher am Brocken. Ein Taterpfahl bei Brunsbüttel am Nordoſtſeekanal. Die ſchweren landesherrlichen Verordnungen gegen die Zigeuner oder Tartern beginnen mit dem 18. Auguſt 1597 und ſetzen ſich durch die folgenden Jahrhunderte fort.

Taufkamp. Waggum. — Die handſchriftliche Dorfbeſchreibung von 1754 meldet: „Es befindet ſich im Taufkampe ein ſtehendes Waſſer, die Taufe genannt, worin in den ganz alten Zeiten die Kinder getauft ſein ſollen der Sage nach. Von dieſer Taufe iſt die Tradition in Waggen, daß dieſelbe den Kornpreis vorbedente, nämlich wenn viel Waſſer darin, ſo würde das Korn im folgenden Jahre teuer und bei wenigem Waſſer wohlfeil.“ Es iſt von Belang, zu ſehen, wie im Verlauf von 140 Jahren dieſe Tradition ſich geändert hat. 1894 erzählte mir Sophie Kranel aus Waggum: „Auf der Swinekoppel liegt ein Paul, der trocknet nie aus, da ſtehen alte Eichen bei, der heißt die Waggenſche Taufe; da hat Karl der Große die alten Wenden getauft.“ Man ſieht hier deutlich, wie allerhand unverdaute Belehrung und Lektüre in die alten Überlieferungen eindringt und ſie verdirbt. — Ich habe den Namen in Waggum dûpe ausſprechen gehört, nicht dôpe = Taufe. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß er zu erſterem Wort (ſiehe oben) gehört und eine Verwechſelung mit dôpe eintrat.

Teckenberg, FO. Helm. — Zu tecke, die Zecke, Holzlaus (Ixodes).

Teggedkamp. Wahrſtedt. Tägtſchüne. Lehre (vergl. Schüneken). Zehntfohre. Küblingen. Orte, gewöhnlich mit einer Scheune, wo der Zehnte eingeſammelt wurde. Zehntfreier Berg. Frellſtedt. — Über den Zehnten vergleiche den Abſchnitt „Der Bauer“. Ausführliches über die Einnahme des Zehntens in der Allgem. Land-Ordnung, Artikel 48 bis 51. Nach landesherrlicher Verordnung vom 16. Juli 1695 durften nur Stiegen oder Hauſen von 10 oder 20 Garben geſetzt werden. „Endelſtiegen, Kinder und freie Hocken“ waren bei 10 Thaler Strafe verboten; es waren dieſes unvollſtändige Stiegen, am Ende des Ackers. Weiter handeln von den Umſtänden bei der Erhebung des Kornzehnten, je nach der Witterung, den Getreidearten, auf wüſten Feldmarken u. dergl. die landesherrlichen Verordnungen vom 17. Januar 1715 und 14. Dezember 1754. „Einem jeden Zehntherrn ſtehet frei, ſeinen Zehnten in eine ſonderbare gedingte Scheuer zu führen.“ Landesherrliche Verordnung vom 10. Oktober 1651. Daher der Flurname Tägtſchüne. Im Hannoverſchen ganz ähnliche oder identiſche Verordnungen bezüglich des Zehnten (Feſtſchrift der Landwirtſchafts-Geſellſchaft zu Celle 1864, I, Zweite Abteilung, S. 383).

Teimkefeld. Küblingen.

Telgenkamp. Wendhauſen. Telgenwieſe. Eſſehof. — Zu telge, Zweig, aber auch Eichenſchößlinge.

Tendelberg, FO. Bey.

Teufelskamp, —wieſe. Kl.-Stöckheim, Ölper, Volkmarsdorf. —kuhle. Riddagshauſen.

Teufelsküchenwieſe. Danndorf. Teufelsküche. FO. Vors.

Teverbraakenanger. Wendhauſen. — Vergl. Braaken.

Thie, m. Häufig. Thiegarten. Kneitlingen. Lauingen. Tiegſeld. Runſtedt. — Bei den meiſten Dörfern haftet noch der alte Name des tî, wenn er als Verſammlungsplatz auch keine Geltung mehr hat und die Separation manchen Thieanger und Thieberg

zu Ackerland gestaltet hat. Gewöhnlich war er mit alten Linden, auch Eichen, bepflanzt, von denen manche sich noch erhalten haben, so in Evessen und Sickte. Der Thie diente als Versammlungsplatz der Gemeinde, die hier ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten beriet und die ergangenen Verlautbarungen der Behörden vernahm. (Vergl. auch Braunschw. Magazin 1822, Nr. 42 bis 44; Grimm, Rechtsaltertümer 795; Keysler, Antiquitates select. septentr. 1720, wo die im 13. Jahrhundert, anno 1220 und 1248 erwähnten ostfriesischen Dingeichen, Upstallsbäume, bei Aurich und Bramstede bezeugt werden.) Der Thie diente aber auch als Vergnügungs- und Tanzplatz und von dem Tanze unter der Linde bei Gr.-Twülpstedt haben wir eine Schilderung von P. Zimmermann. Der Platz war mit einer Einfriedigung aus Velpkeschen Sandsteinplatten noch im vorigen Jahrhundert umgeben und jedes neuvermählte Paar hielt dort den Hochzeitstanz (Braunschw. Anzeigen, 3. Dezember 1894). Seit 1830 ist die letzte der uralten Linden in Gr.-Twülpstedt verschwunden. [Woeste wird recht haben, der das Wort in der Zeitschr. f. deutsche Philologie IX, 224 (1878) zu altdeutsch tihan, anzeigen, verkündigen, sagen, beschuldigen, zeihen bringt. „Bauergerichtsplatz." W.] Ahrens (Jahresbericht des Lyceums zu Hannover 1871) versucht das Wort auf den altgermanischen Gott des Rechts, Zio, Tio zurückzuführen.

Thiergarten. Gr.-Brunsrode, Kl.-Schöppenstedt, Denstorf, Lamme, Leine, Hachum, Kneitlingen. — Gewiß nur eine falsche Schreibart der Feldmesser des 18. Jahrhunderts für „Thiegarten", da diese letztere Form neben „Thiergarten" in der Feldbeschreibung von Kneitlingen gebraucht wird.

Tillikamp. Reindorf.

Timmerlade, f. Heerte. — Richtiger Timmerlah, ein Laubholzbestand, der zu den zahlreichen Märkerforsten des Amtes Salder gehörte und in den fünfziger Jahren gerodet ist. Er hatte 1000 Morgen und gehörte der Gemeinde Heerte. Mit dem gewonnenen Grund und Boden sind die umfangreichen Weideberechtigungen der einzelnen Höfe in Heerte und benachbarten Gemeinden abgefunden worden. (Langerfeldt, Holting auf dem Timmerlah. Zeitschr. d. Harzvereins XI, S. 47, 1878.) Wie der Dorfname Timmerlah, düsterer Wald.

Tobakskamp. Kl.-Stöckheim. — Der einzige Flurname, welcher in der Mitte des 18. Jahrhunderts auf den Anbau des Tabaks deutet.

Tollwelle. Lauingen.

Tonnenwiese. Hötzum.

Töpfermorgen. Ahlum. — Vergl. Gropen.

Törfe, pl. Büddenstedt. — Zu torf, pl. törwe.

Totenberg, —kamp, —morgen, —wiese. Broitzem, Lamme, Wedtlenstedt, Sunstedt, Thiede, Eitzum, Schliestedt, Salder, G.-Dahlum, Bruchmachtersen. Totentwetje. Stadt Braunschweig vor dem Fallerslebérthore. — Die Sage berichtet, daß auf dem Totenkampe zwischen Eitzum und Schliestedt einst ein Treffen stattgefunden habe und auf dem Totenkamp daselbst kamen beim Anlegen einer Sandgrube Schädel zu Tage. (Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 177.)

Tötling, m. Rautheim. Dötling, m. Boimstorf.

Trauen, Thrauen, pl. Remlingen, Hessen. Trahnwanne. Kl.-Biewende. — trâne, die dem Boden eingedrückte Wagenradspur, das Geleise. up den trânen is slecht marschêrend (Schambach).

Trappenbleek. Ölper. — Zu trappen, Fußstapfen.

Trendelstieg. Glentorf. Trendelbusch. FO. Helm. — Die Trendel, altes Zollhaus an der Grenze zwischen Braunschweig und dem hannöverschen Hasenwinkel, nördlich vom Dorm.

Trenneke, f. Bahrdorf.

Tritzberg. Sambleben.

Trogg, m. Ahlum. Trogkamp. Wobeck.
Trumpe, f. Bruchmachtersen, Salder.
Tucht, f. Fümmelse.
Tülkeborn. Wetzleben. — tülke, der Zapfen, tulken, aus dem Zapfen trinken. born, Brunnen.
Tümpelkamp. Wobeck.
Turnierfeld. Stadt Braunschweig vor dem Wendenthore.
Twelkenfeld. Bansleben. — Wüstung Twelken. Verzeichnis der wüsten Ortschaften im Herzogtum Braunschweig 1887, S. 46. Das Bonifaciusstift in Halberstadt besaß schon 1174 eine Meierei in Zwilike. Das Dorf war 1551 noch vorhanden.
Twetje, f. Kl.-Vahlberg, Schandelah. Twetenberg. Seinstedt. Twetengarten. Kissenbrück. — Schmaler, enger Gang, Gäßchen, zwischen Hecken oder Häusern, so auch vielfach in der Stadt Braunschweig gebraucht. In Hamburg, Lüneburg und dem Holsteinischen Twiete. Zu twê, twei, zwei, im Sinne von Twilling, Zwieselung, Abzweigung als Verbindungsgang zwischen zwei Hauptwegen.
Twischau. Wendeburg.
Twissel, m. Rickensdorf. Zwisselbäume. Sierße. — Zu twisseln, spalten, verzwieseln.

U.

Übele Gönne, f. Boimsdorf. — Zu günnen, gönnen, ein mißgönntes Landstück. Übelgönne und Ovelgönne öfter als Ortsnamen. Övelgönne in Oldenburg wird volksetymologisch richtig gedeutet: Der Kommandant übergab die belagerte, damals noch keinen Namen tragende Festung dem Belagerer mit den Worten: Ik günn är se äwel! (Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 244.) In der Stadt Braunschweig befand sich an einer Landzunge zwischen den Okerarmen am Südende des Bohlweges im Mittelalter eine Ovelgünne (Dürre, Die Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 719). Eine Övelgünne bei Eilsleben, Kreis Neu-Haldensleben. Eine Oveleughunne, Burg des Teufels, schon in der Theophiluslegende (Korrespondenzbl. f. niederd. Sprachforschung IV, 88). Weiter Övelgönne in Mecklenburg bei Güstrow, Euvelgunne bei Groningen in Friesland, 17 Övelgönne in Schleswig-Holstein, in Ostfriesland, bei Harburg, bei Oynhausen in Westfalen, 14 in Oldenburg und 15 im Hannoverschen (Korrespondenzbl. V, 5, 19, 63). Gegenüber dem Vorkommen der Övelgönne fast nur auf von Fremden unberührtem niederdeutschen Boden, und da auch die Bezeichnung „afgunst“ vorkommt, muß der Versuch von Prof. Dedekind (Grundzüge der Geschichte des Landes und der Landwirtschaft des Herzogtums Braunschweig, Braunschweig 1858, S. XCI), Övelgonne auf altrömische Schafställe, ovile juvencum, zurückzuführen, als ein ganz mißglückter bezeichnet werden.
Überfall, m. Linden.
Uhlenbusch, —bruck, —horst, —loch. Essehof, Rüningen, Danndorf, Wendschott, Housleben, Barnsdorf, Hessen. — Zu ûle, Eule. Eulenburg. Kissenbrück. In den Eulen. Bodenstedt.
Uhrwelle, f. Kneitlingen, Sambleben.
Umfeld. Saalsdorf.
Ütschen- (seltener Ützen-) kamp, —paul, —äcker, —thal. Bei mindestens vierzig Dörfern, stets in der niederdeutschen Form. Zu ütsche, f., Frosch.

V. siehe F.

W.

Waackstelle. Gr.-Vahlberg.
Waashainen. FO. Wend. — Zu wâsen, zusammengebundenes Reisig- und Stangenholz.

Wachtel, f. Rottorf, Sunstedt.
Wagenberg. Offleben.
Wahrigkeit, f. Bornum.
Waldnoster Wiese. Wendeburg.
Walkebruch. Wendeburg.
Wanne, f. Die allgemeine Bezeichnung für die Unterabteilungen eines Feldes, auch in Zusammensetzungen. — Zu wennen, wenden, vom Wenden des Pfluges, wo das Feldstück zu Ende ist. Wänneken, n. Kl.-Sisbeck.
Warle, f. Gr.-Steinum.
Warschauwiese. Danndorf. — Zu wârschûwen, warnen.
Warte, f. Runstedt, Sottmar, Kl.-Vahlberg, Barbecke. Wahrberg. Hessen, Klein-Winnigstedt. Wahrtsberg. Eitzum. Waare, f. Berklingen.
Wasserfurche, Waterföhre. Sehr häufige Flurbezeichnung. Ehe die jetzt allgemeine Drainage eingeführt war, diente eine besonders geleitete tiefe Furche zur Entwässerung der Felder.
Wassenthal. Kl.-Vahlberg.
Weberiz, m. Schliestedt. Die Endung —iz ist durchaus auffallend und sonst in unseren Flurnamen deutschen Anteils nicht vertreten; auch liegt Schliestedt fern von der äußersten Wendengrenze. Slavisch —ic geht in unserer germanisierten Wendengegend stets in —eiz über.
Weddenkamp. Lelm. Weddeweg. Lesse, Barbecke. — wedde als Wald oder Hain erklärt in den Beiträgen zur nordwestdeutschen Volks- und Landeskunde, Bremen 1895, Heft 1, S. 52?.
Wedewinne, f. Immendorf, Leinde. Wedewiedenfeld. Bodenstedt. Webinne. Watzum. Wesinne. Berklingen. — Zu wedewinne, die rankende, wickelnde Pflanze, wie die Ackerwinde, convolvulus arvensis.
Weerel, m. Wiese bei Halchter.
Wehberg, —morgen. Bornum.
Weinberg, —garten, —lage. Abbenrode, Braunschweig, Kl.-Schöppenstedt, Rüningen, Volkmarode, Süpplingen, Warberg, Wolsdorf, Jerxheim, Schöningen, Offleben, Runstedt, Hedeper, Wendessen, Hessen, Küblingen, Schliestedt, Braunschweig (großer und kleiner Weinberg). — Die Kirchen und Klöster sind es gewesen, welche im Mittelalter die Anpflanzung und Kelterung des Weines betrieben, da sie denselben zunächst zu Abendmahlszwecken bedurften und auch den Versuch wagten, eine für Tafelfreuden genügende Sorte zu erzielen; freilich konnte das saure Erzeugnis Niedersachsens nicht mit den aus dem Süden bezogenen Weinen in Wettbewerb treten, und vom Altmärker Wein sagte man: „vinum aus der Altmark calefacit ut Quark". Es liegt auf der Hand, daß mit der Verbesserung der Verkehrsmittel und der Zunahme des Weinbaues in mehr für denselben geeigneten Lagen das Erzeugnis der niedersächsischen Weinberge von der Bildfläche verschwinden mußte und so sind denn die zahlreichen Weinberge und —gärten nur noch in den Flurnamen vorhanden. Noch im elften Jahrhundert fehlte der Weinbau in Niedersachsen, wie Adam von Bremen bezeugt: „Nur des süßen Weines entbehrt es, sonst bringt es alles, was zum Lebensbedarf gehört, selbst hervor." (Erstes Buch, 1.) Aber schon im zwölften Jahrhundert wird Weinbau bei Dahlum und Beierstedt im Braunschweigischen bezeugt; um 1250 kommt der Weinberg von Abbenrode vor, dessen Name sich bis jetzt erhalten hat; 1289 wird ein Weinberg bei Hessen von einem Grafen von Regenstein an die Abtei Gandersheim vertauscht; 1401 ist von den Weinbergen bei der Stadt Braunschweig die Rede; 1515 tritt Thiede einen Teil des Lindenbergs dem Herzog Heinrich dem Jüngeren zur Anlage eines Weinberges ab; 1542 wird der Weingarten in der Buchhorst bei der Stadt Braunschweig und bei Kl.-Schöppenstedt, wo der Name noch

haftet, erwähnt; 1565 kelterte das Kloster Riddagshausen noch den am nahen Nußberg gezogenen Wein; um diese Zeit werden die Weinberge im Lechlenholze bei Wolfenbüttel, bei Schöningen, Jerxheim und Vogtsdahlum erwähnt. (Diese geschichtlichen Nachrichten nach H. v. Strombeck, Bemerkungen über den Weinbau im nördlichen Deutschland in Zeitschrift des Harzvereins III, 361, wo die urkundlichen Belege angegeben sind. Die erste bekannte Nachricht vom Weinbau in der Mark Brandenburg ist vom Jahre 1173. Riedel, Mark Brandenburg I, 119.) Der Weinberg bei der Stadt Schöningen, dessen Lage noch bekannt ist, war sieben Morgen groß und noch 1550 vorhanden. Ein Haus, worin sich die Weinpressen befanden und der Wein gekeltert wurde, stand innerhalb des Weinberges selbst. Die Namen der „Weinmeister", die damals dort wirkten und „Weinknechte" unter sich hatten, sind bekannt; um das Jahr 1600 lieferte der Weinberg noch 54 Ohm = 9 Fuder, die nach Wolfenbüttel an die fürstliche Hofhaltung abgeliefert wurden. In den Rechnungen heißt es dann, daß die Weinstöcke jahrelang hintereinander erfroren und da rodete man denn 1663 den Weinberg und verwandelte ihn in Feld. (Zeitschrift des Harzvereins III, 273.) Auch über die Weinberge bei anderen Orten erhalten wir im 17. Jahrhundert Kunde. In den Anweisungen der Herzogin Anna Sophie von Braunschweig, Gemahlin des Herzogs Friedrich Ulrich, geb. Markgräfin zu Brandenburg, für ihren Oberhauptmann über die Ämter Schöningen, Hessen, Jerxheim, Sambleben und Voigtsdahlum, J. J. von Gustedt, de dato Köln an der Spreew den 27. April 1628, heißt es: „Dass die Weinberge auch der Gebühr nach beschicket u. wol gewartet werden mögen." Ferner in der Bestallung desselben Oberhauptmanns v. Gustedt vom 2. Mai 1628 werden ihm jährlich angewiesen: „Zwei Tonnen Wein aus dem Weinberge zu Hessen, wenn daselbst Wein gewonnen wird." (Zeitschr. d. Harzvereins II, zweites Heft, S. 199.) Aber alles hilft nichts. Die Ungunst der Witterung und der dreißigjährige Krieg machten dem Braunschweiger Weinbau ein Ende. Im letzteren wurden 1641 die Weinberge, das Weinhaus und die Pressen bei Jerxheim zerstört. (Merian, Topographie von Braunschweig-Lüneburg, Frankfurt 1664, S. 126.)

Welcken, pl. Lichtenberg.

Welle, f. Sehr häufig, besonders in Zusammensetzungen die natürliche, wellenartige, sanfte Bodenerhebung andeutend oder, was gewöhnlicher, zu welle, Quelle.

Wendensteg. Rieseberg.

Wendhausen, das kleine. Wüstung bei Wendhausen.

Wenne, die kurze. Seinstedt. Wennewinkel. Nordassel. Wendekamp. Bortfeld. Wenderbreite. Schickelsheim. Wendfeld. Adersheim, Steterburg, Thiede. Wendel, m. Wolsdorf. Wendigen, die breiten. Rothenkamp. Wendungen, die fünf. Gr.-Twülpstedt. — Zu wennen, wenden, danach wenne, der Ort, wo der Pflug umkehrt; vergl. Forbet.

Wentorp. Jerxheim.

Wentrode, n. Essehof.

Werder, m. Häufig, zumal in Zusammensetzungen. — werder, Insel.

Westen, Auf. Eitzum.

Westerberg. Bortfeld, Hedeper, Hötzum, Bornum. Westerfeld. Ölper, Runstedt, Söllingen, Drütte, Hedeper, Hallendorf, Semmenstedt, Osterlinde. Westerwiese. Broitzem, Stiddien, Bornum, Runstedt, Wobeck, Laningen, Gr.-Dahlum, Hachum. Westerkamp. Vallstedt. Westerholz. Saalsdorf. Westerweg. Wendessen. Westerbruch. Hoiersdorf. Westerbeek. Kl.-Biewende, Remlingen. Westerthalsberg. Bornum.

Westeregeln, pl. Neindorf. — Vergl. den gleichnamigen Ort bei Oschersleben, Provinz Sachsen.

Westerlinge, pl. Emmerstedt, Salzdahlum, Gr.-Sisbeck, Fümmelse, Ampleben, Berklingen. — Vergl. Österlinge.
Watthoft. Sierße.
Wetzsteinkuhle. Velpke. — Bei den dortigen Steinbrüchen.
Wiedbusch, —holz. — Zu wîde. wie, Weide (salix). — Wienhop. Flechtorf.
Wiesche. Häufig, besonders in Zusammensetzungen. — wische, Wiese.
Wildzähnecke. Wendschott. — Slavisch?
Winkel, m. Volzum, Barmke, Weferlingen, Lebenstedt, Steterburg. Winkelwanne. Kl.-Winnigstedt.
Wippe, f. Sottmar. Wipperthal. Sambleben. Wipperteich. Brechtorf.
Wißhole, f. Lamme. Wißstruke. Sonnenberg.
Witmer, m. Schliestedt, Berklingen. Wittmers Quelle. Hessen. Wettmer. Laningen. — Vergl. den Ortsnamen Wittmar S. 36.
Wobke, n. Lelm.
Wohld, Woldt. Sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen wie Wohldwiesche, Wohlenberg. — Zu wôld, Wald, gewöhnlich Hochwald, wie im engl. wood.
Wöhle, die grüne. Wiese bei Kl.-Stöckheim.
Wolfs- (Wulves-) bünne, —kuhle, —wiese, —darmen, —thal, —strauch, —kamp, —hof, —berg, —winkel, —hagen. Häufige Flurbenennung, auf das ehemalige Vorkommen des Wolfes deutend, der ja in den Sprichwörtern u. s. w. auch noch lebt. Nach einer Bemerkung im Kirchenbuche von Bornum wurde 1676 im Elme eine Wolfsjagd abgehalten, bei der aus Versehen ein Mensch erschossen wurde. Wolfshagen, zur Rautheimer Flur gehörig, bezeichnet die Stelle des schon um 1300 verschollenen Ortes Wulvishagen. (Dürre in Zeitschrift d. histor. Vereins für Niedersachsen 1869, S. 80.) Bei der Stadt Braunschweig liegt der Wolfskamp vor dem Hohenthore.
Wolpersthal. Hachum. — Zu Wolper, Walpurgis.
Woort, Wohrt, Wohrten, Wöhrden, Wohren, Wöhren. Ungemein häufige Flurbezeichnung, auch in Zusammensetzungen. — Zu wôrt, Platz, freier Raum, area.
Wriedstücke. Grafhorst. — Zu wrîd, übrig gebliebene, frisch ausschlagende Wurzelstümpfe, namentlich von Ellern.
Wroge, f. Lehre. — Zu wrôgen, rügen, büßen, Strafen im summarischen Verfahren verhängt, namentlich im Forstwesen.
Wülpcke, m. Süpplingen, Warburg.
Wurstberg. Gr.-Stöckheim, Thiede.

Z.

Ziegen- (Zegen-, Zicken-) busch, —acker, —kamp, —winkel, —heide, —wört. Häufig.
Zilkendei. Wiese bei Rickensdorf. Zillekenberg. Gr.-Dahlum, Schliestedt. Zillkulkswiesen. Hondelage. — Vergl. den Straßennamen Zilkendei in Braunschweig, den etymologisch viel umstrittenen und häufig mißdeuteten. [Zilkendei. Solcher Bildungen auf dei für Appellative, Bezeichnungen von Menschen, Personen- und Ortsnamen giebt es ungemein viele. Sie gehen zum Teil ins frühe Mittelalter zurück. Das betreffende Wort findet sich noch sonst. Schütze, Holstein. Idiotikon, Altona, IV (1806), S. 104: „Silkendei (Ditmars. und Altona), eine abgelegene Stube im Hause; eine Art Bet- und Schmollzimmer, Boudoir, für die Frau vom Hause eingerichtet." S. 223: „Sülkendei (Ditmars.), jedes kleine Zimmer zum Aufenthalt; da sitt he in sin S. Z. B. die kleine Kammer des Knechtes überm Stall." Detleffen, Geschichte der Holstein. Elbmarschen, Glückstadt, Teil I (1891), S. 235: „Der Deich (des Dorfes Neuendorf in der Haseldorfer Marsch) biegt am Ende des Dorfes rechtwinkelig um und verläuft in unregelmäßiger Linie nordwärts

bis an das in alten Zeiten hohe Moor. Sein nördliches Ende trägt noch jetzt den mir unverständlichen, gewiß sehr alten Namen Silkendei." Teil II, S. 496: „Der Name S. kommt wohl ursprünglich nicht der angegebenen Deichstrecke zu, sondern vielmehr einem kleinen, noch jetzt auf ihr liegenden Wirtshause und ist von diesem auf jenen übertragen. Wenn ich nicht irre, so sagte man wenigstens früher „op'n Silkendei", was nicht wohl auf das Haus, sondern nur auf den Deich paßt. Doch die Übertragung lag um so näher, als man das Wort in seiner eigentlichen Bedeutung nicht mehr verstand, sondern aus dem anklingenden hd. Worte Deich erklären wollte" (?). Von Herrn Dr. med. Sprengell in Lüneburg habe ich mir folgende vor Jahren empfangene Mitteilung notiert: „Zirkendei, auch Zilkendei, Lustgarten, Landsitz eines Patriziers vor der Stadt. Hier bei Lüneburg gab es z. B. den v. Döringschen Cirkendei, jetzt ein Teil der Tiergartenforst (sic?). Ich erinnere mich, daß alte Lüneburger den Ausdruck auch für beschränkte Häuslichkeit, etwa Etagenwohnung u. dergl. brauchten, z. B. he sitt up sin Zirkendei." — Ob die älteste Form Silke-, Zilkedei? Bremer Wb. „zilken, schreien, wie junge Spatzen: schirpen." Vgl. silken im Mndd. Wb.: (es wird Frühling;) de sperlinge sylcken yn mynem tundorn; Seelmann, Ndd. Fastnachtsspiele, S. 28, Z. 162. In Pommern bedeutet „zirken" dasselbe: „von dem Laute der Sperlinge und anderer junger Vögel, die nicht singen, oder ehe sie singen; imgleichen von den Heuschrecken." Dähnert, W. B. der Pommersch. u. Rügisch. Mundart. Stralsund 1781. Zilkendei, Zirkendei, könnte etwa eine Laube oder übertragen eine Gartenwohnung bedeuten, wo die Vögel zirpen. W.]

Zindel, m. Wolsdorf. Zingelkamp. Weferlingen. — singel, zingel, n. und f., aus lat. cingula, Einfriedigung. (Schiller-Lübben IV, 211.)

Zinterberg. Ampleben. Zentnerberg. Eilum.

Zirkelwanne. Kl.-Winnigstedt.

Zubußfeld. Köchingen.

Die Bedeutung, welche die Flurnamen im allgemeinen, und die hier mitgeteilten für Niedersachsen im besonderen haben, ist nicht zu unterschätzen. Flurnamen sind außerordentlich beständig und nur große Umwälzungen auf landwirtschaftlichem Gebiete, wie z. B. die Separation, Bebauung früherer Flurstücke mit Häusern u. dergl. vermögen sie aus dem Gedächtnisse der Bewohner zu entfernen. Sie gehören zu den Urkunden aus alter Zeit von mannigfachem Belange. Zunächst ist ihre sprachliche Wichtigkeit zu betonen. Es haben sich in ihnen zahlreiche niederdeutsche Wörter erhalten, welche heute aus dem Munde des Landmannes völlig verschwunden und ihm unverständlich geworden sind. Was ein Deitweg, ein Forling, ein Gärtling ist, weiß der Bauer jetzt nicht mehr; aber er gebraucht diese Ausdrücke täglich, ohne deren Inhalt zu kennen. Was weiß er davon, daß Maden eine Wiese ist, wie das englische meadow?

Über die ursprüngliche natürliche Beschaffenheit des Landes geben uns die Flurnamen reiche Auskunft. Wo heute durch die Kulturarbeit des Bauern weite Felder bestellt sind und Wiesen grünen, da muß in alter Zeit, als sie urbar gemacht wurden, Wald und Sumpf im ausgedehnten Maße geherrscht haben, denn sonst könnten die darauf bezüglichen Ausdrücke nicht an den Fluren haften. Namentlich für sumpfige Niederungen ist eine Anzahl zum Teil gleichbedeutender, oder nur feine Unterschiede zeigender niederdeutscher Be-

nennungen gebraucht, welche darauf hinweisen, daß Sümpfe, zumal in den der Oker, Schunter, Fuse, Wabe, Aller benachbarten Niederungen, einst sehr häufig gewesen sein müssen. Dahin gehören Braut, Masch, Mesche, Moor, Siek, Sohl. Der Landmann hat aber auch, als er die Bestellung der Felder begann, den Boden selbst genau beobachtet und danach seine Benennungen gegeben. War er salziger Natur, so wurde er als „Sülte", wo fetter Thon anstand, als „Klei", wo er lehmig war, als „Leimacker" u. s. w., wo er sehr ergiebig war, als „Schmalz-, Schmer- oder Speckmorgen" u. s. w. bezeichnet. Ist die Wiese schlecht und trocken, dann fehlen ihr die Ausdrücke „sôr" und „gust" nicht und schlechte Morgen werden „Dreckmorgen" genannt. Das Heideland wird gekennzeichnet, nicht minder die Erhöhungen innerhalb sumpfiger Niederungen als „Bülten"; das „Kiesbleek" und „Steinfeld" deuten die Beschaffenheit, „Liten und Klinte" die Abhänge, „Kerben" die Einschnitte des Bodens an, ganz abgesehen von Thal und Berg, von Kulen, Gruben, Erdfällen u. dergl., die der Aufmerksamkeit nicht entgingen.

Das Wasser in den verschiedenen Formen seines Auftretens wird genau unterschieden und zu Flurnamen benutzt. Wir haben die natürliche Quelle (Spring, Welle) und den künstlichen Brunnen (Born), das Strudelloch oder den „Kulk", den Sumpf, Beek und Aue, die Furt, den See und das „Meer", wohl sprachlich mit dem Weltmeer zusammenhängend, aber bescheidene Teiche, Lachen und Sumpfseen bezeichnend.

Kein Zweifel, daß einst weite Wälder, die heute verschwunden sind, das Land deckten, und hätten wir für diese Thatsache keine andere Quelle, so würden die Flurnamen dafür zeugen, so oft kommen die allgemeinen Waldbenennungen La, Wohld, Busch und Horst vor, wohin wohl auch Ohe zu rechnen. Die Flurnamen nennen uns auch die Bäume und Gewächse, mit denen der Landmann auf dem ursprünglichen Boden zusammentraf, die er in mühsamer Arbeit entfernte und durch Kulturpflanzen ersetzte. Von Bäumen treten auf die Ahler (Eller, Öller), die Birken, die Buchen, selten die Tanne, die Eiche, die Hasel, der wilde Apfelbaum (Höltje), die Linde, der Ahorn (Näbeldorn), die Quiselbeere; gekennzeichnet ist Staudicht (Stüdern), Gestrüpp (Struben) und der vom Roden übriggebliebene Baumstumpf (Stüh und Stuken). Nicht unbeachtet geblieben sind Gesträuche und Blumen. Die Dornsträuche (wohl hauptsächlich sind darunter Schlehen zu verstehen), Brombeeren, Haselnüsse, Kornelkirsche (Hartling), Hülßen (Ilex), die Kreike, die Weide geben Anlaß zu Flurnamen; von kleineren Pflanzen solche, die durch Häufigkeit auffallen, wie die Geesche, der Huflattich (Laddeken), die Schilf- und Binsenarten (Riet und Risch), die Ackerwinde (Wedewinne) u. a. Erst später, nach der Urbarmachung, haben sich daran Kulturpflanzen geschlossen, um ihrerseits zu Flurbenennungen beizutragen. Selten die Getreidearten: Gerste, Hafer, der Roggen nur einmal, der Weizen gar nicht, denn diese Benennungen konnten nicht von unterscheidender Art sein. Schon eher die Rübe, die früher seltener gebaut wurde, der Hopfen und der Wein.

Auch die Tierwelt blieb nicht unbeachtet, und Groß und Klein wurde

je nach der Häufigkeit des Vorkommens bei den Flurnamen verwendet. Nur selten begegnet uns der Bär im Flachlande, sehr häufig der Wolf, der jetzt schon lange ausgerottet ist, der Fuchs und der Hase; auch die Haustiere sind alle vertreten, das Pferd noch in seiner alten Form als „Page" und der geformte Kot der Tiere (die Köttel) erscheint nicht selten. Dazu die schädlichen Mäuse. Der Hamster, wiewohl nicht selten in unseren Getreidefeldern, kommt nur einmal vor, wohl ein Zeichen später Einwanderung von Osten her, nach der Zeit, als die Flurnamen schon bestanden. Reich sind die Vögel vertreten: neben dem Hausgeflügel die Finken, Sperlinge, Kiebitz, Krähe, Kuckuck, Meise, Eule und (nur einmal) der Storch. Dazu die Imme und auf ihre Nahrung deutend die zahlreichen Butterberge, das Heimchen, der Blutegel (île), der Frosch (ütsche), die Ameise.

Am schärfsten und mannigfaltigsten sind aber die Flurnamen da, wo der Bauer sie, nach gethaner Rodearbeit (worauf die zahllosen Rode und Rotland, Roland u. s. w. deuten), von der Form der Felder, deren Ausmaß und Bestellungsweise hernahm. Wir haben da die Balken, das Bleek, die Bohlacker, den Brink, die Breite, den Drom, Eschen, das Feld, den Fladen, die Forbet (oder Wenne), die Föhre und Wasserfurche, Förling, Gärtling, Gehren, Hackel, Hagen, Horn, Hop, Kamp, Keil, Krümme, Krücke, Morgen, Plack, Querstücke, Remen, Schild, Strämmeln, Wanne, Wort — über deren Bedeutung im Verzeichnisse das Nötige bemerkt ist.

Die Himmelsgegenden sind gleichfalls bei den Flurnamen berücksichtigt; auffallenderweise Süd und Nord viel weniger als Ost und West. Ampleben hat ein Osten-, Süden- und Westenfeld; Klein-Biewende eine Flur „im Osten und Westen".

Auch kulturgeschichtlich erhellt manches aus den Flurnamen. Vorgeschichtliche Funde geben Anlaß zu den Flurnamen Gräweken, Gropenberg, Heidenkirchhof, Hünenkamp; die Burgstellen und Hünenwälle bezeichnen auch mit diesem Ausdruck die innerhalb derselben gelegenen Fluren. Es schließen sich an die Flurnamen, welche sich auf Sagen beziehen, die vom Glubein, Teufel, der Taufe, von Glocken und vom Nobiskrug handeln. Mythologisches vermag ich nicht zu erkennen.

Es haftet ferner an unseren Flurnamen die Bezeichnung einer ziemlichen Anzahl wüst gewordener Dörfer, deren genaue Lage heute anzugeben dadurch ermöglicht wird: Alvesdorp, Badekoten, Berendorf, Büngenstedt, Dittmerode, Elmsburg, Hägersdorf, Bensleben, Glinde, Rischau, Grabau, Hinzen, Holtorf, Kißleben, Neienstedt, Niendorf, Nienstedt, Reinshagen, Schwitmer, Schottdorf, Twelken, Klein-Wendhausen, Wolfshagen u. a.

Weiter erhellen aus ihnen mancherlei auf Kirche und Schule bezügliche Verhältnisse, die häufig bis in die Zeit vor der Reformation zurückreichen. Da ist der heilige Autor, der Schutzpatron der Stadt Braunschweig, die heilige Walpurgis (Wolper), die heilige Katharina, die heilige Agnes, nach denen Flurstücke benannt sind. Wir haben eine Liebfrauenbreite, eine Papst- und eine

Ablaßwiese, Bischofsbreite, Klosterwiese, Mönchs- und Nonnenwiesen; auch die Kalandsbrüderschaften sind vertreten. Ungezählt tritt bei Flurnamen die Bezeichnung „heilig“ (hillig, hille) auf, zum Zeichen, daß das betreffende Landstück der Kirche gehörte, neben der unmittelbaren Bezeichnung „Kirchenkamp“ oder dergl. und „Klingebeutelwiese“; die auf den „Papen“ deutenden Landstücke fehlen fast bei keinem Orte, und so ist es oft mit dem „Opfermann“ und den „Altaristen“ (Kirchenvätern) der Fall. Die „Kreuzkampe“, „Kreuzwiesen“ und ähnliches weisen auf die in der katholischen Zeit vielfach durch die Felder verteilten Bildstöcke hin.

Selbst Rechtsverhältnisse spiegeln sich in den Flurnamen wieder. Für das Ganze wie die Grenzen hat sich der alte Ausdruck „Mark“ erhalten; als „Scheiden“ und „Schneeden“ treten alte Grenzen auf. Überall begegnen wir noch dem „Thie“, dem alten Versammlungs- und Gerichtsplatz; die alte Stätte des Hochgerichts erkennt man in den häufigen „Galgenbergen“; wo der Zehnte an Korn erhoben wurde, standen „Tegtschünen“, die dem Flurstück als Namen blieben, und wo man für Feld- oder Forstfrevel Strafe erhob, haftet am Flurstück der Ausdruck „Wroge“. Der „Pfänder“ (Pannemann) erhielt für seine Dienste als Feldhüter eigene Grundstücke zur Benutzung, die durch den Namen gekennzeichnet sind. Über die reihenweise Benutzung vieler Wiesen durch die Markgenossen entschied das Los; daher die „Kabelwiesen“. Manches Grundstück lag im Streite und Prozesse und daran erinnern Flurnamen mit „Kief-, Kiebel-, Kreit-, Streit-“ zusammengesetzt. Mißgönntes Land führt zu der Bezeichnung „Übelgünne“. Aus der Mark ausgesonderte Grundstücke, Waldstücke u. s. w. treten häufig als „Sunder“ auf.

Auch an Spiel und Festlichkeit der Bauern erinnern manche Flurnamen. Noch haftet hier und da die „Bosselbahn“, auf der sie kegelten. Fast überall ist eine „Pfingstwiese“, ein „Pfingstgras“, auf dem die Pfingstfeierlichkeiten sich abspielten, nicht minder mahnen „Osterberge“, „Osterwiesen“, „Paschenwiese“ und gleichfalls das „Bockshorn“ an die Stätten der heute noch im vollen Glanze alljährlich brennenden Osterfeuer; auch eine „Fasselabendswiese“ fehlt nicht.

Da, wo allerlei fremdes Volk sich niederließ, das der Bauer mit Mißtrauen und Abscheu betrachtete, wird dem Flurstück dessen Name erteilt und so werden die „Tatern“ (Zigeuner) und „Pracher“ (Bettler) verewigt, nicht minder aber die Stätten, wo die Kadaver des gefallenen Viehes, namentlich nach Seuchen, beigescharrt wurden: „an der Fillekuhle“. Dazu erklingen sonderbare Flurnamen, deren Ursprung wir heute kaum zu deuten vermögen, wie „Bratenkuhle“, „Kissebühre“ und „Stiefmoime“; ganz ausnahmsweise aber treffen wir auf neugeschaffene, wie „Kamerun“.

So ziehen im bunten Wechsel, aber lehrreich in vieler Beziehung, unsere Flurnamen an uns vorüber.

Siedelungen und Bevölkerungsdichtigkeit.

Allgemeine Bevölkerungsverhältnisse. Das zur Betrachtung gezogene nördliche Hauptstück des Gebietes des Herzogtums Braunschweig umfaßt die drei bevölkertsten und entwickeltsten politischen Kreise desselben (Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt), je mit Ausnahme eines mehr oder weniger weit davon abgetrennten Amtsgerichtsbezirks (Thedinghausen, Harzburg, Calvörde), und wird bezüglich der allgemeinen Bevölkerungsverhältnisse auch in den Veröffentlichungen des statistischen Bureaus des herzoglichen Staatsministeriums in mannigfacher Beziehung als eine geographische Gruppe gesondert behandelt und anderen Gebietsteilen (Weserdistrikt, Harzdistrikt) gegenübergestellt, so daß uns bezügliche Zahlenangaben mehrfach unmittelbar zur Verfügung stehen[1]). Sein Flächeninhalt mit 1810,36 Quadratkilometern beträgt annähernd genau die Hälfte des braunschweigischen Gebietes, welches insgesamt 3672,18 Quadratkilometer hält. Die Bevölkerung belief sich nach dem Stande vom 1. Dezember 1890 auf 262971 Köpfe; diese machen aber 65,1 Proz. der Gesamtbevölkerung des Herzogtums zu 403773 Köpfen aus; ein Vergleich mit dem Verhältnis der Flächeninhaltszahlen zeigt uns daher sofort, daß wir es mit dem am stärksten bevölkerten Teile des Herzogtums zu thun haben.

Bevölkerungszunahme. Die Bevölkerung unseres Gebietsteiles ist aber auch in einer regen Zunahme begriffen. Diese Zunahme macht sich zwar in den letzten Jahrzehnten am meisten bemerkbar, sie ist aber doch auch bis in die allerdings nur hundert Jahre zurückliegenden Zeiten, für welche zuerst vergleichbare Daten über die Bevölkerungszahlen vorhanden sind, wenn auch in geringerem Maße nachweisbar; stets stellt sich aber die Zunahme für unseren Gebietsteil höher als die für die übrigen Teile des Herzogtums. Zum Nachweis für vorstehendes müssen wir hier einige statistische Zahlenangaben einfügen. Die ältesten zuverlässigen und vollständigen Bevölkerungsdaten geben für das Herzogtum Braunschweig Hassel und Bege in ihrer Beschreibung desselben; diese Daten beruhen auf den vom Herzog Karl Wilhelm Ferdinand 1788, 1793 und 1796

---

[1]) Vergl. Beiträge zur Statistik des Herzogtums Braunschweig, herausgegeben vom statistischen Bureau des herzoglichen Staatsministeriums, Heft II, S. 12; Heft IV, S. 79; Heft VIII, S. 64; Heft XII, S. 4.

veranstalteten allgemeinen Erhebungen, namentlich auf den beiden ersten, ohne aber aus einer einzelnen Erhebung das Material, welches sonst leider nicht mehr vorhanden ist, vollständig zu geben; nicht mit Unrecht wird man aber diese Bevölkerungsdaten als die vor hundert Jahren ansehen können und ist dieserhalb auch eine Vergleichung derselben mit denen der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 in Heft XII der Beiträge zur Statistik des Herzogtums Braunschweig vorgenommen worden, auf welche wir hier bezüglich unserer Angaben zurückgreifen. Unser Gebietsteil war danach um das Jahr 1790 mit 118602 Seelen bevölkert, diese Bevölkerung hat sich also in den hundert Jahren bis 1890 um 144369 oder um 121,7 Proz. gehoben. Eine Ausscheidung nach den größeren geographischen Gruppen ist sodann zunächst bezüglich der Volkszählung von 1867 gemacht; unsere Gruppe zählte derzeit eine Bevölkerung von 178594 Seelen, verglichen mit der Zahl von 1790 bedeutet dieses eine Zunahme von 59992 oder 50,6 Proz.; der große Hauptteil der Gesamtzunahme entfällt mithin auf das letzte Viertel des hundertjährigen Zeitraumes. Für dieses letzte Viertel sind folgende Zunahmen festzustellen: von 1867 bis 1871 um 11042 oder 6,18 Proz., von 1871 bis 1880 um 28228 oder 14,9 Proz., von 1880 bis 1885 um 19850 oder 9,1 Proz., und endlich von 1885 bis 1890 um 25257 oder 10,6 Proz. Demgegenüber bleibt die Zunahme des gesamten Herzogtums für die entsprechenden Zeiträume regelmäßig zurück, denn für die gesamten hundert Jahre stellt sie sich nur auf 104,5 Proz., für die Zeit bis 1867 auf 48,9 Proz. und für die weiteren vier Zeiträume auf 3,18 Proz., auf 12,1 Proz., auf 6,61 Proz. und auf 8,41 Proz. Daß die Bevölkerungszunahme in unserer Gruppe namentlich im letzten Viertel der letztverflossenen hundert Jahre eine stärkere und auch eine stärkere wie im sonstigen Herzogtume gewesen ist, tritt ebenmäßig deutlich in dem verschiedenartigen prozentualen Anteil, welchen die Bevölkerung dieser Gruppe von der Gesamtbevölkerung des Herzogtums bildet, hervor; 1790 betrug dieser Anteil 60,1 Proz., 1867 ist er etwas gesunken, auf 58,9 Proz., dann steigt er aber fortgesetzt, 1871 auf 60,8 Proz., 1880 auf 62,3 Proz., 1885 auf 63,8 Proz. und 1890 auf 65,1 Proz.

Daß der von uns in Betracht gezogene Gebietsteil einerseits an sich stark in seiner Bevölkerung fortgeschritten ist, anderseits aber auch die übrigen Gebietsteile in der Bevölkerungszunahme nicht unwesentlich überragt, ist in der Hauptsache auch mit auf den Einfluß der Städte und vorzüglich auf den der Stadt Braunschweig zurückzuführen. Die Stadt Braunschweig ist wohl die einzige größere Stadt des Herzogtums als auch unserer Gebietsgruppe; der hauptsächlich in den letzten Jahrzehnten scharf hervorgetretene Zug vom Lande in die Stadt, welcher ja bei den größeren Städten wiederum am meisten sich zeigt, macht sich auch bei ihr in hohem Maße geltend und läßt ihre Bevölkerungszahl innerhalb der Gesamtbevölkerung in stets fortschreitender Weise eine mehr ausschlaggebende werden. Um 1790 betrug die Bevölkerung der Stadt Braunschweig 30525 Seelen oder 25,8 Proz. der Gesamtbevölkerung unserer Gruppe, 1890 aber

101047 Seelen oder 38,4 Proz. der letzteren Gesamtbevölkerung. Die Stadt Braunschweig hat allein um 70522 Seelen in den hundert Jahren zugenommen, es ist dieses aber 48,8 Proz. der oben hervorgehobenen Gesamtzunahme der Gruppe zu 144369 Seelen. Die übrigen fünf Städte der Gruppe, Wolfenbüttel, Schöppenstedt, Helmstedt, Schöningen und Königslutter, haben in der gedachten Zeit um 22955 Seelen sich vermehrt, welche 15,9 Proz. der gesamten Gruppenzunahme ausmachen. Auf die insgesamt 253 Landgemeinden kommt also zusammen eine Zunahme von 50892 Seelen, welche Zahl 35,3 Proz. der Gruppenzunahme entspricht. Im einzelnen steigt allerdings die Zunahme in den hundert Jahren bei den Landgemeinden höher als bei den Städten, denn wir haben sechs Landgemeinden mit einer Zunahme von über 300 Proz. in unserer Gruppe aufzuweisen und weitere acht Landgemeinden mit einer Zunahme von mehr als 200 Proz., während sich nur zwei Städte über den letzteren Satz erheben, nämlich Braunschweig mit einer Zunahme von 231,0 Proz. und Schöningen mit einer solchen von 219,3 Proz.

Siedelungen. Unsere letzte Betrachtung führt uns nunmehr zu den Siedelungen als solchen über. Wir sahen schon, daß sich diese in sechs Städte und 253 Landgemeinden scheiden. Die sechs Städte gruppieren sich ihrer Größe nach jetzt folgendermaßen: Braunschweig (101047) steht mit einer Einwohnerzahl von mehr als 100000 weitaus obenan, über 10000 Einwohner erheben sich sodann Wolfenbüttel (14484) und Helmstedt (10955), zwischen 5000 und 10000 haben wir nur Schöningen (7593) und zwischen 2000 und 5000 endlich die beiden übrigen Städte Schöppenstedt (3443) und Königslutter (3140). Die Reihenfolge der Städte nach der Höhe ihrer Einwohnerzahl hat sich nicht geändert, sie war um 1790 dieselbe wie jetzt, nur stand Braunschweig derzeit etwas über 30000, Wolfenbüttel zwischen 5000 und 10000, Helmstedt und Schöningen zwischen 2000 und 5000 und Schöppenstedt und Königslutter unter 2000. Sämtliche Städte haben übrigens seit 1790 um mehr als 100 Proz. zugenommen; die beiden Marimalzunahmen haben wir oben schon angeführt, von den übrigen stehen zwei, Helmstedt (Zunahme 133,7 Proz.) und Wolfenbüttel (126,4 Proz.), etwas über der Durchschnittszunahme der Gruppe (121,7 Proz.), zwei dagegen, Schöppenstedt (109,7 Proz.) und Königslutter (101,8 Proz.), in etwas stärkerem Maße unter demselben. Was dann die geographische Lage der Städte innerhalb unseres Gebietsteiles anlangt, so finden wir Braunschweig und Wolfenbüttel an der etwas westlich der Mitte von Süden nach Norden durchziehenden Oker belegen, je von der nördlichen bezw. südlichen Landesgrenze etwa halb so weit entfernt als unter sich; die vier anderen Städte verteilen sich ziemlich regelmäßig in dem breiten, direkt östlich belegenen Teil, so daß der Westen und das schmalere, nach Norden ausgreifende Stück der Gebietsgruppe von Städten frei bleiben. Berücksichtigen wir die politische Landeseintheilung, so bilden die Städte sämtlich die Hauptorte für Amtsgerichtsbezirke; als zu der Stadt Braunschweig örtlich gehörig können wir den Amtsgerichtsbezirk Riddagshausen rechnen, dann haben nur die Hauptorte der beiden west-

lichen Amtsgerichtsbezirke Vechelde und Salder und des nördlichen Amtsgerichtsbezirks Vorsfelde sich nicht zu Städten emporschwingen können. Jede Stadt hat aber auf diese Weise von vornherein ihr festes zugehöriges Landgebiet, welches sie zu beeinflussen in der Lage ist.

Die 253 Landgemeinden der Gruppe zeigen nach dem Stande vom 1. Dezember 1890 folgende Größen:

4	haben eine Einwohnerschaft					unter	100
34	„ „	„	von	100	bis	„	200
42	„ „	„	„	200	„	„	300
52	„ „	„	„	300	„	„	400
31	„ „	„	„	400	„	„	500
22	„ „	„	„	500	„	„	600
18	„ „	„	„	600	„	„	700
16	„ „	„	„	700	„	„	800
10	„ „	„	„	800	„	„	900
3	„ „	„	„	900	„	„	1000
11	„ „	„	„	1000	„	„	1200
5	„ „	„	„	1200	„	„	1400
1	„ „	„	„	1400	„	„	1600
2	„ „	„	„	1600	„	„	1800
1	„ „	„	„	1800	„	„	2000
1	„ „	„	„	2000	„	„	2500

Fassen wir die Orte in weniger abgestufte Größenklassen zusammen, so sehen wir die Hauptmasse der Ortschaften, nämlich 163, in der Größenklasse von unter 500 Einwohnern; derartig bevölkerte Ortschaften sind also die vorwiegenden und sie verteilen sich wieder zu zwei etwa gleichen Hälften auf die Unterklassen bis unter 300 Einwohner und von 300 bis unter 500 Einwohner; in der Größenklasse von 500 bis unter 1000 Einwohner haben wir 69 Ortschaften, und, wie wir oben gesehen, nimmt innerhalb der Klasse die Zahl mit jedem Hundert etwas ab in einer Weise, daß hier auf eine zu bildende Unterklasse bis unter 700 noch vier Siebentel der Gesamtzahl und auf die weiter begrenzte Unterklasse von 700 bis unter 1000 nur drei Siebentel entfallen; die dritte Größenklasse von 1000 bis unter 2000 Einwohnern umfaßt, obwohl ihr Kreis den vorigen Klassen gegenüber doppelt weit gezogen, doch nur 20 Ortschaften, von denen, wie oben nachgewiesen, mehr als die Hälfte der untersten Stufe bis unter 1200 Einwohner angehört; eine Ortschaft endlich erhebt sich über 2000 und bildet die vierte Größenklasse, sie erreicht aber nicht die Höhe von 2500, entfernt sich also doch nicht wesentlich von dem letzten Orte der vorhergehenden Klasse. In den erstbehandelten Stufen zu 100 steigt die Zahl der den einzelnen Stufen angehörigen Ortschaften bis zu der Grenze von 400 Einwohnern an, dann nimmt sie aber in einem langsameren Tempo ziemlich regelmäßig nach oben hin ab. Gegenüber dem Stande von vor hundert Jahren hat doch eine nicht unwesentliche Verschiebung nach den höheren Stufen und Klassen hin stattgefunden, wie solches schon durch die starke Bevölkerungszunahme begründet sein

mußte. Zur besseren Vergleichung wollen wir auch hier die Verteilung auf die untere Abstufung wie oben beifügen; 1790 hatten wir:

16	Ortschaften				unter	100	Einwohner
74	„	von	100	bis	„	200	„
72	„	„	200	„	„	300	„
37	„	„	300	„	„	400	„
23	„	„	400	„	„	500	„
10	„	„	500	„	„	600	„
11	„	„	600	„	„	700	„
2	„	„	700	„	„	800	„
1	„	„	800	„	„	900	„
1	„	„	900	„	„	1000	„
0	„	„	1000	„	„	1200	„
1	„	„	1200	„	„	1400	„
1	„	„	1400	„	„	1600	„

Zunächst müssen wir hervorheben, daß die Gesamtzahl der hier gegebenen Gemeinden um vier gegen die obige zurückbleibt; derzeit waren nämlich die jetzt selbständigen Gutsgemeinden Cremlingen und Destedt noch mit den betreffenden Ortsgemeinden vereinigt, ebenso gehörte Nortenhof noch zur Gemeinde Steterburg, von welcher es jetzt vollständig losgelöst ist, endlich ist Neu-Ölsburg seitdem neu entstanden. Bilden wir sodann die zusammenfassenderen Größenklassen, so erhalten wir für die unterste bis unter 500 Einwohner insgesamt 222 Ortschaften, diese bilden etwas über acht Neuntel der Gesamtzahl, während wir jetzt nur die Hälfte in dieser Klasse haben; auch innerhalb der Klasse haben sich die Verhältnisse jetzt in der gleichen Richtung verschoben, scheiden wir die Unterabteilung bis unter 300 Einwohner aus, so kommen auf diese 162 Orte also nahezu drei Viertel der ganzen Klasse gegenüber der jetzigen Hälfte. In der zweiten Größenklasse von 500 bis unter 1000 Einwohnern stehen 25 Ortschaften, während jetzt 69 in dieselbe eingerückt sind; zwei Orte bleiben dann nur noch für die dritte Klasse von 1000 bis unter 2000 Einwohnern — die vierte ist überall nicht mehr vorhanden — übrig, und mit der Stufe zwischen 1400 bis unter 1600 Einwohner schließt die bevölkertste Ortschaft ab. Diese Zahlen beweisen zur Genüge den starken Fortschritt der Landgemeinden nach den höheren Größenstufen und Klassen hin und bedürfen wohl keines weiteren Kommentars.

Ziehen wir nun die Verteilung der Ortschaften über die ganze Fläche unseres Distriktes in Betracht, so finden wir den Westen zunächst etwas stärker mit Ortschaften besetzt wie den Osten und den nördlichen Ausläufer, obwohl im allgemeinen dieser Unterschied nicht als sehr erheblich angesehen werden kann. In den vier westlichen Amtsbezirken kommt nämlich eine Ortschaft schon in Vechelde auf 5,18 Quadratkilometer, in Riddagshausen auf 6,08, in Salder auf 6,52 und in Wolfenbüttel auf 6,08 Quadratkilometer, während im Osten und Norden die Flächengrößen für die einzelne Ortschaft sich folgendermaßen stellen: in Königslutter 8,02 Quadratkilometer, in Schöppenstedt 7,39, in Helmstedt 17,45, in Schöningen 8,77 und in Vorsfelde 7,49 Quadrat-

kilometer; stark abweichend zeigt sich eigentlich nur Helmstedt auch innerhalb des Ostens noch, denn es steht etwa doppelt so hoch bezüglich der auf eine Ortschaft entfallenden Flächenmasse als der nächste Bezirk; für die besondere Höhe ist aber ein äußerer Grund wesentlich mit maßgebend, nämlich der, daß der Amtsbezirk Helmstedt an und für sich den geringsten Flächeninhalt mit den wenigsten Ortschaften zählt, dabei aber verhältnismäßig ausgedehnte Forstgemarkungen besitzt, welche hier notwendig stärker zu Buche schlagen mußten. Nach den Größenklassen findet eine schärfere örtliche Ausscheidung der Ortschaften nicht statt, so daß man auf der Karte keineswegs hier ein Gebiet für größere Ortschaften, dort ein solches für kleinere durch Linien abgrenzen kann; größere und kleinere Ortschaften sind vielmehr im allgemeinen ziemlich bunt durcheinander gewürfelt und kommen unmittelbar nebeneinander auch je in größerer Zahl und nicht etwa der eine Teil nur vereinzelt vor. Ein etwas stärkeres Vorwalten der kleineren Ortschaften (mit weniger als 400 Einwohnern) kann lediglich für den nördlichen Gebietsausläufer, den Amtsbezirk Vorsfelde, geltend gemacht werden, und ebenso zeichnet sich andererseits der äußerste Südosten, der Amtsbezirk Schöningen, durch größeres Vorherrschen der bevölkerteren Orte mit mehr als 400 Einwohnern aus, für die übrigen Distrikte ist aber ein weiterer Unterschied nicht mehr hervorzuheben.

Bevölkerungsdichtigkeit. Die Bevölkerungsdichtigkeit unseres Gebietsteiles ist als eine verhältnismäßig hohe anzusehen, es wohnen in demselben nämlich 145 Personen auf dem Quadratkilometer. Dieser Satz wird unter den deutschen Staaten, abgesehen von den hier wohl nicht mit zur Vergleichung zu ziehenden freien Städten Lübeck, Bremen und Hamburg, nur von zweien, nämlich Königreich Sachsen (233,6) und Fürstentum Reuß älterer Linie (198,3), übertroffen und von einem, Fürstentum Reuß jüngerer Linie, gerade erreicht; von den preußischen Provinzen steht nur das Rheinland (174,5) höher. Innerhalb des Herzogtums Braunschweig ist aber auch unser Gebietsteil der am dichtesten bevölkerte, denn das Herzogtum insgesamt zeigt nur eine Bevölkerung von 110 auf dem Quadratkilometer, worin es insgesamt von elf deutschen Staaten (Sachsen, Hessen, Sachsen-Altenburg, Anhalt, Reuß älterer Linie, Reuß jüngerer Linie, Schaumburg-Lippe, Lübeck, Bremen, Hamburg, Elsaß-Lothringen) und zwei preußischen Provinzen (Westfalen, Rheinland) übertroffen wird, immerhin also noch über der Mitte steht, desgleichen die durchschnittliche Bevölkerungsdichtigkeit des Deutschen Reiches mit 91,5 Einwohnern auf dem Quadratkilometer nicht unerheblich überragt. In Bezug auf die Bevölkerungsdichtigkeit kommt der Einfluß der Stadt Braunschweig für unseren Gebietsteil ganz wesentlich erhöhend in Betracht, da ja die Bevölkerung dieser Stadt einen bedeutenden Teil der Gesamtbevölkerung bildet. Lassen wir die Stadt Braunschweig außer Betracht, so trägt das Quadratkilometer aber immerhin doch noch eine Bevölkerung von 91, also etwa so viel wie das Deutsche Reich einschließlich der großen Städte und noch mehr als neun deutsche Staaten (Preußen, Bayern, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Sachsen-Meiningen

Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck) und acht preußische Provinzen (Ostpreußen, Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schleswig-Holstein, Hannover, Hohenzollern), so daß die Dichtigkeit an sich jedenfalls noch als eine hohe anzusehen ist. Auch gegenüber den anderen Gebietsteilen des Herzogtums ist die Bevölkerungsdichtigleit der Gruppe mit Ausschluß der Stadt Braunschweig noch eine hervorragendere; der Harzdistrikt kommt nur auf 77, der Weser-Leinedistrikt auf 79 Einwohner für den Quadratkilometer. Das Fortschreiten der Bevölkerungsdichtigkeit mußte dem Fortschreiten der Bevölkerung überhaupt entsprechen, demgemäß hat sich die Dichtigkeit innerhalb der letzten hundert Jahre mehr als verdoppelt, 1790/93 betrug sie 66 Einwohner für den Quadratkilometer; für die letzte Zeit ist ein regelmäßiger Fortschritt zu verzeichnen, wir finden 1871 den Quadratkilometer mit 105 Seelen, 1880 mit 120, 1885 mit 131 und 1890 endlich mit 145 bevölkert.

Scheiden wir nun innerhalb unseres Gebietsteiles wieder aus, so erhalten wir für die einzelnen politischen Abschnitte desselben nach dem Stande von 1890 folgende Bevölkerungszahlen für den Quadratkilometer: Amtsgerichtsbezirk Braunschweig 3930, Riddagshausen 72, Vechelde 90, Wolfenbüttel 133, Schöppenstedt 77, Salder 83, Helmstedt 131, Schöningen 122, Königslutter 86, Vorsfelde 52. In den hohen Zahlen von Wolfenbüttel, Helmstedt, Schöningen zeigt sich hier wiederum der Einfluß der Städte in einem solchen Maße, daß eine Vergleichung mit den übrigen Bezirken ohne weiteres nicht angängig erscheint; leider ist nun aber die Flächengröße für die in Frage kommenden Städte nicht mit voller Genauigkeit festgestellt, so daß wir also die Bevölkerungsdichtigkeit der Amtsgerichtsbezirke ohne die Städte nicht mit der Genauigkeit der übrigen Zahlenangaben aufführen können; nach einer teilweise auf Grund von Schätzung erfolgten Berechnung würde sich die Bevölkerungsdichtigkeit der Amtsgerichtsbezirke ohne die Städte aber ungefähr folgendermaßen stellen: Wolfenbüttel 84, Schöppenstedt 66, Helmstedt 36, Schöningen 83, Königslutter 75. Nunmehr tritt aber ein gewisser Unterschied deutlicher hervor. Der nördliche Ausläufer und der Nordosten, die Amtsgerichtsbezirke Vorsfelde und Helmstedt, heben sich durch eine dünnere Bevölkerung am schärfsten von den übrigen Distrikten ab, aber auch diese letzteren sind in sich noch insofern verschieden, als der Nordwesten, Vechelde, und weiter ausgedehnt der Südwesten, Salder und Wolfenbüttel, ebenso wie der Südosten, Schöningen, sich namentlich durch eine dichtere Bevölkerung auszeichnen, während die (im Norden etwas breiter gegriffene) Mitte, Riddagshausen, Königslutter und Schöppenstedt, etwas dahinter zurückbleibt, immerhin sich aber im allgemeinen noch näher an die dichtest bevölkerten Distritte anschließt, als an die erstgenannten mit der dünneren Bevölkerung. Der Stand von 1790/93 ist ein ähnlicher; die Zahlen der auf einen Quadratkilometer entfallenden Personen sind folgende, wobei wir die in gleicher Weise wie oben festgestellten Daten für die Distritte mit Ausschluß der Städte in Klammer beifügen: Braunschweig 1187, Riddagshausen 35, Vechelde 53, Wolfenbüttel 67 (47), Schöppenstedt 45 (41), Salder 65, Helmstedt 63 (24), Schöningen

53 (43), Königslutter 48 (43), Vorsfelde 29. Die dünnere Bevölkerung, die im Verhältnis etwas weniger zurückbleibt, erstreckt sich in etwas auch auf Riddagshausen, am dichtesten bevölkert ist der Westen, Vechelde und Salder, denen sich dann Wolfenbüttel anschließt, die übrigen Bezirke sind unter sich fast gleich; im Verhältnis hat demnach in den letzten hundert Jahren die Bevölkerungsdichtigkeit in Riddagshausen und Schöningen wohl die stärkste Zunahme aufzuweisen.

Einflüsse auf die Bevölkerungs-Zunahme und die Bevölkerungsdichtigkeit. Endlich wollen wir aber den Ursachen für die verschiedenartige Bevölkerungsentwickelung bezüglich der Zunahme der Bevölkerung sowohl wie bezüglich der Bevölkerungsdichtigkeit etwas nachgehen und, soweit solches bei dem vorhandenen Material möglich ist, nachzuweisen versuchen, ob und in welcher Stärke eine Reihe einzelner geographischer Momente und gewisser für die örtliche Entwickelung im allgemeinen maßgebender Umstände auf die Ausgestaltung der Bevölkerung in dem von uns in Betracht gezogenen Gebietsteile von Einfluß gewesen ist. Wir werden dabei unseren Gebietsteil lediglich als ein Ganzes ins Auge fassen, ohne auf die politische Einteilung weiter Rücksicht zu nehmen, so daß also nur eine Ausscheidung nach der verschiedenartigen Bedeutung jener Momente und Umstände stattfindet. Bei der Berücksichtigung der einzelnen geographischen Momente und besonderen Umstände waren wir übrigens insofern beschränkt, als nur für einen Teil der überhaupt in Frage kommenden das Material in genügender Weise für die erforderlichen Ausscheidungen gegeben war; unsere Darstellung kann also insofern als eine erschöpfende, vollständige nicht angesehen werden. Der besonderen Verhältnisse wegen, welche die Städte bezüglich der Bevölkerung bieten, haben wir dieselben und ebenso auch den Flecken Vorsfelde hier ganz ausgeschieden und unsere Untersuchungen lediglich auf die eigentlichen Landgemeinden gestellt.

Das erste Moment, welches wir zur Betrachtung ziehen wollen, ist der Grund und Boden nach seiner verschiedenen Güte, seinem Beackerungswert. Als Kriterium dient uns hierbei ein doppeltes, einmal nämlich die Abschätzung zur Grundsteuer und sodann der für unseren Gebietsteil so wesentliche Zuckerrübenbau. Die Abschätzung zur Grundsteuer haben wir in der Weise verwertet, daß wir aus dem gesamten Grundsteuerkapital und der gesamten Grundfläche jeder einzelnen Gemeinde das durchschnittlich in derselben auf das Hektar entfallende Grundsteuerkapital berechnet und nach der Höhe dieser Durchschnittssätze vier verschiedene Güteklassen gebildet haben. Für jede einzelne Güteklasse ist die Zahl der zu ihr gehörigen Gemeinden zusammengezogen, die Gesamtfläche des Grund und Bodens dieser Gemeinden berechnet, die Gesamteinwohnerschaft von 1790/93 und 1890 miteinander verglichen und schließlich die auf ein Quadratkilometer entfallende Einwohnerzahl gegeben. Die dabei gefundenen Zahlen giebt die folgende Zusammenstellung:

Klasse nach dem Grundsteuerkapital für das Hektar, und zwar:	Zahl der Gemeinden	Gesamtfläche der Gemeinden Hektar	Gesamt-Einwohnerzahl		Bevölkerungs-Zunahme		Einwohnerzahl auf einem Quadratkilometer 1890
			1790/93	1890	absolut	Proz.	
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
I. über 700 Zehntelmark	56	27984	19410	33174	13764	70,9	119
II. 501 bis 700 Zehntelmark	72	45734	23347	40734	17387	74,5	89
III. 301 bis 500 Zehntelmark	70	40355	17162	27025	9863	57,5	67
IV. bis 300 Zehntelmark	49	31793	10116	18240	8124	80,3	57

Der allgemeine Satz, daß der bessere Boden die größere Einwohnerzahl nährt, bewahrheitet sich in unseren Zahlen aufs deutlichste. Die Gemeinden der Klasse IV mit dem geringwertigsten Boden sind nicht einmal halb so dicht bevölkert wie die der Klasse I mit dem besten Boden, gewiß eine in die Augen fallende, beachtenswerte Erscheinung. Ebenso stufen sich aber die sämtlichen nach dem Bodenwert gebildeten Klassen bezüglich der auf ein Quadratkilometer entfallenden Einwohnerzahl regelrecht voneinander ab, von der vierten zur dritten Klasse steigt diese Einwohnerzahl um 10, von der dritten zur zweiten um 22 und von der zweiten zur ersten um 30, die Steigerung verstärkt sich also nach oben hin wesentlich. Die für die letzten hundert Jahre nachgewiesene Bevölkerungszunahme zeigt ein etwas abweichendes Bild; zunächst ist die Zunahme für die unterste Klasse mit dem schlechten Boden hier gerade die bedeutendste, was an und für sich auffallend erscheinen kann; es wirken hierbei aber verschiedene Ursachen mit, namentlich aber wohl der Umstand, daß eine Anzahl der Ortschaften mit geringwertigem Boden in der Nähe der Stadt Braunschweig belegen ist und die ganz besonders starke Zunahme gerade dieser Ortschaften einen überwiegenden Einfluß ausüben mußte; die dritte und zweite Klasse stufen sich in dem obigen Verhältnis voneinander ab, während die erste etwas hinter der zweiten zurückbleibt.

Bezüglich des Zuckerrübenbaues haben wir innerhalb der diesen Anbau in größerem Maße treibenden Gemeinden die Klassen nach dem Alter des Anbaues gebildet und die Gemeinden ausgeschieden, je nachdem sie vor 1856, vor 1878 und vor 1893 Zuckerrüben gebaut haben; angefügt sind dann als letzte Klasse die Gemeinden, welche nur einen ganz geringen Rübenanbau (unter 50 Morgen) oder gar keinen haben. Bei der Auswahl der Jahre waren wir an die größeren Anbauerhebungen gebunden und erklärt sich daraus die Unregelmäßigkeit der zu Grunde gelegten Zeiträume. Die Zahlen sind auf der gleichen Grundlage wie oben die folgenden:

Zuckerrüben wurden angebaut	Zahl der Gemeinden	Gesamtfläche der Gemeinden Hektar	Gesamt-Einwohnerzahl 1790/93	Gesamt-Einwohnerzahl 1890	Bevölkerungs-Zunahme absolut	Bevölkerungs-Zunahme Proz.	Einwohnerzahl auf einem Quadratkilometer 1890
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
I. vor 1856 . . .	48	28950	16751	32307	15556	92,9	112
II. „ 1878 . . .	128	78077	39376	62742	23366	59,3	80
III. „ 1893 . . .	41	25407	9319	15453	6134	65,8	61
IV. unter 50 Morgen oder gar nicht	30	13432	4589	8671	4082	88,9	65

Im großen und ganzen muß hier der älteste Rübenanbau den besten Boden repräsentieren, eine weitere Abstufung sodann nach dem Alter des Baues stattfinden und endlich der Mangel bezw. eine große Geringfügigkeit des Rübenbaues den schlechtesten Boden ausweisen. Dem entsprechend stellt sich auch im allgemeinen das Verhältnis in unseren Zahlen. Die Ortschaften mit dem ältesten Rübenbau zeigen die größte Bevölkerungsdichtigkeit und gleicherweise auch die stärkste Zunahme innerhalb der letzten hundert Jahre, ganz wie oben die Orte mit dem nach dem Grundsteuerkapital am höchsten bewerteten Boden. Für die Ortschaften mit dem der Anfangszeit nach mittleren und diejenigen mit dem jüngsten Rübenbau stuft sich die auf ein Quadratkilometer entfallende Einwohnerzahl übereinstimmend mit der Ordnung nach dem Grundsteuerkapital ab, während die Ortschaften mit unbedeutendem oder ohne Rübenbau bezüglich dieser Einwohnerzahl die dritte Klasse mit dem jüngsten Rübenbau übertreffen. Nach der Bevölkerungszunahme innerhalb der letzten hundert Jahre ordnen sich die letzten drei Klassen in vollkommen umgedrehter Reihe, indem die vierte Klasse sich an die erste anschließt, dann die dritte folgt und die zweite den Schluß macht. Für die an und für sich ja nur eine geringere Zahl ausmachenden Gemeinden der dritten und vierten Klasse bezw. wiederum nur für einen Teil dieser Gemeinden wirken andere stärkere Einflüsse mit, deren Bedeutung durch jene geringe Gemeindezahl wesentlich mehr hervortritt und so die Verschiebung veranlaßt.

Haben wir im vorstehenden die Güte des Ackerbodens als unterscheidendes Moment zu Grunde gelegt, so wollen wir jetzt den Gegensatz zwischen Feld und Wald näher ins Auge fassen. Wir haben dabei die Ortschaften in drei Klassen geteilt und zunächst als Waldortschaften erster Klasse alle diejenigen ausgeschieden, welche im wesentlichen vom Wald umschlossen liegen und daher mehr oder weniger ausschließlich auf die Bearbeitung und Ausnutzung des Waldes angewiesen sind; als Waldortschaften zweiter Klasse haben wir alle diejenigen zusammengefaßt, welche teilweise vom Wald umgeben sind oder sich eng und unmittelbar an den Wald anschließen, so daß an sich ein Einfluß des Waldes auf dieselben nach Lage der Sache gegeben ist oder doch gegeben sein müßte; in die letzte Klasse sind dann alle übrigen Ortschaften, welche allerdings sowohl für das ganze Herzogtum wie speciell für unseren Gebietsteil die Haupt-

masse bilden, aufgenommen worden. Diese Einteilung war nun von vornherein für das Herzogtum als Ganzes gemacht worden und konnte für dieses auch als eine sachgemäße und brauchbare Ergebnisse erzielende angesehen werden; für unseren Gebietsteil allein ändert sich dieses aber insofern, als wir hier für die erste Klasse nur eine einzige Ortschaft (Langeleben im Elm) als Vertreterin haben und daher das Verhältnis dieser als Klassenergebnis ansehen müssen, womit aber der Wert dieses Ergebnisses, weil ohne Ausgleichung mehr oder weniger vom Zufall abhängig, stark in Frage gestellt wird; die Unterscheidung ist aber an und für sich doch so bedeutungsvoll, daß wir sie trotz dieses Mangels auch für unseren Gebietsteil nicht aufgeben zu sollen glaubten. In gleicher Weise wie oben zusammengestellt ergeben sich folgende Daten:

Bezirk	Zahl der Gemeinden	Gesamtfläche der Gemeinden und Gemarkungen	Gesamt-Einwohnerzahl		Bevölkerungs-Zunahme bezw. -Abnahme (—)		Einwohnerzahl auf einem Quadratkilometer 1890
		Hektar	1790/93	1890	absolut	Proz.	
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
I. Waldortschaften I. Kl.	1	1 025	132	93	—39	—29,5	9
II. Waldortschaften II. Kl.	37	37 237	12 053	17 926	5 873	48,7	48
III. Übrige Ortschaften .	210	123 408	58 361	102 528	44 167	75,7	83

In den früheren Zusammenstellungen ist in der Rubrik 3 immer nur die Gesamtfläche der Gemeinden berücksichtigt, d. i. der gesamte Grund und Boden, welcher zum Gemeindebezirke gehört; außer Rechnung geblieben sind aber die Flächengrößen der Gemarkungen, d. h. die größeren zusammenhängenden Waldkomplexe, welche politisch als besondere Einheiten neben die Gemeinden gestellt sind; hier, wo es sich um den Einfluß des Waldes handelt, müssen diese Flächengrößen aber naturgemäß mit herangezogen werden, um die Erlangung eines richtigen Bildes zu ermöglichen; sie sind daher entsprechend, je nach ihrer Lage den einzelnen in Frage stehenden Ortschaften gegenüber, auf die einzelnen Klassen, natürlich in der Hauptsache auf die beiden ersten verteilt. Wo der Wald vorherrscht, ist an sich die Bevölkerung eine dünnere, dieses zeigen uns auch die ermittelten Zahlen. Für die Waldortschaften erster Klasse zeigen sie uns eine Einwohnerzahl von 9 auf einem Quadratkilometer; kann dieser Zahl mit Rücksicht auf das oben Hervorgehobene auch kein besonderer Wert beigelegt werden, so wird das gleiche Verhältnis durch die beiden anderen Klassen belegt; die Waldortschaften zweiter Klasse haben nur 48, die übrigen Ortschaften aber 83 Einwohner auf dem Quadratkilometer und die Zahl der Ortschaften in den beiden Klassen ist immerhin eine solche, daß das Ergebnis Berücksichtigung verdient. Bezüglich der Veränderung in der Bevölkerung innerhalb der letzten

hundert Jahre können wir auch wiederum nur die beiden letzten Klassen in Betracht ziehen, da für die Ortschaften erster Klasse ganz besondere Umstände vorliegen, welche sogar eine Bevölkerungs-Abnahme bedingt haben; die Waldortschaften zweiter Klasse haben aber verhältnismäßig doch erheblich weniger an Bevölkerung zugenommen als die übrigen Ortschaften, mit dem Verhältnis bezüglich der Einwohnerzahl auf dem Quadratkilometer steht dieses im vollen Einklange.

Nunmehr wollen wir uns dem Einfluß der Wasserzüge zuwenden, welcher ja anerkanntermaßen von ganz besonderer Bedeutung für die Entwickelung der Bevölkerung ist. Wir haben dabei wieder vier Klassen gebildet. Die erste Klasse umfaßt die Ortschaften an den Wasserzügen erster Klasse; als solche sind die Aller, Oker und Schunter hier angenommen. Demnächst kommen die Ortschaften an Wasserzügen zweiter Klasse, zu welchen die Wabe, die Altenau, die Aue-Erse, die Fuse und die Aue bei Hessen gezählt worden sind. Als Wasserzüge dritter Klasse sind endlich noch die Lopau, die Schaumbergs- oder Mühlenriede, die Wirbke, der Füllerbach, der Hasenbach, der Westerbach, der Mühlenbach, der Brückenbach, der Hägebach, der Saugebach und die Wasserzüge bei Kissenbrück und Ölber am weißen Wege angesehen, die an diesen belegenen Ortschaften füllen die dritte Klasse aus. Alle übrigen Ortschaften sind in der letzten, vierten Klasse zusammengefaßt, welche der Zahl der Gemeinden nach am stärksten, mit drei Fünfteln der Gesamtheit, besetzt ist. Nachstehend sind dem entsprechend wie oben die bezüglichen Zahlenangaben zusammengestellt:

Ortschaften belegen	Zahl der Gemeinden	Gesamtfläche der Gemeinden Hektar	Gesamt-Einwohnerzahl		Bevölkerungs-Zunahme		Einwohnerzahl auf einem Quadratkilometer 1890
			1790/93	1890	absolut	Proz.	
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
I an Wasserzügen I. Klasse	31	19774	9525	18349	8824	92,6	93
II. an Wasserzügen II. Klasse	38	23371	12708	21394	8686	68,4	91
III. an Wasserzügen III. Klasse	28	18475	9058	15954	6896	76,1	86
IV. nicht an Wasserzügen . .	151	84287	39255	64850	25595	65,2	77

Danach ist der Einfluß der Wasserzüge für die Bevölkerungsentwickelung nach jeder Richtung hin ein förderſamer und stuft sich auch je nach der größeren oder geringeren Bedeutung des Wasserzuges entsprechend ab. Die Ortschaften der ersten Klasse zeigen die höchste Einwohnerzahl für den Quadratkilometer und die der übrigen schließen sich ganz nach der Folge dieser an; dabei ist der größte Abstand von der dritten Klasse zu der vierten, also zu den Ortschaften, welche nicht an Wasserzügen belegen sind. In gleicher Weise haben auch die Ortschaften

an den Wasserzügen erster Klasse am stärksten in den letzten hundert Jahren an Bevölkerung zugenommen; bezüglich der Höhe der Bevölkerungszunahme wechseln dann allerdings hier die dritte und die zweite Klasse den Platz, zuletzt kommt aber wieder die vierte Klasse der nicht an Wasserzügen belegenen Ortschaften, welche allerdings weniger stark hinter der nächst vorhergehenden Klasse zurückbleibt.

Der Einfluß, welchen die Verkehrsadern auf die Entwickelung der Bevölkerung auszuüben vermögen, ist gleicherweise über jeden Zweifel erhaben. In dieser Beziehung kommen an und für sich auch die Wasserzüge mit in erster Linie in Betracht; für unseren Gebietsteil ist dieses jedoch nicht oder doch nur in ganz untergeordneter Weise der Fall, so daß wir hier von einer speciellen Berücksichtigung Abstand nehmen können; der höhere Stand der Ortschaften an den Wasserzügen erster Klasse, wie wir ihn soeben betrachtet haben, kann möglicherweise in etwas, aber jedenfalls nur sehr gering auf diese Einflußrichtung mit zurückgeführt werden. Es bleiben sodann noch die ausgebauten Straßenzüge und die Eisenbahnen übrig; die ersteren als die älteren wollen wir zunächst berücksichtigen. Wir haben auch hier wieder vier Ortschaftsklassen ausgeschieden. Als Straßenzüge erster Klasse haben wir dabei diejenigen Staatsstraßen angesehen, welche von alters her dem großen durchgehenden Verkehr gedient und auch nach der Entwickelung der Eisenbahnen eine größere Bedeutung behalten haben; es sind dieses die Leipziger Straße, die Frankfurter Straße, die Celler Straße, die Hildesheimer Straße, die Magdeburger Straße und die Hannoversche Straße, bei denen ja sämtlich der Name schon die Bestimmung anzeigt; die unmittelbar von diesen Straßen berührten Ortschaften haben wir in die Klasse I gesetzt. Die übrigen, an Bedeutung geringer stehenden Staatsstraßen, als die Hamburger Straße, die Berliner Straße, die Schöninger Straße (diese auch für den Teil, welcher nur Kommunikationsweg ist), die Goslarsche Straße, die Schöningen-Kybitzdammer Straße, die Helmstedt-Vorsfelder Straße, die Wolfsburg-Vorsfelde-Parsauer Straße, die Velpke-Öbisfelder Straße und die Helmstedt-Schöninger Straße, und sodann einzelne in gewisser Beziehung auch für einen über die unmittelbare Ortsverbindung hinausgehenden Verkehr in Betracht kommende Kommunikationswege, wie die Hessensche Straße, die Wolfenbüttel-Immendorf-Saldersche Straße, die alte Mindener Straße und die Hornburger Straße, sind als Straßenzüge zweiter Klasse angenommen und die unmittelbar an denselben belegenen Ortschaften dem entsprechend in die Klasse II geordnet. Nun ist aber noch eine Reihe von Ortschaften vorhanden, welche zwar nicht unmittelbar von den vorbezeichneten Straßenzügen berührt werden, aber doch so nahe an denselben belegen sind, daß ein gewisser Einfluß dadurch auf dieselben zweifellos auch gegeben sein muß; aus diesen Ortschaften, gleichgültig, ob für sie ein Straßenzug erster oder zweiter Klasse in Frage kam, haben wir die Klasse III gebildet. Die Klasse IV endlich umfaßt die übrigen Ortschaften, welche hier nicht ganz so stark wie bei den Wasserzügen hervortreten, aber doch noch immer mehr als die Hälfte ausmachen. Die Daten in der sonstigen Weise stellen sich folgendermaßen:

Ortschaften	Zahl der Gemeinden	Gesamtfläche der Gemeinden Hektar	Gesamt-Einwohnerzahl		Bevölkerungs-Zunahme		Einwohnerzahl auf einem Quadratkilometer 1890
			1790/93	1890	absolut	Proz.	
1.	2.	3.	4.	5.	6..	7.	8.
I. an Straßenzügen I. Klasse	29	18369	9876	20454	10578	107,1	111
II. an Straßenzügen II. Klasse	50	33558	15495	27478	11983	77,3	82
III. in der Nähe der vorbezeichneten Straßenzüge	31	16133	7782	12584	4802	61,7	78
IV. nicht zu den vorigen gehörig	137	77805	36882	58657	21775	59,0	75

Deutlich zeigt sich uns aus diesen Zahlen, wie die günstigeren Verkehrsverhältnisse fördernd auf den Stand der Bevölkerung einwirken. Die Ortschaften der ersten Klasse haben weitaus die höchste Einwohnerzahl auf dem Quadratkilometer, sie hebt sich von der der zweiten Klasse verhältnismäßig stark ab. Zwischen den übrigen drei Klassen ist der Unterschied nach der auf das Quadratkilometer entfallenden Einwohnerzahl kein gerade erheblicher, immerhin überragt aber doch die zweite Klasse die dritte und die dritte wiederum die vierte in etwas. Die Bevölkerungszunahme innerhalb der letzten hundert Jahre weist genau dasselbe Verhältnis auf; den ersten Platz nimmt auch hier die erste Klasse mit einer schärferen Absonderung von den übrigen ein; letztere reihen sich nach ihrer Nummer aneinander, der Unterschied zwischen der zweiten und dritten Klasse ist etwas größer, zwischen der dritten und vierten ist er nur ganz gering.

Die **Eisenbahnen** haben wir wieder nach der Zeit ihrer Betriebseröffnung in zwei Klassen geteilt. Als ältere Bahnen kommen für unseren Gebietsteil in Betracht die Strecken Braunschweig-Wolfenbüttel (Betriebseröffnung 1838), Wolfenbüttel-Schladen (1840), Wolfenbüttel-Oschersleben (1843) und Braunschweig-Peine (1844), als neuere Bahnen die Strecken Jerxheim-Helmstedt (1858), Börßum-Jerxheim (1868), Fallersleben-Öbisfelde (1871), Braunschweig-Helmstedt (1872) und Schöningen-Eilsleben (1872), die erst kurz vor 1890 eröffneten Eisenbahnen wie die Braunschweigische Landes-Eisenbahn Braunschweig-Derneburg (1886) und die Bahn Braunschweig-Hildesheim (1889) haben wir ebenso wie die nach 1890 in Betrieb genommenen Bahnstrecken nicht weiter berücksichtigt, da bezüglich dieser von einem Einfluß auf die Bevölkerungsentwickelung im Jahre 1890 wohl noch nicht die Rede sein konnte. Während wir bei den Straßenzügen zunächst nur die unmittelbar von denselben berührten Ortschaften berücksichtigt haben, hielten wir es hier für sachgemäßer, die in der Nähe der Eisenbahnen belegenen Ortschaften in eins zu fassen, wir haben also nicht nur diejenigen Ortschaften, welche als Station oder Haltestelle unmittelbar von den Eisenbahnen berührt werden, sondern ebenmäßig auch diejenigen berück-

sichtigt, welche so nahe an einer Station oder Haltestelle liegen, daß ein Einfluß notwendig gegeben sein muß. Die Ortschaften an den älteren Eisenbahnen bilden die erste Klasse, die an den neueren die zweite, alle übrigen Ortschaften die dritte Klasse; diese letzte Klasse ist hier noch stärker als bei den Wasserzügen besetzt, es entfallen nahezu fünf Sechstel der sämtlichen Ortschaften auf dieselbe. Die einzelnen Zahlenangaben sind wie regelmäßig nachstehend zusammengestellt:

Ortschaften	Zahl der Gemeinden	Gesamtfläche der Gemeinden	Gesamt-Einwohnerzahl		Bevölkerungs-Zunahme		Einwohnerzahl auf einem Quadratkilometer 1890
		Hektar	1790/93	1890	absolut	Proz.	
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
I. an älteren Eisenbahnen. .	26	14782	7314	16724	9410	128,7	113
II. an neueren Eisenbahnen. .	19	14141	7234	13984	6750	93,3	99
III. ohne Eisenbahnen.	202	116942	55487	88465	32978	59,4	76

Der große Einfluß der Eisenbahnen auf die Bevölkerungsverhältnisse kommt in diesen Zahlen auf das schärfste zum Ausdruck, und zwar zeigt sich derselbe namentlich bezüglich der Bevölkerungszunahme noch stärker als der Einfluß der Straßenzüge. Die Ortschaften der ersten Klasse haben hier eine Bevölkerung von 113 Seelen auf dem Quadratkilometer (bei den Straßenzügen nur 111), die zweite Klasse fällt um 14 ab, die dritte dann aber um 23, also ganz erheblich stärker. Die Bevölkerungszunahme der ersten Klasse ist um mehr als 20 Proz. höher als die bei den Straßenzügen, sie beträgt hier 128,7 Proz., bei letzteren 107,1 Proz.; dabei stehen aber dort die beiden letzten Klassen nahezu gleich, bei den Eisenbahnen tritt die zweite Klasse etwa in die Mitte zwischen die erste und zweite Klasse, so daß wir eine regelmäßige Abstufung festzustellen haben.

Der in der Neuzeit fast überall in der civilisierten Welt so stark hervortretende Zug der Bevölkerung von dem Lande zur Stadt äußert seinen Einfluß wenigstens in gewisser sekundärer Weise auch auf die in der Nähe der Städte belegenen ländlichen Ortschaften insofern, als diese vielfach durch Leute, welche in den Städten ihr eigentliches Arbeitsfeld haben, bevölkert werden und sich dem entsprechend von den übrigen ländlichen Ortschaften durch eine höhere Bevölkerungszahl abheben. In der Hauptsache kommen hierfür allerdings die Ortschaften in der Nähe der großen Städte in Betracht und so würde für unseren Gebietsteil hier wesentlich nur die Stadt Braunschweig in Frage zu ziehen sein. Der Vollständigkeit wegen und um auch die verschiedene Wirkung der großen und der kleineren und kleinen Städte nachzuweisen, haben wir aber die Stadt Wolfenbüttel speciell und die übrigen Städte in eins neben Braunschweig berücksichtigt. Demgemäß haben wir in die erste Klasse die Ortschaften

in der Nähe der Stadt Braunschweig gestellt, in die zweite die in der Nähe der Stadt Wolfenbüttel, in die dritte die in der Nähe der übrigen Städte und in die vierte die übrigen Ortschaften; die Ortschaften der ersten drei Klassen können nach Lage der Sache verhältnismäßig nur eine geringere Zahl ausmachen, die Klasse IV enthält weitaus die Hauptmasse. Die übrigen Daten gestalten sich in folgender Weise:

Ortschaften	Zahl der Gemeinden	Gesamtfläche der Gemeinden Hektar	Gesamt-Einwohnerzahl 1790/93	1890	Bevölkerungs-Zunahme absolut	Proz.	Einwohnerzahl auf einem Quadratkilometer 1890
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
I. in der Nähe der Stadt Braunschweig	11	5438	2658	7921	5263	198,0	146
II. in der Nähe der Stadt Wolfenbüttel	5	3122	1299	2323	1024	78,8	74
III. in der Nähe der übrigen Städte	8	4823	2396	4228	1832	76,5	88
IV. sonstige	224	132523	64193	106075	41882	65,2	80

Die hervorragende Bedeutung der Einwirkung der großen Stadt läßt sich in den Zahlenangaben für die erste Klasse, die Ortschaften in der Nähe der Stadt Braunschweig, nicht verkennen, die Einwohnerzahl auf dem Quadratkilometer bleibt nicht weit hinter dem Doppelten der der übrigen Klassen zurück, die prozentuale Bevölkerungszunahme innerhalb der letzten hundert Jahre ist sogar fast das Dreifache jener der letzten drei Klassen. Für Wolfenbüttel zeigt sich eine entsprechende an sich allerdings nur geringere Wirkung lediglich bei der Bevölkerungszunahme, während die Bevölkerungsdichtigkeit hinter der der beiden letzten Klassen zurückbleibt; es kommen hierbei aber auch einige besondere Umstände mit ins Spiel. Die beiden letzten Klassen heben sich immerhin sowohl bezüglich der Einwohnerzahl auf dem Quadratkilometer wie auch bezüglich der Bevölkerungszunahme noch voneinander ab, so daß also auch für die Nähe der kleineren Städte ein gewisser Einfluß festgestellt worden ist.

Endlich haben wir noch die Einwirkung der Industrie auf die Bevölkerungsentwickelung festzulegen versucht, welche ja erfahrungsgemäß von ganz besonderer Bedeutung ist und sich auch dem entsprechend ausgewiesen hat. Wir haben dabei die Ortschaften mit einem oder mehreren größeren Fabrikbetrieben oder gewerblichen Anlagen oder auch mit einer allgemeinen großen gewerblichen Thätigkeit in die erste Klasse als Ortschaften mit größerer Industrie gestellt; die Ortschaften mit einem auch mehreren kleineren gewerblichen Etablissements oder mit einer regeren gewerblichen Thätigkeit, welche in einem solchen Maße hervortritt, daß sie der Landwirtschaft selbständig gegenübergestellt

werden kann, bilden die zweite Klasse als Ortschaften mit geringerer Industrie; die übrigen Ortschaften endlich, d. h. diejenigen, welche lediglich als landwirtschaftliche anzusehen sind, ohne daß bei denselben ein gewisser ausschließlich bezw. wesentlich für den Ort bestimmter Gewerbebetrieb ausgeschlossen ist, haben in der dritten Klasse als Ortschaften ohne Industrie Platz gefunden. Die Einreihung der einzelnen Ortschaften in die verschiedenen Klassen hat keineswegs nur schematisch, sondern durchweg unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse der betreffenden Ortschaft stattgefunden. Bei der Unterscheidung der Fabrikbetriebe und gewerblichen Etablissements in größere und kleinere ist hauptsächlich auch auf die Zahl der beschäftigten Personen Rücksicht genommen. Die Zahlenangaben sind in der üblichen Weise die folgenden:

Ortschaften	Zahl der Gemeinden	Gesamtfläche der Gemeinden Hektar	Gesamt-Einwohnerzahl 1790/93	Gesamt-Einwohnerzahl 1890	Bevölkerungs-Zunahme absolut	Bevölkerungs-Zunahme Proz.	Einwohnerzahl auf einem Quadratkilometer 1890
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
I. mit größerer Industrie . . .	39	25480	15159	35450	20291	133,9	139
II. mit geringerer Industrie . . .	58	36344	17076	29636	12560	73,6	82
III. ohne Industrie	151	84082	38311	55461	17150	44,8	66

Kaum tritt uns bei einer der anderen Zusammenstellungen ein so scharf und nach jeder Richtung hin ausgeprägter Unterschied zwischen den einzelnen Klassen entgegen. Den stärksten Einfluß hat die große Industrie, die erste Klasse steht bezüglich der auf den Quadratkilometer entfallenden Einwohnerzahl ebenso wie bezüglich der hundertjährigen Bevölkerungszunahme weitaus obenan, und zwar bezüglich beider auch dem Grade nach etwa übereinstimmend. Der Einfluß der geringeren Industrie ist an und für sich immer auch noch ein erheblicher, aber er bleibt doch im Verhältnis zu dem der großen Industrie zurück; denn die Ortschaften der zweiten Klasse stehen sowohl was Einwohnerzahl auf dem Quadratkilometer, wie was Bevölkerungszunahme anlangt, nur um die Hälfte so weit über den Ortschaften der dritten Klasse, wie sie hinter denen der ersten Klasse zurückbleiben.

Damit haben wir nun die Reihe der einzelnen Momente, deren Einfluß auf die Bevölkerungsentwickelung unseres Gebietsteiles wir zahlenmäßig festlegen konnten, erschöpft. Wir hätten gern noch einige andere, wie namentlich geologische Verhältnisse, Höhenlage u. s. w., in gleicher Weise berücksichtigt, aber leider waren dafür die notwendigen Unterlagen nicht mit genügender Vollständigkeit und Zuverlässigkeit zu beschaffen. Aber auch so glauben wir zur Genüge gezeigt zu haben, wie verschiedenartige Einflüsse auf die Gestaltung der Bevölkerung im einzelnen, auf die Verteilung derselben innerhalb des in Betracht gezogenen

Gebietes eingewirkt haben. Ein Teil dieser Einflüsse steht ja nun wieder in einer bestimmten Wechselbeziehung, so Verkehrslinien und Industrie, Wasserzüge und Industrie u. s. w., und dadurch muß sich die Wirkung für beide bis zu einem gewissen Grade in gleicher Richtung äußern und sich dadurch im einzelnen natürlich auch noch verschärfen; die Wirkung des einzelnen Einflusses wird deshalb aber doch als entsprechend bestehend aufrecht zu erhalten sein. Verhältnismäßig ist aber die Zahl der einzelnen nachgewiesenen Einflüsse in Verbindung mit der Höhe und Bedeutung dieser Einflüsse für unseren Gebietsteil eine recht beachtenswerte, und dieses kann von vornherein gewiß zu dem Schlusse berechtigen, daß unser Gebiet auch bezüglich seiner allgemeinen kulturellen Entwickelung auf einer gewissen Höhe steht und sich auch darin besonders auszeichnet.

Die Dörfer und die Häuser.

1. Die Dorfanlage.

Zieht man die wenigen wendischen Dörfer mit ihrer besonders kennzeichnenden Anlage ab, so bleibt für den überwiegenden Rest die deutsche Dorfanlage übrig. Auch sie ist keineswegs einheitlich, und es läßt sich, ohne daß wir bisher einen bestimmten Grund dafür zu erkennen vermögen, eine mehr regelmäßige Bauweise von einer sehr unregelmäßigen unterscheiden. Die letztere kommt überein mit dem, was August Meitzen überhaupt als charakteristisch für die deutschen Dorfanlagen festgestellt hat[1]) und die für die meisten unserer Dörfer zutreffend ist.

„Überall (im rein deutsch besiedelten Gebiete) finden sich Dörfer von meist mittlerer Größe. In den Dorfanlagen derselben liegen die Gehöfte sichtlich planlos, meist völlig unregelmäßig und oft schwer zugängig, so daß diese Anlagen mit Recht als Turf, Haufen oder Haufendorf zu bezeichnen sind. Die Ausdehnung ihrer Fluren ist zwar nach der Größe der Allmenden und des erworbenen Markenlandes verschieden. Das eigentliche alte Kulturland an Äckern, Gärten und Feldwiesen aber nimmt ziemlich übereinstimmende Flächen von 300 bis 400 Hektar ein. Sehr große Fluren sind aus Wüstungen vereinigt oder durch spätere Rodungen angewachsen.

Für alle diese Dörfer läßt sich die Hufenverfassung nachweisen. Sie zerfielen in 10 bis 40 gleiche Anteile, welche danach bemessen waren, daß sie einem Hausvater mit seiner Familie den Unterhalt und die Mittel für die öffentlichen Lasten zu gewähren vermochten, aber auch von einer bäuerlichen Familie mit wenigem Gesinde bestellt werden konnten. Diese Anteile waren als einzelne Besitzungen ausgewiesen, es konnten aber auch mehrere in einer Hand liegen oder einzelne in Halbe, Viertel oder Achtel geteilt sein.

Der Grundbesitz aller dieser Anteile lag, soweit er kultiviert war, in der Flur im Gemenge. Das Ackerland war in Abschnitte (Wannen) von in sich gleicher Bodenbeschaffenheit geteilt und in jedem dieser Abschnitte kam jeder Hufe eine gleiche Fläche zu. Nach alter bleibender Sitte wurden die Hufenanteile in jeder Wanne einzeln nach dem Lose zugewiesen. Ursprünglich scheinen die Ab-

---

[1]) Zusammenfassend in Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung von A. Kirchhoff, Stuttgart 1889, S. 496.

schnitte so gebildet worden zu sein, daß die Fläche der einzelnen Hufe in jeder Wanne etwa einen Morgen oder Tagewerk, also das Maß betrug, was an einem Vormittage oder Tage gepflügt werden konnte. Die Morgengröße war in verschiedenen Dörfern nach Boden und Sitte verschieden. Regelung von in Unordnung gekommenen Wannen und nachträgliche Verteilungen des zwischen den älteren Wannen liegen gebliebenen Landes wurden dagegen durch Teilung der Fläche des betreffenden Abschnittes in parallele Streifen vorgenommen, deren Größe dem Hufenanrecht an diese Fläche entsprach; dies war bei gegebenen Wannengrenzen das einfachste. Wege kamen bei der Teilung gar nicht in Rücksicht, sondern sind erst später entstanden und durchschneiden die einzelnen Ackerstücke in der Richtung auf die Nachbarorte, wie es sich trifft, oft höchst unzweckmäßig. Für die Feldbestellung bestanden überall nur Überfahrtsrechte. Deshalb und wegen des gemeinschaftlichen Weideganges der Herden aller Wirte war Flurzwang nötig.

Die Flur war meistens in drei möglichst gleich große Felder so geteilt, daß zu jedem Felde eine Anzahl Wannen gehörte und wegen der verhältnismäßigen Verteilung jeder Wanne unter die vorhandenen Hufen in jedem Felde auch von jeder Hufe die ungefähr gleiche Fläche lag. Alle Grundstücke desselben Feldes aber mußten auf Kundgebung des Dorfvorstandes zu gleicher Zeit bestellt und mit gleicher Frucht besäet und ebenso zu gleicher Zeit abgeerntet und dem Weidevieh offen gegeben werden[1]).

Die meisten Dörfer besaßen Allmenden, d. h. Wald-, Wiesen- oder Heideland, das nicht an die Hufner verteilt war, sondern von ihnen gemeinschaftlich benutzt oder auch stückweise an einzelne Dorfgenossen, an später begründete kleine Stellen oder auch selbst an Auswärtige auf Zeit oder dauernd gegen Zins überlassen wurde.

Da die Allmenden ursprünglich wie die gesamte Flur den Hufen zu gleichen Anteilen zustanden, ist die eigentliche Größe der Hufen in den verschiedenen Dörfern sehr verschieden. Aber auch die Größe des Kulturlandes der Hufe ist selbst in den Nachbardörfern sehr ungleich, weil es davon abhing, wie weit die Hufner ihre Wannen in die Allmende ausgedehnt hatten."

Als solche durchaus unregelmäßig und haufenförmig angelegte Dörfer sind von größeren z. B. Meerdorf und Bortfeld zu erwähnen, von kleineren Weferlingen, Stiddien, Kl.-Dahlum und Wobeck, um nur einige typische Beispiele herauszugreifen. Diese Art der Dörfer bildet bei uns die Mehrzahl. (Fig. 2 und 3 a. S. 106 u. 107.)

Neben diesen unregelmäßigen, haufenförmigen Dörfern giebt es aber bei uns eine Anzahl, die eine ziemlich regelmäßige Anlage und Erstreckung von Ost nach West zeigen. Ich sehe selbstverständlich ab von der wendischen Dorfanlage, die später eingehend besprochen wird, sondern meine hier zahlreiche deutsche Dörfer, deren ursprüngliche Anlage eine regelmäßige gewesen sein muß

---

[1]) Vergleiche hierzu in dem Abschnitte über die Flurnamen unter „Feld" S. 50.

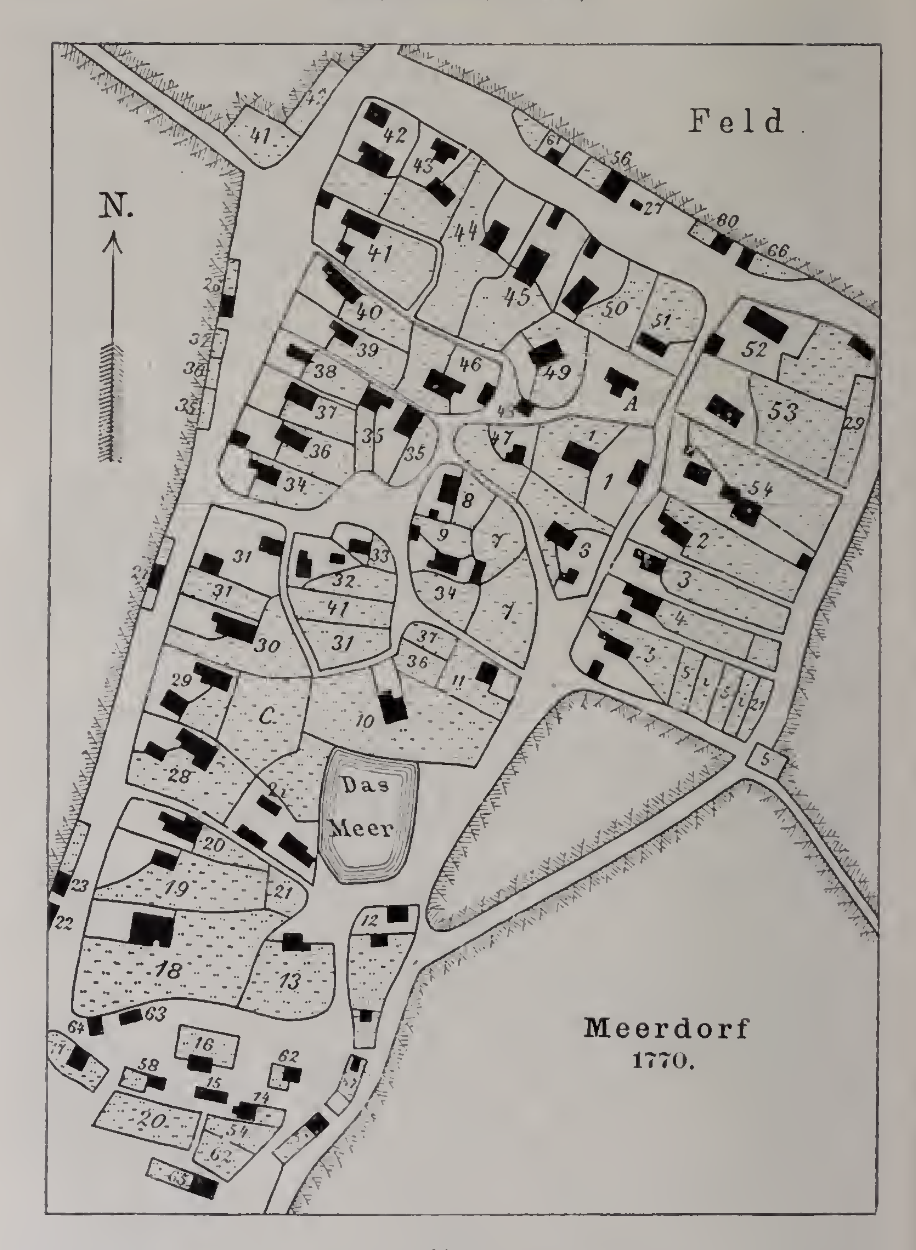


Fig. 2.

Meerdorf 1770. *A* Kirche. — 20 Pfarre. — 48 Pfarrwitwenhaus. — 47 Schule. — 15, 16 Hirtenhäuser. — 54 Der Klostervogtei gehörig. — 27 Schmiede. — 1, 6, 18, 21, 30, 31, 35, 41, 43, 45, 46, 50, 53 Halbspänner. — 7, 9, 34, 36, 37, 39, 42, 44 Großköter. — 2, 3, 4, 5, 8, 10 bis 13, 28, 32, 33, 38, 40, 49, 51, 52 Kleinköter. — 14, 17, 22 bis 24, 26, 56 Brinksitzer. — 57 bis 68 Anbauer.

und teilweise noch ist; spätere An- und Umbauten haben diese Dorfanlage teilweise verwischt, aber bei Weddel (Fig. 4 a. S. 108), Börßum, Kl.-Denkte und Bornum bei Wolfenbüttel läßt sie sich noch deutlich verfolgen. Die Grundlage des Planes ist ein Rechteck, die Dorfstraße zieht von Ost nach West, die Höfe liegen beiderseits derselben. Der Zugang zu den Höfen ist von der Straße



Fig. 3.
Weferlingen 1754. *A* Kirche. — *C* Pfarrwitwe. — 1, 3, 5, 7 Ackerleute. — 2 Halbspänner. — 4, 6, 8, 9 Kotleute. — 10 Schule. — 11 Hirt. — 32 Landsoldatenhaus der Gemeinde.

aus und die Ausmessung der einzelnen Höfe erscheint ziemlich gleich. Diese Form mag früher häufiger gewesen sein und ist jetzt durch Zubauten schwierig zu erkennen. Es gelingt aber manchmal, den alten Plan aus dem heutigen Gewirre herauszuschälen, wenn man die Höfe der Ackerleute und Halbspänner, als der ursprünglich vorhandenen, von denen der später entstandenen, der Köter, Brinksitzer und Anbauer, sondert.

Auf eine besondere Gesetzmäßigkeit in der Anlage der regelmäßigen Dörfer mit thüringischer Haus- und Hofform, wie sie namentlich in der Gegend von Schöppenstedt und Jerxheim hervortritt, hat mich Herr A. Vasel in Beierstedt aufmerksam gemacht, dem diese Beobachtung zu verdanken ist. Dort liegt nämlich das Wohnhaus, gleichviel wie seine Stellung zur Straße ist, mit der **Vorderseite nach Süden**, also der vor ihm sich ausbreitende Hof allema

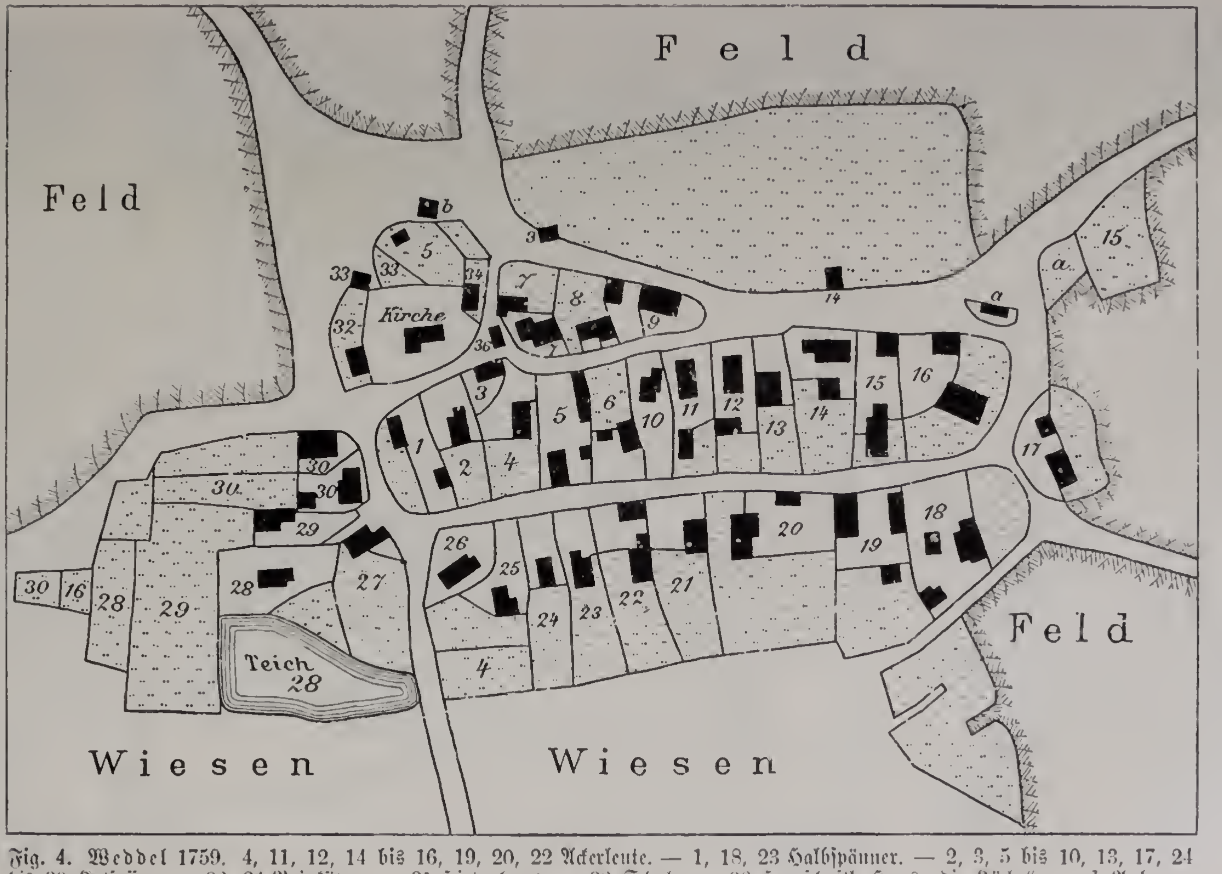


Fig. 4. Weddel 1759. 4, 11, 12, 14 bis 16, 19, 20, 22 Ackerleute. — 1, 18, 23 Halbspänner. — 2, 3, 5 bis 10, 13, 17, 24 bis 30 Kotsassen. — 32, 34 Brinksitzer. — 31 Hirtenhaus. — 33 Schule. — 36 Herrschaftl. Haus „die Küche". *a*, *b* Anbauer.

nach Süden, rings um diesen herum die Wirtschaftsgebäude. Verläuft nun eine Straße von Ost nach West, so haben die Höfe, die auf der Südseite dieser Straße sich ausdehnen, das Wohnhaus stets mit der Hinterseite nach der Straße zu; auch führt kein Eingang von der Straße direkt ins Haus, sondern der Eingang ist stets auf dem Hofe von der nach Süden gerichteten Langseite her. Ein schematischer Plan (Fig. 5), für die Dörfer der genannten Gegend gültig, macht diese Anlage klar.

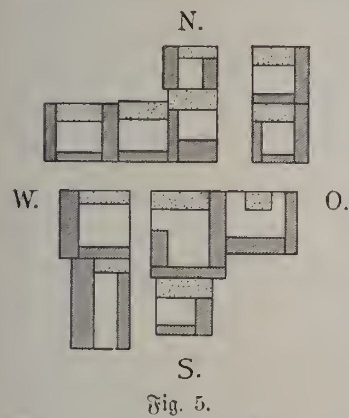


Fig. 5.
Schematischer Plan der Dörfer in der Jerxheimer Gegend. Wohngebäude punktiert, Wirtschaftsgebäude gestrichelt.

Für alle unsere Dörfer ist noch zu bemerken, daß sie genau gegen das umgebende Feld oder die umgebenden Wiesen und Anger abgegrenzt waren, was sich vielfach noch erkennen läßt. Es waren nämlich Gräben zu diesem Zwecke vorgeschrieben, und an diese lehnten sich lebende, dichte Hecken oder Bäume. Daher die vielen alten Bäume und Eichenkämpe, die dem Dorfe seinen malerischen Anblick verleihen und die Reste dichter Hecken aus Weißbuche oder Schwarzdorn, welche meist mit den äußeren Grenzen der Gärten zusammenfallen. Auch „Schlagbäume" mußte das Dorf haben[1]).

2. Das sächsische Haus.

Zum großen Teil mit den deutschen Stämmen zusammenfallend, besitzen wir in Deutschland eine Reihe mehr oder minder gut voneinander geschiedener volkstümlicher Bauarten, die neuerdings der Gegenstand eifriger Untersuchung sowohl von seiten der Architekten als der Ethnographen geworden sind. Wir unterscheiden einen oberdeutsch-fränkischen Bautypus, den am weitest verbreiteten, den Gebirgs- oder Schweizerstil, den nordischen Stil (im Osten), den friesischen und den ihm nahestehenden sächsischen Haustypus — alle noch mit mehr oder minder abweichenden Unterarten und Übergängen.

Von diesen verschiedenen Hausformen sind im Herzogtume Braunschweig zwei sich gut trennende vorhanden, deren Grenze scharf durch unser Land verläuft: der altsächsische oder niedersächsische, kurzweg sächsische genannte, und der oberdeutsch-fränkische, in jener Abart, welche als thüringisch bezeichnet wird und nach Süden zu mit den Bauformen Thüringens im geographischen Zusammenhange steht.

Das sächsische Haus herrscht im nördlichen Teile der Kreise Braunschweig und Helmstedt (samt den Enclaven Thedinghausen, Calvörde und Ölsburg), ferner in einer etwas anderen Form im Kreise Holzminden, während die Kreise Wolfenbüttel, Gandersheim und Blankenburg ganz der oberdeutsch-fränkischen,

---

[1]) Landesherrliche Verordnung vom 1. Sept. 1639, öfter wiederholt, so noch am 11. November 1697.

bezw. thüringischen Bauform anheimfallen. Ich beschränke mich hier auf die Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt, wobei Beispiele aus dem Grenzkreise Gifhorn mit angezogen werden.

Älteste Formen des sächsischen Hauses. Die älteren heute noch vorhandenen sächsischen Häuser im Herzogtume sind kaum über 250 bis 300 Jahre alt. Die meisten noch vorhandenen stammen aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege und aus dem 18. Jahrhundert. Aber alle diese vorhandenen sächsischen Häuser zeigen nicht mehr die älteste Form des ursprünglichen Einheitsbaues, sondern haben sämtlich schon eine Entwickelung durchgemacht. Wie diese Entwickelung vor sich gegangen, darüber bestehen verschiedene mehr oder minder gut begründete Ansichten.

Die einen sind ausgegangen von den heute noch in der Lüneburger Heide und den Bremischen Heidebezirken vorhandenen schapkôven, welche auf den weit von den Ortschaften belegenen Weidebezirken zur Unterbringung des Weideviehes errichtet wurden. Sie sehen aus, als stände das große Dach des sächsischen Bauernhauses ohne Unterbau unmittelbar auf der Erde; es sind bloße Dachhütten und nur die Unterbauung ist hinzuzufügen, um das aufgeständerte Sachsenhaus herzustellen. Aus diesen Bauerställen (burstall, borstel) sind oft Kolonieen der Dörfer entstanden, welche sich durch die Endung —bostel kennzeichnen [1]).

Eine zweite Ansicht, welche Virchow ausgesprochen hat, nimmt eine primitive Hütte mit dem Feuerherd in der Mitte an, aus welcher zunächst jener Teil des sächsischen Hauses entstand, welchen man als flet bezeichnet, ein Ausdruck, der im Braunschweigischen nur noch in den nördlicheren Dörfern vorkommt, in den südlicheren aber, wegen der frühzeitigen Abbauung des Kammerfaches, wohl schon längere Zeit verloren ging. Um das Flet herum, wo am Herde der Sitz der Familie war, gliederten sich dann die einzelnen Teile des Hauses, die däle und die Ställe [2]).

Der schwedische Archäologe Montelius in seiner „ältesten Geschichte des Wohnhauses in Europa, speciell im Norden“ [3]), geht von einer ursprünglich runden Hütte aus, welche zu einem Viereck wurde. Die Wände dieser viereckigen Gebäude sind entweder an allen Seiten gleich lang oder zwei Seiten (die Giebelseiten) sind kürzer als die anderen beiden (die Längsseiten). Das Dach, bis dahin konisch, wird ein sogenanntes Walmdach, d. h. nach allen vier gleich niedrigen Wänden abfallend. Macht man die Giebelwände eines solchen vierseitigen Hauses etwas höher als die der Längsseiten, so wird aus dem Walmdache ein sogenanntes Halbwalmdach, d. h. das Dach fällt zwar nach allen vier Wänden ab, aber nach den Längswänden bedeutend tiefer als nach den Giebelwänden. Hier sind wir denn, wenigstens was die Form der Dächer betrifft, bei den sächsischen Häusern Braunschweigs angelangt, denn diese zeigen entweder ganze oder halbe Walmdächer. In anderen Gegenden ist da aber die Ent-

[1]) v. Hammerstein-Loxten, Bardengau, S. 545, 633.
[2]) Verhandl. d. Berliner Anthropolog. Ges. 1887, S. 588.
[3]) Archiv für Anthropologie, Bd. XXIII, S. 451.

Tafel II.



Sächsisches Haus Nr. 12 von 1667 in Wense.
(Besitzer Bortfeld.)

wickelung noch weiter vorgeschritten und die Giebelwand ist ganz bis an die Dachsparren hinaufgezogen worden, so daß ein vollständiger Giebel vorhanden ist.

Was die übrigen Verhältnisse des ältesten Vorgängers unserer sächsischen Bauernhäuser betrifft, so hat Meitzen[1]) eine sehr ursprüngliche Form desselben dargestellt, welche aber alle Elemente der späteren Entwickelung zeigt: Ein dreischiffiges quadratisches Haus, dessen Mittelschiff die Däle einnimmt, rechts und links die Kuh- und Pferdeställe und im hinteren Teile, dem großen Eingangsthor gegenüber, der Herd, daneben Schlafstellen, die aber noch nicht als besondere Kammern abgeschieden sind. Am nächsten steht diesem alten Typus bei uns noch ein Haus in Neubrück von 1660, auf das wir zurückkommen. Aus solchem Vorläufer hat sich das heutige, nun auch im schnellen Absterben begriffene sächsische Haus unseres Landes allmählich entwickelt

Der Anblick des sächsischen Hauses. (Vergl. Taf. II.) Ehe wir auf das Haus in seinen Teilen eingehen, haben wir noch einen Blick auf seine Umgebung zu werfen, die gegenüber derjenigen der nüchternen modernen Neubauten ungemein malerisch absticht. Der meist weite Hofraum vor dem Hause ist gewöhnlich nur durch einen Bretter- oder Lattenzaun (stakentûn) mit weiten Lattenthüren von der Straße getrennt und gewährt einen freien Überblick über das Ganze, ist nicht ängstlich durch eine Mauer, wie bei den oberdeutschen Höfen, abgeschieden. Selten fehlt vor dem Thore ein Haufen Feldsteine, nordische Geschiebe, die auf den Feldern zusammengelesen sind und zum gelegentlichen Pflastern des Hofes oder bei Bauten Verwendung finden. Über das mächtige Strohdach, auf dem oft Hauslauch lustig grünt oder ein Storch sein Nest aufgeschlagen hat, breiten uralte Eichen, seltener Linden, ihren Schatten aus. Zur Seite steht der langarmige Wippbrunnen (wipborn) aus klobigen Eichenstämmen, der mit Stange und Eimer in den Brunnen (born) hinabtaucht, dessen Wasser aber von zweifelhafter Reinheit ist, denn der benachbarte, vor dem Hause liegende, meist sehr regellose Misthaufen (messbarg, messkûle) sendet zumal bei Regenwetter dorthin gelegentlich braune Jaucheströme, die auch dann den Hof überfluten. Nie fehlt der Hund, der Köter, entweder frei oder an der Kette, der mit wütendem Gebell den Fremdling empfängt. Neben oder hinter dem Hause dehnt sich der mehr oder minder große Garten mit Obstbäumen aus; gewöhnlich ist er ganz mit Gras bewachsen und zeigt nur wenige Beete, in denen die seit alters her bekannten Küchengewächse und Blumen gezogen werden, zu denen nur selten eine der jetzt so vielfach eingeführten neuen Blumen sich gesellt. Von Küchenpflanzen finden sich Zwiebeln (zipollen), Salat, Meerrettich (marreik), gelbe Rüben (gâle roiben oder mauren), Kohl (dessen Strünke kôlkölschen heißen), Dill (auch hexenkrût genannt), Thymian (wostkrût), Stachelbeeren (stickbären), Kerbel, Spinat, Petersilie. Unter den Blumen: häufig Nelken (nägelken), Goldlack, Balsaminen, Ringelblumen (Calendula), Stockrosen (Malva mauritana), Päonien (puteljenblaume), Aurikeln, paradeisblaumen (Hesperis

[1]) Der Boden u. s. w. des preußischen Staates, Bd. II, S. 132.

matronalis), „Holunder“ (Syringa vulgaris. Nur so, während Flieder nur Sambucus nigra ist, dessen Früchte keileken heißen), Buchsbaum, die weiße Lilie u. a. — alles Bestandteile der mittelalterlichen Gartenflora, nachweislich seit der Zeit Karls des Großen in unseren Bauerngärten schon aufgenommen und von Geschlecht zu Geschlecht fortgezogen[1]).

Die Schweine hat wegen des allzu üblen Geruches der Bauer schon lange aus dem Hause verwiesen; sie leben in besonderen kôven auf dem Hofe. Regellos stehen auch auf diesem allerlei kleinere Nebengebäude und gewöhnlich auch ein Speicher (spîker), welcher die Getreidevorräte aufnimmt, die im Banseraum des Hauses keinen Platz finden, oder der als Altensitz dient.

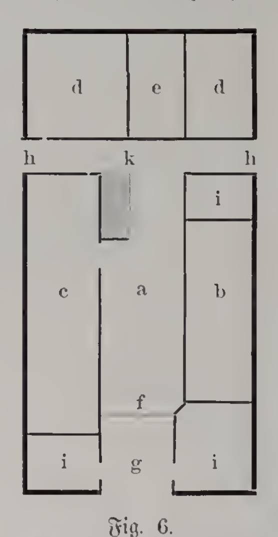
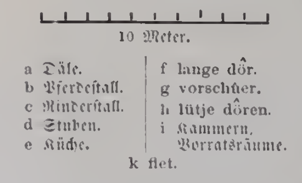


Fig. 6.
Schematischer Grundriß der heute noch erhaltenen sächsischen Bauernhäuser im Braunschweigischen aus dem 18. Jahrhundert.



So die Umgebung. Treten wir nun dem sächsischen Hause näher, das (1895) noch in vielleicht 300 Exemplaren innerhalb der Grenzen unseres Gebietes vorhanden ist, meistens aber schon durch Um- und Zubauten nicht mehr in seiner Ursprünglichkeit.

Wo noch eine Anzahl dieser alten Häuser in Gruppen zusammensteht oder gar ganze Straßen des Dorfes bildet, wie es z. B. noch in Parsau, Eischott, Tiddische, Bergfeld, Wendeburg, Waggum, Lehre der Fall ist, da entsteht ein Bild, welches jedem Naturfreunde und Maler Entzücken bereitet und uns so recht zu Gemüte führt, wieviel wir durch das Verschwinden der alten Dörfer und das Auftreten der modernen Bauten verloren haben.

Die einzelnen Teile des sächsischen Hauses. Aus der einfachen Form mit noch nicht abgetrenntem Kammerfache hat sich das sächsische Haus weiter entwickelt und die heute noch vorhandenen Häuser dieser Art im Braunschweigischen zeigen fast alle, mit geringen Ausnahmen, den gleichen Typus der Entwickelung, der sich vom Beginne des 17. Jahrhunderts an nachweisen läßt.

Der Grundriß zeigt „die Form einer dreischiffigen Basilika“ (Fig. 6). Um die aus festgestampftem Lehm bestehende, dem Dreschen dienende däle *a*[2]), den größten Teil, welche durch das große Eingangsthor der Giebelseite zugängig ist, gruppiert sich das Ganze. Rechts und links von derselben und mit ihr die gleiche Lage zeigend, liegen die Pferde- und Kuhställe *b* und *c*. Die ganze hintere Querseite nimmt das Kammerfach ein, welches aus einem Paar Stuben *d d* und der

[1]) Vergl. v. Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora, Kiel 1894.

[2]) Über das Wort dâle und sein Verhältnis zum oberdeutschen Diele (Hausflur) handelt Damköhler im Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 1889, S. 51.

Küche *e* besteht, in welche man, wenn noch nicht „abgebaut“ ist (d. h. wenn die Wohnräume noch nicht völlig von der Däle abgeschieden sind), unmittelbar von der Däle durch Thüren eintritt. Das „flet“ ist verschwunden[1]). Däle und Ställe sind oben offen und reichen bis unter die First des mächtig hohen Daches hinauf. Nur selten noch findet man das Kammerfach einstöckig; der über den ebenerdigen Stuben und der Küche gelegene Raum, welcher früher auch noch Heu- und Getreideboden unter dem Dache war, trägt jetzt noch ein Stockwerk. Der Zugang zu diesem erfolgt durch eine Treppe *k* von der Däle aus, die zu einer Galerie führt, welche vor den zwei oder drei Kammern des Stockwerkes hinläuft. Treppengeländer und Galerie sind oft mit geringen Verzierungen im Geschmacke des 17. Jahrhunderts versehen. (Fig. 9.)

An Ein- und Ausgängen besitzt dieses typische Haus zunächst die große Einfahrtsthür (lange dôr) *f* auf der Giebelseite, welche aber nicht in der Giebelwand selbst liegt, sondern mehr oder minder tief (bis gegen 3 m) nach der Däle zurückweicht, so daß vor ihr ein kleiner freier Raum *g*, vorschûër (Vorscheuer, anderwärts lucht, ûtlucht genannt) entsteht. Das große Thor (lange dôr) ist stets zweiflügelig (Fig. 7) und jeder Flügel ist noch einmal geteilt; die beiden Hälften heißen de bôwerste und de unnerste, sie können nach Belieben, um Luft und Licht der Däle zu geben, geöffnet werden. Werden die unteren Hälften weit offen gelassen, so wird eine kleine hölzerne Gitterthür vor den Eingang gelegt, diese heißt hâke oder hâkedôr und dient dazu, den Hühnern den Eingang zur Däle zu wehren. Die beiden großen Flügel des Thores stoßen in der Mitte an einem senkrechten Balken, dem dössel, zusammen, welcher beweglich ist und herausgenommen wird, wenn der Erntewagen seinen Einzug hält. Oben stößt der Dössel in ein Loch des Querbalkens, unten greift er in die Schwelle, süll, ein und zwar nach Art eines Bajonettverschlusses (Fig. 8). Auch die Schwelle ist beweglich und kann nach Bedürfnis entfernt werden, sie greift beiderseits in schräg vorstehende, an den Thorständern angebrachte, mit einem Schnitt versehene Klötze ein, die anschrâ'n. Der Verschluß der beiden am Dössel zusammenstoßenden Thorhälften erfolgt durch einen vorgesteckten Holzpflock, den stâker.



Fig. 7. Die lange dôr.
In der Mitte der dössel, unten die süll, beiderseits in die anschrâ'n eingreifend.

[1]) Daher kommt es, daß in den meisten Dörfern mit sächsischen Häusern im Braunschweigischen der Ausdruck flet unbekannt ist; erst von Waggum, Wendeburg, Bevenrode an nach den Büttels zu wird er wieder bekannt. Das e wird kurz gesprochen (flett).

Außer dem Hauptthore sind noch zwei kleine seitliche Ausgangsthüren (lütje dôren) im hinteren Teile des Hauses vorhanden (Fig. 6, *h h*). Sie liegen stets da, wo die Ställe endigen und das Kammerfach beginnt und führen nach dem Hofraume oder Garten. Auch die Ställe haben meist noch kleine Thüren nach dem Hofe auf der Langseite, durch welche der Mist herausgeschafft wird. Ihr Licht empfangen sie aber von der Däle; selten sind kleine Fensterchen nach der Außenseite hin angebracht. Dagegen haben die Stuben und die Küche ein oder mehrere niedrige Fenster. Da die Däle ihr Licht fast nur von der großen Eingangsthür empfängt und die beiden kleinen seitlichen Eingangsthüren meist geschlossen, zuweilen überhaupt nicht vorhanden sind, so kommt alles Licht von der ersteren und der Hintergrund der Däle ist gewöhnlich dunkel. Dort ist daher meistens in der Wand, die das Kammerfach abscheidet, eine kleine gemauerte Nische angebracht, in welcher eine Laterne steht. Eine solche Nische ist auf der Abbildung der Velpker Däle zu sehen (Fig. 8). Vorschrift für diese Nischen ist 1½ Fuß Breite und 3 Fuß Höhe, nach der landesherrlichen Verordnung vom 10. April 1751.



Fig. 8. Einschnitt in der süll für den dössel.

Gehen wir, von der Däle, dem Hauptraum, aus weiter auf Einzelheiten ein. An einem hellen Sommertage, wenn die Sonne scheint und die Ernte noch nicht eingebracht ist, können wir, auf der Däle stehend, das gewaltige Gebäude bis zur First überschauen. Denn über der Däle zeigen sich die weit voneinander abstehenden, sich lang durch das ganze Gebäude ziehenden „Balken“, die Träger der eingeernteten Heu- und Getreidevorräte. Damit letztere nicht nach der Däle durchfallen, sind lose auf dieselben Bretter, slêten, aufgelegt, die nach Bedürfnis hin- und hergeschoben werden können[1]).

Die Ställe zu beiden Seiten der Däle (gewöhnlich links vom Eingange das Rindvieh, rechts die Pferde) sind ursprünglich alle nach der Däle zu offen gewesen. Zwischen den Ständern steckte das Vieh die Köpfe heraus, um das Futter aus den längs der Däle verlaufenden Futterladen zu nehmen. Jetzt sind mannigfache Übergänge des Abschlusses der Ställe gegen die Däle vorhanden: Schiebethüren, niedrigere oder höhere Holzverschläge mit Thüren, oder endlich ganz trennende Mauern aus Ziegeln. Nur noch in wenigen alten Häusern findet man die Ställe nach der Däle zu offen. Vortrefflich waren diese nach der Däle offenen Ställe noch bis 1894 in dem letzten sächsischen Hause des

[1]) Diese nicht festgenagelten sleiten oder slêten haben oft Unglücksfälle verursacht, denn tritt auf dem dunklen Boden ein Mensch auf das Ende des Brettes, so schlägt dieses leicht über, der Betreffende stürzt durch die Balken auf die Däle und stürzt zu Tode. „Im Amte Gifhorn allein können solcher Unglücksfälle jährlich im Durchschnitte sechs angenommen werden und schwerlich möchten sich viele Häuser finden, worin nicht seit mehreren Generationen ein solches Unglück sich zugetragen haben sollte.“ (Vaterländ. Archiv d. Kgr. Hannover, IV, 306, 1821.)



Fig. 9. Däle in Velpke. Haus von 1673, abgerissen 1894. Rechts offener Stall.

Dorfes Velpke bei Vorsfelde zu beobachten, von dem ich hier den Längsschnitt gebe (Fig. 10) sowie eine Ansicht der Däle (Fig. 9).

Das Kammerfach im Hintergrunde des Hauses, jetzt fast durchweg zweistöckig, haben wir vorhin schon erwähnt. Gewöhnlich liegt die Küche in der Mitte zwischen zwei Stuben, ein Zeichen, daß sie an die Stelle des einst hier

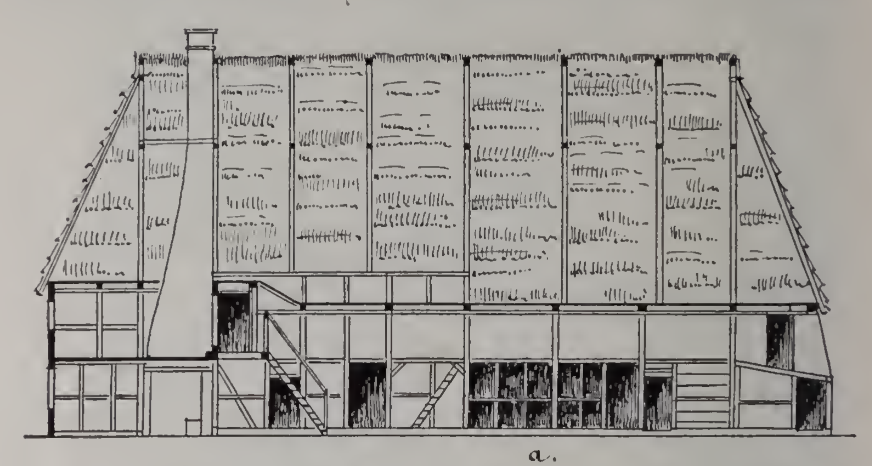


Fig. 10. Längsschnitt eines Hauses in Velpke von 1678. 1894 abgebrochen; bei *a* die nach der Däle zu offenen Ställe.

gelegenen freien Herdes getreten ist. Von den Ställen sind oft noch einige kleine Kammern (*i i* in Fig. 6) für Waschraum, Futterschneiden, zum Aufbewahren von Geräten abgetrennt. Eine Regel besteht da nicht, sie liegen hinten oder vorn, je nach Bedürfnis. Oft noch trifft man bei den Ställen die Verschläge, Butzen, für das Gesinde; für die Mägde bei den Kühen; für Knechte und Enken bei den Pferden.

Fast alles Holz, welches zum Aufbau der alten Sachsenhäuser in Ständern und Riegeln verwendet wurde, ist kräftiges, Jahrhunderte überdauerndes Eichenholz, denn Tannen- und Fichtenholz war kaum zu erlangen. Fest und beständig ist das Gefüge des Hauses von den ländlichen Zimmerleuten, oft unter Beihülfe des Bauern hergestellt. Wenn das Strohdach vom Wetter zerzaust und verbraucht ist, selbst die Ziegel oder das Wellerwerk zerbröckelt sind, dann steht das alte Eichenholzgerüst oft noch kräftig da[1]). Wo Gemeindewaldung vorhanden war, erhielten die Einwohner das Süll-, Ständer-, Riegel- und Balkenholz von Eiche

[1]) Die Ausfüllung des Fachwerkes ist gewöhnlich mit Ziegeln erfolgt. Als Grundlage des ganzen Baues dienen sehr oft Feldsteine, die zusammengelesenen erratischen Blöcke. Bei Nebengebäuden, den Spiekern, Schweinekoven u. dergl. findet man noch zuweilen Lehmwände, wobei der Lehm über Latten oder verflochtene Knüppel geschlagen ist, Wellerwerk. Das Holz, welches zu den Unterlagen der Lehm- und Gipsfußböden verwendet wurde, Weller- und Knüppelholz, bezeichnet man als dönnikholt (dönniken = tünchen).

zum Bau im Walde angewiesen. Nach der Flechtorfer Dorfbeschreibung von 1754 war es jedesmal Eichenholz für 8 Spann oder Verbind.

Das Dach. Das Kennzeichnende unserer alten sächsischen Häuser, das sie stets von fern schon erkennen läßt zwischen allen modernen Neubauten, ist das ungeheure, hohe, den ganzen Einheitsbau überdeckende Dach. Bald mehr, bald weniger steil, aber niemals unter 45 Grad erhebt es sich über den an den Längsseiten wenig mehr als mannshohen Wänden. Bei den älteren Häusern ist die Bauart des Daches eine möglichst einfache. Die Sparren sind in die Balken eingezapft und der hânebalken ist die einzige Querverbindung, wie aus den mitgeteilten Durchschnitten erkenntlich. Die Dachdeckung ist aus etwa 35 bis 40 cm dick übereinander liegenden Strohbüscheln (dâkschûwen, docken) fest und wasserdicht gefügt und hat mit der Zeit eine fast schwarze Farbe angenommen,



Fig. 11. Sächsisches Haus mit vollem Giebelwalm.
Nr. 35 in Wendeburg von 1707.

die nur durch angesiedeltes Moos, Graswuchs, Hauswurz u. dergl. Pflanzen unterbrochen wird. Das Decken des Daches mit den dâkschûwen beginnt vom unteren Rande an und schreitet nach oben hin bis zur First (fast) vorwärts. Die einzelnen Strohbüschel sind mit wêden, Weidenruten, zusammengebunden und auch mit solchen auf die Dachlatten angebunden, was durch Beihülfe und Anziehen mit einem Knebel erfolgte; sie wurden „anefrâlet“; neuerdings verwendet man dazu Nägel, anfangs aus Holz, später aus Eisen.

Alle im Braunschweigischen noch erhaltenen sächsischen Häuser haben an der Vorderseite nicht einen vollen, sogenannten steilen Giebel, der vom Boden bis zur First reicht, sondern einen vollen (Fig. 11) oder halben Walm, d. h. die Strohkappe des Daches reicht wie an den Langseiten so auch an der Giebelseite

bis auf die Mauern herab und läßt nur den Einschnitt für die Einfahrt (vorschûër) frei, oder der Giebel ist gebrochen und in seiner halben Höhe erst beginnt das zurückweichende Strohdach, einen halben Walm bildend. Die Rückseite des Hauses am Kammerfach zeigt aber, auf späteren Ausbau deutend, meist einen vollen steilen Giebel. Nach unten zu endigen die etwas über die Mauern hervorstehenden Strohdächer in den ösen (oisen) oder dem Ösfall, wie die Traufe heißt.

Wegen ihrer vermeintlichen Feuergefährlichkeit ist man den Strohdächern schon lange zu Leibe gegangen und Verordnungen haben sie untersagt, so die landesherrliche Verordnung vom 10. Juni 1747 mit der Einschränkung, daß nur überall da, wo Ziegeleien in der Nähe sind, Ziegeldächer gebaut werden müssen.

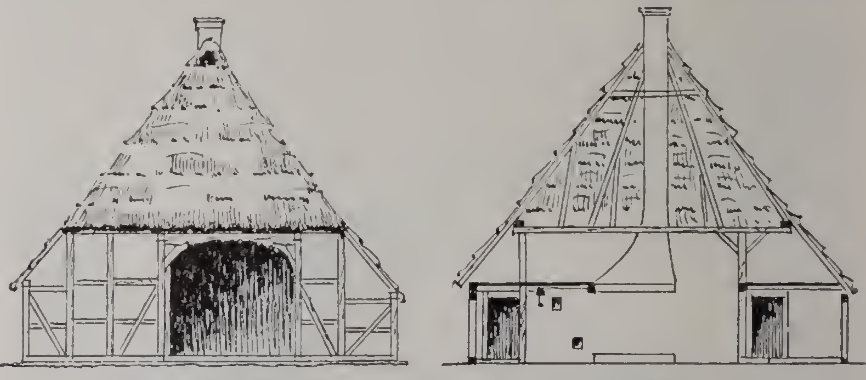


Fig. 12. Vorderansicht. Fig. 13. Querschnitt.

Haus in Neubrück von 1660 (Müller). 1:200.

Der Schornstein und der alte Herd. Nur in seinem hinteren Teil über dem Kammerfach besitzt das Haus einen Schornstein, daß aber einst der Rauch frei durch das ganze Haus von dem offenen Herde aus durch das Thor und ûlenlock im Giebel abzog, beweisen noch die tiefgeschwärzten Balken aller alten Häuser. Schornsteine waren nämlich in der Mitte des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus noch eine Seltenheit im Braunschweigischen, namentlich im Gebiete des sächsischen Hauses[1]), während sie in dem des thüringischen Hauses, gleich den Ziegeldächern, damals schon verhältnismäßig häufiger vorkommen. Die handschriftlichen Dorfbeschreibungen erwähnen bei jedem einzelnen Hause, ob es einen Schornstein hatte oder nicht. Viele Dörfer besaßen einen solchen überhaupt nicht, so Duttenstedt noch 1777. Typisch ist z. B. folgende Beschreibung der Häuser in Hondelage von 1755: „Ein Wohnhaus mit Dreschdehle und Stallung. Im Hause ist kein Schornstein, aber ein Feuerspann. Mit Stroh gedeckt." Die alte Herdanlage dagegen war im vorigen Jahrhundert in unseren

[1]) Die landesherrliche Verordnung, welche bei Strafe bei allen Neubauten Schornsteine vorschreibt, datiert vom 8. Oktober 1744.

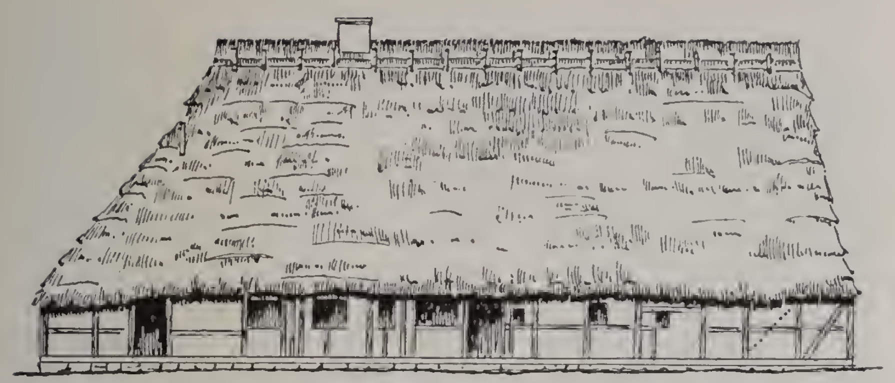


Fig. 14. Seitenansicht.

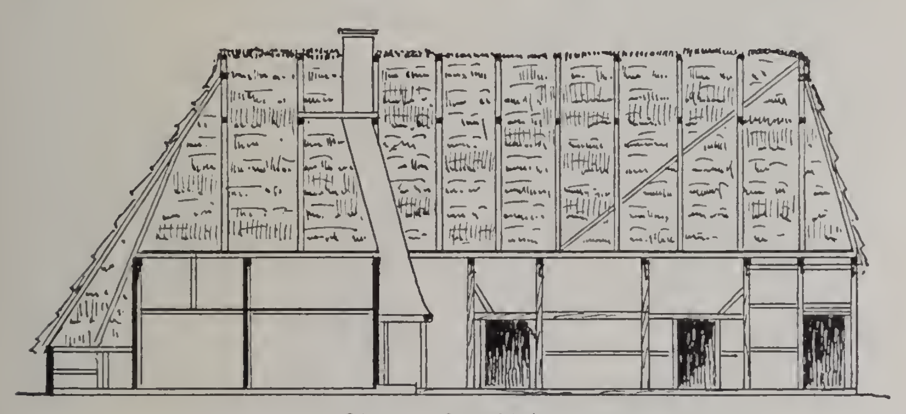


Fig. 15. Längsschnitt.

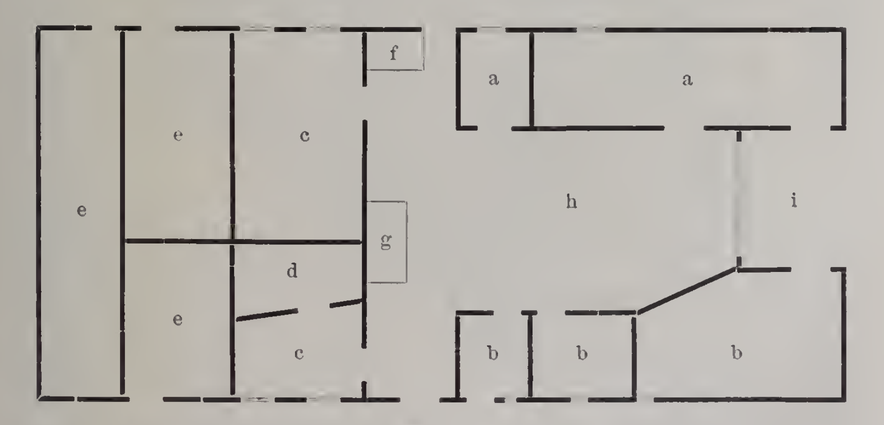


Fig. 16. Grundriß. a Pferdestall. b Kuhstall. c Stuben. d Alkoven. e Holz- und Geräteställe. f Butze. g Herd. h Däle. i Vorschuer.

Haus in Neubrück von 1660 (Müller). 1:200.

sächsischen Häusern noch sehr verbreitet. In der Dorfbeschreibung von Waggum aus dem Jahre 1754 heißt es: „Ackermann Kurt Benke hat einen mäßigen Hofraum, worauf das Wohnhaus von 10 Verbind mit einem schlechten Strohdache ohne Schornstein und ohne separater Küche, wie denn in allen Waggenschen Häusern dieselbe auf der Dehlen ist.“

Noch finden wir heute seltene Beispiele bei uns, wo der Herd frei auf der Däle steht, mit oder ohne Schornstein. Ob letzteres im Herzogtum Braunschweig überhaupt noch der Fall, vermag ich nicht zu bestätigen. Aber sofort wenn wir über die Grenze treten, begegnen uns im hannöverschen Kreise Gifhorn derartige primitive Zustände. Im Dorfe Ausbüttel steht der Herd des Gemeindehäuschens (Nr. 2) von 1785 offen auf der Däle, ein Schornstein ist nicht vorhanden, der Rauch zieht durch fensterlose Löcher in der Wand und durch die Thür ab. Über der Herdstelle hat er förmliche Rußstalaktiten von 25 bis 30 cm Länge abgesetzt, die auch den Kesselhaken überkleiden.

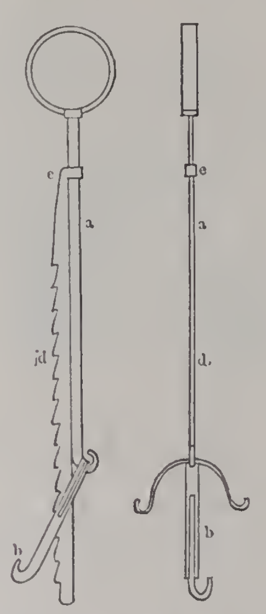


Fig. 17. Der Kesselhaken.
In einem auf einer Querstange über dem Herde laufenden Ringe ist die Stange *a* befestigt, welche an ihrem unteren Ende den Haken *b* trägt. Dieser Haken ist durchbrochen, um die Zahnstange *d* hindurchzulassen, welche außerdem durch die Öse *e* an der Stange *a* beweglich ist. Soll die Lage verändert werden, so wird der Haken *b* aufgekippt, um die Zahnstange *d* so weit hindurchzulassen, wie gewünscht wird; alsdann wird an der betreffenden Stelle der Haken *b* wieder heruntergeschlagen, um die feste Verbindung wieder herzustellen.

In Neubrück, Amt Vechelde, steht im Hause Nr. 21 von 1660 (Besitzer Müller) auch der Herd noch an seiner alten Stelle auf der Däle, doch hat er 1860 einen Rauchfang und Schornstein erhalten. Auf ihm wird noch ganz nach alter Weise mit dem Kesselhaken gekocht, da aber der Wind durch die beiden lütjen dôren und die lange dôr zu sehr „den Weibsleuten unter die Röcke fuhr“, hat der Besitzer eine Mauer vor den Herd ziehen lassen und damit ist der Beginn einer Küche gegeben. Ich gebe dieses belangreiche Haus hier in Seiten- und Vorderansicht, Längs- und Querschnitt und im Grundriß. (Fig. 13 bis 16 a. v. S.) Aus letzterem erkennt man leicht, wie der alte ursprüngliche Bau nur bis zum Herde im Hintergrunde der Däle reichte und wie alles dahinter gelegene



Fig. 18. Sächsisches Haus Nr. 30 von 1664 in Lehre. (Grundriß Fig. 19.)

späterer Anbau ist. Der vordere Teil aber kommt in seiner Einfachheit der älteren Form des Sachsenhauses sehr nahe. Der Kesselhaken, der auch zu dem alten Hause und Herde gehört, verschwindet mit diesem und weicht modernen eisernen Kochherden, ich gebe darum hier noch die Abbildung und Erläuterung eines solchen. (Fig. 17.)

Der Kesselhaken galt gleichsam als der Kern des alten Hauses und durch seine Berührung wurde bei Verkäufen sinnbildlich Besitz durch den Käufer von dem Hause ergriffen; auch wurde er als Marke in Grenzbeschreibungen aufgeführt, worüber aus dem Lüneburgischen zahlreiche Beispiele vorliegen[1]). Auch daraus erhellt seine Bedeutung, daß er in das Wappen niedersächsischer Adelsgeschlechter (z. B. v. d. Decken) übergegangen ist.

Abweichende Typen. Das Haus, welches ich hier zu schildern versuchte, ist der gewöhnliche Typus, wie er sich bei uns erhalten hat und nur, je nachdem das Dach einen ganzen oder halben Walm bildet, erscheint es in seinem Äußeren verschieden. Daneben kommen aber noch einige Varianten vor, die zunächst auf die Gestalt der vorschûër sich beziehen.

Eine von der gewöhnlichen Art der vorschûër abweichende Form tritt nämlich in den Dörfern nordöstlich und östlich der Stadt Braunschweig, in den Büttels, nach Fallersleben und dem Hasenwinkel zu, bei älteren Häusern auf. Sie entsteht dadurch, daß die eine Stallseite vor die Giebelwand etwas hervortritt und die andere demgemäß zurückbleibt. Dadurch wird die vorschûër nicht mehr zu einem bloßen Einschnitt in die Giebelseite, sondern nimmt, von der Dachkappe überschattet, etwa zwei Drittel derselben ein, wie dieses die Abbildung (Fig. 18) des Hauses in Lehre nebst dem dazu gehörigen Plane (Fig. 19) zeigen. Es findet sich auch ein späteres Zubauen dieser Art vorschûër, indem der zurückstehende Teil der Ställe vorgezogen wird und nun eine gewöhnliche Art der vorschûër entsteht, welche jetzt bloß in der Mitte einschneidet. Dieses ist z. B. 1779 bei dem schönen Hause Nr. 2 in Ausbüttel (nahe der braunschweigischen Grenze im Kreise Gifhorn) erfolgt, wo nun ein regelmäßiger Giebel mit Halbwalmdach entstanden ist (Tafel III).

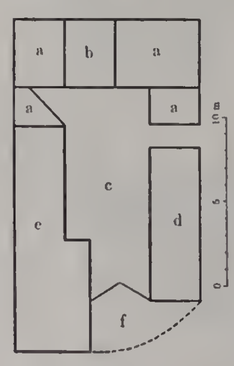


Fig. 19. Haus in Lehre. Nr. 30. Grundriß.

a, a Stuben und Kammern. b Küche. c Däle. d Kuhstall. e Pferdestall. f Vorschuer.

Eine größere Abweichung von dem allgemeinen Grundplan habe ich bei einem Hause gefunden, auf das ich schon früher[2]) aufmerksam machte (Tafel IV). Dieses malerisch gelegene und durch einen reich entwickelten Giebel ausgezeichnete Haus in Glentorf (Nr. 27, Besitzer Warnecke) ist nicht datiert, stammt aber aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Es zeigt uns, daß, so sehr

[1]) Internat. Archiv für Ethnographie VIII, S. 247.

[2]) Zeitschrift für Ethnologie 1895, S. 33, nebst Abbildung.



Sächsisches Haus in Ausbüttel von 1779.
(Besitzer Krakau.)

Tafel IV.

Sächsisches Haus Nr. 27 in Glentorf.
(Besitzer W a r n e c k e.) Grundriß desselben Fig. 20, S. 123.

auch die sächsischen Häuser unserer Gegend traditionell nach einem Muster gebaut wurden, doch auch in früherer Zeit Abweichungen, bedingt durch den Geschmack des Erbauers, nicht ausgeschlossen waren. Bei diesem Wohnhause liegen die Wohnräume nicht hinten, wie sonst allgemein üblich, sondern vorn, der Straße zu, hübsch zweistöckig entwickelt rechts von der Däle (Fig. 20). Wo sonst das Kammerfach sich anschließt, liegen die Fortsetzungen der Ställe, und die Däle ist bis hinten hin durchgeführt, hat aber nur einen schmalen Ausgang, der keineswegs der Breite des Giebelthores entspricht. Seitliche Ausgänge (lütje dôren), die sonst neben dem Kammerfache an den Längsseiten ins Freie führen, fehlen dagegen dem gut erhaltenen, noch fast ganz im ursprünglichen Zustande befindlichen Hause [1]). In einigen Nachbardörfern sollen ähnliche Typen vorkommen, die ich aber nicht aus eigener Anschauung kenne.



Fig. 20. Haus in Glentorf Nr. 27 (Warnecke). Grundriß.
a Däle. b Stube. c Küche. d Kammern. e Kuhstall. f Pferdestall. g Futterkammer. h Luchtwinkel.

Die Größenverhältnisse der sächsischen Häuser, die ja alles, was der Landmann an Raum bedarf, unter einem Dache zusammenfassen, sind ganz ungewöhnliche, wenn man andere Bauernhäuser damit vergleicht. Die größten sind jetzt alle verschwunden; es waren diejenigen der wohlhabenderen Ackerleute, die am ehesten die Mittel zu einem Neubau besaßen; was übrig blieb, gehört schon kleineren Bauten an und erreicht höchstens eine Länge von 20 m.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts werden aber bedeutend längere Häuser erwähnt. Die Dorfbeschreibung von Lehre aus dem Jahre 1754 nennt Nr. 3 „den großen Hof“. Er war 85 Fuß lang (23,8 m), 45 Fuß breit, mit Stroh gedeckt und ohne Schornstein. Häuser von 60 und 70 Fuß Länge werden vielfach in diesem Dorfe angeführt. In Querenhorst berichtet die Dorfbeschreibung

[1]) Ähnliche Typen bei Henning a. a. O., Fig. 16 und 18 aus Schaumburg und Holstein.

von 1756 vom Hause des Halbspänners Blanke: „Es hat 11 Verbind, ist 86½ Fuß lang (24,2 m), 41 Fuß breit, ohne Schornstein und mit Stroh gedeckt.“

Der Giebel. Fast alle die erhaltenen alten sächsischen Häuser im Braunschweigischen stammen aus dem 17. und 18. Jahrhundert; die meisten derselben sind an der Stelle von Gebäuden errichtet worden, die der dreißigjährige Krieg zerstörte. Beim Aufbauen konnte der verarmte Landmann nicht daran denken, sein Heim künstlerisch auszugestalten, ganz abgesehen von der Frage, ob er hierzu den Sinn besessen hätte. Nüchterne Zweckmäßigkeit, einzig Sinn für das Praktische kennzeichnen daher den Bau, und nur an der Giebelseite sind schüchterne Versuche zu einer künstlerischen Verzierung gemacht. Zunächst bei den Barnsteinen, die nicht immer einfach horizontal gelegt sind, sondern zuweilen Muster bilden, die sich zu geometrischen Figuren ausbilden. Öfter finden wir sie in

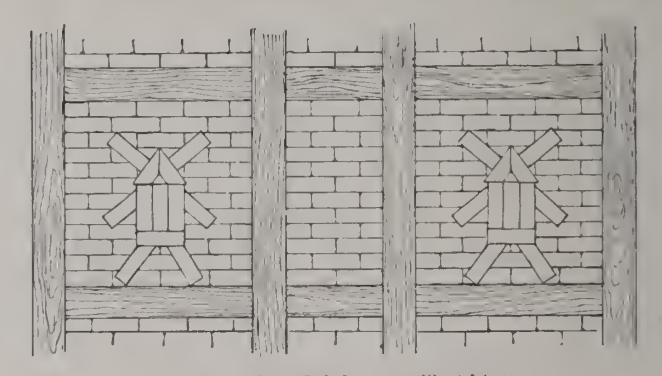


Fig. 22. Barnsteinsetzung, Wendschott.

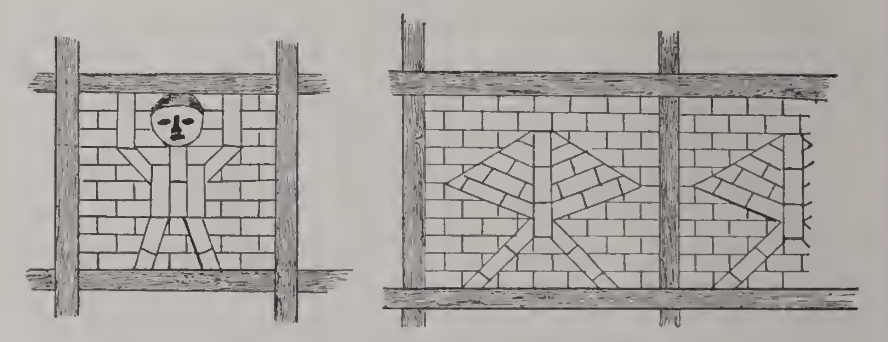


Fig. 23. Barnsteinsetzung, Rötgesbüttel. Fig. 21. Barnsteinsetzung, Rötgesbüttel.

der Form von Bäumen (Fig. 21), hier und da als Windmühlen (Fig. 22), auch sind menschliche Figuren versucht worden (Fig. 23).

Die Überlieferung schweigt über diese Figuren, wenigstens habe ich stets nur die Auskunft erhalten, daß es sich um Zierat handle. Nur an den älteren Häusern finden sich diese Backsteinsetzungen, am häufigsten in den Büttels. Am meisten ist die baumartige oder als Strauch mit einem Stiel erscheinende Figur vertreten und diese stimmt ziemlich genau überein mit derjenigen, die anderweitig (bei

Hamburg, Lübeck, Holstein, Lauenburg, angrenzende Teile von Hannover, Mecklenburg) als Donnerbesen bezeichnet wird. Die verfilzten, besenartigen Gebilde, die sich bei Kiefern und Fichten finden, werden vom Volke als Donner- oder Hexenbesen bezeichnet. Man steckte diese eigentümlich gestalteten Zweige auf den Giebel des Hauses, um es gegen Blitz- und Feuersgefahr zu schützen und ahmte sie im Rohziegelbau der Giebelfelder der bezeichneten Gegenden nach. Die braunschweigischen Gebilde dieser Art (z. B. in Waggum) stimmen mit den aus dem nördlicheren Gebiete sehr überein, nur sind letztere aus einem Stiele hervorgegangen, während unsere meistens auf einem Paar Stelzen stehen. Für den Zusammenhang beider Formen wäre das Gebiet zwischen Aller und unterer Elbe zu erforschen[1]).

Am meisten Sorgfalt ist auf die Querbalken der Giebelseite verwendet. Der über dem Thore liegende Hauptbalken trägt gewöhnlich den Hausspruch, Namen des Erbauers und Jahreszahl der Erbauung. Bei einem Hause in Bortfeld von 1724 (Fig. 29) zeichnen sich die Verschalungen im Giebel durch eine fortlaufende Reihe aufgemalter Figuren von Tannenbäumen, Pflanzen u. dergl. aus. Profilierungen und Kerbschnitte an den Balken und Thüren sind nicht häufig, wie denn die kräftigen geschwärzten Eichenständer und Riegel flach, so, wie sie aus der Hand des Zimmermanns kamen, geblieben sind. Hier und da zeigen die Thürständer ein wenig Schnitzerei und bei dem erwähnten Hause in Glentorf (Tafel IV), welches aber in vieler Beziehung eine Ausnahme unter den sächsischen Häusern Braunschweigs bildet, tritt der obere Teil des Giebels unter dem Halbwalmdache über den unteren hervor und ruht auf den vorkragenden Balken, welche von hübsch profilierten Konsolen getragen werden — ähnlich wie bei den Holzhäusern der Stadt Braunschweig, die hier wohl nicht ohne Einfluß geblieben sind. Die Galerie vor dem ersten Stocke des Kammerfaches und die von der Däle aus zu dieser hinaufführende Treppe zeigen auch oft gering verziertes Geländer, wie dieses aus der Abbildung der Däle in Velpke (Fig. 9, S. 115) ersichtlich ist.

Die Pferdeköpfe. Der wesentlichste, oft der einzige Schmuck unserer alten niedersächsischen Häuser, sofern sie noch Strohdächer besitzen, sind die charakteristischen gekreuzten Pferdeköpfe am Giebel, sowohl hinten wie vorn, welche aber nicht bloß Schmuck sind, sondern konstruktiv zum Bau gehören[2]). An den Giebeln der steilen Dächer tritt die Lage der Strohbündel (schûwen, docken), aus welchen das Dach besteht, zu Tage und steht meistens noch 30 bis 40 cm vor der Giebelwand ins Freie. Diese äußersten Kanten der Strohbedachung nun sind, da sie leicht vom Winde gefaßt werden, einer baldigen Zerstörung ausgesetzt. Man bringt daher vor den vortretenden Kanten der

[1]) Von den architektonischen Donnerbesen handelt E. Friedel in „Mölln und Till Eulenspiegel“ (in der Berliner Zeitschrift „Der Bär“ 1894) und im Monatsblatte der „Brandenburgia“ (Januar 1896).

[2]) Vergl. hierüber Simon, Die Pferdeköpfe an den Giebeln der niederdeutschen Bauernhäuser. Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen, 1880, S. 201.

Strohlagen an der Giebelspitze Schutzbretter an, welche so breit sein müssen, als die Strohbedachung dick ist, etwa 30 cm. Diese Schutzbretter heißen bei uns windbrä'er, auch windberge, weil sie vor dem Winde und seinen Einwirkungen schützen, vor ihm bergen — gerade so wie in der Altmark[1]). Außer diesen Namen tritt in den Dörfern nördlich von der Stadt Braunschweig und dann weiterhin in den Büttels der Ausdruck kraienstaul, Krähenstuhl, für die Pferdeköpfe auf, weil die Krähen dort gern sich niedersetzen. Die Befestigung der Windbretter in die Lagen des Strohes wird entweder durch lange durchgesteckte Holznägel bewirkt, oder sie haben kleine Ausschnitte, welche in die vortretenden Dachlatten eingepaßt sind. Damit nun diese Windbretter, welche

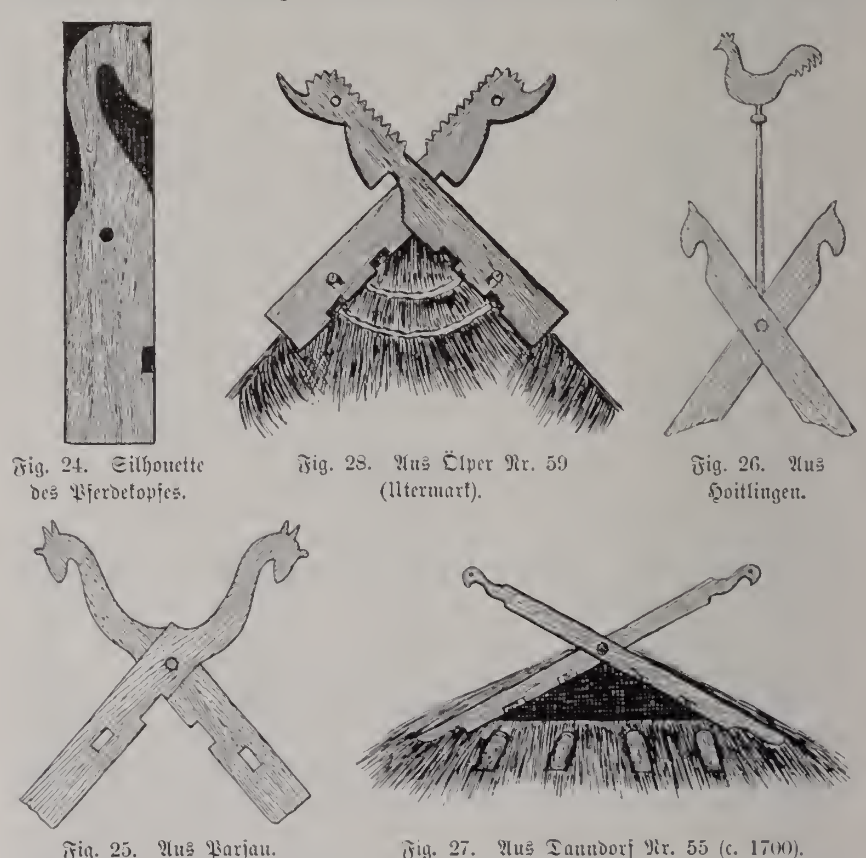


Fig. 24. Silhouette des Pferdekopfes.

Fig. 28. Aus Ölper Nr. 59 (Ultermark).

Fig. 26. Aus Hoitlingen.

Fig. 25. Aus Parsau.

Fig. 27. Aus Danndorf Nr. 55 (c. 1700).

durchlocht sind, nicht aufspalten, ließ man sie am First kreuzweise übereinander vorstehen und in diese vorstehenden Enden sind nun durch sehr einfache Arbeit mit der Säge die Pferdeköpfe silhouettenartig eingeschnitten. Dabei hielt man sich, wie die Figur 24 zeigt, an die Breite des Brettes. So findet sich das

[1]) Danneil, Altmärk. Wörterbuch, S. 280.

Ornament nur bei den alten Strohdächern, niemals aber bei den Ziegeldächern, die an deren Stelle traten, da bei letzteren das konstruktive Bedürfnis fortfiel.

Die Formen der Pferdeköpfe wechseln. Im allgemeinen aber sollen sie stets einen richtigen Pferdekopf vorstellen. Es kommen aber nicht bloß bei uns, sondern auch in anderen niedersächsischen Landschaften, abweichende Formen vor, die man eifrig gesammelt und abgebildet hat. Ich glaube nicht, daß diesen abweichenden Formen eine allzu große und tiefe Bedeutung beizumessen und daraus womöglich ethnographische Schlüsse, z. B. fremde Abkunft der Bewohner, die unter diesen Pferdeköpfen wohnen, abgeleitet werden dürfen; ich bin vielmehr der Ansicht, daß der individuelle Geschmack des Zimmermanns hier das meiste gethan hat. Oft ist auch ein solcher Giebelschmuck mißraten und es sind da sonderbare Gebilde entstanden, deren zoologische Deutung schwer fällt. Selbst in ein und demselben Dorfe kommen verschieden gestaltete „Pferdeköpfe“ vor. Das zeigt sogar unser kleines Gebiet. Der normale Pferdekopf ist bald ohne, bald mit Zügel dargestellt; letzteres z. B. in den Dörfern Warmenau, Kästorf, Tiddische, oder er hat als Schmuck noch einen Strauß (oder Hörner) aufgesetzt erhalten, wie in Parsau (Fig. 25); in Hoitlingen (Fig. 26) fand ich über den Pferdeköpfen noch einen Hahn auf einer Stange angebracht, der wohl als christliches Symbol aufzufassen ist und nach Analogie der Hähne auf den Kirchtürmen dorthin gestellt wurde[1]. In Danndorf, dessen Nachbardörfer die normalen Pferdeköpfe am Giebel führen, besaßen die Häuser früher alle Vogelköpfe als Schmuck; im Jahre 1895 war aber nur noch ein einziges Giebelzeichen dieser Art vorhanden (Fig. 27). Wundersame Gebilde endlich zeigt der Giebelschmuck des letzten strohgedeckten Brinksitzerhäuschens in Ölper (Fig. 28). Zimmermanns- oder Tischlerlaune spricht aus vielen dieser Gebilde, die doch nur 200 Jahre oder wenig mehr alt sind. Damals aber, in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, als sie aus den Brettern ausgeschnitten wurden, war sicher eine etwaige Tradition von der ursprünglichen Bedeutung der Pferdeköpfe schon verloren, so daß man sich an eine solche nicht zu halten brauchte und leicht Abweichungen von dem Herkömmlichen ersann. Das aber ist ständig bei den Pferdeköpfen in unserem Lande, daß sie nach außen schauend aufgefaßt sind, niemals nach innen, wie im Lüneburgischen.

Deutung der Pferdeköpfe. Wo der sächsische Stamm das Haus nach seiner Art gebaut hat, vom Rhein bis an die Elbe und darüber hinaus in der Mark, Mecklenburg, Holstein, Pommern, tritt der Pferdekopf als Giebelschmuck auf und er ist auch zu den benachbarten Wenden und Litauern übergegangen. Er fehlt aber bei den nördlich angrenzenden Friesen und Dänen.

In einem geschlossenen Gebiete, das von einem Stamme, dem sächsischen,

[1]) Der Hahn auf den Kirchen soll den Heiland andeuten (Wolfgang Menzel, Christliche Symbolik I, S. 366). Zu erinnern ist auch daran, daß Hoitlingen zu den wendischen Dörfern gehört und daß man im benachbarten hannoverschen Wendlande früher sogenannte Kronenbäume errichtete mit dem Kreuze und dem Hahne darüber. (Hennings, Das hannoversche Wendland, S. 74.)

bewohnt wird, auftretend, ist dieser Giebelschmuck auch als ein Stammeszeichen aufzufassen und wenn er ähnlich hier und da an der Wolga oder in den Alpen, bei ganz anderen Völkern und mit einer ganz abweichenden Bauart verknüpft vereinzelt vorkommt, so ist doch ein innerer Zusammenhang und eine Verwechselung mit unseren Pferdeköpfen ausgeschlossen.

Der Sachsenstamm in seinem alten Gebiete, sein Einheitshaus und der Giebelschmuck der Pferdeköpfe, sie gehören untrennbar zusammen, und da erscheint denn die oft wiederholte Ansicht, daß die Pferdeköpfe auf ein heiliges Roß der Sachsen hindeuten, nicht ohne Begründung und annehmbar, wenn auch ein strenger Beweis dafür nicht erbracht werden kann: Equi candidi et nullo mortali contacti waren (Tac. Germ. X) den alten Germanen heilig. Berühmter Männer Roß wurde mit diesen auf dem Scheiterhaufen verbrannt (Tac. Germ. XXVII). Pferdeopfer waren im germanischen Altertum ein häufiger Brauch. Worauf deuten die vielen Hingstbarge, Roßberge, Schimmelberge in der von der Pflugschar unberührten Lüneburger Heide? Auf den Kultus des Pferdes bei Sachsen und Barden?[1]).

Vielfach ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß die Giebelzier der Pferdeköpfe mit dem „altsächsischen Stammeswappen", dem Pferde, zusammenhänge, wie es im Wappen von Braunschweig, Hannover und Westfalen geführt wird. Die Ansicht hat viel Ansprechendes, erscheint aber nicht begründet.

In den älteren in Siegeln vorhandenen Wappen des welfischen Hauses erscheinen der Löwe und die Leoparden. Erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts tritt plötzlich in allen Linien des alten Hauses Braunschweig völlig unaufgeklärt das Pferd in der Helmzier auf und daneben zeitweilig auch im Schilde. Nur eine Vermutung ist es, wenn angenommen wurde, daß dieses als eine Erinnerung an die Führer der ausgewanderten Angelsachsen, Hengist und Horsa, geschehen sei. Das Pferd ist erst im 17. Jahrhundert zum Hauptwappenbilde des welfischen Hauses und damit zum Wappen von Braunschweig und Hannover geworden[2]). Auf älteren Münzen kommt das Pferd nicht vor[3]). Von 1649 an erscheint es auf den Münzen der Lüneburger, von 1690 auf denen der Wolfenbüttler Linie, auf den eisernen Ofenplatten unseres Landes seit 1650.

Neben der Ansicht, daß wir es mit einem Stammes- oder Wappenzeichen der Sachsen bei den Pferdeköpfen zu thun haben, läßt sich aber eine zweite hören. Durch das germanische Altertum geht die Sitte, den Kopf geopferter Pferde als sogenannte Neidstange zu errichten, d. h. man steckte das Roßhaupt auf einen Pfahl, richtete ihn nach der Gegend, von der man Feinde erwartete und wähnte diese dadurch abzuhalten[4]). Derartige Vorstellungen haben sich bis über die Reformationszeit hinaus erhalten, wie noch 1584 der Schädel einer

[1]) v. Hammerstein-Loxten, Bardengau, S. 564.

[2]) H. Grote, Geschichte der welfischen Stammwappen. Leipzig 1863, S. 49 ff.

[3]) Eine Ausnahme bildet der Brillenthaler des Herzogs Julius von 1588.

[4]) Grimm, D. M. 379.

Stute auf eine Stange gesteckt als Mittel, um Ratten und Raupen zu vertreiben, in Deutschland angewendet wurde[1]). Der Gedanke lag nun nahe, die abwehrende Eigenschaft, die dem Roßhaupte innewohnte, gegenüber Feinden, menschlicher oder dämonischer Art, zu verwenden, indem man die natürlichen Häupter der geopferten Pferde am eigenen Hause anbrachte. An die Stelle der natürlichen Schädel traten dann künstliche Nachbildungen, die am Giebel, dem hervorragendsten Teile des Hauses, aufgesteckt, allmählich bloß als Hausschmuck angesehen wurden, da der tiefere, innere Sinn mit der Länge der Zeit verloren ging. So entstanden nach dieser Ansicht unsere Pferdeköpfe auf den sächsischen Bauernhäusern. Warum aber sollten nur die Sachsen und nicht andere Germanen sie so benutzt haben?

Endlich wollen wir bei der Deutung noch dem nüchtern denkenden Architekten das Wort lassen. Simon[2]) begnügt sich mit der Erklärung, daß unsere Pferdeköpfe einfach als Verzierungen der Windbretter aufzufassen seien, die nach obenhin nicht stumpf und unfertig bleiben konnten, sondern weiter ausgestaltet werden mußten, wobei der Landmann auf das bei ihm beliebteste Tier, das Pferd, verfiel. Damit ist aber keineswegs das Vorkommen der Pferdeköpfe in so auffallender Weise im ganzen Gebiete des Sachsenstammes erklärt, und was den Sachsen in diesem Falle recht ist, ist anderen billig. Andere Stämme kennen aber diese Art der Windbretterausschmückung nicht. Jedenfalls haben die ersten beiden Deutungen, als Stammeszeichen der Sachsen und als schützendes, Unheil wehrendes Symbol für die Pferdeköpfe mehr Wahrscheinlichkeit[3]).

Das Ulenlock. Noch sind zwei mit dem Giebel zusammenhängende Dinge zu erwähnen. Bei den meisten alten Häusern mit Strohdächern zeigt sich nämlich zwischen Walm und First unter den Windbrettern ein kleines, nicht geschlossenes, sondern offenes Dreieck, das wohl ursprünglich dadurch entstanden ist, daß in dieser scharfen Spitze die Strohbedachung des Walms und der Dachflächen nicht leicht gut aneinandergefügt werden konnten. Diese Öffnung nun führt bei uns die Bezeichnung ûlenlock, anderwärts ûlenflucht. Sie dient dazu, den weiten Banseraum etwas zu erhellen und führte auch in früheren schornsteinlosen Zeiten wohl Rauch ab. Da hier die Hauseulen verkehrten, so erklärt sich der Name.

Zweitens. Die vier Bretter, welche ich unter dem Danndorfer Giebelschmuck (Fig. 27) abgebildet habe und die nach ihrem Zwecke einfache Befestigungsmittel der Strohbündel sind und häufiger bei uns vorkommen, z. B. in Glentorf am Hause des Vorstehers Franke, erscheinen von besonderem Belange für die Zeitbestimmung dieser Art von Befestigung. Das Verdienst, dieses nach-

[1]) R. Andree, Ethnographische Parallelen, Stuttgart 1878, S. 128, wo die gleiche Vorstellung von der alles Übele abwendenden Macht der Pferde- und anderen Tierschädel bei Südslaven, Letten und verschiedenen Naturvölkern nachgewiesen ist.

[2]) Zeitschr. d. histor. Vereins für Niedersachsen 1880, S. 213.

[3]) Es giebt noch weitgehende mythologische Deutungen der Pferdeköpfe, die mir als unnützer Ballast erscheinen und hier ganz übergangen werden.

gewiesen zu haben, gebührt R. Virchow, der die ganz gleiche Vorrichtung bei den italienischen Hausurnen gezeigt hat[1]). Bei letzteren findet sich nicht nur das Rauchloch, sondern auch das Walmdach, und an der Spitze desselben ein dreieckiger Ausschnitt, über welchem in der Regel drei, zuweilen mehr senkrecht oder etwas schräg gestellte Klötze herabhängen. „Diese an den Hausurnen selbst nicht ganz leicht zu deutende Anordnung erweist sich an unseren wirklichen Häusern als eine sehr praktische Einrichtung; es sind hölzerne Klötze, gelegentlich auch nur Strohwiepen, welche zum Festhalten des Strohes oder Rohres unter dem Rauchloch bestimmt sind. In den Hausurnen haben wir demnach die ältesten Zeugnisse für diese primitive Einrichtung gefunden, und da sie, wie ich in meinem akademischen Vortrag über die Zeitbestimmung der italienischen und deutschen Hausurnen nachgewiesen habe, bis in die protoetruskische Zeit zurückreichen, ist zugleich der Beweis für ein sehr hohes Alter und für eine sehr weite Verbreitung gewonnen."

An eine Entlehnung von den Protoetruskern bei unseren sächsischen Bauernhäusern braucht bei dieser Feststellung Virchows selbstverständlich nicht gedacht zu werden; man ist hier wie da auf die gleich praktische Einrichtung verfallen. Bei den deutschen Hausurnen finden sich übrigens diese Schutzbretter nicht, und es ist niemals ein unmittelbarer Zusammenhang der italienischen und deutschen Hausurnen erwiesen worden, letztere gehören auch nicht so alter Zeit wie die italienischen an, sondern stammen, wie M. Weigel nachgewiesen hat, aus der Zeit vom sechsten bis ersten Jahrhundert vor Christus[2]).

Der Untergang des sächsischen Hauses. Schon im vorstehenden sind einige Ursachen angeführt worden, welche den Untergang des sächsischen Hauses bedingen, der in der Gegenwart sich nicht mehr aufhalten läßt. Freilich bietet es auch viele Vorzüge vor anderen Bauarten, die wir nicht verkennen wollen, welche aber nicht genügen, um dem fortschreitenden Untergange Einhalt zu gebieten. Justus Möser († 1794 zu Osnabrück) hat sie in seinen patriotischen Phantasieen alle aufgeführt und namentlich hervorgehoben, wie die Hausfrau von der Herdstelle aus das ganze Haus, Vieh und Gesinde mit einem Blicke zu übersehen vermag, was bei getrennten Räumlichkeiten nicht möglich. Auch unser gelehrter und geistreicher Landsmann Karl Rhamm hat dieses nicht ohne Glück, wenn auch mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande gethan[3]). Während nun Möser das begeisterte Loblied des sächsischen Hauses gesungen

---

[1]) Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1886, S. 428 u. 1890, S. 556.

[2]) Weigel, Die Zeitbestimmung der deutschen Hausurnen. Globus, Band 61, S. 113 (1892).

[3]) In seiner ausgezeichneten Schrift: Dorf und Bauernhof im altdeutschen Lande, wie sie sind und wie sie sein werden. Leipzig 1890. Es ist dieses eine der vorzüglichsten Schriften, die wir über deutsche Dörfer und Bauernhöfe besitzen, der Niederschlag einer großen Belesenheit und fleißiger Forschung. Tief zu bedauern ist es, daß der Verfasser infolge eines Augenleidens bisher verhindert war, sein großes Wissen in einem gelehrten Specialwerke niederzulegen.

hat, gab es schon früher Männer, welche auf die Nachteile desselben hinwiesen und namentlich die mangelhafte Reinlichkeit infolge des Zusammenseins von Vieh und Menschen unter einem Dache betonten. Im Jahre 1786 schrieb sogar die königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen eine Preisfrage aus: „Welches sind die besten Mittel, wodurch auf den Dörfern in Niedersachsen eine der Lebensart der Landleute gemäße Reinlichkeit eingeführt werden kann?“ Nikolaus Beckmann wurde der Preis zuerkannt und seine Schrift[1]), welche meist auf die Behausungen unserer Heidebauern Rücksicht nimmt, enthält Schilderungen, welche eine ziemlich rückständige und unsaubere Lebensweise in den alten Sachsenhäusern vor hundert Jahren greifbar vor Augen führen. Er verlangt damals schon andere Bauweise. „Man betrachte die Häuser nur so inwendig als auswendig. Mehr fürs Vieh als für die Menschen darin ist ihre Einrichtung; auch steht der Landmann, besonders in Niedersachsen, dem Vieh bei jeder Gelegenheit gar zu gerne nach. Nicht Frau noch Kind, nicht Land noch Sand nennt er Hab und Gut, wohl aber sein Vieh. Und dieses, sein sogenanntes „Gut“ verloren, alles verloren.“ Jetzt nähme noch der Bauer Kälber, Schweine, Ferkel und Federvieh „sogar mit hinter seinen Ofen“, das Haus sei vom Miste „wie eingedeicht“, keinen Fuß vermöge der Landmann vor die Thür zu thun, ohne nicht in Sumpf und Mist zu geraten, es sei dunkel in den alten Häusern, denn die Fenster seien sehr klein, der Milchvorrat werde den ganzen Winter hindurch in den unsauberen, warmen Stuben gehalten, wo die übelsten Gerüche herrschen. Regne es stark, so fließe der Regen in die Lehmdiele herein und weiche diese zu einem Sumpfe auf, ja dieser Sumpf dringe in die Wohnung hinter die Diele, da auch dort der Fußboden oft genug aus Lehm bestehe. Abtritte seien nicht vorhanden. Schornsteine fehlen auch fast überall und der Rauch zieht durch das ganze Haus. „Nächst dem Schornsteinfegerschmutze vom Brande des Kienholzes im Cellischen, besonders in der sogenannten Heidmark, wobei die Einwohner als Cyklopen selbst erscheinen, ist wohl nicht leicht etwas, das die Unsauberkeit unserer Bauern, wenigstens bei winterlangen Abenden, mehr mit unterhält, als das Brennen des bisher gewöhnlichen Thranes in einem von Menschen, auch Vieh vollgepfropften kleinen und niedrigen Loche, das sie Stube nennen, und dessen stinkendem Ofen sich alles mit Händen und Füßen zudrängt. Krankheitdrohende Wolken vom schlechtesten Tabak, Branntwein, allen möglichen, so alten als neuen Nahrungsmitteln und übrigen Gerüchen und ins unendliche wiederholten Ausdünstungen von Menschen und Vieh ziehen bis zum Ersticken in einem solchen allenthalben sorgsam verrammelten Gefängnisse umher und suchen vergeblich anderswo unterzukommen, als in den Lungen der Menschen und Tiere.“

Heute hat das sächsische Haus schon umfangreiche Gebietsverluste zu beklagen, seine Grenze ist stark aufgelockert und in Dörfern, wo es früher allein

---

[1]) Abgedruckt in den Gelehrten Beiträgen zu den Braunschweigischen Anzeigen, 23. September 1786 ff.

herrschte, findet man oft nur ein einziges Haus noch, das davon Kunde giebt, wie hier einst das urtümlichste der deutschen Gebäude sich ausbreitete. Aber nicht nur an der Grenze, sondern auch im Innern des ganzen Gebietes, welches das sächsische Haus einnimmt, vom Rhein bis in den deutschen Osten, geht der zersetzende Prozeß vor sich, namentlich in der Nachbarschaft der größeren Orte und an den Eisenbahnen, wo oft städtische Bauformen an die Stelle der alten Bauernhäuser treten. Und diese Umwandlung schreitet unter unseren Augen mit außerordentlicher Schnelligkeit vor, so daß in absehbarer Zeit typische sächsische Bauernhäuser eine Seltenheit werden müssen. Es wird nicht allzulange mehr dauern, bis das jetzt noch zusammenhängende Gebiet des sächsischen Hauses kein geographisch geschlossenes Ganzes mehr bildet, sondern nur eine Anzahl Inselbrocken — in Westfalen, Oldenburg, dem Lüneburgischen u. s. w. —, als seine Reste verblieben sind, während Bauten im städtischen oder oberdeutschen Stile an die Stelle des Verlorenen treten.

Fragen wir nach den Ursachen, welche diese Verluste bedingen, so zeigt sich klar, daß das alte sächsische Haus den heutigen Bedürfnissen der Insassen und der Landwirtschaft nicht mehr entspricht. Die durch die Separation wesentlich mit beförderte Einführung der Stallfütterung hat auf die Steigerung der Kornerträge mit eingewirkt, so daß die bisherigen Räume für Unterbringung der ganzen Ernte nicht mehr ausreichten. Daher An- und Umbauten, um mehr Raum für das Vieh und für die Ernte zu erhalten (Fig. 29). Der Bauer von heute ist ein anderer, ein wohlhabenderer, mit den Bedürfnissen der Kultur und des Luxus vertrauter geworden. Da mag er nicht mehr mit dem Vieh unter einem Dache leben, in den paar engen Stübchen, die hinter dem Flet abgetrennt worden sind. Er braucht schon eine „gute Stube“, womöglich mit einem Piano; er trennt sich vom Gesinde, das auch bessere Räume verlangt, als sie das sächsische Haus bieten kann. Mehr und mehr übernehmen Maschinen in der Landwirtschaft die Arbeit und dreschen vielfach schon auf dem Felde das Korn; da wird die weite Däle, die den größten Teil des sächsischen Hauses umfaßt, unnötig. Ohnehin war schon immer an den alten Häusern geflickt und abgeändert worden. Die Baupolizei verbietet die Strohdächer; ist daher am Dache eine Ausbesserung nötig, dann kommen Ziegel in Anwendung; man findet jetzt Dächer, die halb noch mit dem alten Stroh, halb mit Ziegeln gedeckt sind; betrifft die Reparatur mit Ziegeln den Giebel, so fallen die alten, konstruktiv zum Strohdache gehörigen Windbretter mit den Pferdeköpfen weg. Immer weiter gehen die Änderungen an dem alten Einheitskörper. Stuben und Küche hinten am Flet waren schon lange abgetrennt oder „abgebaut“, wie man bei uns sagt; die Ställe zu beiden Seiten an der Däle, von der aus man das Vieh fütterte, waren durch Scheidewände von jener gesondert worden. Jede Änderung zog eine andere nach sich; die Hauptausgänge liegen dann hinten auf der Langseite, nicht mehr vorn am Giebel; Stuben und Ställchen werden angebaut und das Ganze, nun eine Mischform, war nichts Rechtes, entsprach nicht mehr den Bedürfnissen. So drängte sich von selbst der oberdeutsche Bau,



Fig. 29. Umgebautes sächsisches Haus in Bortfeld von 1721.
(Ziegeldach statt des alten Strohdaches, Erweiterung der Ställe durch seitliche Anbauten.)

als der praktischere, auf, wenn man nicht gleich vorzog, ein Haus im städtischen Stile, nach dem Vorbilde der Gutsbesitzer zu bauen, neben dem sich große Wirtschaftsgebäude erheben. Da, wo der Kampf zwischen den verschiedenen Häusertypen stattfindet, zeigen sich jetzt dreierlei Formen oft dicht nebeneinander: 1. das alte, mehr und mehr verschwindende sächsische Haus; 2. eine Mischform aus diesem und dem oberdeutschen Hause, die dadurch gekennzeichnet ist, daß die Giebelseite nicht mehr Hauptseite bleibt, sondern die Längsseite an deren Stelle tritt. Die große Einfahrtsthür unter dem Giebel wird für die Bewohner entbehrlich, die Nebenthüren der Langseite werden Hauptthüren und tragen jetzt die sonst an der Giebelseite stehende Hausnummer; das Flet wird zur Flur, von der aus man einerseits zur Wohnung gelangt, die aus dem vergrößerten „Kammerfach" sich herausbildete, anderseits zu den Ställen und der zusammengeschrumpften Däle. 3. Das siegreich vordringende oberdeutsche Haus mit seinen gesonderten Wohnräumen, Ställen u. s. w. und daneben die städtische Villa und das Arbeiterhaus.

So erfolgt die Auflösung der Grenze des sächsischen Hauses durch Vordringen der oberdeutschen und städtischer Bauten.

Die Grenze zwischen dem sächsischen und oberdeutschen Hause im Braunschweigischen. Es ist in volkstümlicher und auch geschichtlicher Beziehung von Wichtigkeit, die genaue Grenze kennen zu lernen, bis zu der das alte Sachsenhaus sich verbreitet hat. Sie fällt im Norden mit der Abgrenzung gegen die Friesen und Sachsen, im Süden mit der Grenze gegen mitteldeutsche Stämme zusammen, in deren Gebiet der Sachse teilweise (wie im nördlichen Thüringen) erobernd eingriff. Sein ursprüngliches Gebiet aber hörte mit jener Grenze auf, die bis zu unseren Tagen von der Südgrenze des sächsischen Hauses bezeichnet wird, wo er erobernd darüber hinausging, auf altthüringischen Boden gelangte, da tritt uns auch heute noch eine andere Bauart entgegen. Leider aber ist, wiewohl wir die Ausdehnung des Sachsenhauses in großen Umrissen kennen, eine schärfere Grenzbestimmung desselben noch nicht allenthalben durchgeführt, wiewohl es dazu höchste Zeit ist, da die alten Häuser hinwegschmelzen. Diese Bestimmung aber ist von Wichtigkeit, weil, wie schon Virchow hervorgehoben[1]), „das sächsische Haus als ein brauchbares Zeichen der Stammesangehörigkeit sich immer weiter in die östlichen Koloniegebiete des nördlichen Deutschlands hat nachweisen lassen".

In den zusammenfassenden Werken über das deutsche Haus stehen nur ziemlich unbestimmte Mitteilungen über Ausdehnung und Begrenzung des Sachsenhauses. August Meitzen[2]) giebt die Abgrenzung nur in großen allgemeinen Zügen, Rudolf Henning[3]) desgleichen und mit fast denselben Worten wie Meitzen.

---

[1]) Verhandl. d. Berliner Anthropol. Ges. 1890, S. 564.

[2]) Das deutsche Haus. Verhandlungen des ersten deutschen Geographentages 1881, S. 67.

[3]) Das deutsche Haus. Straßburg 1882, S. 9.

Bei neueren finden sich oft noch weniger eingehende und irreführende Angaben [1]). Außer in manchen Einzelschriften, die bei Henning angeführt sind, läßt sich vieles über die Grenzen bei Landau zusammenstellen [2]). Für seine Ausdehnung im östlichen Pommern bei Greifenberg und Köslin sind neuerdings Zeugnisse gewonnen worden [3]).

Solche Angaben genügen nicht und die Einzelforschung hat nun Platz zu greifen, um heute, solange es möglich ist, das vorhandene Inventar des sächsischen Hauses festzustellen.

Mit der Grenze der niederdeutschen Sprache fällt die sächsische Hausgrenze nicht zusammen, erstere [4]) liegt durchschnittlich südlicher. Auch nicht mit den Grenzen des Sachsenlandes stimmt sie überein, wenigstens nicht im Südosten, wo die Sachsen erobernd in die thüringischen Lande eingriffen. Eine genaue, von Dorf zu Dorf vorgehende Abgrenzung des sächsischen Hauses gegen das oberdeutsche, die Darstellung, wie das letztere vordringt und der alte Charakter der Dörfer dadurch verändert wird, ist daher noch eine zu lösende Aufgabe.

Da nun die Südgrenze des sächsischen Hauses quer durch das Hauptstück des Herzogtums Braunschweig von West nach Ost verläuft, so bot sich mir die dankbare Aufgabe, dieselbe nach den noch vorhandenen Resten des Sachsenhauses festzustellen [5]). Ich habe sie im Jahre 1894, auf welches sich die Angaben beziehen, von Dorf zu Dorf verfolgt und auf der beigegebenen Karte niedergelegt (Fig. 30). Im ganzen ist sie richtig, einzelnes mag übersehen sein, namentlich bin ich bezüglich mancher Grenzdörfer nach Süden zu wegen mangelnder Nachrichten nicht ganz sicher, ob sie ursprünglich zum Gebiete des Sachsenhauses oder zur thüringischen Bauart gehörten. Die Grenze zwischen beiden verläuft

---

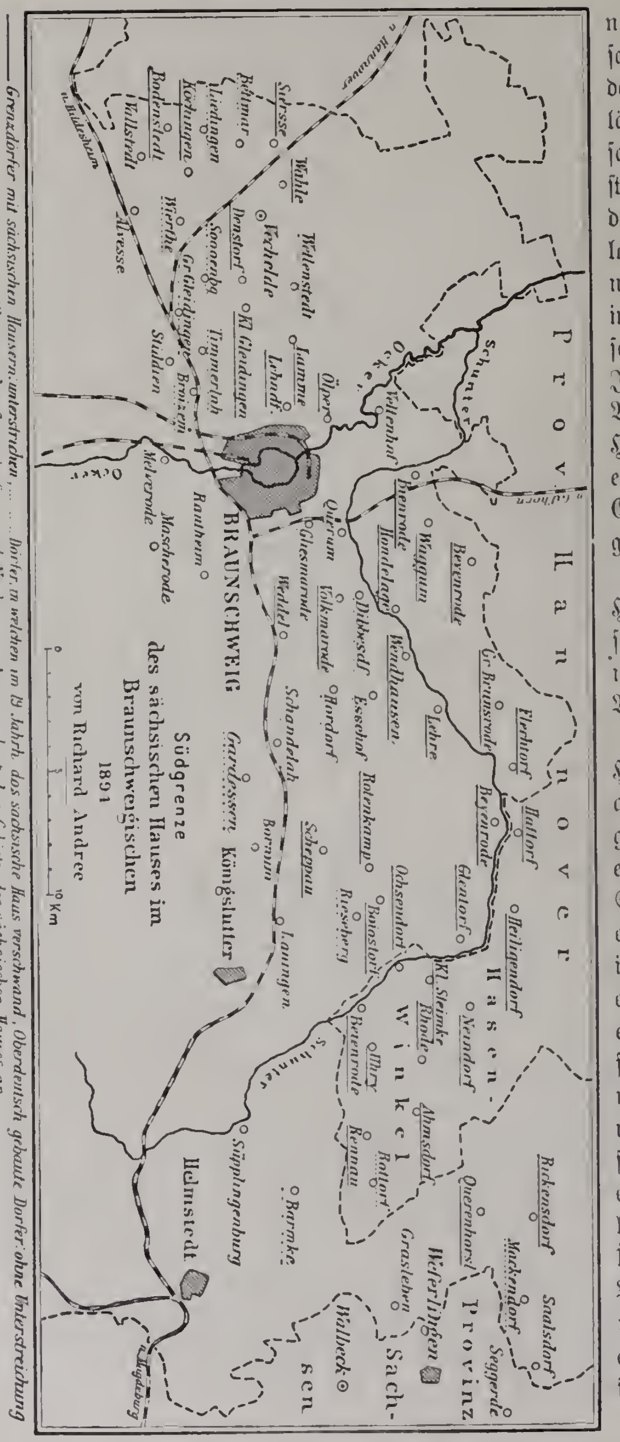
[1]) Meldahl und Poestion, Über die historischen Formen der Holzbaukunst und die geographische Verbreitung derselben. Sitzungsberichte der Wiener anthropologischen Gesellschaft 1892, S. 53. Dort heißt es, der sächsische Typus sei verbreitet „von Mecklenburg gegen Süden und nördlich vom Harz gegen den östlichen Lauf des Rheines hin und etwas hinauf nach Holstein". Daraus kann sich niemand ein Bild machen.

[2]) Dr. G. Landau, Zweite Ausführung über den nationalen Hausbau. Beilage zum Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine, Nr. 12, September 1859.

[3]) Meyer in Verhandl. der Berliner Anthropol. Ges. 1889, S. 614 und Jahn in der Zeitschr. der Ges. für Volkskunde I (1891).

[4]) Die neueste kartographische Darstellung der Südgrenze der niederdeutschen Sprache habe ich im Globus, Band 69, Nr. 2 und 3 (1891) gegeben, wo sie von Ort zu Ort nach den letzten Forschungen eingetragen ist. Die Karte bedarf nur einer Berichtigung in der Mark Brandenburg, wo ich Haushalters nicht zutreffenden Angaben folgte. Gerade für die Umgebung von Berlin vermissen wir genaue Aufnahmen, zumal Abgrenzung gegen die spät germanisierten, ehemals wendischen Gebiete, welche die niederdeutsche Sprache kaum annahmen und gleich zum Hochdeutschen übergingen.

[5]) Zuerst Zeitschr. f. Ethnologie 1895, S. 25. Die ersten, welche auf die Verschiedenartigkeit des Hausbaues bei uns aufmerksam machten und zwischen obersächsischer und lüneburgischer Bauart unterschieden, waren Hassel und Bege, Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg (1802), I, 116, 117.



—— Grenzdörfer mit sächsischen Häusern: unterstrichen, ... Dörfer, in welchen im 19. Jahrh. das sächsische Haus verschwand, Oberdeutsch gebaute Dörfer: ohne Unterstreichung
Alles von den Grenzdörfern nach Norden zu gelegene gehört dem Gebiete des sächsischen Hauses an.

Fig. 30.

noch jetzt ziemlich scharf, wiewohl sich deutlich erkennen läßt, daß schon ein schmaler Gebietsstreifen an das oberdeutsche Haus verloren gegangen ist und daß, wenn auch in geringem Maße, schon im vorigen Jahrhundert ein Vorkommen beider Hausformen nebeneinander in den Grenzgebieten stattgefunden hat.

Daß das sächsische Haus im Braunschweigischen (dessen um die Stadt Braunschweig herumliegendes Hauptstück hier allein in Betracht gezogen wird) einst etwas weiter nach Süden reichte, als es heute der Fall ist, kann ich für einige Dörfer, wo es jetzt ganz verschwunden ist, aus meiner Jugenderinnerung bezeugen; für andere wird sein ehemaliges Vorhandensein durch die Überlieferung der Bewohner bestätigt und endlich spricht es für eine früher südlicher reichende

Verbreitung, daß in manchen, heute ganz oberdeutsch gebauten Dörfern, noch vereinzelt an alten Nebengebäuden, Koten, Spiekern und derartigen untergeordneten kleinen Baulichkeiten, sich mit den alten Strohdächern noch die alten sächsischen Pferdeköpfe als Giebelschmuck erhalten haben. Wo der Bau der Häuser von Anfang an oberdeutsch war, da fehlen die Pferdeköpfe vollständig, waren sie auch nie vorhanden. Es zieht sich also im Süden der Dörfer, welche heute noch sächsische Häuser aufweisen, ein schmaler Streifen solcher hin, in denen alte Koten und Spieker mit Strohdächern, Mischformen von sächsischen und thüringischen Häusern, beide noch hier und da mit dem Giebelschmuck der Pferdeköpfe, auf den Gebietsverlust des sächsischen Hauses hinweisen. Solche Dörfer sind z. B. Broitzem, Schapen, Essehof, Groß=Gleidingen[1]). Von dem in Rede stehenden Hauptstück des Herzogtums gehört heute noch etwa das nördliche Drittel, also Teile der Kreise Braunschweig und Helmstedt, dem Gebiete des sächsischen Hauses an. Die Grenze verläuft auf eine Länge von etwa 60 km von Bodenstedt an der hannöverschen Grenze im Westen bis nach Saalsdorf an der Grenze gegen die Provinz Sachsen (vergl. die Karte). Es ist dabei zu bemerken, daß manchmal in den als Südgrenze angenommenen Dörfern nur noch ein einziges sächsisches Haus vorhanden ist, welches denn auch bald verschwinden wird. Alles, was nördlich von der bezeichneten Grenze liegt, gehört heute noch zum Gesamtgebiet des sächsischen Hauses, wiewohl auch innerhalb desselben schon Verluste stattfinden und der Auflösungsprozeß begonnen hat. Ich sehe ab von Veltenhof, das 1750 durch pfälzische Kolonisten gleich oberdeutsch angelegt wurde und wo heute noch inmitten der plattdeutschen Zunge die pfälzische Mundart ertönt. Aber unter dem Einflusse der Hauptstadt haben z. B. die ehemals sächsisch gebauten Dörfer Gliesmarode und Dibbesdorf ihre alten Häuser verloren und andere Dörfer, wie z. B. Liedingen und Bettmar, beide noch innerhalb der sächsischen Hausgrenze, prunken heute mit städtischen Villen in Blumengärten, die Besitzer sind keine Bauern mehr, sondern reiche „Ökonomen" — und doch standen hier vor vierzig Jahren noch viele sächsische Häuser.

Im einzelnen ist folgendes von Dorf zu Dorf über den Verlauf der Grenze zu bemerken, wobei ich im Westen, wo Braunschweig an das Hildesheimsche stößt, beginne.

Bodenstedt, noch ein altes, stark im Verfalle begriffenes sächsisches Haus (Nr. 5, Besitzer Söchtig). — Köchingen, noch ein 1729 erbautes sächsisches Haus (Nr. 9, Besitzer der Schuster Leberkühn). Es ist kennzeichnend, daß oft die alten, von den reich gewordenen Bauern verlassenen Häuser an Handwerker

---

[1]) Dürre (Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 19) macht wenigstens kurz auf die Grenze des sächsischen Hauses aufmerksam. Ich glaube aber, daß er irrt, wenn er Leiferde und Rüningen noch unter die Dörfer mit sächsischen Häusern rechnete. Die handschriftliche Dorfbeschreibung von Rüningen aus dem Jahre 1773 erwähnt die Scheunen als neben dem Wohnhause stehend.

und kleine Leute verkauft oder vermietet werden, wie ich dieses hier und öfter getroffen habe[1]). Was soll aber der keine Landwirtschaft treibende Handwerker mit der großen Däle und den hohen Bauseräumen anfangen? Das Kammerfach hinten bietet ihm für die Arbeit auch nur kleine Räume und so ist ihm das sächsische Haus eher eine Last, als ein Gewinn, und für seine Zwecke unpraktisch. — Wedtlenstedt hat seine sächsischen Häuser eingebüßt, aber Denstorf besitzt noch eine Anzahl gut erhaltener typischer Häuser. — Klein-Gleidingen. Das einzige noch vorhandene strohgedeckte und mit den Pferdeköpfen gezierte Haus des Halbspänners Friedrichs sollte 1895 niedergerissen werden, um einem Neubau Platz zu machen. Groß-Gleidingen, etwas weiter südlich, zeigt ausgesprochen oberdeutsche Häuser, selbst in den alten Gebäuden des vorigen Jahrhunderts (z. B. Nr. 15, Besitzer Fricke)[2]). — Timmerlah. Laut Aussage des dortigen Gastwirts Schlüter wurde daselbst 1893 das letzte sächsisch gebaute Haus abgerissen. — Broitzem hat kein niedersächsisches Haus mehr und nur noch zwei alte kleine Häuser mit Strohdächern und Pferdeköpfen. Es gehörte aber einst dem sächsischen Gebiete an. — Lehndorf hat eine Anzahl stark umgebauter alter sächsischer Häuser und nur noch ein einziges, allerdings recht belangreiches, aus dem Jahre 1621 stammendes, kleines sächsisches Haus, das mit seiner beschränkten Däle und den noch kleineren Ställen auf Erbauung etwa durch einen Brinksitzer deutet, heute aber von zwei „ôlen mäkens“ Bode bewohnt wird, die in konservativer Gesinnung nicht das geringste an dem Hause ändern lassen, das, von einer mächtigen Esche beschattet, mit Strohdach und Giebelzier frei am Südende Lehndorfs gelegen, einen sehr malerischen Anblick gewährt. Aber die Stunden der achtzigjährigen Frauen sind gezählt und dann schwindet das letzte sächsische Haus von Lehndorf. Lamme hat noch ein sächsisches Haus (Nr. 11, Besitzer Lohmann), das nicht mehr dem Ackerbau, sondern der Gastwirtschaft dient.

Es schiebt sich hier nun breit das sehr ausgedehnte Gebiet der Stadt Braunschweig in die Hausgrenze ein. Alle Dörfer im Süden der Stadt, wie Melverode und Mascherode, tragen durchaus oberdeutschen Charakter und sind niemals sächsisch gebaut gewesen. Es umzieht daher die Grenze des Sachsenhauses die Hauptstadt in einem kurzen nördlichen Bogen: Ölper mit einer größeren Anzahl gut erhaltener, aber umgebauter sächsischer Häuser, Bienrode, Waggum, beide mit zahlreichen typischen Sachsenhäusern, Hondelage mit nur noch einem alten sächsischen Hause sind die nächsten Grenzorte. In Querum, Gliesmarode und Dibbesdorf sind die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts verbürgten und von mir in meiner Jugend noch teilweise gesehenen sächsischen Häuser heute fast verschwunden. Es folgt Volkmarode mit einem einzigen, noch gut

[1]) Fragt man in solchen Häusern z. B.: „Auf welcher Seite der Däle stehen die Kühe?“, so lautet die Antwort öfter: „Wi hebbet keine käue. wie hebbet man zicken.“ Das alte Sachsenhaus ist da buchstäblich von der Kuh auf die Ziege gekommen.

[2]) Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 19, giebt an, daß Groß-Gleidingen früher sächsische Häuser besessen habe.

erhaltenen sächsischen Hause (Nr. 4). Dieses alte Haus mit Strohdach, Uhlenlock und Pferdeköpfen steht aber fast unmittelbar neben einem alten, thüringisch gebauten Hause, woraus hervorgeht, daß hier an der Hausgrenze bereits im vorigen Jahrhundert beide Typen nebeneinander bestanden. Essehof, das nächste Dorf gen Osten, ist Verlust des sächsischen Hauses; es besitzt noch ein untergeordnetes Gebäude mit Strohdach und Pferdeköpfen. Nach Süden zu ist Weddel äußerster Südpunkt des Sachsenhauses mit (1895) noch drei oder vier strohgedeckten, alten, aber stark im Verfalle begriffenen Sachsenhäusern. Wendhausen und Lehre zeigen noch sehr zahlreiche, aus dem siebzehnten Jahrhundert stammende, strohgedeckte Häuser.

In dem von Bränden verschonten Teile des großen Dorfes Lehre stehen drei alte Häuser (Nr. 30, 35, 48) dicht bei einander. Nr. 30 trägt über dem Thorbalken die Inschrift „Henny Besen, Anno 1664“, und hat noch die Einrichtung, daß das Vieh von der Däle aus gefüttert wird (Fig. 18). — Groß-Brunsrode, wenige sächsische Häuser, ebenso in Flechtorf, wo Nr. 15 nach der Überlieferung des Besitzers aus dem Jahre 1646 stammen soll und noch ein halbes Strohdach besitzt.

Die Hausgrenze geht von hier ab südlich und südöstlich und umfaßt beide Seiten der Schunter, sowohl die braunschweigische wie die hannöversche Seite. Betrachten wir zunächst die Dörfer im braunschweigischen Gebiete.

Beyenrode ist 1829 zum größten Teil abgebrannt und mit Häusern mitteldeutscher Bauart wieder aufgebaut, doch stehen noch einige sächsische Häuser. Nr. 10 (Besitzer Jorns), ein ganz verwahrloster Bau aus dem 17. Jahrhundert mit zerfetztem Strohdache; Nr. 8 (Spierling) und Nr. 6 (Vahldick) von 1732; letzteres besitzt seit 1868 Ziegeldach. Weiter aufwärts an der Schunter hat Glentorf noch sehr schöne und verhältnismäßig zahlreiche alte sächsische Häuser. Nr. 5 (Fröhlich), Nr. 37 (Franke) von 1687, Nr. 21 (Schuster Jelpke) von 1708, vor allem aber Nr. 27 (Besitzer Warnecke), nicht datiert, aber offenbar aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammend und oben S. 123 näher geschildert. Auch Boimstorf, südwestlich vom vorigen Dorfe, hat noch genug sächsische Häuser. Nr. 8 (Altenbach) von 1734 befindet sich in einem grauenvoll verwahrlosten Zustande. Die ganze First des Strohdaches ist vom Winde fortgerissen und es regnet hinein. Hier wird das Vieh noch von der Däle aus gefüttert, ebenso bei Nr. 15 (Lippel) von 1732, das noch ganz in der alten Weise dasteht. Rotenkamp besitzt noch drei sächsische Häuser, unter denen Nr. 5 (Jennrich) mit Strohdach aus dem 17. Jahrhundert stammt. Im benachbarten Rieseberg ist kein sächsisches Haus mehr vorhanden. Scheppau ist das nächste und für diese Gegend letzte Dorf mit sächsischer Bauart. Es besitzt noch zwei Häuser dieser Art. Nr. 15 (Gotsmann) und Nr. 11 (Welkerling). Der letztere alte Bau wird aber nur noch als Stall und Scheune benutzt, er ist nicht mehr bewohnt, denn der Besitzer hat sich vor demselben ein villenartiges Haus an der Straße errichtet.

Parallel laufen mit den oben angeführten Dörfern die an der rechten Seite

der Schunter gelegenen sächsisch gebauten Ortschaften. Sie beginnen mit Hattorf, wo wir den zum hannöverschen Kreise Gifhorn gehörigen „Hasenwinkel“ betreten, welcher in das braunschweigische Gebiet einschneidet. Der ganze Hasenwinkel gehört noch dem sächsischen Hause an, ausgenommen wenige Dörfer, wo es erst kürzlich verschwand. Nr. 16 in Hattorf ist aus dem Jahre 1692, Nr. 19 von 1716. — Es folgt Heiligendorf mit noch zahlreichen sächsischen Häusern, Nr. 8a von 1755, noch ohne Schornstein (Besitzer Koch), welche aber alle in einem äußerst verwahrlosten und unsauberen Zustande sich befinden und meist von kleinen Leuten bewohnt werden. Ein großer Teil des Dorfes ist in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts durch Brand zerstört worden; damals schon begann man die Neubauten nach thüringischem Typus aufzuführen, der auch in den übrigen Dörfern des Hasenwinkels seit dem Jahre 1820 wiederkehrt. Klein-Steimke hat in Nr. 1 (Besitzer Stute) ein schönes und geräumiges sächsisches Haus von 1805; auch Nr. 9 (Warnecke) ist noch sächsisch, während Nr. 7 (Hecker) „abgebaut“ ist. Däle und Ställe verblieben dem Sachsenhause, das Kammerfach hat sich zu einer feinen Wohnung ausgestaltet. Diese trägt jetzt die Hausnummer und liegt der Straße zu, während der sächsische Teil des Hauses für Stall und Scheune geblieben ist. Ochsendorf mit einer schönen alten romanischen Kirche ist noch reich an sächsischen Häusern: Nr. 5 (Evers) von 1822 ist der jüngste sächsische Bau dieser Gegend und hat an der Giebelseite das Windmühlenornament in der Ausmauerung der Fächer, Nr. 9 (Schulze) von 1671 ist das älteste Haus des Dorfes, noch in ganzer Ursprünglichkeit, Nr. 22 (Sölter) von 1798, Nr. 19 (Lehnert) von 1725 u. a.

Für die benachbarten Orte Rhode, Uhry, Beienrode (nicht zu verwechseln mit dem schon früher genannten gleichnamigen Dorfe) lagen die Verhältnisse ganz gleich; alle haben noch einzelne sächsische Häuser. Wie sehr dieses letztere im allgemeinen herabgekommen ist, mag man am benachbarten Ahmsdorf erkennen, wo noch einige sächsische Häuser aus dem vorigen Jahrhundert stehen, von denen eines aber gar nicht mehr bewohnt ist und wohl des Abbruchs harrt. Es erinnerte mich dasselbe mit dem zerfetzten und zerzausten Strohdache, aus dem die Dachsparren hervorstanden, an das ergreifende Bild von W. Schucht im Provinzialmuseum zu Hannover, das unter dem Titel „Verlassen“ ein solches sächsisches Haus in der Kiefernheide darstellt. Rennau ist 1846 abgebrannt und zeigt neue Bauten. Nur Nr. 2 (Besitzer Bürig) ist noch sächsisch und stammt, wie die Inschrift bezeugt, aus dem Jahre 1817. Es brannte am 26. Oktober 1816 nieder und wurde damals noch sächsisch, wiewohl gleich mit Ziegeldach und ohne Pferdeköpfe, wieder aufgebaut. Es ist das letzte hier sächsisch erbaute Haus. Rottdorf, das letzte Dorf im Hasenwinkel, brannte 1842 ab und wurde mitteldeutsch aufgebaut; das nächste Dorf nach Süden zu, wieder im Braunschweigischen, Barmke, einst sächsisch und ehemals „Rundling“, ist ganz nach neuer Art umgebaut.

In dem von hier aus nach Norden zu vorspringenden Teile Braunschweigs, der noch zum Kreise Helmstedt gehört, herrscht im allgemeinen das sächsische

Haus. Von Grenzdörfern desselben kommen in Betracht: Querenhorst, wo heute nur noch ein einziges sächsisches Haus steht, Nr. 8 (Besitzer Wolf), aber dieses ist schon „abgebaut". Däle und Viehställe sind noch in alter Weise erhalten, das Kammerfach ist zu einem neuen stattlichen Hause herausgewachsen. Rickensdorf hat noch drei sächsische Häuser: Nr. 4 (Bohndieck) von 1790; Nr. 3 (Fickendey) von 1806 und Nr. 5 (Süpke) von 1819. Alle drei schon mit Ziegeldächern. Das letzte gehört zu den jüngsten von mir im Bereiche der Grenzdörfer angetroffenen sächsischen Häusern, es ist nur zwei Jahre jünger als das oben bei Rennau erwähnte und drei Jahre jünger als jenes in Ochsendorf. Auch in diesen Dörfern zeigt sich, gerade so wie beim Hasenwinkel schon erwähnt, vom Jahre 1820 ab etwa das Eindringen der oberdeutschen Bauart. In Mackendorf steht schon kein sächsisches Haus mehr; nach Aussage älterer Einwohner sollen sie aber früher hier gestanden haben; dieses ist für Saalsdorf, das letzte Dorf an der braunschweigischen Grenze, nicht sicher. Heute zeigt es nur oberdeutsche Bauten und dasselbe ist der Fall beim ersten Dorfe auf altmärkischem Boden, Seggerde, Kreis Gardelegen, wo die wenigen vorhandenen älteren Bauernhäuser oberdeutschen Typus zeigen. Hier, mit dem Betreten der Provinz Sachsen, endigte meine Aufgabe.

Nördlich von den zuletzt genannten braunschweigischen Dörfern wird das sächsische Haus im Amte Vorsfelde häufiger und noch völlig den Baucharakter bestimmend.

Kurz zusammengefaßt, ergab sich folgendes aus meiner Untersuchung: Das Gebiet des sächsischen Hauses ist in der Auflösung begriffen, namentlich an seiner Südgrenze, wo Bauten im oberdeutschen Stil siegreich vordringen, weil diese praktischer als der alte Einheitsbau sind, der den heutigen Bedürfnissen nicht mehr entspricht. Die noch heute vorhandene Grenze des sächsischen Hauses fällt nicht zusammen mit jener der niederdeutschen Sprache und des Sachsenstammes, sondern liegt durchschnittlich nördlicher.

Im Braunschweigischen verläuft die Grenze noch ziemlich scharf, zeigt aber nach Süden zu schon Gebietsverlust. Sie umfaßt, von West nach Ost ziehend und dabei die Hauptstadt schneidend, heute noch das nördliche Drittel der Kreise Braunschweig und Helmstedt. In allen Dörfern aber sind die alten sächsischen Häuser gegenüber den oberdeutschen schon in der Minderzahl. Das älteste von mir in den bereisten Grenzgebieten angetroffene sächsische Haus datiert von 1621; das siebzehnte Jahrhundert ist noch leidlich vertreten, die meisten noch vorhandenen entstammen dem achtzehnten Jahrhundert; das jüngste im Grenzgebiete gefundene Haus ist von 1822. Schon im vorigen Jahrhundert erfolgte das Vordringen des oberdeutschen Hauses; es wurde dieses Vordringen besonders stark seit etwa 1820 und heute wird kein Haus nach sächsischer Art im Braunschweigischen mehr gebaut. Es ist dem Untergange geweiht und wird in absehbarer Zeit nur noch in Abbildungen und Beschreibungen existieren [1]).

[1]) In Bergfeld, Amt Vorsfelde, soll nach einer mir gewordenen Nachricht noch 1864 ein strohgedecktes Haus nach sächsischer Art gebaut worden sein. Mehr nach

3. Die thüringischen Häuser und Höfe.

Der größere, südliche Teil des Herzogtums ist von der oberdeutschen Hausbauart und Hofanlage eingenommen, die in mannigfachen Formen, doch auf einer Grundlage beruhend, von Süddeutschland aus zur Grenze des niedersächsischen Hauses reicht und oft auch, nach dem Haupttypus zusammenfassend, als „fränkisch" bezeichnet worden ist. Specieller kommt bei uns jene Form in Betracht, welche als „thüringisch" ausgeschieden wurde. Sie steht auch auf altthüringischem Boden, namentlich im Nordthüringgau, welcher im frühen Mittelalter von den Sachsen den Thüringern abgenommen wurde.

Während das sächsische Haus alles unter einem Dache zusammenfaßt, und der recht eigentliche Einheitsbau ist, tritt beim oberdeutschen Hause die Sonderung hervor. Das Wohngebäude, die Scheune, die Ställe sind von allem Anfang an geschieden gewesen, wenn sie auch zunächst unter einem Dache, in einer Flucht, mit allen Eingängen von der Langseite her, nebeneinander lagen. Erst später trat, wenigstens in unserem Lande, eine Sonderung der verschiedenen Hauptabteilungen (Wohnhaus, Scheune und Stall) zu drei verschiedenen, voneinander getrennten Gebäuden ein, welche gewöhnlich die drei Seiten des Hofes umgeben, dessen vierte, meist nach der Straße zu gelegene Seite, offen war und nur mit einem Zaune oder gemauerten Thore abgeschlossen wurde.

Auch das oberdeutsche Wohnhaus hat sich allmählich aus kleineren Anfängen heraus entwickelt. Stets waren aber, im Gegensatz zu dem sächsischen Hause, bei ihm zwei Feuerstellen vorhanden: der Kachelofen für den Wohnraum und der Herd, der anfangs wohl frei auf der Flur stand (wie dieses in kleinen alten Bauten noch zu erkennen) und der später den Mittelpunkt der Küche bildete, welche sich von der Flur abtrennte. Flur, Küche, Stube bildeten die Grundlage des oberdeutschen ländlichen Wohnhauses. Durch Weiterentwickelung wurden einige Kammern an- oder von der Flur abgebaut und damit stand der Wohnraum fertig da, wie er heute noch im ganzen Gebiete des Herzogtums südlich von der Grenze des sächsischen Hauses bis zum Harz zu finden ist.

Schon der ganze Hofraum ist beim thüringischen Hause verschieden von dem des sächsischen Hauses: bei diesem ist er gewöhnlich ungepflastert und führt so bis zum großen Giebelthor, während das thüringische Haus an der Längsseite gewöhnlich eine Pflasterung hat und ein paar Stufen zur Hausthür führen, was bei den sächsischen Thüren nie der Fall ist und auch nicht sein kann.

Norden zu, wo das sächsische Haus sich auch länger erhalten wird, kommen auch bei kleinem landwirtschaftlichem Betriebe noch Neubauten im sächsischen Stile vor. In Wense, dicht an der Nordgrenze Braunschweigs, ist das sächsische Haus Nr. 17 erst 1850 erbaut worden, natürlich gleich mit Ziegeldach. — Es dürfte kaum noch ein sächsisches Haus aus dem 16. Jahrhundert in Braunschweig vorhanden sein. 1882 wurde in Bortfeld das Haus des Kotsassen H. Fricke abgerissen, welches die Inschrift trug: Anno Domini 1575 den 1. Julii am dage Marie Visitationis.

Das thüringische Haus ist gewöhnlich zweistöckig, besteht aus Erd- und Obergeschoß und ist stets im Riegelbau aufgeführt, selten ganz verputzt. Gewöhnlich stechen die schwarzen Ständer und Riegel von dem weißgetünchten Mauerwerk grell ab. Nach den Beobachtungen von Karl Rhamm[1]) haben die ältesten Häuser dieser Art die Ständer bis zum Dache durchgeführt, so daß die Unterzüge und Schwellen des Oberstockes nur eingelassen sind und die Außenseite des Hauses glatt verläuft. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts wird dieses anders: die Trennung des oberen Stockwerks wird mit besonderem Ständerwerk vollständig und äußerlich sichtbar durchgeführt, der obere Stock über dem unteren etwas vorgeschoben und es erscheinen die ersten Anfänge einer künstlerischen Behandlung in der Abrundung der vortretenden Balkenköpfe und Rahmschwellen und dem Auftreten einer Kerblinie auf den Füllhölzern. Diese Manier, die in der ganzen Gegend nördlich vom Harz bis zur Grenze des niedersächsischen Hauses mit unfehlbarer Gleichmäßigkeit auftritt, gelangt etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts zur Herrschaft. (Typisch hierfür das Haus aus Klein-Schöppenstedt Fig. 31.) Mit dem Beginne des 19. Jahrhunderts weicht dann dieses Haus auch den modernen Bauten.



Fig. 31.
Haus nach thüringer Bauart. Nr. 2 in Klein-Schöppenstedt von 1727 (Linde).

An das Wohnhaus nun sind, in derselben Flucht wie dieses verlaufend, und unter dem gleichen Dache, die Ställe angebaut, welche durch die Flur des Wohnhauses zugängig sind, ihren Eingang für das Vieh aber von der Lang-

[1]) K. Rhamm, Dorf und Bauernhof im altdeutschen Lande, Leipzig 1890, S. 17.

seite haben. Endlich macht, am entgegengesetzten Ende wie der Wohnraum, die Däle mit dem darüber liegenden Banseraum den Beschluß[1]).

Dieses dreigeteilte thüringische Haus, welches in etwa 200 Jahre alten Exemplaren sich noch häufig erhalten hat (schöne Beispiele in Woltwiesche[2]), Schulenrode, Klein-Schöppenstedt), ist derjenige Typus gewesen, welcher zunächst erobernd in das alte Gebiet des sächsischen Hauses vordrang, schon einzeln im 18. Jahrhundert, sicher aber mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, wo allmählich der Bau der Häuser nach sächsischem Typus aufgegeben wurde, als man erkannte, daß alles Flicken und Bessern an demselben nicht mehr die für die Menschen und die Landwirtschaft genügenden Räume darbot. Die Pläne (Fig. 32 u. 33) aus Klein-Schöppenstedt und Schulenrode zeigen dieses fränkisch-thüringische Haus.

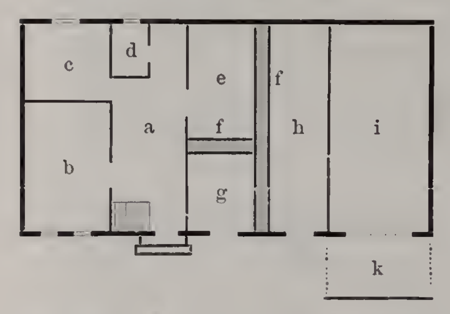


Fig. 32. Kl.-Schöppenstedt Nr. 2 (Linde) von 1727.

a Flur. b Stube. c Küche. d Kammer. e Futterraum. f Krippen. g Pferde. h Kühe. i Däle mit Scheune darüber. k Unterfahrt.

Fig. 33. Schulenrode Nr. 7 von 1769 (Eikloff), typisch für viele Schulenroder Häuser.

a Alte Dreschdäle. b Pferdestall. c Kuhstall. d Stube. e Küche. f Kammer. g Flur. h Futterraum. i Neu angebaute Scheune. k Garten.

Dieses Haus nun, wie es eben dargestellt wurde, das vorn einen offenen Hofraum nach der Straße zu hat, auf dem der Dünger liegt und nach hinten

[1]) Dorfbeschreibung von Klein-Schöppenstedt von 1751: „Kotsasse Hennig Ahrens. Wohnhaus, daran Scheune und Ställe."

[2]) Nach der handschriftlichen Dorfbeschreibung von Woltwiesche vom Jahre 1749 schien es, als ob dieser Ort noch im Gebiete des sächsischen Hauses gelegen sei, da folgende Hausbeschreibungen vorkommen: Nr. 1 Großköter Harm Volling. „Ein Haus, worin zugleich Scheuer und Stallung. Ist baufällig." Nr. 2 Großköter Sieverling. Das Haus ist baufällig, Scheuer und Stallung sind mit darin begriffen, ohne Schornstein und mit Stroh gedeckt. Nr. 3 Halbspänner Everling. Das Wohnhaus ist alt, ohne Schornstein und mit Stroh gedeckt. Scheuer ist mit im Hause, wie auch die Ställe. Nr. 4 Halbspänner Wartjenstedt. Das Haus ist eingefallen. Scheuer und Ställe sind mit dem Hause eingefallen und ist nur das Feuerspann stehen geblieben. — Es handelt sich aber hier, wie die Besichtigung an Ort und Stelle ergiebt, nur um Gebäude unter einem Dache, bei denen, wie bei den noch vorhandenen alten Woltwiescher Häusern, Wohnraum, Ställe und Däle nebeneinander gebaut waren. Und so bei den übrigen Dörfern des Amtes Salder, wo es in den Dorfbeschreibungen heißt, daß Wohnhaus, Ställe und Scheuer in eins gebaut seien. Auch die Schilderungen der Häuser bei Hallendorf in der Dorfbeschreibung von 1753 können leicht irre führen: „Das Wohnhaus hält zehn Spann und zugleich Kuh- und Pferdestall in sich."

in den Garten schaut, ist der Kern des thüringischen Hofes gewesen, wie er sich aus diesem einzelnen Gebäude bei uns heraus entwickelt hat. Wenigstens läßt sich dieses noch vielfach erkennen, denn das alte Haus ist oft noch erhalten, nur ist das Vieh und die Schenne aus ihm herausverwiesen worden, es sind aus den Ställen und der Däle Wohnräume entstanden oder die Däle, auf der sonst gedroschen wurde, ist zur geräumigen Flur geworden. Die Grundzüge der alten Einrichtung sind noch erkenntlich.

Für Scheune und Ställe wurden nun, je nach Maßgabe des verfügbaren Raumes, Nebengebäude errichtet, die mehr oder minder regelmäßig den Hof umgeben. Ein Beispiel dieser Art ist der Hof Nr. 10 in Kneitlingen, der im vorigen Jahrhundert sich allmählich entwickelt hat (Fig. 34 u. 35).

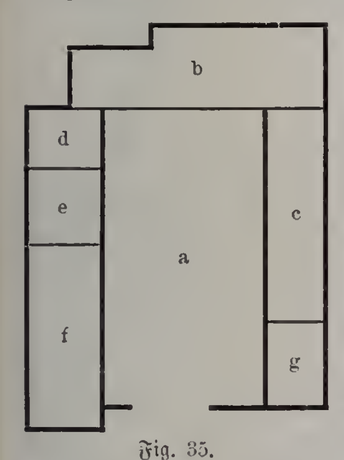


Fig. 35.
Hof Nr. 10. Kneitlingen.
(Behrens.)
a Hofraum mit Düngerstätte.
b Wohnhaus. c Kuhstall. d Schweinestall. e Pferdestall. f Scheune.
g Wagenschuppen.

Es kann dieses auch in Mascherode bei Nr. 21 gut verfolgt werden, wo namentlich das Wohnhaus schön entwickelt ist und die geschnitzten Balkenköpfe des Stockwerkes von verzierten Konsolen getragen werden.

Die Dorfbeschreibungen des 18. Jahrhunderts lassen die Höfe mit den getrennten Wohnhäusern, Ställen und Scheunen teilweise gut erkennen. Mascherode von 1769: „Ackerhof Nr. 4. Das Wohnhaus ist mit einem Schornstein versehen und gleich den nebengebauten Kuh- und Schafställen mit Stroh und der gegenüberstehenden Scheune und Pferdeställen mit Stroh gedeckt.“ Beierstedt von 1755: Wohnhäuser mit Ziegeln gedeckt mit Schornstein und mehreren Stuben und Kammern; an den Seiten des Hofes Ställe und Scheuern. Genau so in Dobbeln 1757.

Erwähnenswert bleibt, daß die sachlichen Ausdrücke beim thüringischen Hause in unserer Gegend sich mit den für das sächsische Haus gebrauchten decken, soweit diese Dinge vorhanden sind. Aus seinem altererbten Gebiete, dessen Grenze mit dem Sachsenhause zusammenfällt, hat der Sachse seine Sprache weiter nach Süden getragen; er muß die Grundform des Thüringbaues vorgefunden und auf diesen, als er ihn beibehielt, seine eigenen Fachausdrücke angewendet haben. Dafür, daß in dem von den Sachsen im sechsten Jahrhundert eroberten Teile des alten Thüringerreiches aber schon vor dem Eindringen jener der thüringische Bau herrschte, und nicht etwa der sächsische später aus dem hier in Betracht kommenden Nordthüringau und dem südlichen Darlingau verdrängt wurde, dafür spricht eine Stelle der Glosse zum Sachsenspiegel (III, Art. 44, § 3), welche Rhamm[1]) zu diesem Zwecke angezogen hat. Hier wird die Scheune als der

[1]) A. a. O. S. 67.

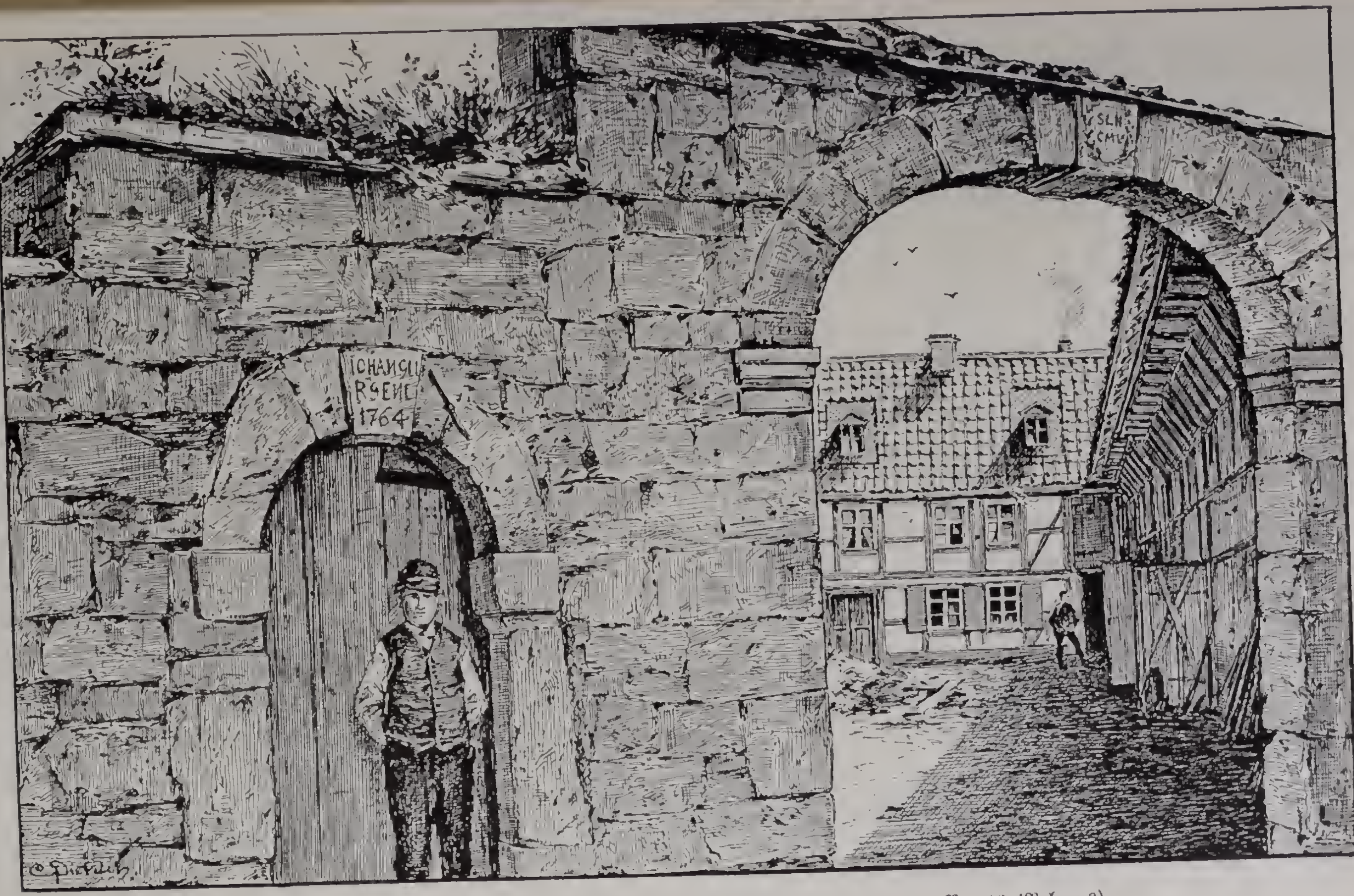


Fig. 34. Einblick in einen Hof nach „thüringischer Anlage. Kneitlingen Nr. 10 (Behrens).

regelmäßige Bergeplatz des Getreides für den Bauer im südöstlichen Sachsenlande erwähnt, während im sächsischen Hause die gesamte Ernte auf dem Bodenraume geborgen wird und Nebenscheunen früher so gut wie gar nicht vorkamen. Da die Glosse aus dem 14. Jahrhundert stammt und ihr Verfasser in der Gegend von Tangermünde angesessen war, an der heutigen Grenze des sächsischen Baues, so kann füglich seit jener Zeit (und dasselbe darf auch von der älteren Zeit gelten) von einem Zurückweichen des Einbaues und von einem Vordringen des oberdeutschen Hofbaues in den hier in Betracht kommenden Gegenden nicht die Rede sein. Umgekehrt aber ist er seit dem 18. Jahrhundert in die bis dahin feststehende Grenze des Sachsenhauses erobernd eingedrungen, wie oben gezeigt wurde[1]).

4. Hausſprüche.

Auch sie, die kaum früher an einem Hause in Stadt und Land fehlten, gehen mit den Neubauten und der neuen Zeit verloren. Selten, daß ein Bauer diese Sprüche bei einem Neubau wieder über seiner Thür anbringt — und doch, wie anheimelnd und schön waren sie und erscheinen uns heute noch die übrig gebliebenen Reste! Sie berichten von dem Sinne der Bewohner und erzählen uns ein Stück Baugeschichte, nennen das Jahr der Errichtung des Hauses und den Namen des Ehepaares, das hier zuerst Einzug hielt. Auch der Baumeister ist zuweilen genannt. War das Haus nach einem Brande entstanden, so ist oft auch ein Bericht über den Brand hinzugefügt. Meistens sind es fromme Sprüche, der Bibel und dem Gesangbuche entlehnt und daher in hochdeutscher Sprache; zuweilen, aber seltener zeigen sich dichterische Versuche, die wohl dem Pastor oder Lehrer des Dorfes ihre Entstehung verdanken. Ein Spruch schneidet sich leichter in das Holz ein, als daß er sich in den Stein meißelt, daher sind die Hausſprüche auch meist an die Gegenden mit Holzbau geknüpft und in Niedersachsens Städten reich vertreten. Gewöhnlich ist auf unseren Dörfern die lateinische Schrift dabei angewendet, ja zuweilen muß auch die lateinische Sprache brockenweise herhalten. Seltener ist Frakturschrift; hier und da ist die Schrift erhaben aus dem Balken herausgearbeitet, gewöhnlich aber vertieft angebracht.

Manchmal findet man die alten Sprüche aufgefrischt, z. B. mit Kalk eingerieben, so daß sie von den geschwärzten alten Eichenthorbalken bei den Sachsenhäusern sich gut abheben; meist aber sind sie verwittert und nur bei besonders

[1]) Es ist nicht nötig, auf das fränkisch-thüringische Haus hier näher einzugehen, da wir eine reiche Litteratur über dasselbe bereits besitzen. Außer den schon angeführten Werken von Meitzen und Henning mögen noch angeführt werden: Meringer, Das deutsche Bauernhaus (Mitt. d. Wiener Anthropol. Ges. XXII, 1892). Gustav Bancalari, Forschungen über das deutsche Wohnhaus (im Ausland 1890, 1891 und 1893). Derselbe, Das süddeutsche Wohnhaus fränkischer Form und thüringische Haustypen (Globus, Band 67, S. 201 u. 350) u. a.

guter Beleuchtung noch lesbar, teilweise auch durch übergenagelte Schilder der Versicherungsgesellschaften u. s. w. verdeckt. Oft kehrt bei ihnen der Gedanke wieder, daß das Haus in Gottes Hand stehe und daß er es in Zukunft schützen möge. „Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut“ oder „An Gottes Segen ist alles gelegen“ sind regelmäßig wiederkehrende Haussprüche. Ich gebe hier eine Auswahl, die sich vermehren läßt.

Alles, was mein Thun und Anfangen ist,
Das geschehe im Namen Jesu Christ,
Der steh mir bei früh und spat,
Bis all mein Thun ein Ende hat.

Bortfelder Haus von 1724.

* * *

Der Segen des Herrn machet reich ohne Mühe und Arbeit.
Item: ora, labora! Soli deo gloria. Anno 1744.

Grimmes Haus in Klein-Schöppenstedt.

* * *

Gott gebe allen, die mich kennen, was sie mir gönnen.

Haberlands Haus in Klein-Schöppenstedt.

* * *

Gott bewahre dieses Haus und alle, die da gehen ein und aus.

Schapen.

* * *

Mit Gott ist dieser Bau vollendet,
Preis sei ihm, der uns Kraft gesendet.
Er möge ferner gnädig walten
Und diesen neuen Bau erhalten
Und Schutz und Schirm sein, immerdar.

Achilles Haus in Rautheim. Jetzt abgebrochen.

* * *

Gottes Segen groß und klein, fahr auch in diese Scheuer ein.

Broistedt.

* * *

Ein jeder baut, wie's ihm gefällt,
Wer hier muß bauen auf der Welt.
Und ich baue nach meinem Wohlgefallen
Und lasse Gott als Vater walten.

Geitelde.

* * *

So der Herr nicht das Haus bauet, so bauen alle, die daran bauen, vergeblich.

Lindes Haus, Klein-Schöppenstedt 1727, und
Meiners Haus, Schulenrode (Nr. 5).

* * *

An der Scheune des Eulenspiegelhofes in Kneitlingen:

Gott schütze die verliehenen Güter,
Laß uns die Gaben wohl gedeihn,
Laß Feuersglut und Ungewitter
Entfernt von unsern Grenzen sein.
Wir bauen nicht aus Stolz und Pracht,
Sondern die Feuersglut hat
Uns am 29. November 1821 dazu gebracht.

Errichtet am 20. Juni 1822. Friedrich Fricke.
Frau Anna Elisabeth Fricken, geborene Sticheln.

Und am Stallgebäude daselbst:

Bleibt hier viel Böses unbestraft,
Viel Gutes unbelohnt,
So kommt ein Tag der Rechenschaft,
Der keinen Sünder schont.
Dann stellst du, Gott, den vors Gericht,
Durch den diese Feuersbrunst
Am 29. November 1821 des Morgens um 6 Uhr geworden ist.

Gott segne den Verbrecher, daß er bereuen mag,
Der dies verschuldet hat.
Ach Gott, vergieb doch dem die Sünde,
Laß doch ihn bei dir Gnade finden,
Der diesen Brand hat ausgeübt.
Auf allen seinen Wegen,
Gieb doch ihm Heil und Segen
Durch Christum unsern Herrn!
Errichtet den 14. September Anno 1822.

* * *

Gott bewahre dieses Haus und meinen Nachbarn und Nächsten auch.
Bergmanns Haus, Schulenrode (18. Jahrh.).

* * *

Die mir nichts gönnen und nichts geben,
Die müssen sehen, daß ich lebe.
Joachim Diedrich Scharenberg 1784. Tanndorf.

* * *

Ich baue nicht aus Lust und Pracht,
Die Not hat mich dazu gebracht.
Witwe W. J. S. C. Schrader geb. Müller 1848.
Tanndorf, errichtet nach einem Brande.

* * *

Böse Niemand. Das Gute Dir und mir. Gott allein die Ehr und Niemand mehr.
Harvesse, Haus von 1728.

* * *

Wenn der Neider noch so viel,
Es geschieht doch, was Gott haben will.
Wer bauet an der Straßen,
Muß die Narren reden lassen.
Groß-Brunsrode, Haus von 1723.

* * *

Gott, unsre Herzen bluten
Von deinen schweren Ruten,
Es ist um uns geschehn.
Dein Feuer schlug die Flammen
Schnell über uns zusammen,
Das Niemand konnte widerstehn.
Wir sehen nun die neue Hütte
Und loben Gott.
Brackstedt 1816 nach einem Brande.

* * *

In Gottes Namen fang ich an,
Was mir zu thun gebüret.
Mit Gott iſt alles wohlgethan
Und glücklich ausgeführet.
Was man in Gottes Namen thut
Mit glaubensvollem Sinn und Mut
Das muß uns wohl gedeihen.

Bevenrode Nr. 4 von 1856.

An die Vielſeitigkeit der oft von Humor gewürzten Hausinſchriften Oberdeutſchlands, namentlich in den Alpen, reichen unſere braunſchweigiſchen Hausſprüche bei weitem nicht heran. Auch jene auf den alten Holzhäuſern der Stadt Braunſchweig haben ähnlichen Charakter, wie die auf dem Lande, auch ſie zeigen meiſtens nur Erbauungsjahr, Namen des Beſitzers und einen frommen Spruch [1]).

[1]) Sie ſind geſammelt von C. Steinmann, Braunſchweigiſche Anzeigen 1879, Nr. 125, 126.

Der Bauer, die Hirten und das Gesinde.

Der Bauer. Wie überall in Deutschland ist auch bei uns der Bauer bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein ein Unfreier, Höriger gewesen, doch mag Braunschweig sich rühmen, daß hier eher als in irgend einem anderen deutschen Lande dem Bauern seine persönliche Freiheit verliehen worden ist. Die Abgaben und Lasten, welche in dem krieg- und pestverheerten Lande auf den Bauern ruhten, waren so unerschwinglich geworden, daß diese massenhaft in die Städte entliefen und viele Höfe wüst liegen ließen. Es war ihnen einfach unmöglich geworden, neben den drückenden Abgaben noch soviel zu erübrigen, daß sie und die Ihrigen notdürftig leben konnten. Zu den schlimmsten Abgaben gehörten die bûwdelinge und bûwlenynghe (Baudeling und Baulehnung), welche der Leibeigene an die Herrschaft dafür zu zahlen hatte, daß ihm der Hof, welcher an seinen Vater nur auf dessen Lebenszeit ausgethan war, nach dessen Tode wieder aufs neue zur Bewirtschaftung verliehen wurde. Der Unfreie hatte weder Eigentum an dem Hofe, den er bebaute, noch an dem Inventar; beides gehörte dem Herrn (Landesherrschaft, Kloster, Adlige), welcher bei der ersten Besetzung des Hofes auch die Aussaat hergegeben und dem beides bis zum Tode des Bauern verblieb. Auch dessen Verwandte und Kinder hatten kein Erbrecht, kein Recht auf die Nachfolge im Hofe; nur auf das Vermögen hatten sie Erbanspruch, welches der Unfreie sich etwa auf dem Hofe nach Abtragung seiner jährlichen Lasten erworben hatte. Ließ nun der Hofherr den Sohn des verstorbenen Bauern fortwirtschaften, so wurde ihm, abgesehen von der Zahlung der Baudeling oder Baulehnung, noch das besthoved, das Besthaupt, genommen; d. h. der Gutsherr holte ihm das beste Stück Vieh weg, damit der Bauer sich ja nicht einbilde, er sei Herr auf dem Hofe. Anfangs waren die Söhne froh, wenn sie um diesen Preis dem Vater auf dem Hofe folgen durften, später aber, als der Ursprung dieses Rechtes sich zu verdunkeln anfing, empfanden sie die Abgabe des besten Stückes Vieh beim Tode des Vaters als eine drückende Last. Selbst die Ehe eines Unfreien hing von der Zustimmung des Gutsherrn ab; denn er stand nicht unter dem allgemeinen Volksrechte, sondern unter dem Hofrechte. Wurde ihm vom Herrn die Erlaubnis zur Ehe erteilt, so hatte er dafür die bei uns bedemund genannte Abgabe zu leisten. (Näheres darüber im Kapitel „Heirat".)

Die Lasten und Abgaben hatten sich allmählich so gesteigert, daß der Bauer thatsächlich nicht für sich, sondern nur für den Gutsherrn arbeitete. Daß dieses nur widerwillig geschehen konnte, lag auf der Hand, und Zustände herrschten, die wir mit verwandten, wie sie jetzt noch in der Türkei bestehen, vergleichen können. Nicht eine Revolution von unten hat aber solchen unleidlichen und unnatürlichen Zustand in unserem Lande beseitigt, sondern die Landesherrschaft war es, die reformierend eingriff. Kaum war Herzog Heinrich der Friedsame 1432 zur Alleinregierung gelangt, als er die traurigen Zustände der ländlichen Bevölkerung aufbesserte. Auf dem Landtage vom 17. Mai 1433, auf dem die hohe Geistlichkeit, der hohe Adel, der Rat der Stadt Braunschweig und auch bûren erschienen, wurden Baudelinge und Baulehnung abgeschafft, statt des Besthauptes wurde das zweitbeste Stück eingeführt[1]) und zahlreiche andere Bestimmungen zur Erleichterung des Bauernstandes geschaffen. So wurde zuerst unter allen Ländern des heiligen römischen Reiches in Braunschweig das wohlthätige Gesetz geltend, welches die drückendsten Fesseln der Leibeigenschaft zerbrach und den alten, zur Ausnahme gewordenen Grundsatz „frei Mann, frei Gut" auch bei unserem Bauernstande wieder zur Geltung zu bringen suchte. Natürlich entwickelte sich die völlige Befreiung nur allmählich und eine ausdrückliche Aufhebung der Leibeigenschaft ist in Braunschweig niemals erfolgt. Seit der großen That Herzog Heinrichs des Friedsamen haben nachfolgende Landesherren die Rechtszustände der Bauernhöfe durch Begrenzung und Beschränkung der gutsherrlichen Rechte, namentlich des sogenannten Meierrechtes, mehr und mehr geordnet. Doch immer saßen die Bauern noch als Kolonen (Meier, Erbpächter u. s. w.) auf dem ihnen noch nicht eigentümlichen Boden, mußten sie Frohnden und Zehnten an die Cammer, die Kirchen, Klöster und Städte, die adligen Gutsherrschaften geben, gegen welche der Bauer aber einen fortgesetzten Kampf führte, der ihn schließlich zum freien Eigentümer des von ihm bebauten Grundes und Bodens machte.

Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Abgaben und Dienstleistungen sehr drückend, wenn sie auch gegen früher schon wesentlich abgenommen hatten. Dabei war die Form der Dienstleistungen eine solche, daß der Bauer nicht zur Ruhe kommen konnte und stets zuletzt an sich, zunächst aber an die Herrschaft denken mußte. Ich will das an dem Falle eines Obergischen Meiers zu Essinghausen hier näher beleuchten[2]). Der Halbspänner Hermann Langeheine im Hofe Nr. 14, der ein schornsteinloses, strohgedecktes Haus besaß, 52 Morgen Meierland und 3 Morgen einhauige Wiesen bestellte, 4 Pferde, 4 Kühe, 1 Rind und 2 Schweine hielt, hatte folgendes an Diensten

---

[1]) 1688 wurde das zweitbeste Haupt dann in eine Geldabgabe verwandelt und als Reallast auf das Grundeigentum gelegt. Während der westfälischen Zeit, die ja manches freisinnige Gesetz schuf, wurde diese Geldabgabe aufgehoben, 1816 aber in neubraunschweigischer Zeit wieder hergestellt. (Steinacker, Privatrecht des Herzogtums Braunschweig, S. 94.)

[2]) Handschriftliche Dorfbeschreibung von Essinghausen 1777.

Tafel V.



Bortfelder Bauer.

Joh. Heinr. Rischbieter, geb. 1822, photogr. 1894.

zu leisten: Zwei Tage wöchentlich mit dem Gespann dem adligen Hofe in Duttenstedt; jährlich zum burgvesten und Bedemundstage mit dem Spanne den Flachs des adligen Hofes aus den Rotten einfahren; dessen Heu hatte er gleichfalls mit den anderen Verpflichteten einzuführen, er mußte helfen, den Roggen des adligen Hofes mähen und nebst einem Binder aufbinden; einen Tag hatte er Flachs zu braken, einen Tag mußte er Schafe scheren, einen Tag Rüben roden, einen Tag Hopfen pflücken, einen Tag Hafer und Gerste aufharken und zwei Hedelöppe spinnen, die beim Leseholzsammeln gebraucht wurden. Er hatte außer den eben genannten persönlichen Diensten an „herrschaftlichen Gefällen“ zu leisten: monatlich an Kontribution einschließlich Fouragegeld 31 Mariengroschen; an Landschatz jährlich $1\frac{1}{2}$ monatliche Kontributionen. Dazu wurde von ihm Proviantkorngeld und Hafer „je nach dem Fuß der Kontribution“ gesammelt. Den Kornzehnten von 52 Morgen empfing der Herr von Oberg in Duttenstedt, der auch den Fleischzehnten erhielt. Letzterer bestand jährlich in einem Huhn, von jedem Kalbe und Füllen je 3 Pfennig, jedes zehnte Lamm und in einer Gans, wenn Langeheine über drei Stück hielt. Dazu kamen die „gutsherrlichen Gefälle“, weil der adlige Hof Gutsherr war, mit 30 Himpten Roggen und einem Rauchhuhn (rôkhaun).

In manchen Orten (z. B. Lehre) war statt des lebenden Rauchhuhnes das „Hühnergeld“ damals schon eingeführt; gewöhnlich 4 Gutegroschen pro Stück. Wurde das Huhn lebend gegeben, so mußte es groß und so stark sein, daß es aus einem Scheffel herausspringen konnte. Es ist dieser tinshân eine der ältesten Abgaben (pullus de areis der Urkunden). Widerwillig wurden alle solche Abgaben und Dienste geleistet. Die Bauern des Pfahldorfs Ölper, welche dem Rate zu Braunschweig „burgvesten“ mußten, sollen nur schimpfend in die Stadt eingezogen sein, wo sie den Altstadtmarkt von Schmutz zu reinigen hatten. Ärgerlich war der Bauer auch, wenn er die Sperlingsköpfe zu liefern hatte, wiewohl dieses nach der landesherrlichen Verordnung vom 11. Dezember 1749 nur zum Nutzen der Landwirtschaft geschah. In jedem Dorfe hatte ein Ackermann jährlich 120, ein Halbspänner 80, ein Kotsasse 60 Sperlingsköpfe bei Strafe von 4 Pfennig für jedes fehlende Stück abzuliefern; dabei durfte bei 2 gute Groschen Strafe kein „auswärtiger“ sein; auch waren die Köpfe anderer Vögel nicht gültig.

Neben den persönlichen Lasten erschien unter den Abgaben den Bauern am drückendsten der Zehnten (teged), dessen Ablösung auch erst das 19. Jahrhundert sah. Er ist ursprünglich eine geistliche Einrichtung, dringend gefordert schon 585 auf der Synode zu Maçon von den Bischöfen zum Unterhalt der Kirche und für die Armen. Lange noch bohrte die Geistlichkeit in dieser Richtung, bis Karl der Große, nachdem das Land der Sachsen unter seine Herrschaft gekommen war, 803 das Princip des Zehntens als göttlichen Befehl aussprach, ohne aber den weltlichen Arm dem geistlichen Gebote zu leihen. Der Unwille der Sachsen und anderer deutschen Stämme gegen die geistliche Neuerung war groß und hat bis zur letzten Garbe, die bei uns gezehntet wurde, angehalten.

Das Princip des freiwilligen religiösen Opfers, das anfangs dem Zehnten noch anhaftete, wurde seit dem Sturze Heinrichs des Löwen bei uns aufgegeben und aus einer kirchlich-religiösen wurde eine geistlich-weltliche Abgabe, ein Tribut; denn die geistliche Aristokratie vertrug sich mit der weltlichen über die Beute. Was die Pfarrer, die Armen und Dürftigen als Almosen erhalten sollten, das wurde von der geistlich-weltlichen Aristokratie an sich gerissen.

Der Zehnten wurde entweder von den Feldfrüchten gegeben (Fruchtzehnten) oder von den landwirtschaftlichen Tieren (Fleisch- oder Blutzehnten). Er gehörte zu den auf dem Bauerngute ruhenden, jetzt abgelösten Reallasten, welche entweder bei der Überlassung des Gutes vorbehalten oder seit ältester Zeit auferlegt waren. Verboten wurde die neue Auferlegung von Zehnten erst durch die Ablösungsordnung von 1834. Man hatte verschiedene Arten des Zehnten. Da gab es den Rott-, Noval- oder Neubruchzehnten, welcher von früher unkultivierten und erst später urbar gemachten Äckern zu entrichten war; den Brachzehnten, der von jeder Art der in der Brache bestellten Gewächse und Früchte (Flachs, Rüben, Kohl, Futterkräutern) zu zahlen war. In der Dorfbeschreibung von Adersheim (1749) werden folgende Arten von Zehnten aufgeführt: „Der große Zehnt gehört dem Domkapitel in Hildesheim, der Westfalenzehnt wird der kleine Zehnt genannt. Der Zehnt, so die Pfarre in Aderse im Bergfelde von 20 Morgen hat, der Jakobszehnt.“

Das Auszehnten geschah durch beeidigte Zehntmaler, die vom Zehntherrn gestellt und gelohnt wurden und für den Schaden verantwortlich waren, der durch Verzögerung beim Aussetzen des Zehntens entstand. Es durften auf dem zehntpflichtigen Lande nur solche Haufen gesetzt werden, die zehn oder zwanzig Garben (= $^1/_2$ oder 1 Stiege) hielten. Vor der allgemeinen Landesvermessung aus der Mitte des 18. Jahrhunderts mußte das gesamte Korn von einerlei Art in der ganzen Feldmark gemäht und in Stiegen gesetzt sein, bevor der Zehntherr verpflichtet war, mit dem Zehntzuge zu verfahren. Wegen der Unbilligkeit und vielen Unzuträglichkeiten, die hierdurch dem Bauer entstanden, wurde nach der Vermessung verordnet, daß der Zehntherr schon dann den Zehnten ziehen lassen mußte, wenn der Zehntpflichtige ihm anzeigte, daß das gesamte Korn derselben Art in einer Wanne abgemäht und in Stiegen gesetzt sei. Das Abzehnten des Roggens hatte am folgenden Tage nach der Anzeige zu beginnen; Weizen, Gerste, Hafer mußten binnen 24 Stunden abgezehntet sein. War die Zehntung nicht in der vorgeschriebenen Zeit erfolgt, so durfte der Zehntpflichtige selbst den Zehnten aussetzen. Erbsen, Linsen, Wicken, denen der Regen leicht schadet, mußte der Zehntherr acht Stunden nach der Anmeldung abzehnten lassen. (Vergl. auch S. 76 unter Teggedkamp.)

Erst dem 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, die letzten, dem Bauernstande bei uns anhaftenden Beschränkungen zu beseitigen. Nicht früher als 1832 wurden die Bauern in Bezug auf Militär- und Civilbeamtenstellungen, sowie Gerichtsbarkeit den übrigen Bürgern des Landes gleichgestellt. Im Jahre 1834 wurden alle Dienste und Zehnten für ablösbar erklärt und bestimmt, daß

nach erfolgter Ablösung jedes Bauerngut frei vom gutsherrlichen Verbande werde. Die Ablösungen sind heute wohl alle durchgeführt. Endlich wurde 1874 die Unteilbarkeit (Geschlossenheit) des bäuerlichen Grundbesitzes aufgehoben, so daß der Bauer fortan frei über sein Eigentum verfügen konnte[1]).

Saß so der freie Bauer auf dem freien Boden, so erfolgte gleichzeitig mit der Wegschaffung der letzten Spuren der ehemaligen Hörigkeit eine andere Maßregel, welche in der Landwirtschaft großartige Umwälzungen herbeiführte und in ihren Folgen nicht wenig dazu beitrug, den Bauer zu einem wohlhabenderen, zu einem ganz anderen zu machen, als er bisher war. Es war dieses die Separation, die mit dem Jahre 1835 beginnt und anfangs bei den Bauern auf harten Widerstand stieß. Die vom Vater auf den Sohn seit Jahren übergegangenen, mit Liebe gepflegten Grundstücke sollten durch andere, langgewohnte Verhältnisse durch neue, dem Bauern unsicher erscheinende ersetzt werden, so daß nach monatelangem Arbeiten der Feldmesser und zahllosen Schreibereien der Behörden der mißtrauische Bauer, wenn es an das Unterschreiben der Recesse ging, oft noch erklärte, ik underschrîwe nich, bis gelinder Zwang auf ihn ausgeübt wurde. Erst mit der Zeit freilich haben viele eingesehen, wie die Separation ihnen zum Nutzen gereichte. Gründlich und weitgehend waren die Veränderungen, die mit derselben sich verknüpften. Da verschwand der dem ganzen Dorf gemeinsame Besitz an Bruch und Heideland, Ängern und Triften, Wiesen und Weiden, welcher an die einzelnen Bauern verteilt und zu deren Ländereien hinzugeschlagen wurde. Die Felder, sonst meistens zerteilt in kleine Stücke, in den einzelnen Wannen liegend, so daß an einer einzigen Wanne oft 20 oder 30 Besitzer teilnahmen, wurden zusammengelegt und statt vieler kleiner Landstücke erhielt der Bauer nun eins oder mehrere große. Damit mußte die alte Dreifelderwirtschaft fallen, die dem Bauer die genaue Fruchtfolge von Winter- und Sommergetreide und Brache vorschrieb. Jetzt konnte er sich frei bewegen und nach Belieben bauen, während er früher sich nur an eine bestimmte Fruchtfolge halten mußte. Durchgreifend waren auch die Änderungen bezüglich der Viehzucht. Die gemeinsame Weide war verteilt, Koppelhütung und Weidefütterung fielen weg, die Hirten nach alter Art, welche des ganzen Dorfes Herden austrieben, wurden entbehrlich; die Stallfütterung wurde eingeführt und damit vermehrter Anbau von Futterkräutern. Gut, nützlich und notwendig waren diese Änderungen, aber mit ihnen verschwand viel Poesie vom Lande, trat größere Nüchternheit ein und wurde sogar der Charakter der Landschaft verändert, da die krummen Linien und mit ihnen die Abwechselung verschwanden und geometrische Formen die Herrschaft erlangten. Statt der Raine, Büsche, Änger zwischen den mannigfachen Feldern, die ein buntes Bild gaben, erblickt nun das Auge endlose, langweilige Spargel-, Rüben-, Kartoffel-, Kornfelder,

---

[1]) Über die bäuerlichen Rechtsverhältnisse und deren Entwickelung in Braunschweig vergleiche A. Steinacker, Partikulares Privatrecht des Herzogtums Braunschweig, Wolfenbüttel 1843, und A. Hampe, Das partikulare braunschweigische Privatrecht, Braunschweig 1896.

rauchende Schlote von Zuckerfabriken, statt des säenden und mähenden Landmannes — Maschinen.

Mit der durchgeführten Separation ist auch der Bauer nach altem Schlage bei uns verschwunden, um so mehr, als die Mitte des 19. Jahrhunderts auch alle die großen politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen anbahnte, die bis in unsere Tage fortwirken. Was in diesen Blättern festgehalten werden soll, das ist der Bauer, der noch vor einem halben Jahrhundert lebte. Was an Sitten, Gebräuchen, Meinungen von ihm sich noch erforschen ließ oder in Überresten vorhanden, davon soll hier Kunde gegeben werden. Ihn zu kennzeichnen oder gar als „braunschweigischen" Bauer loszuschälen aus der Masse seiner niedersächsischen oder deutschen Genossen, dürfte schwer halten; er zeigt den allgemeinen Bauerncharakter, wiewohl mit Eigentümlichkeiten. Und selbst in einem so kleinen Lande, wie dem unserigen, zeigen sich noch Verschiedenheiten, die in letzter Linie auf einem geologischen Grunde beruhen: auf dem fruchtbaren Kleiboden des südlichen Teiles und dem ärmeren Sandboden des Nordens. Dadurch ist Wohlhabenheit und Fortschritt in verschiedenem Maße bedingt. Mehr noch nach alter Art lebt und denkt der Bauer des Nordens; teilweise schon im modernen Leben aufgegangen ist jener des Südens, wo Erziehung und Hauswirtschaft nach städtischer Art Platz gegriffen haben und die Landwirtschaft am höchsten entwickelt ist.

Nehmen wir den braunschweiger Bauer nach alter Art, so stellt er sich als ein phlegmatischer Mensch mit wenig ausdrucksvollen Zügen dar. Glatt rasiert ist noch das ältere Geschlecht, während bei dem jüngeren der Bart herrscht. Er ist kraftvoll, durchschnittlich von guter Gesundheit, vor allem ungemein fleißig in Haus und Hof. Mit geistiger Arbeit giebt er sich nicht gern ab; die mit der Hand geleistete Arbeit ist ihm die eigentliche. Was er durch seinen unermüdlichen Fleiß erworben, hält er durch seine Sparsamkeit zusammen. Im allgemeinen lebt er mäßig; protzend und verschwenderisch wird er bei Festlichkeiten, bei Hochzeiten und Taufen, da muß was draufgehen. Nicht selten artet bei ihm die Sparsamkeit in Geiz aus. Der materielle Besitz, sein Hof, sein Feld, sein Vieh, geht ihm über alles, und nach seinem Besitze regelt er seine Familienbeziehungen und Bekanntschaften. Reich zu reich. Die Tochter eines Wohlhabenden darf keinen Armen heiraten. Scharf besteht der Bauer auf dem, was er für recht hält; Gegengründen ist er, bei einmal gefaßter Ansicht, kaum zugängig. Er ist, wie man sagt, „dickköpfig" und zu Prozessen geneigt, die er unbeschadet der Kosten bis zum äußersten durchführt. Schlauheit und Pfiffigkeit fehlen dem Bauern so wenig wie ein stetes Mißtrauen, zumal Fremden gegenüber, bei denen er leicht Hintergedanken wittert. Gegen seinesgleichen ist er aber offen und frei, gerade bis zur Grobheit. Untereinander empfinden die Bauern diese Grobheit nicht; sie wird mehr fühlbar dem Städter, der abgeschliffene Manieren gewohnt ist. Freilich, das jüngere Geschlecht, das Reserveoffiziere (Söhne der Ackerleute) und in Schweizer Pensionen erzogene Töchter unter sich zählt, steht auf der Höhe städtischen Schliffes.

Zur Kirche hält die Landbevölkerung treu; der Besuch derselben ist ein regelmäßiger und der Einfluß des Geistlichen beim Bauern ein weit tiefgreifenderer als beim Städter. Unsere Landleute sind fromm ohne Frömmelei. Der politischen Gesinnung nach sind sie konservativ und monarchisch. Überall hängt das Bildnis des Kaisers und des letzten Herzogs in den Bauernstuben und gern erfüllen die Bauernsöhne ihre Militärpflicht. Lobend wird erwähnt, wie vortrefflich bei Manövern die einquartierten Soldaten in unseren Dörfern aufgenommen werden. Es mag wenig Bauernhäuser im Braunschweigischen geben, in welche keine Zeitung kommt und das Politisieren ist dem flachen Lande nicht mehr fremd. Frei, offen und mit Geschick vertritt der Bauer seine Sache im Landtage, wo sein Einfluß maßgebend, aber auch sein Klasseninteresse stark hervortritt, so daß der Blick auf das allen Gemeinsame oft getrübt erscheint.

Schattenseiten mangeln nicht. Daß es mit der Reinlichkeit nicht so bestellt ist, wie es sein sollte, erkennt man leicht; selbstverständlich herrschen hier Abstufungen, aber auch schwer reiche Bauern stehen hinter Städtern von geringem Einkommen in allen die Reinlichkeit und Lebensführung betreffenden Dingen zurück. Ästhetisches Gefühl sucht man vergebens und mit dem Einzuge städtischer Einrichtung, mit dem modernen billigen Tand in Kleidung und Gerät ist eine bedenkliche Geschmacklosigkeit ans Licht getreten. Sie kam nicht zur Geltung, als die Sitte noch rein bäuerlich war, als die Stuben und Kleider Zuschnitt nach der Väter Weise zeigten. Bauermädchen in grellbunten Kleidern, mit einem Hute voll Kunstblumen und dabei eine Kiepe auf dem Rücken sind keine seltene Erscheinung in den Straßen der Städte.

Das sechste Gebot soll nicht in der Achtung stehen, wie es der Fall sein müßte. Die Frau nimmt es heiliger mit der Ehe, als der Mann. Spottlieder, die des Bauern Verhältnis zur Magd geißeln, laufen um[1]). Das Mißtrauen, das schon als Zug des Bauern gegenüber Unbekannten angeführt wurde, beseelte ihn früher auch gegenüber allen Neuerungen. Er hielt fest an alten Einrichtungen und war schwer zu Änderungen in der Landwirtschaft oder zu einer guten Anlage seines erworbenen Barvermögens zu bewegen. Die Zeit ist allerdings lange vorüber und das „Geld im Strumpfe" ist zur Sage geworden. Mit großem Verständnis und glänzendem Erfolge hat der braunschweigische Bauer sich die Verbesserungen und Fortschritte der Landwirtschaft zu eigen gemacht, so daß er unter allen seinen Genossen im Reiche als einer der wohlhabendsten und gebildetsten dasteht.

Noch gelten amtlich die alten Benennungen der verschiedenen Abstufungen der Bauern, ohne daß ihnen ein besonderer Wert zukäme, denn auch hier

---

[1]) Vieles von dem, was Pastor C. Wegener in seiner Schrift über die Sittlichkeit auf dem Lande (Berlin, Verlag des deutschen Sittlichkeitsvereins), die sich auf Niederdeutschland bezieht, rügt, trifft bei uns zu. Manches derartige tritt in den folgenden Kapiteln zu Tage.

haben sich die Verhältnisse so verschoben, daß nach Maßgabe des Besitzes ein Kotsasse in einem Dorfe weit über einem Ackermanne in einem anderen steht. Darum sind die Insassen eines Dorfes aber keineswegs gleich und sie scheiden sich fast in soviel Stände, wie die Einwohner einer Stadt. Wir finden im Dorfe verpachtete staatliche Domänen und Rittergüter, denen fast der gesamte Grund und Boden zugehört, so daß eigentliche Bauern dort nicht vorhanden sind und die Dorfbewohner nur die Stellung von Arbeitern und Tagelöhnern einnehmen. Sie machen aber die Minderzahl aus, da der eigentliche freie Bauernstand bei weitem überwiegt. Dieser gliedert sich folgendermaßen (in der hier behandelten Gegend, andere Bezeichnungen herrschen in anderen Teilen des Herzogtums):

Ackerleute	mit ursprünglich	120	Morgen	(= 4 Hufen)	und	4	Pferden
Halbspänner	" "	60	"	(= 2 ")	"	2	"
Kotsassen	" "	30	"	(= 1 ")	"	2	"

Die beiden ersteren Stände sind die eigentlichen und ursprünglichen Bauern mit den ersten Ansprüchen an das Gemeindeeigentum und bevorzugt vor den übrigen[1]). Wie die Kotsassen hinzukamen, mußten sie sich mit dem Genüge sein lassen, was jene beiden ihnen abtraten oder neues Land roden (vergl. S. 60 unter Köterkamp). Die unterste Stufe nahmen die Brinksitzer ein, deren Häuschen am Rande (brink) des Dorfes lagen und die keinen oder geringen Grundbesitz hatten. Schafe durften sie nicht auf die Weide treiben, nur eine Kuh, Schweine und Gänse zu dem Weidevieh stellen und nach Verhältnis für diese zum Hirtenlohne beitragen. Am niedrigsten stehen die Anbauer, die letzten Ankömmlinge im Dorfe, ohne Grund und Boden, nur auf ein Häuschen angewiesen.

Erwähnenswert mag noch sein, daß der Name der alten, ursprünglichen Hofbesitzer, die längst dahingegangen sind, an den jetzigen ganz anders heißenden Besitzern in einigen Dörfern noch haftet. In Waggum hieß 1754 der Besitzer von Nr. 1 Racke und so wird noch jetzt der gegenwärtige Eigentümer Lehrmann gerufen. Nr. 13 damals Gödecke, heute Gils, der Gödecke-Gils genannt wird; Nr. 19 im Jahre 1754 Kurt Bente, jetzt Mellien, der Bente gerufen wird. In Bortfeld ist es ähnlich; der jetzige Besitzer des alten Wolterschen Hofes wird Wolter-Wehmer gerufen; ja, bei Gremmel fügt man die Namen von drei früheren Besitzern seines Hofes gelegentlich hinzu und nennt ihn Behm-Meier-Sauer-Gremmel.

Die Hirten. Auch dem alten Hirtenstande hat die Separation den Untergang gebracht. Früher, zur Zeit der Dreifelderwirtschaft, wurde das Brachfeld regelmäßig beweidet und auch die großen Gemeindeanger dienten der

[1]) Beispielsweise: Bei der Teilung des Brennholzes aus dem Gemeindewalde von Klein-Stöckheim erhielt ein Ackerhof doppelt soviel wie ein Halbspänner (handschriftliche Dorfbeschreibung von 1767). In Denstorf bekam ein Ackermann 1 Klafter Holz und 1 Schock Wasen nach der forstmäßigen Regulierung; ein Groß- und Kleinköter halb soviel, ein Brinksitzer nichts (Dorfbeschreibung von 1771).

gemeinschaftlichen Weide der Dorfinsassen. Wie genau hier alles geordnet und bestimmt war, erkennen wir z. B. bei Abbenrode (handschriftliche Dorfbeschreibung von 1775): „Im Winterfelde wird mit Hornvieh, aber nicht mit Schweinen, bis alten Bartolomäi (12. August), im Sommerfelde bis alten Medardus gehütet, im Elme mit den Schafen und Schweinekoppel mit dem Hause Destedt. Auf dem Tie Privatweide, hinter der Lahe ein Gehölz für Kälber, auf dem Leerwalde ist mit Pferden, Kühen, Schafen und Schweinen Koppel mit den Grenzdörfern Anger." Änger finden wir aber kaum noch, denn sie sind zu Ackerland gemacht, die Stallfütterung und der Anbau von Futterkräutern ist allgemein und vom alten Hirten sind nur noch hier und da Spuren vorhanden. Mit ihnen ist auch ein Stück Poesie verschwunden.

Noch im Anfange des Jahrhunderts hatte jedes Dorf sein besonderes Hirtenhaus, das auf dem Gemeindeboden errichtet war; bei den Rundlingsdörfern lag es meist auf dem freien Dorfplatze in der Mitte, bei den anderen am Rande. In Dibbesdorf z. B. berichtet die handschriftliche Dorfbeschreibung von 1754: „Der Schulmeister, Kuh-, Schweine-, Ochsen- und Gänsehirt wohnen in einem Hause, so vor dem Dorfe liegt." Diese Häuser sind dann vielfach die Wohnungen des Feldhüters, Pannemanns, und schließlich zu Armenhäusern der Gemeinde geworden, oft aber haftet noch an ihnen der Ausdruck pannehûs. Die Gemeinden mieteten alljährlich ihre Hirten durch Darreichung des Mietpfennigs um Fastnacht, „wobei gewöhnlich großer Streit um die Personen, ob der alte beizubehalten oder ob ein neuer zu mieten sei"; Stimmenmehrheit entschied.

Wie die Hirten gestellt waren, erkennen wir wieder aus der Dibbesdorfer Dorfbeschreibung, welche als Durchschnitt gelten mag. „Der Kuhhirt hat einen kleinen Garten, 4 Morgen Wiesen und pro Stück Vieh vierteljährlich 2 Mariengroschen. Der Schweinehirt hat einen kleinen Garten, eine kleine Wiese und 25 Himpten Roggen von den Bauern, an Geld 15 Mariengulden jährlich. Der Ochsenhirt erhält 20 Himpten Roggen und Futter für eine Kuh. Der Kälberhirt 7 Himpten Roggen und an Geld 7 Mariengulden. Es giebt zwei Nachthirten, einen für die Ackerleute, den anderen für die Köter. Der Nachthirt der Köter erhält jährlich 6 Thaler 20 gute Groschen. Der Gänsehirt bekommt täglich etwas zu essen und jährlich 4 Mariengulden Geld" (1754). Es war also ein armes, schlecht bezahltes Geschlecht [1]).

Eine ganz besondere Stellung nahmen die Ohehirten ein, deren Spuren ich aber nur im Amte Salder gefunden habe. Es ist wohl dasselbe, was Schambach in seinem Wörterbuche von Göttingen-Grubenhagen unter auhêre verzeichnet und als Unterhirte, Hirtenjunge, Hütejunge, Handbube erklärt. „In manchen Gemeinden stellt ein Haus nach dem anderen jedesmal auf einen Tag

---

[1]) Die in vieler Beziehung merkwürdigen rechtlichen Verhältnisse der alten Braunschweiger Hirten behandelt Scholz der Dritte ausführlich in der Zeitschrift für Landwirtschaftsrecht, Braunschweig 1840, Band II, S. 187 ff.

einen Mann oder einen schon ziemlich erwachsenen Jungen, der dem Gemeindehirten helfen muß." Im Braunschweigischen scheint das Wort ausgestorben zu sein; es lautete hochdeutsch Ohehirt, wie aus einem Zeugenverhör in Sachen der Gemeinde Heerte wider Georg Lappen daselbst 1592 hervorgeht[1]). Die Fragen daselbst lauten: „Ob stets zu Heerte das Ohe- oder Nebenhirtengehen gebräuchlich gewesen? Ob jeder Einwohner, wenn er an die Reihe gekommen, soviel mal er zwei Kühe gehabt, soviel Tage einen Ohe- oder Nebenhirten habe halten müssen?" Das Ohehirtgehen mußte von Nachbar zu Nachbar angesagt werden; jener Lappe aber, wiewohl er 20 Kühe gehabt, weigerte sich dessen. Die Helmstedter Juristenfakultät entschied aber, er müsse einen Ohehirten stellen.

Jetzt sieht man noch hier und da (z. B. in den Büttels) den Schweinehirt, swên, bei seinem Borstenvieh mit dem langen Horn, auf dem er drülütjet oder tûtet. Die häufigste Erscheinung ist noch der Schäfer, schâper, da große Güter noch Schafe halten und auf die Weide bringen. Sie haben ihre Kollegen überlebt, wiewohl gerade sie die am wenigsten angesehenen unter allen Hirten waren. Die landesherrliche Verordnung vom 6. Juli 1747 besagt: „Die Schäfer sollen ihrer Hantierung wegen (weil sie nämlich den bei Seuchen gefallenen Schafen das Fell abziehen) nicht für unehrlich gehalten und bei ihrem Tode nach christlichem Gebrauche beerdigt werden. Wer ihnen Schäferekelnamen, als Dollfiller, beilegt, soll mit dem kâk (Schandpfahl) oder Gefängnis, oder Karrenschieben bestraft werden." Etwas ist von den alten Anschauungen noch geblieben; man hält die Schäfer für faul und übelriechend und die Jugend ruft ihnen zu:

Schâper Lûlei, stinket as en fûl ei.

Man kennzeichnet die Schäferfaulheit auch durch folgende Geschichte. Ein Schäfer lag weinend unter einem Baume, an welchem sein brotgefüllter Ranzen hing. Auf die Frage Vorübergehender, was ihm fehle, antwortete er, ihn hungere. „Komm her, hier hast Du Brot", sagten die. Worauf der Schäfer erwiderte: Ja, wenn ik upstân wulle, dann brûke ik man na mîn'n hoister to langen, da is brot enaug inne.

Auch ruft man dem Schäfer zu:

Schâper, wo haste dîn mâken?
„In der kâre verstâken."
Schâper, wo haste dînen bunten bock?
„Hei geit vorup un treckt en tropp[2])."
Schâper, wo haste dîn schinkenstücke?
„In der linken kittelficke."

Mit ihrer alten Ausrüstung und dem schönen Hunde[3]) an der Seite sind

[1]) Mitgeteilt in den Braunschweiger Anzeigen von 1750, Nr. 42.

[2]) D. h. geht als Leithammel dem tropp, Trupp, der Herde voran.

[3]) Die Hunde der Schäfer und überhaupt der Hirten mußten früher große, fünfviertel Ellen lange, starke Schleif- oder Zwerg- (Quer-) Knüttel am Halse tragen, damit sie das Wild nicht verfolgen konnten; auch der Bauer mußte seinen Hund „knütteln" und durfte ihn nicht mit ins Feld nehmen. Wer sich dagegen verging, zahlte 15 Thaler Strafe. Landesherrliche Verordnungen vom 8. Januar 1638 und 11. Juni 1717.

die Schäfer der letzte, auch mehr und mehr schwindende Rest des Hirtenwesens in unserem Lande.

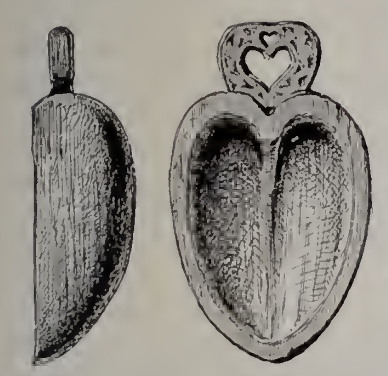


Fig. 36. Hölzerne geschnitzte Schöpfkelle der Schäfer. Sammlung Basel.

Die Ausrüstung der Schäfer war eine eigentümliche und auf hohes Alter deutende; hier und da findet man sie noch. Ein Hauptstück war der schâperranzen oder holster, ein rucksackartiger Beutel aus derbem Leder, in welchem der Schäfer Brot, Medikamente u. dergl. bei sich führt. Er wird an der Seite an einem breiten, über Schulter und Brust gehenden Lederriemen getragen, der mit Messingzieraten und Messingringen, die klingend herabhängen, versehen ist. Das wichtigste am Ranzen aber ist eine Troddel, die aus Röhrenknochen mit abwechselnd dazwischen liegenden Querscheiben geziert ist. In die Knochen sind Ornamente, Gesichter u. s. w. eingeschnitzt und mit farbigem Wachs ausgelegt. Dann gehört dazu eine hölzerne Füllkelle in Form einer Schaufel, etwa 18 cm lang, die der Schäfer zum Wasserschöpfen benutzt (Fig. 36). Weiter ein Trinkhorn, aus Kuhhorn gefertigt, mit Lederriemen, hölzernem Boden und Stöpsel, dann ein kleines Salbenbüchschen, 8 cm lang, aus dem Ende eines Kuhhornes verfertigt (Fig. 37 *a* und *b*). An diesem manchmal Schnitzereien ursprünglichster Art. Es enthielt eine Salbe gegen den Grind der Schafe. Der Schäfer verfertigte auf dem Felde beim Hüten seiner Schafe diese Gegenstände selbst; auch die früher in den Bauernwirtschaften üblichen „schöttelkränse“ zum Aufsetzen der heißen Schüsseln, die geschnitzten Ellen, die Bindepflöcke (zum Garbenbinden), die „krûselketten“ aus einem Stück Holz und dergleichen waren Arbeiten der Schäfer. Seine Schafe kommandierte er mit



Fig. 37. *a* Schäfertrinkhorn, 20 cm lang. *b* Salbenbüchse, 8 cm lang. Beides aus Kuhhorn. Sammlung Basel.

Fig. 38. Schäferhaken.

dem schâperhaken, einem lanzenartigen Instrument, dessen eiserne Spitze eine kleine Schaufel bildet, an welcher seitlich ein Haken sitzt (Fig. 38, S. 161). Mit der Schaufel wirft der Schäfer Erde nach den sich verlaufenden Schafen, mit dem Haken zieht er sie zu sich am Beine heran. Der Stab des Hakens endigt unten in einer messingnen Zwinge, dem Band (bend). Wie die Bauern trug der Schäfer einen großen, runden, schwarzen Filzhut, mit breiter, gerade abstehender Krempe, die gegen den Regen schützte, bei gutem Wetter aber an zwei Seiten mit Hülfe von durchgezogenen Schnüren aufgeklappt werden konnte, so daß dann der Hut einen Dreimaster bildete, dessen eine Spitze nach hinten zeigte, während vorn die Krempe heruntergelassen wurde, um das Gesicht gegen die Sonne zu schützen.

Zu den Obliegenheiten der Schäfer gehörte auch das ôrmâlen ihrer Tiere. Die Schafe der in einer Herde vereinigten verschiedenen Besitzer wurden nämlich zur Unterscheidung voneinander durch besondere Einschnitte in die Ohren gekennzeichnet. Bei dem einen wurden die Spitzen der Ohren abgeschnitten; ein Dreieck aus dem Rande geschnitten beim zweiten; ein rundes Loch angebracht bei den Schafen des dritten, oder man schlitzte die Ohren der Länge nach auf u. s. w. und schuf so eine große Anzahl Male[1]).

Wie überall in Deutschland war der Schäfer auch bei uns Philosoph. Er hatte Zeit, in der Einsamkeit über alle Fragen, die in seinen Gesichtskreis kamen, nachzudenken. Er beobachtete das Wetter und weissagte dasselbe, er kannte die Volksüberlieferung und die Heilkräuter. Ich habe noch manches von den wenigen Schäfern, die heute die Fluren beziehen, mitgeteilt erhalten.

Das **Gesinde** auf dem Hofe wird zusammengefaßt unter der Bezeichnung die deinste. Die Stellung des Bauern ihm gegenüber war früher eine ganz patriarchalische. Seine Familie aß mit den Dienstboten an demselben Tische, aus derselben Schüssel, was dadurch um so weniger auffällig war, als nur ein geringer Bildungsunterschied zwischen Herr und Knecht, Frau und Magd bestand und nur die Besitzverhältnisse einen Unterschied bedingten. Bei kleinen Bauern findet man dieses Zusammenessen noch jetzt.

Das Ackergesinde zog nach erhaltenem „Miet- oder Gottespfennig“ stets zu Martini an und verpflichtete sich für ein ganzes Jahr, daher die noch vorkommende Redensart, hei mâket martinich, für einen, der zu früh den Dienst verläßt. Schon früh[2]) wurde bestimmt, daß das Gesinde nur in Geld, nicht aber in Naturalien zu entlohnen sei, auch sollte ihm kein Feld, statt Lohnes, zur Bebauung überwiesen werden. Allein hier war die Macht der Gewohnheit und der verhältnismäßige Mangel an barem Gelde auf dem Lande stärker als

[1]) Solche Malzeichen am Vieh kommen schon in der Offenbarung Johannis vor (13, 17), sind bei den alten Indiern bekannt, finden sich bei den Renntieren der Lappen und anderer Nomaden, bei dem Vieh in der Schweiz, das auf die Almen getrieben wird, bei den Enten und Gänsen an der Nordsee u. s. w. (Andree, Ethnographische Parallelen. Neue Folge, S. 75, wo diese Eigentumszeichen ausführlich behandelt sind.)

[2]) Landesherrliche Verordnung vom 27. Oktober 1740.

das Gesetz. Es wurde, noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, viel mit Zeug und Flachs gelohnt.

Ein Knecht erhielt (in den Dörfern nach dem Elme zu) außer Schuhzeug auch einen Himpten Lein zum Säen, ebenso der Enke. Eine Magd erhielt zwei Stiege Leinen und zwei Paar Schuhe, ein Paar Pantoffeln und eine Jacke; außerdem einen Himpten Lein zum Säen. Der Flachs für das Gesinde stand in einer Fläche und wurde nur durch frâdeln, kleine Hörste einer beliebigen anderen Frucht, geschieden. Zu einem Himpten Lein für das Gesinde gehörten 40 Ruten Land. Der Flachs des Knechtes oder Enken kam gewöhnlich deren Eltern zu gute, welche jenen dafür die Wäsche besorgten. Waren Eltern nicht vorhanden, so nahmen diejenigen den Flachs in Empfang, welche die Wäsche des Knechtes wuschen. Die Mägde dagegen behielten ihren Flachs für sich, doch war die Herrschaft verpflichtet, alle Arbeit an der Zubereitung desselben machen zu lassen. Auch Wolle (zwei Pfund im Jahre) wurde den Dienstboten geliefert; dazu kamen die für Weihnachten versprochenen Geschenke und bei der Ernte wurden an jeden afkräper, Mägde und Enken, Schürzen und Ärmel geliefert.

In anderen Gegenden herrschten etwas andere Verhältnisse. So bekam in Eischott in den sechziger Jahren eine Magd ein paar gewebte Röcke, zwei Paar Strümpfe, Schuhe und Lederpantoffeln, zehn Thaler bar, dazu eine Stiege Leinen, auch wurden für sie zwei Viertelfaß Lein ausgesäet. In Watenstedt bei Jerxheim erhielt in den fünfziger Jahren eine Magd acht bis zehn Gulden, eine, auch zwei Stiegen Leinen und einige Boten Flachs; auch säete der Herr für sie einen halben oder ganzen Himpten Lein[1]). Das Vorherrschen des Flachses bei der Lohnung des Gesindes führte (wenigstens im Amte Salder) dazu, daß Knechte und Mägde von ihrem Herrn als mîn linhêre (mein Leinherr) sprachen.

Die Stellung der Knechte und Mägde auf einem Hofe, ebenso die Bestimmung der Arbeiten, die ein jeder zu leisten hatte, war und ist streng geordnet. Folgendes bezieht sich auf einen großen Hof der Dörfer zwischen Braunschweig und dem Elme.

1. Der Großknecht, grôtspänner, hat für sämtliche Pferde Futter zu schneiden und führt beim Ausziehen zur Feldarbeit das erste Pferdepaar. Auf dem Felde hat er das Land zu befurchen (befôren), bei der Ernte mäht er vor. Bei Tische saß er neben dem Herrn, er folgte auch beim Zugreifen aus der Schüssel nach diesem und der Frau.

2. Der erste Hofknecht ist nur für die Arbeit auf dem Hofe und hat mit den Pferden nichts zu thun, oder nur im Ersatzfalle. Er besorgt das Säen und das Dreschen steht unter ihm. Er, sowie der Großknecht, müssen vier Himpten Korn tragen können. Bei Tische hat er den Platz nach dem Großknecht.

3. Es folgt der Schäfer dem Range nach, wo ein solcher vorhanden.

---

[1]) Letzteres nach Geschichte der Spinnerei in Braunschweig. Harzzeitschrift 1886.

4. Der Sechstenknecht, sesstenknecht, führt das fünfte und sechste Pferd (dritte Pferdepaar), woher der Name. Beim Auszuge zur Feldarbeit folgt er mit seinem Gespanne an dritter Stelle.

5. Der Junge oder enke; er ist der Lehrling auf dem Hofe und hat sein Pferdepaar, sowie das des Großknechtes zu versorgen, der sein besonderer Lehrmeister und Gebieter ist, während der Sechstenknecht ihm nichts zu befehlen hat. Beim Auszuge zur Arbeit folgt er mit seinen Pferden an zweiter Stelle, hinter dem Großknecht. Bei Tisch ist er der letzte.

6. Die Großmagd, dat grôte mâken, hat gewöhnlich das Rindvieh zu versorgen, das Haus in Ordnung zu halten und das bessere Schuhzeug sowie die Kleider des Herrn und der Bäuerin zu reinigen. Auf dem Felde hat sie beim Mähen hinter dem Großknecht zu râpen, d. h. aufzubinden, wobei ihr der Junge hilft. Bei Tische trägt sie die Speisen auf.

7. Die Kleinmagd oder dat lütje mâken hat die Schweine zu füttern und das grobe Schuhzeug zu schmieren. Beim Mähen hat sie hinter dem ersten Hofknecht zu râpen. Im Winter trat für sie, wie für die Großmagd, das Spinnen statt der Feldarbeiten ein; in einigen Gegenden helfen auch die Mägde beim Dreschen. Nach dem Essen hat die Kleinmagd den Tisch aufzuräumen.

Die Kost auf dem Lande ist einfach, kräftig und vor allem sehr reichlich. Wenn, wie früher allgemein üblich, Bauer und Bäuerin samt ihren Kindern mit dem Gesinde an einem Tische speisten, so versammelte man sich pünktlich um 12 Uhr, Sonntags gleich nach der Kirche. Die Tischordnung war folgende: Bauer, Bäuerin, Großknecht, Hofknecht, Schäfer, Sechstenknecht, Junge, Großmagd, Kleinmagd, Kinder. Die gewöhnlichen Speisen sind Suppe, Rindfleisch, Pökelfleisch, Sauerkraut mit Kartoffelklößen, Braunkohl, Braten bei besonderen Gelegenheiten oder Sonntags, Erbsen, Linsen, Bohnen, Mohrrüben, im Herbst Gans mit Mehlklößen. Abends werden viel Pellkartoffeln gegessen (pûlers oder slüe-kartuffeln im Amte Salder), wobei es Sitte ist, daß die Mägde nicht am Tische sitzen, sondern stehend ihre Mahlzeit einnehmen. Zu diesen Kartoffeln wird ausgelassener Speck mit Zwiebeln (stippelse mit zipollen) gereicht. Im Sommer aß (oder ißt) man oft Salat in Buttermilch gekocht, ein Gericht, das ütschenlennen (Froschlenden) heißt. Andere derartige Ausdrücke sind „Strohlehm“ für Sauerkraut mit Kartoffeln, während Mohrrüben „Galgennägel“ oder „Polizeifinger“ genannt werden. Am Sonnabend giebt es gewöhnlich Kartoffelbrei, daher: kartuffelbrî, woche vorbî. Sonntag, Dienstag und Donnerstag waren Fleischtage, an denen selbst der kleine Bauer seinem Gesinde Fleisch vorsetzen mußte. Auch die Kost schwankte nach der Gegend und war in Einzelheiten verschieden. Nördlich der Linie Braunschweig — Helmstedt wird das Blut aller Schlachttiere (Rind, Schwein, Schaf, Ziege) genossen und Pottwurst bereitet, eine Wurst aus Blut und Buchweizengrütze. Dieses geschieht nie südlich der genannten Linie, wo nur Schweineblut in der Gestalt von Rotwurst verzehrt wird.

Die Spinnstube.

In großer Anzahl findet man bei uns auf den Feldern noch alte Spinnwirtel und im städtischen Museum ist eine bedeutende Sammlung derselben vereinigt. Alle sind ziemlich roh mit der Hand geformt und die vorgeschichtlichen lassen sich von den mittelalterlichen kaum unterscheiden, höchstens deutet die Art des Fundes darauf hin, ob wir es mit früheren oder jüngeren Erzeugnissen zu thun haben. Auf dem Lande kommen die Wirtel als „Schlüsselsteine“ vor; man bindet sie an Schlüssel, um diese vor dem Verlieren zu bewahren. Die zu den Wirteln gehörigen Spindelstäbe, gewöhnlich aus Holz, haben sich natürlich nicht erhalten. Sie waren in früher Zeit mit einer Kerbe zum Festhalten des Fadens versehen. Antike römische Spindeln von Knochen zeigen auch diese Kerbe, an deren Stelle später ein eiserner Haken trat, wie er bei den heute noch im vollen Gebrauch befindlichen Spindeln in Italien, Griechenland und dem Orient sich findet.

Wann bei uns das Spinnen mit der Spindel ganz abgekommen ist, läßt sich nicht sagen. Sicher hat es noch längere Zeit sich neben dem Spinnrade erhalten und ist durch dieses nur allmählich verdrängt worden, ja, in einigen Gegenden Deutschlands wird jetzt noch mit der Spindel gesponnen[1]). Diese Verdrängung begann mit der Erfindung des Spinnrades in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Braunschweig rühmt sich, den Erfinder zu seinen Bürgern gezählt zu haben. Über ihn und die Erfindung, wie er sie gemacht hat, scheint wenig bekannt zu sein. Das nachstehende bringt Rehtmeyer[2]): „Eben dazumal (1530) sollen auch die Spinnräder, deren sich jetzo das Frauenvolk bedient, von einem Bürger und kunstreichen Steinmetzer und Bildschnitzer mit Namen Meister Jürgen erdacht und hierher gebracht syn, welcher Meister in einem Kruge jenseits Ölper damals gewohnt, wovon derselbe Krug noch jetzo den Namen hat, daß er zum Spinnrade genannt wird. Dieser Meister hat auch das Epitaphium

[1]) Bei Muskau in der wendischen Lausitz (Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1882, S. 36 nebst Abbildung), in der Gegend von Tübingen und im Remsthale (daselbst 1883, S. 31).

[2]) Braunschweigische Chronik 1722, II, S. 879.

des alten berühmten Patricii Gerhardi Pauls in der St. Martinikirchen gegen der Kanzel über gemacht und sein eigen Bildnis darunter eingehauen" [1]).

„Der Krug jenseit Ölper", den der Chronist erwähnt, und an dem damals die Überlieferung haftete wie heute noch, „liegt im Dorfe Watenbüttel und führt das Schild „Zum Spinnrade".

Ob das Jahr 1530, wie Rehtmeyer es angiebt, richtig ist, scheint zweifelhaft, denn schon in einem handschriftlichen Neuen Testament der Wolfenbüttler Bibliothek, welches 1524 der Nürnberger Künstler Niklas Glockendon mit schön ausgemalten Bildern schmückte, ist eine Frau mit einem Spinnrade dargestellt und neben ihr eine andere, welche noch mit der alten Spindel spinnt [2]). Das Spinnrad ist hier nach der älteren Form gebildet, die bei uns als „Langschwanz" bekannt und bis in den Anfang des Jahrhunderts noch vielfach im Gebrauch war, bis diese Art durch die hohen Wocken verdrängt wurde. Bei den Langschwänzen sitzt das Rad unten rechts seitwärts von der Dieße, während es sich beim hohen Wocken unter der Dieße befindet [3]). Alte wie neue Form des Spinnrades ist aber jetzt in dem Teile Braunschweigs, von dem wir hier reden, im Verschwinden, nur wenige alte Frauen spinnen noch etwa vorhandene Flachsvorräte ab, denn der Flachsbau ist so gut wie eingegangen. Im Amte Vechelde waren in der letzten Zeit noch wenige Hektaren mit Flachs bestanden. Im Weserdistrikte steht es damit aber besser.

Einst war aber der Flachsbau weit bei uns verbreitet und wogende blaue Flachsfelder erfreuten das Auge. Heute ist ein Flachsfeld eine Ausnahmeerscheinung, die freudig inmitten der Spargel-, Rüben- und Kornfelder überrascht. Verfallen sind die Flachsrotten, die als unbenutzte Gruben daliegen und vom jüngeren Geschlechte nicht mehr gedeutet werden können; sehr selten noch hört man den Webstuhl auf den Dörfern klappern. Die mit Dampf betriebenen Spinnmaschinen und das Überhandnehmen der Baumwolle haben den Flachs verdrängt und nur als Sage vernimmt man, daß die hoch im „schap" aufgestapelte „selbstgesponnene Leinwand" die beste von allen sei.

Noch im Anfange des 19. Jahrhunderts konnte gesagt werden, der Flachs mache den „Hauptgegenstand der Nationalindustrie" aus und in keiner Gegend Niedersachsens wurde so viel Fleiß und Mühe auf dieses Erzeugnis verwendet, wie im Braunschweigischen. „Bei dem Tagelöhner und Handarbeiter ist der Flachs das erste Requisit seiner Nahrung; bei dem Dienstboten besteht ein Teil seines Lohnes darin und der wirkliche Ackerbauer lebt in einigen Gegenden fast

---

[1]) Vergl. darüber auch Schmidt, Die St. Martinikirche. Braunschweig 1846, S. 104.

[2]) Das Bild ist wiederholt in Görges, Vaterländische Geschichten, Braunschweig 1843, I, 269.

[3]) Die allmählichen Veränderungen des Wockens sind in einer Arbeit von Th. Voges geschildert „Zur Geschichte der Spinnerei im braunschweigischen Lande" (Harzzeitschrift 1886).

ganz von der Flachskultur[1])." Infolgedessen beschäftigte sich auch alt und jung, „selbst angesehene Frauenzimmer", mit dem Spinnen. „Man staunt über die Summen, die dadurch im Lande gewonnen werden: Garn erhält nicht allein die ganze Industrie, Garn deckt auch die meisten Einfuhrartikel und ohne Garn würde ein Nationalbankerott unvermeidlich sein[2])."

Namentlich in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde der Flachsbau von der Regierung eifrig gefördert; es erschienen volkstümliche Belehrungen über denselben, Verordnungen gegen die Verfälschung des guten, aus Riga bezogenen Leinsamens, und in den Dorfbeschreibungen mußte vermerkt werden, wie es um den Flachsbau stehe und ob Leineweber im Dorfe ansässig seien[3]). Diese hatten bisher, gleich Schindern und Tatern, zu den „unehrlichen" Leuten gehört, wie das auch noch in dem bekannten Liede „Die Leineweber haben eine saubere Zunft" durchklingt. Aber von ihrer Nützlichkeit überzeugt, erschien am 14. Mai 1729 eine landesherrliche, nicht gerade gut stilisierte Verordnung, welche besagt: „Die Leineweber sollen für ehrliche Leute gehalten werden und soll dieselben Niemand wegen ihres Handwerks zu schmähen, zu schimpfen und ihnen dergleichen injurieuses, als daß sie die Leiter zum Galgen bei der Exekution tragen müßten, vorzureden, bei 50 Thaler fiskalischer Strafe, sich zu unterfangen."

Die Weberei stand in hoher Blüte und viele Weber auf dem Lande hatten es zu großer Kunstfertigkeit gebracht. Noch haben sich in Schränken und Museen die alten Tafeltücher, Handtücher, Kissebüren erhalten, in die sehr oft schöne Muster, Figuren und Sprüche eingewebt sind. Jeder Weber hatte sein eigenes Musterbuch, zeichnete und komponierte sich seine Vorlagen. Sehr schöne fand ich in einem Musterbuche aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, das ich in Klein-Schöppenstedt für das Städtische Museum erwarb und das gleichzeitig als eine Art Familienchronik zu Einschreibungen benutzt wurde.

Eng hing der Flachs mit dem Fühlen und Denken unseres Volkes zusammen und im Aberglauben wie in den Sprichwörtern spielte er seine Rolle. Sollte der Flachs recht hoch wachsen, so hatte der Säemann den Sack mit der Leinsaat zunächst hoch in die Luft zu werfen, ehe er ihn in das Saatlaken ausschüttete. Daß der Flachs gut und reich gedeihe, gingen Frauen am Johannistage zwischen 11 und 12 Uhr um das Flachsfeld herum und faßten immer stillschweigend den Flachs an. Hatten Frauen und Mädchen den Flachs gejätet (ewaiet), so mußten sie einen Purzelbaum machen (koppôwerslâ'en), sonst gedieh der Flachs nicht[4]). An ein Flachsfeld durfte man nicht pissen, denn sonst blieb der Flachs kurz. Lange Eiszapfen (isschöckeln) am Dache deuten

[1]) Hassel und Bege, Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel u. s. w. I, 139 (1802).

[2]) Daselbst I, 189.

[3]) Z. B. Denstorf 1771: „Die Leute applizieren sich auf Flachsbau." Groß-Gleidingen betrieb 1771 „vornehmlich Spinnerei", wozu viel Flachs gebaut wurde.

[4]) Muddersprake, Plattdeutsche Zeitschrift von Th. Reiche. Braunschweig 1888. Band I, S. 4.

auf langen Flachs im kommenden Jahre; der Flachs gedeiht gut, wenn der Braut auf dem Kirchgange heimlich Leinsamen in die Schuhe gelegt wird (in Nordsteimke). In Groß-Winnigstedt läuteten die Mädchen an den Glockenseilen am zweiten Osterfeiertage und je länger sie läuteten, desto länger wuchs der Flachs. Nachts durfte kein Garn auf dem Haspel bleiben, weil sonst das Vieh krepierte, die Kühe verkalbten, auch entfernte man (Groß-Denkte) das Garn vom Haspel, wenn die Kuh kalben wollte[1]).

Auch einige Rätsel beziehen sich auf das Spinnen. Die zehn Finger am Wocken werden darin folgendermaßen geschildert:

Et gingen tein Tâtern
Um einen bôm un snâtern.
Wat snâtern dei Tatern,
Wat flôgen dei klâtern,
Wo wackelt dei bûk!

in anderer Form (Eitzum) heißt das Rätsel: Et flâtern tein Tâtern um einen bôm, se tattern un tattern bet se den bôm alle harren.

Auf die Speichen am Spinnrade bezieht sich folgendes: Et slâpet acht junfern in einen bedde, keine li't vorne und keine li't hinnen.

Von dem Loche (spill-lock), durch welches der Faden auf die Spindel geht, heißt das Rätsel: Wer hat de lüttjeste gârendôr?

Die langen Winterabende, an denen das junge Volk auf dem Lande nicht recht weiß, was es anfangen soll, begünstigten die Zusammenkünfte in den Spinnstuben. Was dem Städter Theater, Konzert, Klub oder Wirtshaus war, das gewährte der Dorfjugend die Spinnstube: Unterhaltung. Dabei arbeiteten die Mädchen meist fleißig und es war ein großer Ruhm, die tüchtigste und fleißigste Spinnerin zu sein. Da aber die männliche Jugend in den Spinnstuben erschien, so wurde der Verkehr unter beiden Geschlechtern oft ein sehr freier und die Behörden begannen einzuschreiten. Ein Erlaß des Herzogs Karl I. vom 2. November 1767 wendet sich gegen die Ungebührlichkeiten in den Winterspinnstuben, wo „von denen dahin zusammenkommenden Knechten und Mägden viele Ungezogenheiten begangen, unziemliche Lieder gesungen und schandbare Handlungen vorgenommen werden". Man weiß, wie es mit der Befolgung solcher Verbote geht; die Sitte oder Unsitte ist stärker als sie. Darum heißt es wieder in einer 1821 von den fürstlichen Kreisgerichten ausgegebenen „Anweisung für Ortsvorsteher": § 33. Unerlaubte Zusammenkünfte von Personen beiderlei Geschlechts, vorzüglich in Spinnstuben, sind nicht zu dulden und diejenigen zur gerichtlichen Anzeige zu bringen u. s. w. Trotzdem hat sich das Spinnstubenunwesen erhalten, so lange es diese überhaupt gab und wo die Spinnstuben in unserer Nachbarschaft noch gebräuchlich sind, wie im Solling, da sind die Hausväter zusammengetreten und haben sich gegenseitig verpflichtet, unbeaufsichtigte Spinnstuben bei sich nicht mehr zu dulden[2]).

[1]) Diese letzteren Formen des Aberglaubens nach Voges in Harzzeitschrift 1886.

[2]) So im November 1894 im Solling zu Volpriehausen, Delliehausen, Gierswalde, Schlarpe, Offensen u. s. w.

Die Spinnstuben hatten ihre bestimmten ungeschriebenen Regeln und Gesetze, die allerdings von Gegend zu Gegend verschieden waren. Aus eigener Anschauung vermag ich sie nicht mehr zu schildern und was hier gegeben wird, ist nach den Erzählungen von solchen, die als Spinnerinnen oder männliche Besucher daran teilnahmen, und nach wenigen anderen Quellen wiedergegeben.

Die Spinnstuben begannen mit dem Herannahen des Winters, wenn die Arbeiten auf dem Felde beendigt waren, in vielen Dörfern um Martini, und dauerten bis Fastnacht, spätestens bis zum Palmsonntag, da um diese Zeit andere Arbeiten gemacht werden mußten. Die abendlichen Versammlungen gingen reihum, waren bald in diesem, bald in jenem Hause der Angehörigen einer bestimmten Spinngesellschaft. Zu einer solchen, die je nach der Gegend tropp oder rott hieß, gehörten vier, höchstens acht Mädchen, die unter sich befreundet oder verwandt waren. Die Mägde bildeten den Grundstock, doch gesellten sich ihnen die Bauerntöchter zu. Die Alten spannen für sich. Anfangs war das weibliche Geschlecht allein und erst später, etwa um 8 Uhr, erschienen die männlichen Besucher, die bis dahin ihre Arbeit gethan hatten und nun anfangs bescheiden, dann aber immer dreister in die Gesellschaft eingriffen.

Die Grundlage der Spinnstuben war ein rühmlicher Fleiß der Mädchen. Auf großen Höfen, wo zwei und mehr Mägde waren, mußten die Mädchen tâl oft mit zwei Händen spinnen, das heißt eine gewisse Anzahl von löppen Garn vom Freitag bis zum Freitag fertig bringen, gewöhnlich zehn bis zwölf und mehr. In der rûmwôke, der Raumwoche, der ersten nach Neujahr, fand zuweilen ein Wettspinnen statt, dessen Ergebnis die rûmtâl war. Hatte ein Mädchen seinen Flachs am Freitag Abend nicht abgesponnen und die vorgeschriebene Anzahl Löppe nicht geliefert, so hieß es von ihm, et mot up'n bullen rien, und in früherer Zeit sollen die Mädchen denn auch thatsächlich in solchem Falle auf den Dorfbullen gesetzt worden sein. Der Sonnabend war gewöhnlich frei, dann wurde nicht gesponnen, aber die Paare fanden sich doch zu freier Einzelunterhaltung abends zusammen, „denn Sonnabend ist Kommabend".

Ganz leicht wurde den Mädchen übrigens die Vollendung ihrer Arbeit nicht immer, da fortwährend Störungen der eingedrungenen männlichen Jugend stattfanden. Anfangs benahm sich alles in dem wenig durch den lüchter (Öllampe mit hölzernem Ständer) oder kleine Ölkrüsel erleuchteten Gemache noch sittsam und manierlich, bis ein kecker Knecht einem Mädchen die Dieße vom Wocken wegnahm, die alsdann mit einem Kusse eingelöst werden mußte. Wollte ein Mädchen auf diese Weise ihre Dieße nicht einlösen, so kam es vor, daß der Knecht wegen der Abweisung den Flachs in Brand setzte. Es folgten Erzählungen, deren Inhalt fast durchweg ein stark erotischer war; sie gehören unter die *κρυπτάδια* und können hier nicht mitgeteilt werden.

Neben den erotischen Erzählungen, welche allerdings vorherrschten, sind auch solche ernsteren Inhalts zu verzeichnen und da ist keine schöner, als die von den slickern. Mit diesem Ausdrucke bezeichnet man die Fäden, welche beim Spinnen, etwa wegen eines Knotens, abgerissen werden. Sparsame Spinne-

rinnen benutzen sie wieder und spinnen sie an; aber die rîwe (verschwenderische) Spinnerin wirft sie fort. Nun wird erzählt, daß ein armes Mädchen sich die slicker, welche ein reiches fortgeworfen, gesammelt und daraus ein Kleid habe weben lassen. In diesem erschien sie auf der Hochzeit der Reichen, die ihr verächtlich zurief: Was willst Du hier in meinen slickern? Der Bräutigam aber, welcher erfuhr, um was es sich handle, verstieß sofort die reiche, verschwenderische Braut und freiete das arme und sparsame Mädchen.

Die Erzählungen in der Spinnstube wechselten ab mit Liedern, die in hochdeutscher Sprache gesungen wurden und auch nicht immer die feinsten waren.

In manchen Dörfern herrschte bei vieler Freiheit doch auch eine gewisse Selbstzucht in den Spinnstuben und es erfolgte unter Umständen Ausschließung anstößiger Personen. Ein Knecht, der ein Mädchen verführt hatte, hieß, wenn die Folgen sichtbar wurden, ein „Angebrannter" und durfte nicht mehr in der Spinnstube erscheinen. Über das Mädchen hielt man aber eine Art Gericht, indem man ihr in der Spinnstube das folgende Lied sang, worauf sie wegblieb:

Schatz, sag an, warum so traurig,
Und Du sprichst kein Wort mit mir.
Ja, ich seh's an Deinen Augen,
Daß Du viel geweinet hast.

Und wenn ich auch geweinet hab',
Was geht denn Dich das an!
Denn ich trag unter meinem Herzen
Ein kleines Kindelein.

Darum brauchst Du nicht zu weinen
Und brauchst auch nicht traurig sein.
Denn ich will's Dir schon ernähren
Und will auch sein Vater sein.

Was hilft mir Dein Ernähren?
Meine Ehre ist doch dahin,
Lieber wär' ich schon gestorben
Und läg' im Grabe drin.

Und wärst Du auch gestorben
Und lägst im kühlen Grab,
So thät mein Herz sich kränken
Bis an den jüngsten Tag.

Es ist aber in anderen benachbarten Gegenden mindestens ebenso frei hergegangen wie im Braunschweigischen [1]).

Besonders ausgeprägte Spinnstubenspiele und -Sitten herrschten in den Drömlingsdörfern, Amt Vorsfelde, wo viel altertümliches sich bis auf die neuere Zeit erhalten hat [2]). Zu Anfang und Ende der Spinnstube fand das krüselan-

[1]) Pastor Röver in Wernigerode berichtete 1739 an den Grafen Christian Ernst v. Stolberg über die Zusammenkünfte in den Spinnstuben, die oft bis spät in die Nacht dauerten. Erst wurde eine kurze Zeit gesponnen und dabei ein Lied aus dem Gesangbuche gesungen, bald folgten aber die „Schelmenlieder" und allerlei Spiel und Heiratswahrsagerei.

[2]) Ebeling, Blicke in vergessene Winkel, II, S. 217.

und abtrinken statt, wenn der von der Decke der Spinnstube herabhängende Krüsel zuerst angezündet und zuletzt wieder verlöscht wurde. Man trank Bier und Branntwein und speiste Milchsuppe, Eier, Wurst u. dergl. Ein Hauptscherz war die Veranstaltung eines niphauns, Nickhuhns, welches wahrsagen mußte. Ein Mädchen wurde zwischen Stöcken eingeklemmt und mit weißen Laken so vermummt, daß es nur den Kopf frei bewegen und mit ihm nicken konnte. Dann wurden ihm allerlei Fragen vorgelegt, zumal wurde nach den Schätzen der anwesenden Mädchen gefragt, wobei es, wurde der richtige Name genannt, nickte.

In der Adventzeit erschien der Schimmelreiter in den Spinnstuben, während er in anderen Gegenden bei anderen Gelegenheiten auftrat. Es ist ihm ja oft mythischer Inhalt zugesprochen worden. Hier im Drömling wurde ein Bursche in weiße Laken gehüllt, vorn trug er etwas, was einem Pferdekopfe entfernt ähnlich war (eine ausgestopfte weiße Hose oder dergl.); begleitet von anderen Burschen, die Hemden übergezogen hatten und mit Peitschen knallten, jagte er durchs Dorf.

Auch der Erbgander, der Gänserich, der auf einem ererbten Hofe groß geworden war, spielte eine Rolle in jenen Spinnstuben. Er erschien am Tage Petri (24. März) schön mit bunten Bändern geputzt, wurde mit Branntwein dûne gemacht und in diesem Zustande als Orakel benutzt. Mit den Flügeln schlagend und aufgeregt wankte das betrunkene Tier zwischen den Spinnerinnen umher, welche brennende Lichter in der Hand hielten. Verlöschte eines durch den Flügelschlag des Ganders, so mußte die betreffende Spinnerin im Laufe des Jahres sterben; die aber, deren Kerzen brennen blieben, wurden Bränte.

Allzuviel Zeit durfte übrigens auf die Spiele und Thorheiten nicht verwendet werden, denn die Mädchen hatten ihr bestimmtes Maß Garn abzuliefern. Der Tanz, der manchmal die Arbeit unterbrach und der auf der Däle stattfand, dauerte nur kurze Zeit. Gegen ihn, der in den Grenzen der Sittsamkeit blieb, ließ sich nicht viel einwenden; aber schlimmer war die „Blusterstunde“, dann wurden die Lichter ausgeblasen. Es wird manches, wahrscheinlich übertrieben, von dieser Blusterstunde erzählt; nimmt man aber nur einen kleinen Teil des Erzählten für wahr, so waren die Vorgänge vom Standpunkte der Sittlichkeit schlimm genug.

In den Hötzumer Spinnstuben wurde die Frage aufgeworfen: Wollen wir Blusterstunde oder slêpenschau spielen? Beides nicht ohne Bedenken. Bei letzterem kam es darauf an, daß die Mädchen sich auf den Schoß der Burschen setzten und daß hierbei die Paare so lange wechselten, bis die zu einander passenden zusammen gekommen waren. Das wurde durch das Weiterschieben oder „Schleifen“ eines holschen (Holzschuhs) angedeutet, mit dem einer der Knechte im Kreise der Spielenden stand, wobei er fragte:

Slêpenschau
Wem betau?
User ôlen bunten kau.
Slêp wê'er Krischan Snêe.

wobei der Holzschuh diesem Christian zugeschoben wurde und dessen Schöne nun das Recht hatte, sich auf seinen Schoß zu setzen.

Besonders stolz waren die Mädchen auf ihre Spinnräder, die sie schön upflîeten, herausputzten. Das um den Flachs gewickelte bunte Pappblatt, das Wockenblatt[1]), heißt auch wockenbreif, wenn darauf ein Spruch in Goldschrift steht. Diese Sprüche sind teils allgemeiner Natur oder bringen Widmungen von Freunden und Freundinnen, teils aber beziehen sie sich auf das Spinnen selbst und hier ist die niederdeutsche Sprache noch oft in ihrem Rechte. Ich habe folgende gesammelt:

Top, top, top,
Alle stunne en lop.

* * *

Spinne liebe Kleine,
Was du spinnst ist deine.

* * *

Wut du nich spinnen,
Krigst du kein linnen.

* * *

Spinne fein,
Das Garn ist dein.

* * *

Die Spinnerin ist ein fleißiges Mädchen,
Drum ist auch schön ihr Wockenblättchen.

* * *

Tocke flîtig immer dulle,
Von'r dîsse hen nâr rulle.

* * *

Fleißig mußt du sein,
Liebes Mädelein.

* * *

Mädchen spinne flink und fein,
Es soll zu deiner Aussteuer sein.

* * *

Spinnen is man lütjes gewinnen.
Wer et nich deit, mot seien, wo et geit.

* * *

Tock ût, tock ût,
So warst du brût.

* * *

Mâken most nich schrîen,
Ik will dik ja trien.

* * *

Gelegenheit macht Diebe,
Das sieht man bei der Liebe.

* * *

Stoßt an, ruft laut:
Es lebe die Braut.

* * *

---

[1]) In der Gegend von Seesen (z. B. Kl.-Rhüden) führt das Wockenblatt den auffallenden Namen arf.

Gesucht hab ich dies Herz für Dich.
♡
Ich bitte Dich, vergiß es nicht.

* * *

Frisch heran, tummelt Euch,
Spinnen macht uns ja alle reich.

* * *

Mein Spinnrad hat drei Beine,
Mein Schatz liebt mich alleine.

Zum Schmucke der Spinnräder, namentlich des Brautwockens, gehörten auch die wockenplöcke, kleine zierliche Schnitzwerke, welche an das Gestell gesteckt wurden. Sie waren mit Kettchen, Händen oder dergleichen versehen, meist aus hellem Holz und mit Kerbschnitten oder Blumenranken verziert, die mit farbigem Wachse ausgelegt waren (Fig. 39). Selbst der wockenhâken wurde verziert mit bunten Glasperlen, auch wohl einem kleinen Spiegel. Er diente dazu, um das Ende eines abgerissenen Fadens von der Rolle durch das spill-lock, die Tülle, zu ziehen.



Fig. 39.
Hölzerner Wockenpflock
(Sammlung Basel) $^1/_2$.

Die verschiedenen Thätigkeiten und Handgriffe, welche beim Flachse, von der Ernte bis zu seiner Ablieferung an den Leineweber, vorkamen oder noch vorkommen, in vielen Gegenden aber heute schon der Vergangenheit angehören, sind sprachlich von Belang. Ich führe sie hier der Reihe nach auf.

Sie beginnen mit dem trecken, dem Ausziehen der Flachspflanzen, die nicht gemäht werden. Nachdem diese in Bündel gebunden sind, werden sie zunächst auf dem reppelbôm ereppelt, d. h. sie werden durch eiserne Zähne, die senkrecht auf einem Balken (bôm) sitzen, durchgezogen, damit die knutten, die Samenkapseln, abgehen. Letztere, welche den Leinsamen enthalten, werden gedroschen und durch das knuttensêw gesiebt.

Der so gereppelte Flachs wird in faustdicke Bündel (bôten) gebunden, von denen wieder je zehn gemeinschaftlich zusammengebunden werden.

Es folgt alsdann das Rotten (rôten, rauten) in flachen Gruben mit Wasser[1]). Der faulende Flachs lag hier ungefähr eine Woche, damit die Epidermis sich zersetzte und löste; er wurde dann auf dem Stoppelfelde ausgebreitet und getrocknet, edrôget. Alsdann lag er in der Scheune bis zum Frühjahr, worauf er an sonnigen Tagen an der Luft ausgebreitet wurde.

Jetzt begann eine neue Folge von Thätigkeiten. Zunächst das treiten, die Auflockerung durch Aufschlagen mit

[1]) Flachsrotten durften bei 20 Mariengulden Strafe oder entsprechendem Gefängnis nicht in Strömen, Bächen oder Teichen angelegt werden, sondern nur in besonderen

der treite, einem Holzgerät, und das klöppeln oder Schlagen mit Holzschlägeln. Ferner diente zur Auflockerung und Absonderung der schêve das brâken, Brechen auf einem Holzbocke, in den oben scherenartig ein Hebel eingriff. Die letzte Reinigung von allem Anhängenden erfuhr der Flachs durch das swingen, wobei die hêde (Werg) entfernt wurde. Dazu dienten swingebrett und swingebock.

Die nächste Thätigkeit umfaßte das rippen. Was beim brâken und swingen noch nicht vom Flachse losgegangen war, wurde auf einem Lederpolster mit dem, wie ein Gerbermesser gestalteten rippîsen abgeschabt; endlich kam der Flachs durch die heckele, ein kammartiges, aus engen Eisenstacheln bestehendes Gerät, welches auf dem heckelstaul aufsaß und wobei die letzte Hede abfiel. Nun war er fertig zum Verspinnen und wurde in Bündel zu zehn Risten knotenartig zusammengebunden, welche knocke hießen.

Die Ausdrücke für die Bestandteile am Spinnrade sind die folgenden: Das ganze Gerät heißt der wocken. Der auf dem dîsenstock aufgewickelte Flachs bildet die dîse; er wird daran festgehalten durch ein umgeschlagenes Pappblatt, das wockenblatt, welches mit dem bunten wockenbend zusammengebunden ist. Unter der dîse sitzt eine kleine Blechschale mit Wasser, in welcher die Finger beim Spinnen angefeuchtet werden; sie heißt stippeding.

Aus der Dieße wird der Spinnfaden gezogen; er läuft von der Hand durch die tülle zur hufeisenförmigen, mit Haken versehenen spille (Spule). Auf der spille sitzt die rulle und hinter dieser der radförmige werbel. Über rulle und werbel kommt von unten her die treibende snaur, die über das Rad oder die drift geht. Durch trê'er (Trittbrett) und swengel wird das Rad in Bewegung gesetzt[1]).

Verschiedene landesherrliche Verordnungen von 1697 bis 1767 beschäftigen sich mit der Beschaffenheit des Haspels, der genau 4 braunschweigische Ellen, später 3¾ Ellen im Umfang haben mußte. Auf jedes lop Garn, es sei grob oder fein, mußten zehn Bind, auf jedes Bind hundert Faden kommen, so daß ein ganzes lop eintausend Faden enthielt. Die Bauermeister mußten in jedem Hause die Spinner kontrollieren, ob diese Verordnung auch eingehalten wurde und unrichtig gehaspeltes Garn wurde weggenommen. Der Haspel mußte, um seine Richtigkeit zu beweisen, einen amtlichen Brand tragen. Man besaß auch falsche Haspel, sogenannte krucken, welche, sofern man sie (landesherrliche Ver-

---

Gruben, so daß der Inhalt (das rôtwater) das fließende Wasser nicht verunreinigen konnte. Landesherrl. Verordnungen vom 29. April 1692 und 24. Juli 1721. Auch die Städter bauten Flachs. Die Stadtordnung von Braunschweig aus dem Jahre 1573 verordnet § 89: Es soll Niemand in der Oker zwischen der Stadt und Rüningen, auch nicht im Bruche (damals unbebaut) oder in den Stadt- und Neustadt-Marschgraben Flachs rotten (bei Festungsstrafe).

[1]) Die entsprechenden, größtenteils übereinstimmenden Ausdrücke der Bestandteile des Spinnrades im Lüneburgischen und Göttingenschen sind verzeichnet im Korrespondenzblatt für niederd. Sprache I, S. 77 und II, S. 29.

ordnung vom 20. November 1734) noch irgendwo antraf, sofort zerschlagen werden sollten. Diese kruck war eine lose Stange (Speiche) mit Knie, welche willkürlich in den Haspel eingesetzt oder herausgenommen werden konnte, wodurch Fälschungen verursacht wurden. Wer dreimal beim Haspeln mit der kruck betroffen wurde, kam an den kâk oder Schandpfahl[1]).

Der Haspel ist mit einem klöppel versehen, der durch eine einfache Vorrichtung an ein kleines Brett (wohl auch Metallglocke) anschlug, um anzuzeigen, daß ein lop voll sei.

[1]) Braunschw. Anzeigen von 1776, Stück 76.

Gerät in Hof und Haus.

Wenn ich hier auf die landwirtschaftlichen Geräte eingehe, so kann es nicht meine Absicht sein, dieselben nach der technischen und landwirtschaftlichen Seite zu behandeln. Aber das kulturgeschichtliche und sprachliche Interesse, welches denselben anhaftet, muß ich hervorheben. Auch sie sind in einer Umänderung begriffen und im Verlaufe eines Menschenalters ganz andere, weit vollkommenere geworden. Die alten Geräte, bei denen das Holz noch eine große Rolle spielte, beginnen zu verschwinden, oder haben schon als Brennstoff Verwendung gefunden, so daß sie nicht leicht noch in ihrer Urwüchsigkeit aufzutreiben sind. In den nördlichen Gegenden des Herzogtums mit ärmerem Boden, wo die Fortschritte der Landwirtschaft langsamer Platz greifen, sind die alten Geräte am ehesten zu finden und bei kleinen Bauern teilweise noch im Gebrauch.

Der Pflug. Das gilt zunächst von dem wichtigsten zur Bodenlockerung benutzten Ackerwerkzeuge, dem Pfluge, dessen Erfindung sich in der Urzeit verliert und der durch die Jahrhunderte hindurch sich, wiewohl in manchen Spielarten, unverändert erhielt. Schon die römischen Schriftsteller über Landwirtschaft warnten eindringlich davor, am Pfluge Veränderungen vorzunehmen und diese Lehre ist bis ins vorige Jahrhundert beherzigt worden[1]). Unser deutscher Pflug, von dem der niedersächsische nur eine Abart bildet, ist über 1000 Jahre alt, was sich durch eine angelsächsische Abbildung desselben aus dem 8. Jahrhundert beweisen läßt.

Der Pflug, wie er bis vor kurzem allgemein benutzt wurde, besteht aus zwei Hauptteilen; dem eigentlichen arbeitenden, die Bodenlockerung besorgenden Hinterteil, mit dem das Erdreich durchwühlenden und zerschneidenden Eisen, der Pflugschar, und dem Vorderteil, welcher zum Anspannen der Zugtiere dient und außerdem die Einrichtungen zum Stellen des Pfluges trägt, je nachdem mit diesem tief oder flach (flôte), breit oder schmal geackert werden soll. Ein Sech fehlt bei diesen Pflügen älterer Art.

Die einzelnen Teile des Holzpfluges älterer Art sind aus den Abbildungen ersichtlich. Ich habe sie nach einem Exemplar in Harvesse gezeichnet (Fig. 40

---

[1]) Vergleiche L. v. Rau, Die Geschichte des Pfluges. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1882, S. 134.

und 41). Der rûel ist eine kleine eiserne Schaufel, mit welcher der Pflügende die am Pfluge sich anhängende Erde abstößt; er hängt, wenn nicht benutzt, in einem Ringe, welcher an einer der störten sitzt. Die strîke oder das strîkbrett ist von Holz und im Grundriß dreieckig; es heißt auch polterbrett. Nach vorn, der Spitze zu, sitzt einseitig die Pflugschar, kurzweg îsen oder plaugîsen genannt. Zur Verbindung des Pflugs mit dem fahrenden Teile desselben dient der sichtebôm.

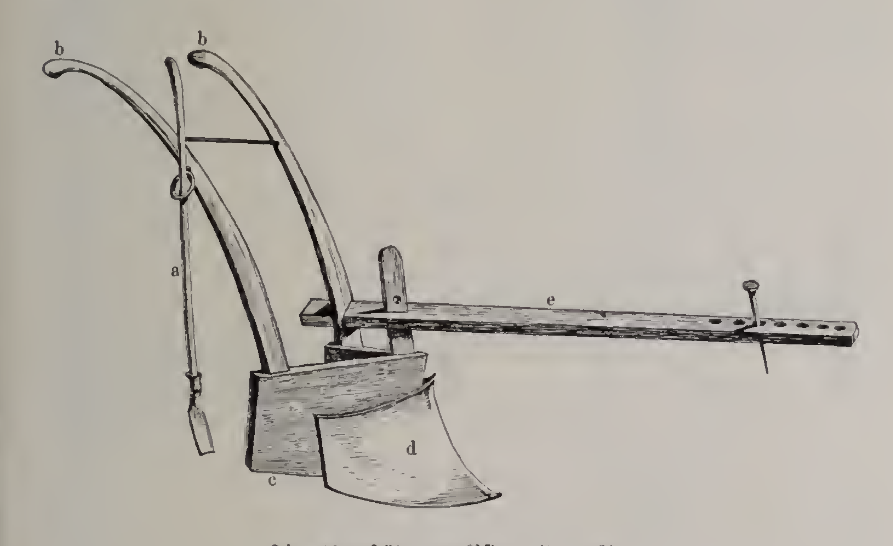


Fig. 40. Hölzerner Pflug älterer Art.

a rûel. b b störten. c strîke oder polterbrett. d plaugîsen. e sichtbôm.

Der fahrende Teil, an den die Zugtiere gespannt werden, heißt dat vortûg oder stell. Von letzterem Ausdruck kommt die Benennung stellwanne, d. h. jener Landstreifen, auf dem das linke Rad des stells geht, was sich auch der Nachbar beim Pflügen gefallen lassen muß. Die Befestigung des vortûgs am sichtbôm geschieht durch eine eiserne Kette, plaugkette, die durch einen vorgesteckten Nagel oder Pflock am sichtbôm festgehalten wird. Hauptteil des vortûgs ist der plaugrump oder das asseholt. Er trägt oben das zum Stellen benutzte gêrîsen und hat zwei ungleich große Räder. Das linke oder sâ'lrad (Sattelrad) ist kleiner als das rechte oder handrad, welches letztere in der tiefen Furche geht. Wenn das sâ'lrad beim Auseinanderpflügen in der Furche geht, so heißt der Landrest, welcher zwischen ihm und dem handrad liegt, balken. Im plaugrump sind zwei Einschnitte, durch welche die plaugtunge und der plaugschickelmann durchgreifen. Der letztere ist ein gekrümmtes Holz, welches zum Stellen des Pfluges dient, die tunge ist eine kleine Deichsel, an ihr hängt vorn der swengel, auch scherr oder scherrholt genannt, an welchen unmittelbar das oder die Tiere angespannt werden. Die Verbindung

des swengels mit der tunge wird durch einen eisernen Ring bewerkstelligt, welcher wê'e heißt, was darauf deutet, daß er ursprünglich aus Weidenruten bestand[1]).

Die alte Holzegge besteht aus den balken und tacken; die Stricke, welche sie mit dem swengel verbanden (an dem das Zugtier angespannt ist), heißen heitstricke. Um Quecken und anderes Unkraut, welches sich in die Zacken der Egge setzt, zu entfernen, wird der lichtehâke benutzt. Einmal eggen heißt ein tind, je öfter geeggt wird, desto mehr tind.

Fig. 41. Hölzerner Pflug älterer Art. Dat vortûg oder dat stell, Ansicht von oben und von hinten.

a swengel oder scherr, verbunden durch die kappe b mit der wê'e c. d plaugtunge. e plaugschickelmann (zum Stellen des Pfluges). f asse, assholt oder plaugrump. g sâ'lrad, das linke, es ist kleiner als das rechte in der Furche gehende handrad h. i plaugkette. k Querschnitt des sichtbôms. l gêrîsen.

Die Form der vierräderigen Ackerwagen (Leiterwagen, Mistwagen, Kastenwagen) ist im allgemeinen dieselbe wie früher geblieben; nur sehr selten noch findet man bei einem außer Gebrauch gestellten Wagen eine hölzerne Achse, die im Anfange des 19. Jahrhunderts noch vielfach bekannt war; überall sind eiserne im Gebrauche. An niederdeutschen Ausdrücken beim Wagen sind folgende zu bemerken: Der vordere Teil des Wagens heißt afsschemel; auf ihm sitzt der wenneschemel, welcher das Umwenden des Wagens ermöglicht. Die Deichsel heißt dîsze, sie ist mit der vorderen Achse durch die beiden waugarme verbunden. Die hintere eiserne Achse geht durch ein Holzgehäuse, das emm. Von den Hinterachsen gehen zwei starke Hölzer senkrecht aufwärts, die rungen, welche beim Kastenwagen die Seitenbretter desselben, oder beim

[1]) Es sind natürlich schon früher auch andere, abweichende Pflugarten im Braunschweigischen, je nach den Bodenverhältnissen, im Gebrauche gewesen, als der hier geschilderte Pflug. Vergl. darüber die Festgabe für die 20. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte, Braunschweig 1858, S. 7.

Leiterwagen die hôrt (Hürde) halten. Soll der Wagen verbreitert werden, so dienen statt der rungen die nach auswärts gekrümmten nissen. Die Kapsel an der Achse heißt schinkel. Der Kastenwagen ist hinten mit einem Querbrette, dem schütt, abgeschlossen. Das große Laken (oder die Plane), welches man über den Wagen zieht, heißt slachlâken, der lange Strick, den man über den beladenen Heuwagen zieht, heureit.

Die Pferde sind mit den köppelketten an der Deichsel befestigt. Ihr Geschirr heißt sêlentüg (Seilzeug). Es besteht aus bostblatt (Brustblatt), lanken (den langen, an den Seiten der Tiere verlaufenden Lederriemen), dem sêlenkissen auf dem Rücken und dem swansreimen. Das eiserne Gebiß heißt bêt; mit ihm sind verbunden koppreimen samt schûklappen (Scheuklappen), toggel und leite (Zügel).

Unter den Mähwerkzeugen tritt die seifze oder Sense in den Vordergrund. Die einzelnen niederdeutschen Ausdrücke, welche bei derselben im Gebrauche sind, können aus der Erklärung der Abbildung ersehen werden (Fig. 42). Das Wintergetreide, der Klee, der Raps, die Hülsenfrüchte werden mit der großen Sense, das Sommergetreide mit der Gestellsense abgebracht. Bei der letzteren sitzt das haberstell mit seinen langen Holzzinken am Sensenbaum. Das Dängeln der Sense heißt seifze kloppen; man benutzt dazu hâmer und stâwel. Zum Schärfen der Sense dient die strêke, das Streichbrett, ein flaches, mit Pech und scharfem Sande überzogenes Holz.

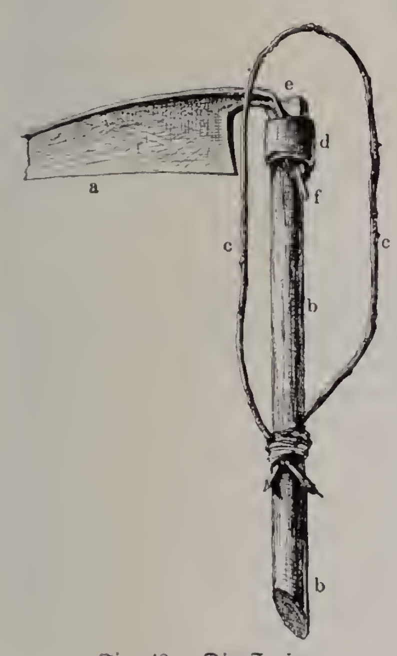


Fig. 42. Die Sense.

a seifze. b bôm. c grasboggel. d bend aus Eisen. e pôen oder kîl zur Befestigung des Sensenblattes im bend. f angele der seifze.

Noch vor dreißig und vierzig Jahren war ein altertümliches Mähwerkzeug bei uns im Gebrauche, wenn auch nicht allgemein; im Amte Salder hat es sich noch länger erhalten und mag hier und da noch zur Anwendung gelangen. Es ist dieses die sîe, gewöhnlich arftensîe genannt, eine kurze Kniesense, welche zum Schneiden der Hülsenfrüchte benutzt wurde (Fig. 43). Ein von mir in Lobmachtersen noch aufgefundenes Exemplar befindet sich im städtischen Museum. Diese sîe hat einen 50 cm langen Stil, welcher snêe und nicht bôm, wie bei der Sense, heißt; im stumpfen Winkel steht von ihm das 25 cm lange Kniestück ab, welches mit einer Höhlung an dem Arme des Mähenden anliegt. Das Sensenblatt ist kürzer als bei der eigentlichen Sense und nur 60 cm lang.

Während nun die sîe in der Rechten geführt wird, faßt die Linke den mâthaken (Mähhaken), einen 15 cm langen eisernen Haken, der an einem 85 cm langen Stiele sitzt und zum Zusammenraffen der Erbsen, Linsen u. s. w. dient. Dieses eigentümliche, überall im Verschwinden begriffene Mähwerkzeug (bei Einbeck soll es als sîdhâke noch vorkommen) hat sich in der letzten Zeit der besonderen Aufmerksamkeit der Volkskundigen zu erfreuen gehabt, seit Virchow es in den Vierlanden bei Hamburg beobachtete [1]. Nach den sich daran knüpfenden Erläuterungen von Dr. L. v. Rau stammt dieses Doppelmähwerkzeug aus Flandern; er bezeichnete es als Sichte; es ist auf alten Häusern Hildesheims abgebildet, bei den Siebenbürger Sachsen bekannt, nach England, Frankreich und Nordamerika mit den Belgiern eingewandert, und außer den angeführten Gegenden noch hier und da an der Mosel, im Elsaß und in Norddeutschland verbreitet [2]).



Fig. 43.
Sie (Kniesense) und mâthake aus Lobmachtersen. Städt. Museum.

Was die beim Dreschflegel vorkommenden Bezeichnungen betrifft, so erhellen sie gleichfalls aus der Zeichnung (Fig. 44). Man braucht beim Dreschen noch einen Rechen, ne harke, um dat korttûg aftoharken, einen Gängeflügel mit Holzstiel zum aftitjen, eine worpschüffel und ein sêw, Sieb. Von Rechen giebt es verschiedene Arten; ich erwähne nur die große smachtharke, mit der man die beim Binden auf dem Felde zurückbleibenden Halme (naharkelse) zusammenbringt.

Ohne irgendwie erschöpfend sein zu können, nenne ich von den landwirtschaftlichen Geräten noch die grêpe, messgrêpe, die dreizackige Mistgabel, die forke oder zweizackige Heugabel, die schüttgaffel, eine zweizintige Holzgabel zum Umwenden des gedroschenen Strohs, die plaggenkwicke, eine Hacke mit sehr breitem, schaufelartigem, rückwärts stehendem Eisen, benutzt zum Loslösen der Heidestücken (plaggen), die als Streu im Stalle dienen.

Das Butterfaß. Zu den Geräten, welche der neuen Zeit zum Opfer fallen, gehören auch die alten Butterfässer, die in den Hauswirtschaften, wo noch gebuttert wird, allmählich durch weit vollkommenere Apparate ersetzt werden und außer Gebrauch kommen. Noch mehr aber zum Untergange der alten

[1]) Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1889, S. 485.
[2]) Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1890, S. 153, 318, 396.

Butterfässer tragen die auch schon vielfach auf den Dörfern verbreiteten Molkereigenossenschaften bei, welchen die Milch eingeliefert wird und die ganz fabrikmäßig betrieben werden. Auf diese Weise werden nicht nur die alten Geräte hinfällig, sondern auch die sprachlichen Ausdrücke, welche mit der Milchwirtschaft verknüpft sind, gehen verloren, desgleichen mancher Brauch und Aberglauben, der sich an das alte Buttern knüpfte.

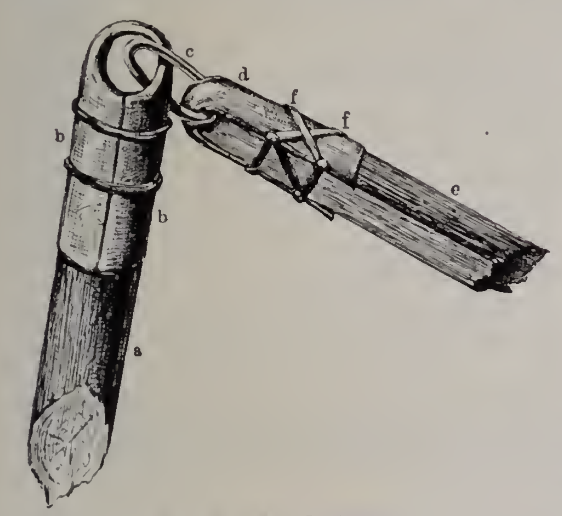


Fig. 44. Der Dreschflegel.
a handhabe. b de zweiteilige holtkappe. c mittelbend. d ledderkappe. e flårknüppel. f neirêmen.

Nur Europa und Asien sind die Heimat der Butterbereitung; in Afrika, Australien und Amerika ist sie unbekannt gewesen. Freilich läßt sich auch eine besondere Heimat der Buttererfindung schwerlich annehmen oder nachweisen; die Butterbereitung ist selbständig hier und da, wo man Milchvieh hielt, erfunden worden, aber den nordgermanischen Stämmen kommt jedenfalls die größte Ausbildung der Eßbutter zu, wie die sprachlichen Ausdrücke beim Buttern beweisen [1]).

Es giebt ältere Methoden zur Bereitung der Butter als jene mit dem Stoßbutterfaß, das nun auch verschwindet, aber über dieses hinaus vermögen wir andere Verfahrungsarten bei uns nicht nachzuweisen. Das Stoßbutterfaß hat den Zweck, durch die auf- und abgehende Bewegung eines Stempels in der Milch oder dem Rahm das in der Flüssigkeit verteilte Fett zu Butter zu vereinigen. In den Dörfern, wo noch selbständig gebuttert wird und die Molkereigenossenschaft mit ihren Maschinen noch nicht Einzug gehalten hat, finden wir das alte Butterfaß noch im Gebrauche. Gewöhnlich besorgen die Frauen das Buttern und nur selten wird der Stößer durch ein an der Wand angebrachtes, die Arbeit erleichterndes Wippgerät unterstützt.

Die sprachlichen Ausdrücke, die bei der Butterbereitung noch vorkommen, und Gefahr laufen verloren zu gehen, sind im Braunschweigischen folgende. Die melk wird in thönernen Schüsseln, satten, so lange hingestellt, bis der Rahm, flot, sich oben abgeschieden hat. Unter ihm bleibt die „dicke Milch", aus welcher der Käse bereitet wird. Das von der dicken Milch ablaufende

---

[1]) Vergl. das Werk von Benno Martiny, Kirne und Girbe. Ein Beitrag zur Geschichte der Milchwirtschaft. Berlin 1894.

Wasser mit den Milchsalzen, die Molken, heißt waddeke oder warke; es dient gewöhnlich als Schweinefutter. Der Rahm wird abgenommen, afeflôtet, und (15 bis 20 Liter) in das botterfat gebracht, wo er sich durch Stoßen in botter, die feste Fettmasse, und die übrig bleibende Flüssigkeit, bottermelk, scheidet.

Das Butterfaß ist stets von Holz; thönerne, wie sie im Hildesheimschen im Gebrauche sind, habe ich bei uns nicht gefunden. Es ist nach oben zu etwas kegelförmig, etwa 60 cm hoch und hat eine ungefähr 20 cm breite Öffnung; auf dieser sitzt das swêw oder der lütge tubben, ein kleines Gefäß, welches in der Mitte eine wagerechte durchlochte Scheidewand hat, durch die der Stößer hindurchgeht. Es dient dazu, die beim Buttern heraussspringende Milch aufzufangen. Der Stößer heißt stêl; er endigt nach unten in eine durchlochte Holzscheibe, die trampe (Fig. 45).

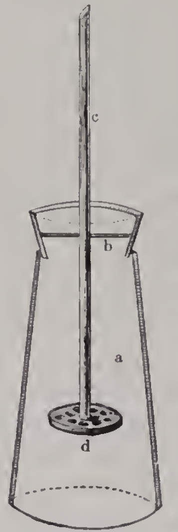


Fig. 45.
Das alte hölzerne Butterfaß.
a botterfatt. b swêw. c stêl. d trampe.

Mit dem Buttern ist allerlei Aberglauben verknüpft. Ein gabelförmiger Haselzweig, der im Frühjahre abgeschnitten und am nächsten Sonntage unter dem bostdauke verborgen mit zur Kirche genommen war, beschleunigte das Buttern, wenn er in den Rahm gesteckt wurde.

Ein Rätsel vom Buttern besagt: Slapp geit et erin, stîf kummt et herut.

Die Figur im Monde ist ein Mädchen, das zur Strafe dorthin versetzt worden ist, weil es am Sonntage gebuttert hat.

Kerbhölzer (karfstöcke). Bis Ende des 18. Jahrhunderts hinein galt im täglichen Gebrauche bei Anschreibungen und Abrechnungen das Kerbholz; der kleine Mann in der Stadt und der Bauer auf dem Lande bediente sich desselben mit Vorliebe; dem Bauern wurden seine Leistungen an Zehnten, Fuhren und Arbeitstagen auf Kerbhölzern bezeugt; in der Stadt und beim Wirt nahm man Bier und Waren mittels des Kerbholzes auf Borg. Erst mit den Fortschritten im Schreiben und der zunehmenden Schulbildung ist das Kerbholz bei uns verschwunden, während es, wiewohl in beschränktem Maße, sich hier und da in Deutschland und den Nachbarstaaten bis auf unseren Tag erhalten hat[1]). Einstmals aber hat das Kerbholz eine große Rolle in unserm Volksleben gespielt, bei uns in Braunschweig, wie anderswo. Wir sind in der

[1]) So zu Neuendorf bei Suhl in Thüringen (nach Kunze in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde II, S. 50), bei der Molkerei der Schweizer Sennen, wo es „Alpscheit" heißt (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel heidnischer Vorzeit II, S. 179). Das heute noch gebrauchte Zigeunerkerbholz ist geschildert in den Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn III, S. 157 (1893); in Bosnien ist es noch immer im Schwunge (Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegovina I, S. 424, Wien 1893); es sieht genau so aus wie die erhaltenen alten braunschweiger

glücklichen Lage, aus den erhaltenen Resten uns gut über den ehemaligen Brauch unterrichten zu können.

Das städtische Museum in Braunschweig besitzt etwa ein Dutzend alter Kerbhölzer, die als Rechnungsbelege hinterlegt waren, und aus dem städtischen Archiv an das Museum abgeliefert wurden. Da sie meist mit Aufschriften in Tinte versehen und datiert sind, so können wir uns ein recht gutes Bild ihres Gebrauches machen; das älteste ist von 1582, das jüngste von 1741, so daß sie, kaum in der Form und Art des Gebrauches voneinander abweichend, über einen Zeitraum von 160 Jahren sich erstrecken. Die Länge dieser Kerbhölzer wechselt zwischen 12 und 25 cm, alle halten in der Stärke etwa 1 qcm, sind quadratisch und der Länge nach gespalten, wie aus der Figur ersichtlich, so daß sie aus zwei, genau in einander passenden Hälften bestehen. Die eine Hälfte behielt der Auftrag- oder Kreditgeber, die andere empfing der Schuldner; die Kerben gingen über beide Hälften hinweg und paßten genau aneinander.

Das abgebildete, von 1613 stammende Kerbholz (Fig. 46) diente offenbar zur Kontrolle von Fuhren, die für den Rat nach dem nahen Eisenbüttel geleistet

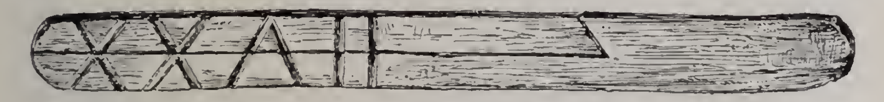


Fig. 46. Kerbholz von 1613, natürliche Größe. Städt. Museum.

wurden, denn auf der einen Seite steht mit Tinte: Nach Eisenbüttel 1613; auf der zweiten ist eingeschnitten mit kräftigen Kerben XXΛII, auf der dritten steht mit Tinte die Abrechnung: 27 forn jhe 4 ₰ — 1 ℳ 24 ß. Auf einem andern Kerbholze, von welchem nur die eine Hälfte, der Einsatz, erhalten ist, steht: win und most tom schotellag 1 Stobichen 82, das ist: Wein und Most zum Steuergelage ein Stübchen, 1582. Das Kerbholz ist voll und beiderseits mit Kerben, im ganzen 49, versehen, was auf guten Durst deutet. Wieder ein anderes bezeugt die Abrechnung mit einem Hufschmied vom Jahre 1629 durch die alte Aufschrift mit Tinte: „Hof Slach“. Wahrscheinlich handelt es sich um das Beschlagen der Pferde des Rats; 37 Kerbe auf der einen, 39 auf der anderen des nicht ganz vollständigen Holzes bezeugen die Thätigkeit des Hufschmieds. Um dieses Kerbholz ist erläuternd und gleichsam zu den Rechnungen gehörig ein Zettel gewickelt mit der Bemerkung: „Was dem

---

Kerbhölzer. In Seedorf in der Priegnitz wird das Kerbholz jetzt noch bei Fischlieferungen benutzt (Verhandl. d. Berliner Anthropol. Ges. 1889, S. 763) und im Januar 1895 fand es Verwendung bei der Abrechnung der Schneeschaufler in Wien (Zeitschrift für österr. Volkskunde 1895, S. 54). Auch Tschuwaschen und Tscheremissen in Rußland gebrauchen jetzt noch Kerbhölzer, worüber schon G. F. Müller berichtet (Sammlung Russischer Geschichte. St. Petersburg 1758, III, S. 364). Über die weite Verbreitung des Kerbholzes bei afrikanischen und asiatischen Völkern habe ich berichtet in meinen Ethnographischen Parallelen. Stuttgart 1878, S. 187.

Kahrferdt auffgeschlagen ist 37 neuw Huffeisen für daß neuw 2 gute Großen, 3 9altte Huffeisen für daß alte 1 gute Großen, thut ihn alles 8 fl. 9 gr. 3 ₰". Abermals ein anderes Kerbholz trägt die Bezeichnung „Smehr Stock auf der Kamer" und auf einer anderen Seite „Smehr geholledt", sowie 20 Kerbe, woraus hervorgeht, daß zwanzigmal Schmer oder Fett für die Kämmerei geholt wurde, wenn es nicht Wagenschmiere war.

Auf dem Lande fand das Kerbholz seine Anwendung bei den Leistungen der Bauern an die Herrschaft und die Kirche, wo ihnen Fuhren, Arbeitstage u. dergl. darauf bestätigt wurden. Die Bauermeister, welche die Einnahmen und Ausgaben der Gemeinde zu führen hatten, mußten, wie die Allgemeine Landesordnung ihnen vorschrieb, über das bei den Krügern eingehende Bier mit Kerbhölzern Rechnung halten und diese Kerbhölzer wurden dann bei Amt oder Gericht eingetragen [1]).

Herzog Julius (1568 bis 1589) verordnete, daß seine Handwerker und Diener Wein, Bier, Notdurft zu Kindtaufen u. s. w. auf ein Kerbholz bekommen konnten. Die drei römischen Zahlbuchstaben I V X, welche am leichtesten einzuschneiden waren, wurden allgemein dabei angewendet [2]).

Wir wissen, daß in Kriegszeiten der „Gehrstock", nämlich die Kirchenlade, samt dem darin befindlichen Gelde und den Kerbhölzern aus Woltorf nach der Stadt Braunschweig gebracht wurde, wo sie sich sicher befand [3]). Die Kerbhölzer wurden also als Beläge aufbewahrt, wie jetzt quittierte Rechnungen.

Signalgeräte. Zu den Gemeindeversammlungen wird heute durch eine schriftliche Aufforderung des Gemeindevorstandes geladen, die manchmal an ein Brett befestigt ist. Sie ist an die Stelle des Knüppels getreten, der in der analphabetischen Zeit eine größere Rolle spielte, aber heute noch nicht ganz ausgestorben ist. In Volkmarode und Waggum z. B. wird noch der Knüppel durch den Pannemann oder Gemeindediener umhergetragen. Auch in den Drömlingdörfern wandert der Knüppel noch von Haus zu Haus [4]), er besteht aus einem gedrechselten Holze, an welches die Ladung befestigt ist. Wer den umgehenden Knüppel nicht rechtzeitig weiter befördert und liegen läßt, muß eine Strafe bezahlen [5]).

Im Wirtshause zu Bortfeld werden noch zwei alte „Steuerknüppel" vom Ende des 18. Jahrhundert aufbewahrt, auf denen für jeden Gemeindeangehörigen die zu

---

[1]) Fredersdorff, Promtuarium der Landesverordnungen. Blankenburg 1775, I, S. 63.

[2]) Braunschw. Magazin 1823, S. 519.

[3]) Nach dem Woltorfer Kirchenbuche. Braunschw. Magazin 1848, Nr. 14.

[4]) Ebeling, Blicke in vergessene Winkel I, 62.

[5]) Das Umhersenden eines Stockes zum Berufen der Gemeinde ist eine sehr alte, weit verbreitete Sitte. Bei Skandinaviern und Friesen (Burstock, Thingwall) ist sie wohlbekannt; für die wendische Lausitz und das Königreich Sachsen und Böhmen habe ich früher schon Beläge beigebracht (Andree, Wendische Wanderstudien, Stuttgart 1874, S. 67). Für andere Gegenden (Pomerellen, Littauen) vergl. Verhandlungen der Berl. Anthropol. Ges. XIV, S. 11 und XVI, S. 74, 76.

zahlenden Geldbeträge mit Tinte aufgeschrieben sind, auch sie wurden, wenn die Beträge fällig waren, von Haus zu Haus gesendet.

Ein anderes, durch hohes Alter ausgezeichnetes Verfahren beim Zusammenrufen der Gemeinde war in den Dörfern Walle und Groß-Schwülper (dicht an der Landesgrenze im Kreise Gifhorn) noch bis vor wenigen Jahren im Gebrauche. Dort sendete man, zum Zeichen, daß eine Gemeindeversammlung bevorstehe, einen hölzernen Hammer herum. War dieses geschehen, so schlug der Bauermeister mit zweien solcher Hämmer an ein aufgehängtes dünnes Brett, wodurch ein weithin schallendes Getöse entstand und die Gemeinde sich zur Beratung versammelte (Mitteilung des Ackermanns Voges in Klein-Schwülper [1]).

Verwandt damit und ähnlichen Zwecken dienend, ist eine hölzerne Klapper, die allerdings auch zur Vertreibung der Sperlinge aus den Feldern dient, aber gleichfalls zum Zusammenrufen der Gemeinde. In Kästorf z. B. werden die Gläubigen dadurch zur Betstunde aufgefordert, weil dort Glocken fehlen. Und so mag es in den übrigen Dörfern im Werder sein. In Eitzum benutzte von 1854 bis 1895 der Gemeindediener Andreas Schliephake eine solche Klapper beim Ausrufen von Gemeindeankündigungen; seit 1895 ist sie abgeschafft und in das städtische Museum in Braunschweig gewandert. (Fig. 47.)



Fig. 47. Klapper.

Der Krüsel. Die Beleuchtung auf dem Lande, bis in die niedrigste Hütte hinein, wird jetzt durch Petroleum bewerkstelligt und in jedem Dorfe kann man Lampen und Cylinder kaufen; Öllampen sind ganz außer Gebrauch gekommen. Sie standen auf einem lüchter, einem hölzernen Lampenständer, der als Fuß ein hölzernes plumpes, auf dem Fußboden stehendes Kreuz hatte, aus dem ein runder Stab emporragte, welcher in Tischhöhe eine runde oder viereckige Platte trug, die von einer kleinen Holzgalerie umgeben war. Darauf befand sich die Öllampe.

[1]) Damit liefere ich einen neuen Beitrag zur Verbreitung der Hillebille. Ich habe dieses aus einem aufgehängten Holzbrette und einem Holzschlägel bestehende uralte Signalinstrument der Harzer Köhler in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1895, S. 103 beschrieben. Mit dem Rückgange der Köhlerei im Harze ist auch die Hillebille seit der Mitte unseres Jahrhunderts verstummt. Wie alt sie ist, erkennt man daran, daß sie schon bei der im sächsischen Prinzenraub vorkommenden Köhlerei eine Rolle spielte. Weitere Beläge für die Verwendung des Gerätes im Mittelalter hat dann Karl Weinhold beigebracht; um 1170 waren solche Instrumente in Frankreich im Gebrauch; in den mittelalterlichen Klöstern wurden Mönche und Nonnen durch Anschlagen an hölzerne Tafeln zur Mette gerufen, die auch statt der Glocken in der Karwoche zur Verwendung kamen (in derselben Zeitschrift 1895, S. 328). Andere Nachrichten über die Verbreitung im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung XVIII, S. 31 (im Ravensbergischen, wo auch der Name vorkommt,

Älter als die Lampe und einfacher ist der Krüsel. Nach Breusing[1]) soll das Wort von den Basken über See an die deutsche Küste gelangt und weiter durch Niedersachsen sich verbreitet haben, denn im Baskischen heißt eine Lampe crisuela. Einen alten krûsel zu finden, das kleine blecherne Thran- oder Öllämpchen, welches neben der lüchte, der Laterne mit Hornscheiben, die Beleuchtung in der Stube und auf der Däle besorgte, ist heute schon schwierig. Der Krüsel selbst ist auch eine jüngere Einrichtung, denn noch bis ins 18. Jahrhundert hat man an seiner Stelle den trübe brennenden Kienspan verwendet, der in einer eisernen Klammer saß und oft erneuert werden mußte. In der Lüneburger Heide soll er sich hier und da noch finden. Der Krüsel hing herab von einer an der Decke des Zimmers verlaufenden langen Stange, dem krûselwocken, an welcher er verschoben werden konnte. Statt des Bindfadens oder Drahts, der hierzu diente, hatte man auch kunstreich von den Schäfern geschnitzte Krüselketten, wie ich eine solche noch in Danndorf erhalten habe. (Fig. 48.) Sie ist aus einem einzigen Holzstabe geschnitzt und besteht aus länglichen Gliedern verschiedener Form, mit Zwischenstücken in Gestalt kleiner Laternen, in denen bewegliche Kugeln (gleichfalls aus dem Ganzen geschnitzt) liegen, ähnlich, wie dieses bei chinesischen Spielzeugen der Fall ist. Der Krüsel gab nur ein kleines trübes Licht, er qualmte oft und an seinem Dochte setzte sich, das Licht noch mehr verhindernd, verkohlte Masse an, der nössel, mit dem abergläubige Vorstellungen verknüpft waren. So z. B. kündigte der Nössel die Ankunft eines Briefes an.



Fig. 48. Teil einer hölzernen Krüselkette aus Danndorf. Städt. Museum.

Die Elle. In einem jeden Haushalt mußte eine Elle sein, die eine um so größere Rolle spielte, als es sich fast in jedem Hause um selbstgesponnene Leinwand handelte, die der Weber abzuliefern hatte und die nachgemessen werden mußte. Eine Elle gehörte daher auch zur Aussteuer eines jeden Mädchens. Die Ellen waren der behördlichen Untersuchung unterworfen und nicht geaichte wurden entfernt. Giltig war (wie bei Maß und Gewicht) die braunschweigische (Stadt-) Elle nach der Taxordnung vom 29. November 1645, Tit. I (etwa 57 cm lang). Wer unrechtes Maß oder Gewicht führte, wurde nach der allgemeinen Landesordnung Art. 95 willkürlich bestraft.

Die Ellen verzierte man und schmückte sie mit Bildern und Inschriften. Am oberen Ende ist häufig Schnitzwerk angebracht, auch hängen daran, aus einem Stücke mit

und bei Hamburg), in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde I, 127 (in Ungarn, Steiermark, Kurland), im Internationalen Archiv für Ethnographie, Band VIII, S. 121. Auf die ganz ähnlichen und gleichem Zwecke dienenden Geräte bei Naturvölkern, die ich anderweitig behandelte, gebe ich hier nicht ein.

[1]) Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 1879, S. 1.

der Elle selbst geschnitzt, Ringe, Hände, Kugeln u. dergl. Die Ranken und Blumen, sowie die Inschriften und Kerbschnitte waren mit rotem, grünem oder schwarzem Wachs ausgelegt. Fabrikmäßig wurden sie nicht gemacht, sondern sie waren meist Arbeit der Schäfer. So die Ellen, die bis etwa 1800 hergestellt wurden. Dann kamen solche aus poliertem Holze auf, eingelegt mit anderem Holze, Perlmutter oder Elfenbein. Damit außer ihrem Zwecke die Ellen auch lehrreich wirkten, enthielten sie in einer Zeit, als Analphabeten noch häufig waren, oft das ABC. Alle vier Seiten waren mit eingeritzten Inschriften versehen, die, wenn es sich um Sinnsprüche oder Sprichwörter handelte, manchmal bunt, kreuz und quer durcheinander liefen, so daß man die einzelnen Teile sich erst zusammensuchen mußte, um den Sinn zu verstehen. Ellen dienten auch als Brautgeschenk und Liebesgabe, wie die Inschriften zeigen. Nachstehende entstammen der Sammlung des Herrn Vasel in Beierstedt.

1817. Diese Elle gehöret mein und wer mich sie nimmt, das ist ein Dip.

* * *

Diese L habe ich gemacht mit allen Fleis und die gab ich ir selber hin und sie wird von ihr halten so gros als wenn ich sitze auf iren schos. Anno 1800. Maria Brinkmanns. Christoph Sigmund Richard.

* * *

Treue, Liebe, Glaube, Recht, die 4 haben sich schlafen gelegt, wenn die wieder erwachen werden, so wirds besser auf der Erden 1776.

* * *

Als ich kam ins fremde Land ging mir dies Mädchen an die Hand. Heinrich Julius Schliephake. Elisabeth Heyers.

* * *

Diese Elle ist mir lieb,
Wer sie stilt der ist ein Dieb,
Wird ehr nicht gefangen,
So fressen ihm die Schlangen,
Wird er nicht begraben,
So fressen ihn die Raben.

Gniedel- oder Gniewelsteine. Ein altertümliches Hausgerät, das noch vor 30 oder 40 Jahren allgemein auf dem Lande im Gebrauch war, ist der gnîdel-, gnîwel- oder schûerstein. Man findet diese tief dunkelgrünen, fast schwarzen halbkugeligen Glasklumpen noch ziemlich häufig, sie haben einen Durchmesser von 7 bis 8 cm und wiegen $1/2$ Pfund und darüber. Die kugelige Fläche ist glatt und zeigt die Spuren des Gebrauches durch abgeriebene Stellen. Diese gnîwelsteine, deren Name von gnîdeln, gnîweln, glatt streichen, kommt, sind gleichsam Vorläufer der Plätt- oder Bügeleisen, denn man gebrauchte sie wie diese zum Glätten der Wäsche, namentlich der faltigen und festeren Teile, z. B. der Queder.

Der Gniewelstein ist ein nordisches Gerät, das in keiner Haushaltung fehlte und von den Niederlanden bis nach Livland durch ganz Norddeutschland reicht, im Süden geht er bis Thüringen; er ist ferner durch ganz Skandinavien verbreitet, für sein hohes Alter sprechen die Ausgrabungen in der alten schwedischen Handelsstadt Birka (Mälarinsel Björkö), die im elften Jahrhundert,

noch in der heidnischen Zeit, zu Grunde ging. Auch bei anderweitigen Ausgrabungen, die der Eisenperiode angehören, hat man diese „Steine“ entdeckt. In der Mark Brandenburg, Holstein und Livland sagt man Gnidelstein, nordfriesisch gnidjalstian. In schleswigschen Märchen haben Kobolde „Augen so groß wie ein Gniedelstein“ [1]).

Die alte steinerne Handmühle oder Kwerne, nach der bei uns Orte, wie Querum (Quernheim) und Querenhorst, benannt sind, hat sich bis auf die letzte Zeit wenigstens in einem Ableger, der sempmôle, erhalten; sie besteht aus einem runden trogartigen Unterteil von etwa 38 cm Durchmesser, in welchem der oben durchlochte Läufer geht. Ein von mir in Klein-Schwülper gefundenes Exemplar befindet sich im städtischen Museum. Man benutzte sie früher zum Zerkleinern des Senfs und ähnlicher Gewürze. Nach Bauart und Benutzung ist sie vollständig ein Kind der alten Handmühle. (Fig. 49.)

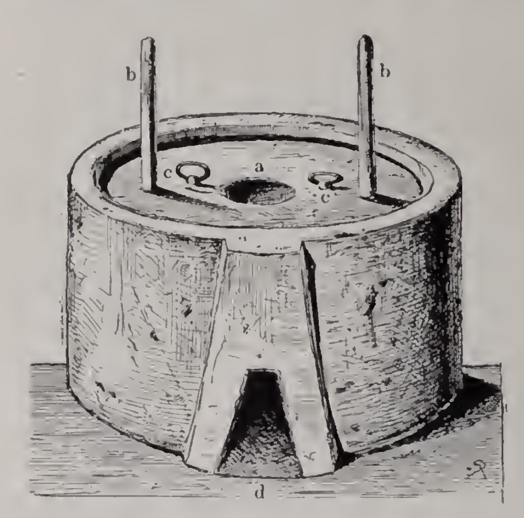


Fig. 49. Steinerne Handmühle (sempmôle).
a Einwurf in den Läufer. b b Hölzerne Stiele zum Drehen. c c Eiserne Ringe zum Herausheben des Läufers. d Ausfluß.

Zum Haushalte gehörte auch eine hêsepumpe, eine Hirsestampfe. Jeder Bauer baute ein kleines Stückchen Land mit Hirse, dessen Ertrag nur für die Küche zur Herstellung der hêsegrütte (Hirsegrütze) diente. Jetzt findet man schwerlich noch Hirse angebaut. Die hêsepumpe bestand aus einem ausgehöhlten Eichenklotz, in dem eine passende Keule auf- und abging. Das urtümliche Gerät ging im Herbst in den Häusern des Dorfes up'r rige, d. h. reihum. Ein von mir aufgefundenes Exemplar im städtischen Museum.

Nicht zu vergessen ist die fûerkike oder der huchtelpott, ein viereckiges kupfernes oder messingenes Gefäß, dessen Wände hübsche durchbrochene Muster zeigten. Man stellte ein Kohlenbecken hinein und alte Frauen setzten sich darüber, um sich die Füße zu wärmen.

Ein schönes und zierliches Hausgerät, das früher nirgends fehlte und seine Entstehung der Kunstfertigkeit der Schäfer verdankt, ist der schöttelkrans, der Schüsselkranz, der als Unterlage für heiße Schüsseln und Töpfe diente, welche

[1]) Vergl. über die Ausgrabungen in Birka J. Mestorf im Korrespondenzblatt der Anthropol. Ges. 1874, S. 30, und für die Verbreitung Friedel in den Verhandl. der Berliner Anthropol. Ges. 1874, S. 155 u. 200.

so auf den Tisch gestellt werden konnten, wo dann ein jeder, Herr und Knecht, der Reihe nach mit Löffel oder Gabel aus der dampfenden Schüssel zugriff. Der schöttelkrans besteht aus kleinen durchbohrten Holzpflöcken, die kunstvoll ineinander gefügt sind. (Fig. 50.)



Fig. 50. Schöttelkrans. Unterlage für heiße Schüsseln. Städt. Museum.

Holzgefäße und Holzlöffel waren überhaupt sehr verbreitet und oft mit Kerbholzschnitzerei geschmückt oder mit eingegrabenen Inschriften und Namen versehen. Dahin gehören die Butterformen, die schannen, welche mit breitem Ausschnitte über dem Nacken getragen wurden und an deren hervorstehenden beiden Enden die Wassereimer getragen wurden, die botterswarwe, eine hölzerne Büchse, in welcher die Bauern und Arbeiter die Butter mit aufs Feld nahmen. Der kattentrûel, ein kleiner Trog, aus welchem die Katze ihr Futter erhielt.

Feuerzeuge. Erst das Aufkommen der Streichhölzer in ihren verschiedenen Formen von den alten swewelsticken bis zum schwedischen Reibzündholz hat die alte allgemeine gültige Form des Feuermachens durch Feuerstein und Stahl verdrängt. Man pinkte das Feuer durch den Stein am Stahl und fing den Funken mit Zunder (Schwamm) auf, eine uralte Art, da sie sich schon in der Steinzeit sicher nachweisen läßt und die alten Griechen sie im fünften Jahrhundert vor Christus kannten, selbstverständlich auch die Römer[1]). Im städtischen Museum befinden sich mehrere alte Feuerzeuge; der Pinkstahl ist hakenförmig und etwa 10 cm lang. Wie die alte Art des Feuermachens durch Reibung zweier Hölzer, wenn auch nur zu einem bestimmten abergläubischen Zwecke, sich bei uns bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten hatte, wird weiter unten unter „Notfeuer" erörtert werden.

In den ländlichen Haushalt gehörten auch die Nähkasten, die sich vielfach erhalten haben. Sie stammen meist aus dem vorigen Jahrhundert und haben

---

[1]) Sophokles, Philoktet S. 295 bis 297 und Lucrez, de natura rerum VI, S. 161 bis 162 (angeführt nach O. Olshausen).

pultförmige Gestalt. Vielfach sind sie mit verschiedenfarbigen Hölzern eingelegt und mit den Anfangsbuchstaben des Namens der Besitzerin versehen.

Die Windmühlen. Malerisch die Landschaft belebend findet man bei den meisten Dörfern noch die nach alter Art wesentlich aus Holz erbauten Wind- oder Bockmühlen mit den vier langen Flügeln. Der Müller schläft meist darin in einer kleinen Koje, welche feise heißt. Von den technischen Ausdrücken, welche die Bestandteile betreffen, sind als eigentümlich niederdeutsch hier zu erwähnen: Die wennen, mächtige, dicke Eichenholzbalken, welche, über dem Bockgestelle liegend, dem ganzen Mühlenhause zur Grundlage dienen, ferner das schrick, eine Art gabelförmige Stütze aus Holzstangen, die unter den mȏlenswans gestellt wird. Letzterer dient zur Drehung der ganzen Mühle.

Bei ganz alter Bauart findet man auch noch den klapstock, ein Gestänge, welches das siebende Beuteltuch in Bewegung setzt und der im Sprichwort 'n klapstock is bäter as'n ackerhof auf die Einträglichkeit des Müllergewerbes hindeutet, dem man früher nachsagte, daß man es mit der Ehrlichkeit dabei nicht genau nehme, wie das in dem Verse

De möller stellt de mȏle klip klap,
Hei stȃlt ût allen säcken wat

ausgedrückt ist. Ein anderer Vers lautet:

Klip klap in ûsen sack,
De möller krî't dat beste,
Dat annere for de gäste.

Aus solchen Gründen enthält denn auch die landesherrliche Verordnung vom 29. Oktober 1698 genaue Vorschriften, wie es beim Mahlen zu halten, damit der Müller nicht betrügen könne. Unverhofft hatten „Landreuter" die Mühlen zu untersuchen (Landesherrliche Verordnung vom 23. November 1744) und die Müller hatten einen besonderen Eid zu leisten, daß sie alles redlich betreiben wollten. Früher des Schreibens gewöhnlich unkundig, hatten sie die abgemessenen Getreidemengen zu beglaubigen, wobei ein X für Himpten stand und jeder Strich dabei die Zahl der eingelieferten Himpten bedeutet (Landesherrliche Verordnung vom 17. Dezember 1695), was etwa dem Kerbholze gleich kommt.

Bauernkleidung und Schmuck.

Das Lumpenzeug, welches heute der durchschnittliche Städter und Landmann trägt, das meist fertig von Kleiderhändlern kommt, schnell abgelegt wird und dann nochmals als Wolle aufgekratzt abermals Lumpenzeug liefert, wird schwerlich später einmal in den Museen einen Platz einnehmen. Die Kleidungsstücke unserer Bauern aber, die ich, wenn auch mit Mühe und Not, auf den Dörfern noch aufgefunden habe, zeigen alle einen tüchtigen dauerhaften Stoff und werden, entsprechend bewahrt, noch lange in unserem städtischen Museum davon Kunde geben, wie der Braunschweiger Bauer sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kleidete. Freilich alt war diese Tracht auch nicht, hundert Jahre und etwas darüber, denn die Bauerntracht ist allezeit und immer im Flusse gewesen, wenn sie sich auch langsamer änderte als die der Städter. Es war schon vor 400 Jahren so, als Sebastian Brant sein Narrenschiff dichtete, wo es von den Landleuten heißt:

Der Zwilch schmeckt ihnen nicht mehr sehr,
Sie wollen keine Kittel mehr.

Alle gehen sie heute städtisch und wenn sie in die Stadt kommen, suchen sie den Städter möglichst nachzuahmen, oder wie Brant sagt:

Der Bauernnarr tritt auch daher,
Als ob er ganz was Vornehm's wär'.

Dafür spottet aber der Städter über den „Pisang". Ich erinnere mich noch, wie beim fünfzigjährigen Regierungsjubiläum Herzog Wilhelms 1881 die verschiedenen Landgemeinden aufzogen; alle städtisch gekleidet, nur die Bortfelder in ihren Kitteln und mit den großen Hüten nicht — und die schossen den Vogel ab. Alles jubelte ihnen zu und freute sich der Tracht.

Trotzdem muß der Prozeß des Unterganges der alten Tracht als ein natürlicher und unaufhaltsamer betrachtet werden und ich verspreche mir auch nicht allzuviel von den an sich lobenswerten Bestrebungen zur Erhaltung der Volkstrachten[1]). Alle socialen und politischen Verhältnisse der Gegenwart mit gleichmachendem Streben vereinigen sich zum Untergange der Volkstrachten.

---

[1]) Hansjakob, Unsere Volkstrachten. Ein Wort zu ihrer Erhaltung. Dritte Auflage. Freiburg i. B., 1893. Am ehesten wird sich die praktische, den Bedürfnissen angepaßte Tracht der Alpenländer erhalten, die ja mit dem Alpenverein erobernd vordringt. Besondere Gesellschaften sind in dieser Richtung thätig, z. B. „die Wallberger" zu Egern-Rottach am Tegernsee u. a.

Ein Grund für das Eingehen der alten Tracht war auch deren Kostspieligkeit gegenüber der sie verdrängenden städtischen. Schon 1845 heißt es von den Bauern in Ingeleben: „Sie gehen im Kittel ins Feld und ihre Frauen im roten Rocke nach dem Flachswehen, die sich sonst und aus Sparsamkeit noch städtischer als die Männer tragen. Ihr bloßes mehr braunes als blondes Haar glatt zu binden macht ihnen viel Mühe, erspart aber das viele Geld für Mützen mit dem langen Geflatter von Band zum Thaler die Elle, ihre Kattunkleider sind wohlfeiler als die leinenen, wenn die Reichsten dazu auch das Garn auf zwei Rocken spinnen; und ihre seidenen Feierkleider kosten nicht so viel, als die vielfaltigen, bunt bebänderten Röcke mit ausgenähten Verzierungen[1].“

Zunächst betone ich, daß das, was an Volkstracht noch in das 19. Jahrhundert bei uns herübergerettet wurde, nicht eigentlich alt war, sondern meistens dem 18. Jahrhundert entstammte, höchstens bis zur Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege zurückreicht. Es war die Zeit Lessings, in welcher das meiste sich feststellte, zumal bei der männlichen Bevölkerung: der lange, mit vielen Knöpfen besetzte, kragenlose Rock, die lange, gleichfalls knopfreiche Weste, die Kniehosen, der breitkrämpige, meist aufgeschlagene Hut[2]).

Manche über das 18. Jahrhundert zurückreichende Stammeseigentümlichkeiten in der Tracht, namentlich in den Kopfbedeckungen der Frauen, mögen sich dabei mit in die neue Zeit hinübergerettet haben; zu statten kam den absonderlichen „Nationaltrachten“ im Deutschen Reiche dessen arge politische Zerrissenheit in verkehrsarmer Zeit, wo sich in kleinen Landschaften derartige Trachten festsetzen, ausbilden und mit der Grenze abschneiden konnten. Auch die religiösen Verhältnisse spielten, wenn auch nicht bei uns, eine Rolle; in vielen süddeutschen Gegenden oder in der wendischen Lausitz kann man heute noch Katholiken und Protestanten an der abweichenden Tracht erkennen. Wie gesagt, ist die Mitte des 18. Jahrhunderts wesentlich bestimmend für die braunschweigische Bauerntracht gewesen, besonders für jene der Männer; auch die Stoffe, die damals tonangebend waren, Wolle, Leinwand, Seide und Sammet, blieben bis ins 19. Jahrhundert herrschend bei unseren Bauern; einfarbige oder geblümte Stoffe, seltener gestreifte, bildeten die Regel.

Die braunschweiger Tracht, die allgemein, wenigstens was die weibliche anbetrifft, als eine der schmucksten, reichsten und kleidsamsten in ganz Deutschland galt, ist aber nur der Mittelpunkt der mehr oder weniger ihr gleichen allgemein niedersächsischen, welche bei den Männern durch den rot gefütterten, vorherrschend weißen Kittel, bei den Frauen durch roten Faltenrock und Bandmütze gekennzeichnet war. Nach Westen zu bis Schaumburg und Minden, nach Norden hin

---

[1]) Braunschw. Magazin 1845, S. 278.

[2]) Selbst so originell erscheinende Trachten, wie die der Altenburger Bauern, sind kaum hundert Jahre alt. Für Altenburg können wir den Trachtenwechsel der Bauern seit dem Jahre 1703 genau verfolgen. Geyer, Die Altenburger Bauern. Globus, Band 61, Nr. 11.

Tafel VI.



Lith. Anst. v. Julius Klinkhardt Leipzig

Mädchen aus Waggum.

(Sophie K.)

bis Gifhorn und Celle, nach Süden bis zum Harze und der Halberstädter Gegend herrschten nahe verwandte oder fast gleiche Trachten.

Auch innerhalb eines so kleinen Bezirkes, wie das Herzogtum Braunschweig (stets dessen Hauptstück um die Städte Braunschweig, Helmstedt, Wolfenbüttel herum in Betracht gezogen), bestanden noch feine Unterschiede, an denen man die Bewohner einzelner Dörfer erkennen konnte. Dazu kamen noch die Abänderungen, welche die Tracht je nach Alter und Familienstand erlitt. In Bezug auf Schnitt und Form herrschte allerdings in demselben Dorfe ziemliche Einheit und die Unterschiede erstreckten sich vorzugsweise auf die Farben der Kleider: heller bei der Jugend, dunkler beim Alter, während die Güte des Stoffes je nach dem Reichtum wechselte. Dazu der Unterschied der Fest- und Alltagskleidung.

Der Stoff war, wie die erhaltenen Kleidungsstücke beweisen, früher ein weit festerer und soliderer, als jetzt. Wolle, Leinen, Sammet (Sammetmanchester) und Seide waren die hauptsächlichen Materialien, zu denen sich dann im 19. Jahrhundert die Baumwolle gesellte, namentlich bei den Schürzen der Weiber. Baumwollene Hemden zu tragen, erachtete man nicht für anständig. Es galt das Wort:

Sülwest espunnen,
Sülwest emâkt,
Dat is de beste bûerndracht.

Die reicheren Landbewohner haben es trotzdem von jeher an Luxus und Pracht in der Kleidung nicht fehlen lassen, und es hat den Bauern gegenüber so wenig an Kleiderordnungen gefehlt, wie den Städtern. Die landesherrliche Verordnung vom 27. Oktober 1740 schreibt vor, „daß kein Bauer sich kostbare Tücher, davon die Elle einige Thaler kostet, noch der Bauern Weiber, Töchter und Gesinde keines Goldes oder Silbers, imgleichen keiner Spitzen, bei Strafe der Konfiskation, zu ihrer Kleidung bedienen, sondern jeder nach seinem Stande oder Vermögen sich kleiden solle“. Es sind wohl keine Verordnungen fruchtloser gewesen und weniger befolgt worden, als die gegen den Kleiderluxus gerichteten und so hat auch unter unseren Bauern, solange sie die alte Tracht noch beibehielten, bei jenen, die es vermochten, immer ein gewisser Luxus geherrscht.

Leise Andeutungen einer Trachtänderung beginnen schon um das Jahr 1800, denn damals „fing der Bauer an, seinen Kittel mit feinen Tuchröcken, jedoch nach altväterischem Schnitt geformt, zu vertauschen“ [1]). Mit der Mitte des 19. Jahrhunderts und seinen politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen trat das Absterben der Bauerntracht im Braunschweigischen ein und die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts brachte ihr den völligen Tod. Ein kümmerlicher Rest bei einem kleinen Teile der männlichen Bevölkerung des großen Dorfes Bortfeld (sowie vereinzelt in Wendezelle) hat sich noch erhalten, aber dieser Erhaltung

---

[1]) Hassel und Bege, Beschreib. der Fürstent. Wolfenbüttel und Blankenburg (1802), I, S. 64.

liegt ein praktischer Gesichtspunkt zu Grunde. Nicht mehr der wohlhabende Bauer trägt dort die alte Tracht, sondern kleine Anbauer und derartige Leute, welche, in die Stadt ziehend, mit der wohlschmeckenden Bortfelder Rübe handeln. Die Tracht macht sie als Rübenhändler kenntlich und gilt als Gewähr für die Echtheit der von ihnen vertriebenen Feldfrucht. Auch diese Bortfelder werden nicht mehr lange eine bekannte Erscheinung in Braunschweigs Straßen sein. Der letzte Schneider in Bortfeld, der noch die „weißen Kittel" und was dazu gehört, anzufertigen versteht, Johann Heinrich Wolter, hat das siebzigste Jahr erreicht und mit ihm wird der letzte braunschweigische Bauernschneider zu Grabe gehen.

Es war ein malerisches und farbiges Bild, dessen ich gern gedenke, wenn auf dem herrlichen Altstadtmarkte zu Braunschweig die Bauern mit ihren Erzeugnissen feil hielten. Reihenweise standen in ihrer bunten Tracht die Mädchen vor Kiepen und Körben, überall sah man die stämmigen Figuren der Bauern mit den breiten Hüten, in den weißen oder schwarzen Kitteln, und wer auf den Dörfern Bescheid wußte, unterschied nach feinen Einzelheiten der Tracht, nach der Farbe der Kittel, der Form der Mützen bei den Weibern, aus welchem Dorfe dieses oder jenes stammte. Denn so einheitlich auch im allgemeinen die Landbevölkerung in der Kleidung dem Fremden erscheinen mochte, es gab viele von Gegend zu Gegend wechselnde Unterschiede. Heute sie alle festzustellen, ist nicht mehr möglich; einen allzu großen Wert haben diese feineren Abschattierungen auch nicht und darum möge man hier auch nach dieser Richtung keine Vollständigkeit suchen. Wir können auch die Tracht nicht mehr am Körper des Bauern schildern, sondern müssen Erinnerung, Überlieferung und den Inhalt der Museen zu Hülfe nehmen.

Außer dem Inhalte der Museen geben nur wenige Schilderungen mit Abbildungen uns Kunde von der Tracht der Braunschweiger Bauern. In den Jahren 1867 bis 1870, wo viele Trachten schon im Eingehen waren, bereiste der Berliner Maler Albert Kretschmer Deutschland, um die vorhandenen Reste noch zu zeichnen. Sein mit schönen Abbildungen versehenes Werk „Deutsche Volkstrachten" (Leipzig, J. G. Bach, 1870) bringt auch zwei wohlgelungene Tafeln aus Braunschweig, leider ohne nähere Bezeichnung der Ortschaften, wo die Aufnahme erfolgte. Die eine ist entschieden in Bortfeld gezeichnet. Eine wünschenswerte Mitteilung der niederdeutschen Ausdrücke für die einzelnen Kleidungsstücke fehlt bei Kretschmer. Ungefähr gleichzeitig hat unser Landsmann, der bekannte Maler Bernhard Plockhorst, einen Bortfelder Bauern und ein dortiges Bauermädchen gezeichnet, die in den Blättern für Kostümkunde, Neue Folge, als Nr. 63 und 64 erschienen sind. Eine Schilderung der Volkstracht im Dorfe Eitzum von Pastor Schattenberg steht im Braunschweigischen Magazin 1896, Nr. 4. Der verdiente volkskundige Verfasser konnte aber auch nicht mehr die Tracht am lebenden Geschlechte schildern, sondern mußte sich auf die noch in den Truhen der Bewohner Eitzums befindlichen Kleidungsstücke, zumal des weiblichen Geschlechtes, beschränken.

Im Anfange der siebziger Jahre hat der Berliner Maler Franz Meyerheim Groß-Denkte an der Asse besucht und dort eine alte Frau und ein junges Mädchen in der alten Tracht gezeichnet. Die beiden Bilder sind gleichfalls farbig in den „Blättern für Kostümkunde", Neue Folge, als Nr. 23 und 24 erschienen. Diese waren der Illustrierten Frauenzeitung vom 5. und 19. Juni 1876 (Verlag von Franz Lipperheide in Berlin) beigegeben und von einem Texte begleitet, der von einem Kenner (F. S.) herrührt. Da wir heute nur noch nach den in den Museen und Privatsammlungen [1]) befindlichen Resten unserer Bauerntracht urteilen können, so gebe ich hier diese „nach der Natur" gemachten Beschreibungen im wörtlichen Auszuge wieder.

Die Töchter der reichen Bauern in Groß-Denkte tragen das meist blonde Haar gescheitelt und zu beiden Seiten glatt hinter die Ohren gekämmt [2]); die Flechte ist auf dem Hinterkopfe zusammengebunden und wird von der kleinen, spitzen, mit schwarzer Seide überzogenen Mütze bedeckt. Diese selbst ist von so geringem Umfange, daß sie eben nur das Haarnest in sich aufnimmt und gleichsam auf demselben hängt, den übrigen Kopf aber frei läßt; ihrer Form wegen, weil sie einer halben Eierschale an Form und Größe ähnelt, wird sie gemeinhin eidop genannt. Von ihr fallen schwere, schwarzseidene Taffet- und Atlasbänder in reicher Zahl über den Rücken bis zur Kniekehle hinab, sind unten mit Fransen benäht und kehren ungeteilt und unaufgeschnitten zur Mütze zurück, so daß der ganze Bandreichtum aus einem einzigen Stücke Band besteht. Daß eine solche Mütze ihres Schmuckes wegen — es werden oft 30 bis 40 Ellen zu einer einzigen Mütze verwendet — einen beträchtlichen Wert hat, läßt sich denken. Zu beiden Seiten des Kopfes fallen vorn gleich breite, schwarze Bänder auf die Brust herab, während die Mütze selbst durch ein schmales, unter dem Kinn hindurchgehendes Band gehalten wird. Das Mieder mit sehr kurzer Taille von schwarzem Tuch mit Seidenstickerei wird durch das schwere, um die Schulter geschlagene Seidentuch von schwarzer oder violetter Farbe mit reicher Seidenstickerei in Plattstich und langen gelben, oder schwarzen Fransen gänzlich bedeckt; über dieses Tuch legt sich die schneeweiße, vom feinsten Leinen gefertigte und steif gestärkte, gefältelte Halskrause. Ein schmales Halsband von schwarzem Sammet mit ovalen schweren Silberbuckeln von der Größe einer Walnuß (sogenannte Bohnen) besetzt und bei hohen Festen und besonderen feierlichen Gelegenheiten ein Halsband von starken Bernsteinperlen umschließt den Hals. Unter dem Tuche sieht das feine, den Oberarm bedeckende, den Unterarm frei lassende, mit schmalen Spitzen am Queder (Bändchen) besetzte Hemd hervor. Von dem Mieder herab bis auf die Füße fällt Winter wie Sommer der rote,

[1]) Sammlungen des städtischen, herzoglichen und vaterländischen Museums in Braunschweig; Sammlung des Herrn A. Vasel in Beierstedt bei Jerxheim.

[2]) Das war aber Ausnahme gegenüber der allgemeinen Landessitte; nach dieser wurde das Haar der Frauen und Mädchen von der Stirne nach dem Scheitel hin straff zurückgestrichen und hier zu einem Knoten, knûst oder kip, vereinigt, auf dem die winzige Mütze saß.

reich gefältelte Rock von feinstem Flanell unten in zwei Reihen mit handbreitem, grünem Frisoletband oder mit schwarzem Sammet besetzt. Eine lange, ebenfalls bis zu den Füßen reichende, gewöhnlich schwarzseidene oder auch kattunene oder bunte, mit Blumen gemusterte Schürze bedeckt diesen Rock. Breite seidene Schürzenbänder, meistens in den Landesfarben blau und gelb und an den Enden mit gelbblauen Fransen benäht, flattern an derselben entlang. Hellblaue, baumwollene Strümpfe mit weißen Zwickeln und ausgeschnittene Schuhe vollenden den malerischen Anzug.

Minder kostspielig und von gröberem Stoffe ist der Anzug der Mädchen aus den geringeren ländlichen Klassen. Die Mützenbänder fallen nur auf den Rücken herab; alles ist von derberem Stoffe, die Halskrause legt sich in wenigen schlichten, ungesteiften Falten auf die Schultern; unter dem Halstuche sieht das bunte Mieder von geblümtem Kattun hervor. Die Schürze besteht aus gelbem Kattun oder ähnlichem Zeuge, die Schürzenbänder sind schmal und von geringer Beschaffenheit. Der Rock ist von schwarzer oder dunkler Beiderwand (meist selbstgefertigter, halbwollener Stoff) und die Ärmel der groben Hemden sind am Queder mit blauer Litze eingefaßt. Das Sammethalsband entbehrt der silbernen Zieraten oft gänzlich und statt der Bernsteinperlen begnügt sich das Landmädchen geringeren Standes mit dicken Perlen von gelbem Glase.

Bei den alten Frauen in Groß-Deukte waren die hellen lebhaften Farben in der Kleidung der jungen Mädchen verschwunden; der Spitzkopf der schwarzseidenen Mütze ist größer geworden, die breiten schwarzseidenen Bänder sind kürzer, gehen nicht bis zu den Kniekehlen, sondern nur über den Rücken hinab und werden auf der Vorderseite unter dem Kinn durch eine Nadel zusammengehalten. Die Haare werden nicht mehr gescheitelt hinter das Ohr gestrichen, sondern glatt von der Stirn zum Wirbel hinaufgekämmt. Die breite, blendendweiße Fraise wird nicht mehr kokett steif gebrannt, sondern fällt ehrbar in Falten auf Schultern, Nacken und Brust. Das Halsband ist zwar stärker und schwerer geworden, wird aber durch ein kleines schwarzes oder violettes Tuch verdeckt. Unter der Halskrause durch ist das schwere, schwarze, mitunter wohl auch violette, mit Plattstich in weißer Seide bestickte Atlastuch um Schultern und Oberarm geschlagen, so daß das feine, mit Sammet besetzte Mieder von schwarzem Tuche nicht sichtbar ist. Den Unterarm bedecken im Sommer beim Kirchgange oder bei Besuchen lange Fingerhandschuhe von feinem Leder, welche bis zum Ellbogen reichen; hier vielfach mit Schleifen von buntem Bande geschmückt. Im Winter werden dieselben mit langen Handschuhen von schwarzem Sammet vertauscht, die mit weißem Pelzwerk besetzt und verbrämt sind. Eigentümlicherweise wird durch die Winterhandschuhe nur die obere Seite der Hand bedeckt, während die untere Handfläche und die Finger frei und unbeschützt bleiben. Die Schürze, von welcher breite schwarzseidene Bänder vorn bis auf die Knie herabfallen, ist von schwarzer oder dunkelfarbiger Seide und geht bis auf die Füße, welche in Strümpfen, im Sommer von weißer Baumwolle, im Winter von feiner hellblauer Wolle, und in Schuhen stecken, die vorn aus-

geschnitten, mit Schleifen von schwarzseidenem Bande besetzt sind. Der rote Rock hat meistens einem schwarzen Platz gemacht oder wird doch, wenn die rote Farbe beibehalten wird, unten nicht mit zwei Reihen von grünem Bande, sondern mit einem zwei Hände breiten Streifen von schwarzem Sammet eingefaßt. Jedes Kleidungsstück der reichen Frauen giebt Zeugnis von der soliden Wohlhabenheit der braunschweigischen Bäuerinnen.

Dieser allgemeinen, auf Groß=Denkte sich beziehenden Schilderung der Weibertracht füge ich Einzelheiten hinzu.

Die Frauenmütze (Fig. 51) wechselte von dem kleinen 7 bis 8 cm hohen eidop, der in der That kaum größer wie ein Ei war, bis zu der spitzen, etwa 12 bis 14 cm hohen röhrenförmigen tôrnmütse, der röhrenförmigen Turm=

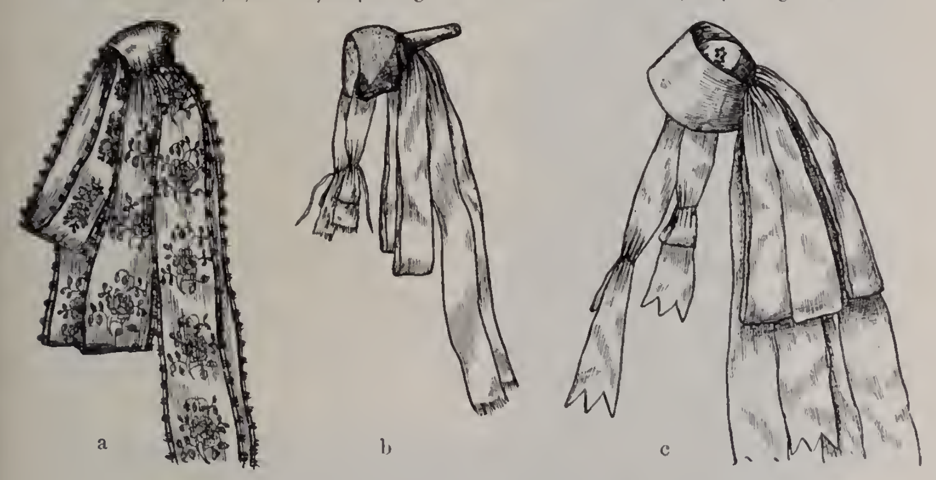


Fig. 51. Formen der Bandmütze.
a bendmütse mit eidop. b tôrnmütse. c grüne Seidenmütze aus Vallstedt.
Städt. Museum.

mütze, die namentlich im Norden der Stadt Braunschweig, nach den Büttels zu, herrschte. Die Farbe war stets schwarz und nur zuweilen hatte sich ein geringer Rest von bunter Seiden= und Goldstickerei an diesen Mützen erhalten. Meist galt der Name bendmütse mit Rücksicht auf den übermäßigen Reichtum der breiten, mit Fransen besetzten, lang herabhängenden, den Rücken und die Brust deckenden schweren, schwarzen, gemusterten Seidenbänder. Griff die Mütze auf dem Scheitel weiter vor, so nannte man sie spurle; dieses war namentlich bei älteren Frauen der Fall, denen die Haare infolge des straffen Zurückkämmens nach dem Scheitel zu leicht ausgingen. Auch den eidop trugen ältere Frauen in einigen Gegenden (Jerxheim) etwas größer als die Mädchen, dagegen waren die Bänder kürzer und schmaler. Bei der Feldarbeit trugen die Frauen einen Strohhut, welcher den ganzen Kopf umhüllte und nur das Gesicht frei ließ; man bezeichnet ihn wohl als kîpe und er ist jetzt noch im Gebrauche. Während im allgemeinen die Bandmütze schwarz war, wurden in einzelnen Dörfern des Amtes Vechelde auch farbige, von abweichender Form und größer

getragen. So in Vallstedt günseidene mit schweren, breiten, grünen Seidenbändern (Fig. 51 c). Von hinten gesehen, hüllten die Bänder, wenn sie breit auseinander gingen, die Hälfte der Figur ein; sie reichten bis auf die Füße hinab und deuteten je nach Stoff und Güte auf Wohlhabenheit oder geringen Besitz der Trägerin, die stolz auf diese Ausstattung war (Fig. 52).



Fig. 52. Bauermädchen aus Waggum. Rückenansicht, um den Bänderreichtum der Mütze zu zeigen.

Die kleine Bandmütze scheint erst um den Schluß des 18. Jahrhunderts aufgekommen zu sein, denn im Laufe desselben finden wir wesentlich anders gestaltete, den Kopf umschließende oder doch den Hinterkopf ausgiebig deckende Hauben, von denen manche sich erhalten haben. Sie sind meist aus kostbaren geblümten Seidenstoffen hergestellt und reich mit Gold- und Silberstickerei versehen, offenbar Nachbildungen der Hauben der Städterinnen im 18. Jahrhundert (Fig. 53).

Kennzeichnend für die Weibertracht ist das viele Übereinander sich verdeckender Kleidungsstücke; ein Stück wird über das andere gelegt und verhüllt dieses, wobei aber die verhüllten nicht etwa aus minderwertigen Stoffen oder weniger gut ausgeführt sind, als das letzte deckende Schlußstück. Das gilt zunächst vom Oberkörper. Das Mieder mit kurzer Taille (wams) der Weiber war aus schwarzem Tuch von farbiger, gemusterter Seide oder von gemustertem Sammetmanchester, im Winter mit langen, am Oberarm weiten Ärmeln, im Sommer ärmellos, vorn wurde es mit vielen Knöpfen geschlossen. Am Halse trat das Hemd aus dem Ausschnitte heraus und umhüllte diesen ganz; im Sommer fielen die bauschigen, weiten Ärmel bis zum Ellbogen herab, wo sie mit einem gestickten Queder geschlossen waren.

Über das Mieder legte sich nun zunächst ein besonderes kostbares Stück, das Tuch, Schultern, Rücken und Brust deckend. Die erhaltenen Exemplare, selbst ärmerer Frauen, sind aus schwarzer Seide, seltener schwarzem Sammet, gewöhnlich viereckig und bis $1^{1}/_{2}$ m im Geviert haltend, bei ärmeren auch kleiner. Auf dem dunklen Grunde nun war den Rändern entlang besonders schöne Seidenstickerei in Plattstich, Blumen und Ranken darstellend, angebracht. Um den Rand des Tuches zogen sich Fransen hin. Je nachdem das Tuch für den gewöhnlichen Gebrauch oder bei Trauer diente, war es verschieden: schwarz mit Silberstickerei und Silberfransen bei Trauer (Fig. 54), schwarz mit sehr bunten Blumen und Goldstickerei nebst orangegelben Fransen für den gewöhnlichen Gebrauch. Man vereinigte praktisch solche Tücher auch zu einem „Freuden- und Trauertuch", indem man zwei Kanten bunt, zwei in Silber oder weißer Seide stickte und es im Dreieck einschlug, so daß dann nur die „Freuden-" oder die „Trauerseite" beim Tragen zu sehen war. Solche Tücher wurden namentlich in Schöningen und Helmstedt für den Bedarf der Bäuerinnen gefertigt, aber auch, wie erhaltene Musterbücher (Sammlung Basel) beweisen, auf dem Lande selbst sehr schön und mit großer Sorgfalt gestickt. Man schlug diese Tücher



Fig. 53. Goldbrokathaube aus Liedingen mit Seidenbändern aus dem 18. Jahrh. Städt. Museum.



Fig. 54. Trauertuch, schwarzer Sammet mit Silberstickerei. Aus dem Jahre 1840. Sammlung Basel.

nicht bloß in einfacher Dreiecksform über den Oberkörper, sondern faltete sie am Rücken in ganz besonderer Weise, so daß nur der untere Dreieckszipfel dort kurz herabhing, während die Seitenteile sich bauschig über den Oberarm legten und nur den weißen Hemdärmel hervorschauen ließen. Vorn wurde das Tuch

auf der Brust durch eine Nadel oder Spange zusammengesteckt, die Enden wurden von der darüber geknüpften Schürze festgehalten.

Über das Tuch legte man die weite, bis auf die Schultern vorstehende, vielfaltige weiße Halskrause, die frêse (Fig. 55), die mit ihrem blendenden Weiß schön von der sonst bunten oder dunklen Tracht abstach. Sie ist bei Wohlhabenden mit guten Spitzen versehen.


Fig. 55. Die frêse.

Der Weiberrock, bei dem die rote Farbe unten mit grünem Besatze vorherrschte und der die Füße frei ließ, hieß fôlenrock. Die Falten waren aber nur hinten und an den Seiten vorhanden; vorn war der Rock glatt, weil da die Schürze ihn verdeckte. Zur Herstellung dieser ungemein haltbaren und schönen Röcke gebrauchte man erstens die Wolle von abgelegten Strumpfsocken und zweitens „swingehê'e“, die beim Flachsschwingen erhaltene Heede. Beides wurde zu einem sehr dauerhaften Garne versponnen, das die pümpellöppe lieferte, welche nur 5 bind aufs lop (= 500 mal der Haspelumfang) enthielten. Ich habe auch rote Röcke aus ganz fein gewebtem Tuch gesehen. Der Rock hing an hosenträgerartigen Gurten über den Schultern, da er einen Schluß über den Hüften nicht besitzt. Neben den roten wurden von älteren Frauen auch schwarze getragen, auch kamen grüne, unten schwarz besetzte vor und in den Büttels rot-grün gestreifte, unten mit breitem, schwarzem Besatze.

Die Schürze deckte den vorderen Teil und die Seiten des Rockes. Sie war je nach dem Gebrauche aus geringerem oder kostbarerem Stoffe, bei älteren Frauen oft dunkel; beim Kirchgange und bei Festen aus geblümtem Seidenstoffe. Auch an ihr wurde Luxus entfaltet, durch die besonders schön, ähnlich den Tüchern, gestickten, vorn herabfallenden Schürzenbänder aus Seide oder Sammet, oft mit schöner Stickerei in Gold und Silber.

Die Strümpfe, welche in vorn ausgeschnittenen, schnallenbesetzten Lederschuhen steckten, waren weiße oder blaue, „selbstgeknüttete“ Zwickelstrümpfe aus Wolle (Fig. 56).

Von den langen Handschuhen (hanschen) aus Leder ist oben (S. 196) die Rede gewesen. Man strickte aber auch solche aus Wolle und stickte auf den Handrücken einige bunte Verzierungen in Rot, Gelb und Blau ein (Fig. 57).

Im Winter trug man über dem ganzen Anzug einen weiten, lang herabgehenden Kragenmantel, die hoike oder heike.

Die Abendmahlstracht der Frauen dürfte besonders zu erwähnen sein. Sie bestand (Gegend von Jerxheim u. s. w.) aus einem schwarzen Wandrocke und schwarzem Mieder, weißer Schürze und ebensolchem Tuch, dazu die bend-

mütse. Bei älteren und ärmeren Frauen waren Schürze und Tuch schlicht, bei wohlhabenderen mit kunstvoller Weißstickerei versehen.

Auch die **Männertracht** wechselte in Einzelheiten von Gegend zu Gegend, zeigte aber, daß sie der städtischen Tracht des 18. Jahrhunderts entsprossen war und zum niedersächsischen Trachttypus gehörte. Allgemein kennzeichnend war der lange weiße, mit zahlreichen, thalergroßen Metallknöpfen besetzte leinene **Kittel**, entweder hinten völlig geschlossen (wie z. B. in Bortfeld) oder mit langem, bis zur Taille (wofür unser Bauer knêp sagt) durchgehendem Schlitz, wo dann an der Stelle, wo man sonst unnütze Knöpfe am Rocke anbringt, ein rot aufgenähtes M sich befand (Rautheim, Cremlingen, Klein-Schöppenstedt u. s. w.). Bald hatte der Kittel einen kleinen Stehkragen, bald war er ohne solchen, bald war er ringsum rot eingefaßt, bald war er ohne Einfassung, bald hatte er Taschen aufgesetzt, bald nicht. Stets aber war er mit rotem Fries gefüttert. An die Stelle des weißen Kittels trat in einigen Gegenden der schwarze oder dunkelblaue, aber auch rot gefütterte, namentlich in den Dörfern nördlich von der Stadt Braunschweig und nach Gifhorn zu. Auch Sonntags legte man, selbst da, wo der weiße Kittel herrschte, schwarze Kirchenröcke von demselben Schnitt an.

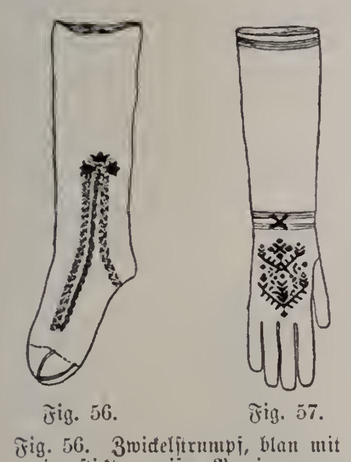


Fig. 56. Fig. 57.

Fig. 56. Zwickelstrumpf, blau mit eingestickter weißer Verzierung. Städt. Museum.

Fig. 57. Wollener gestrickter Handschuh, grün, mit farbiger Seide gestickt. Städt. Museum.

Die vielen Metallknöpfe waren bei Wohlhabenderen von Silber, bei Ärmeren von Messing. Sie wurden auf eine sehr praktische Art an den Stoff (auch bei den Jacken der Frauen) befestigt. Die Knöpfe wurden nämlich nicht angenäht, sondern die Öhre derselben durch den Stoff gesteckt, und dann wurde ein langer, dünner Lederriemen an der inneren Seite des Kleidungsstückes durch die Reihe der Öhre gezogen.

Ich bringe hier (Tafel I, Titelbild) die Abbildung eines der letzten Exemplare der noch in ursprünglicher Tracht einhergehenden Bortfelder Bauern, der eines Tages mit Rüben handelnd an meiner Thür vorsprach und den ich sofort zum Photographen führte. Der Anbauer Johann Heinrich Rischbieter ist 1822 geboren und stand im 73. Lebensjahre, als ich ihn abbilden ließ. Er ist ein vortreffliches Beispiel unserer niedersächsischen Bauern mit dem charakteristischen, glattrasierten Gesichte, dem vollen, in der Mitte gescheitelten und gerade von Ohr zu Ohr abgeschnittenen Haare. Er trägt den schwarzen breitkrämpigen Filzhut (Dreispitz, wenn er auch nicht aufgekrämpt ist), dessen Rand durch Stränge am runden Kopfteile festgehalten wird. Darunter ein abgestepptes

Käppchen, dips oder peckel genannt (Fig. 58). Der lange weiße Zwillichkittel ist in Vierschacht oder Vierkamm gewoben, d. h. mit vier Tritt und vier Kamm. Er reicht bis auf die halbe Wade, ist ohne Kragen, mit vielen Messingknöpfen besetzt und mit rotem Fries gefüttert. Die blaue, mit Hornknöpfen besetzte lange Weste Rischbieters ist schon jüngerer Art. Den Hals umgiebt ein schwarzes Seidentuch, über das der weiße Hemdkragen hervorsteht. Die fernere Bekleidung machen ein paar dunkle Kniehosen (büxen) aus, statt deren früher durchgängig gelblederne getragen wurden, gelbgraue Gamaschen und derbe Schuhe. An der Seite des Rockes sind die dunklen Wollhandschuhe angeheftelt. Seine langen blauen Strümpfe hat Rischbieter selbst eknüttet. Ist das Wetter sehr rauh, dann reicht der Kittel nicht mehr und über denselben wird dann der lange graue bâlwänder (Beiderwänder) geworfen, halb aus dickem Wollgarn, halb aus Leinwandfäden gewoben[1]). Die erwähnten Gamaschen sind übrigens nicht allgemein getragen worden; der Bauer ging im Sommer mit langen blauen Strümpfen und Schnallenschuhen, im Winter mit hohen Stiefeln.

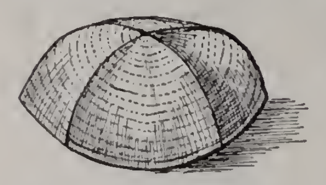


Fig. 58. Dips oder peckel aus Vortfeld. Städt. Museum.

Ein sehr wesentliches und kennzeichnendes Kleidungsstück der Vortfelder Bauern fehlt bei dem hier abgebildeten Rischbieter, nämlich das bostdauk

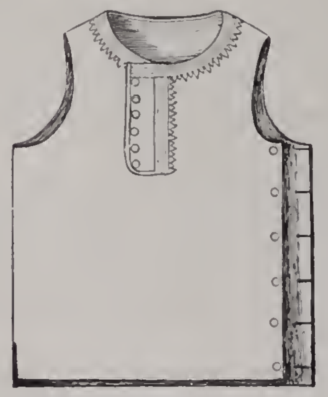


Fig. 59. Bostdauk aus Vortfeld. Rotes Tuch, grüner Besatz. Städt. Museum.



Fig. 60. Knabenwams. Blaue Leinwand, weiße Stickerei. Sammlung Vasel.

(Brusttuch) älterer Art, statt dessen er die lange blaue Weste trägt. Es ist ein weites Unterkleid aus rotem Tuch oder Fries in der Form eines kurzen Hemdes,

[1]) Die balwand, Beilewand oder Beiderwand, bekam ihre dunkelbraune Farbe dadurch, daß man das Gewebe in sogenannten modderkûlen färbte, welche Torfbrei enthielten.

das bis auf den halben Unterleib reicht und hinten und vorn geschlossen ist; für den rechten Arm ist ein Loch zum Durchstecken vorhanden, an der linken Seite ist das bostdauk aufgeschlitzt; hier wird es mit Knöpfen oder Bändern geschlossen. Um den weit ausgeschnittenen Hals zieht sich grüner Bandbesatz, der auch vorn angebracht ist (Fig. 59). Die lederne Hose wurde über das bostdauk gezogen, das bauschig darüber herabhing. Abweichend von allen westenartigen Kleidungsstücken, die vorn mit Knöpfen geschlossen sind, ist der seitliche Schluß dieses Unterkleides, das auf höheres Alter, als die übrigen Kleidungsstücke der Männer deutet und (soviel ich beobachtete) ähnlich nur noch und gleichfalls von roter Farbe im südlichen Baden und im Zillerthale vorkommt.

Der weiße Kittel kam früher auch bei Knaben vor. Im allgemeinen aber trugen die Burschen in der Taille sehr kurze Jacken aus Tuch, Sammetmanchester, Leinwand, oft sehr bunt geblümt und selbst gestickt, mit vielen Knöpfen aus Metall oder Glasflüssen besetzt (Fig. 60). Im Winter mit Ärmeln, im Sommer ärmellos, so daß die weißen Hemdsärmel frei hervortraten. Bei ihnen waren auch die roten, braunen, grünen runden Sammtmützen mit Goldschnüren, Quasten und Otterfellbesatz beliebt (Fig. 61).



Fig. 61. Braunschweiger Bauernbursche.
Aus E. Duller, Das deutsche Volk 1845.

Der Schmuck, den unsere Bauernfrauen trugen, war ein sehr mannigfaltiger und bestand aus Ohrringen, Halsketten, Fingerringen, Brustschnallen, die sämtlich in den Städten für den besondern Geschmack der Landbevölkerung meistens unter Anlehnung an ältere Muster gearbeitet wurden. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein hatten die Braunschweiger Goldschmiede Abteilungen in ihren Schaufenstern und Läden, welche Waren enthielten, die für den besondern Geschmack der Bauern berechnet waren. Heute ist der alte Bauernschmuck so gut wie die ländliche Kleidung verschwunden; er findet sich nur noch hier und da in den Truhen und in den Museen. Besonders beliebt

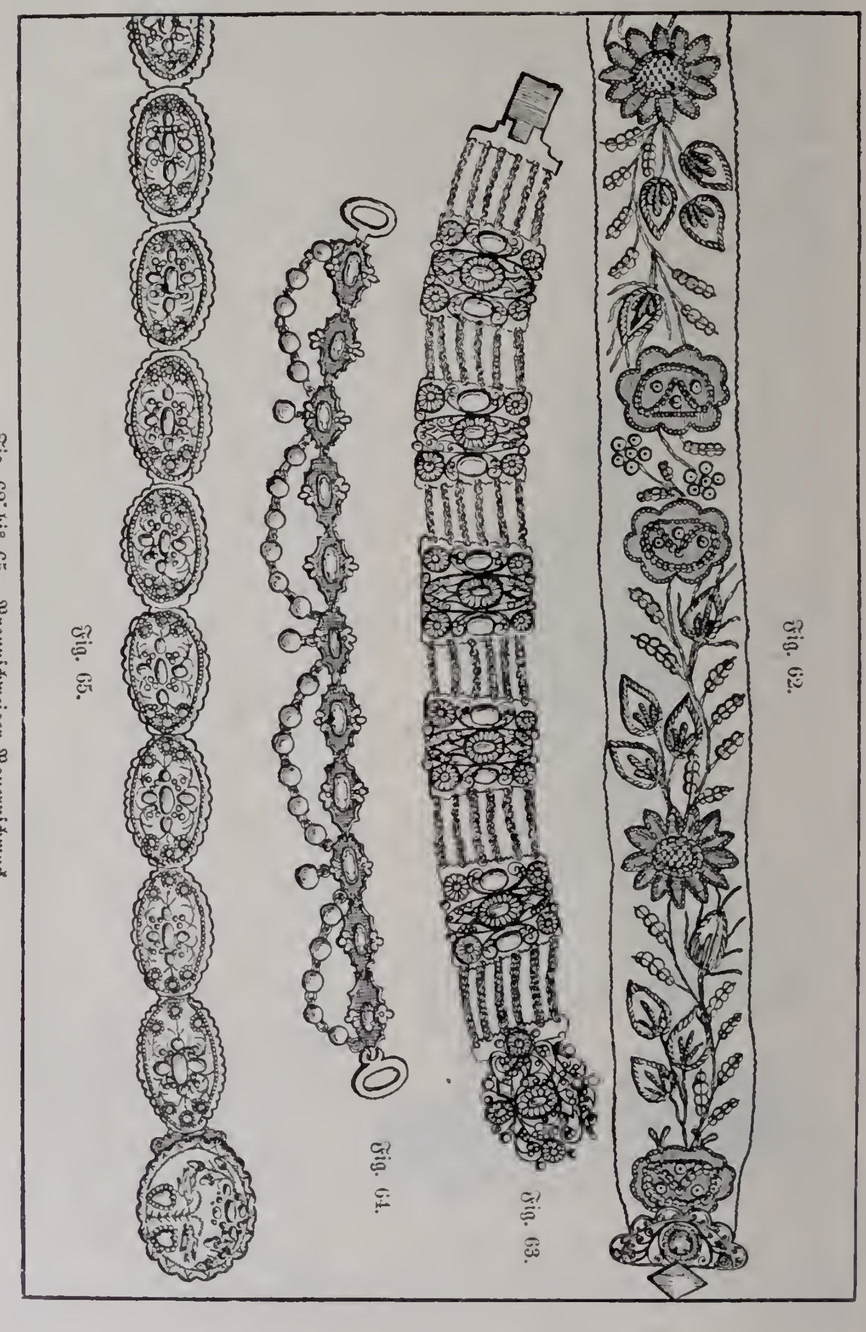


Fig. 62 bis 65. Braunschweiger Bauernschmuck.

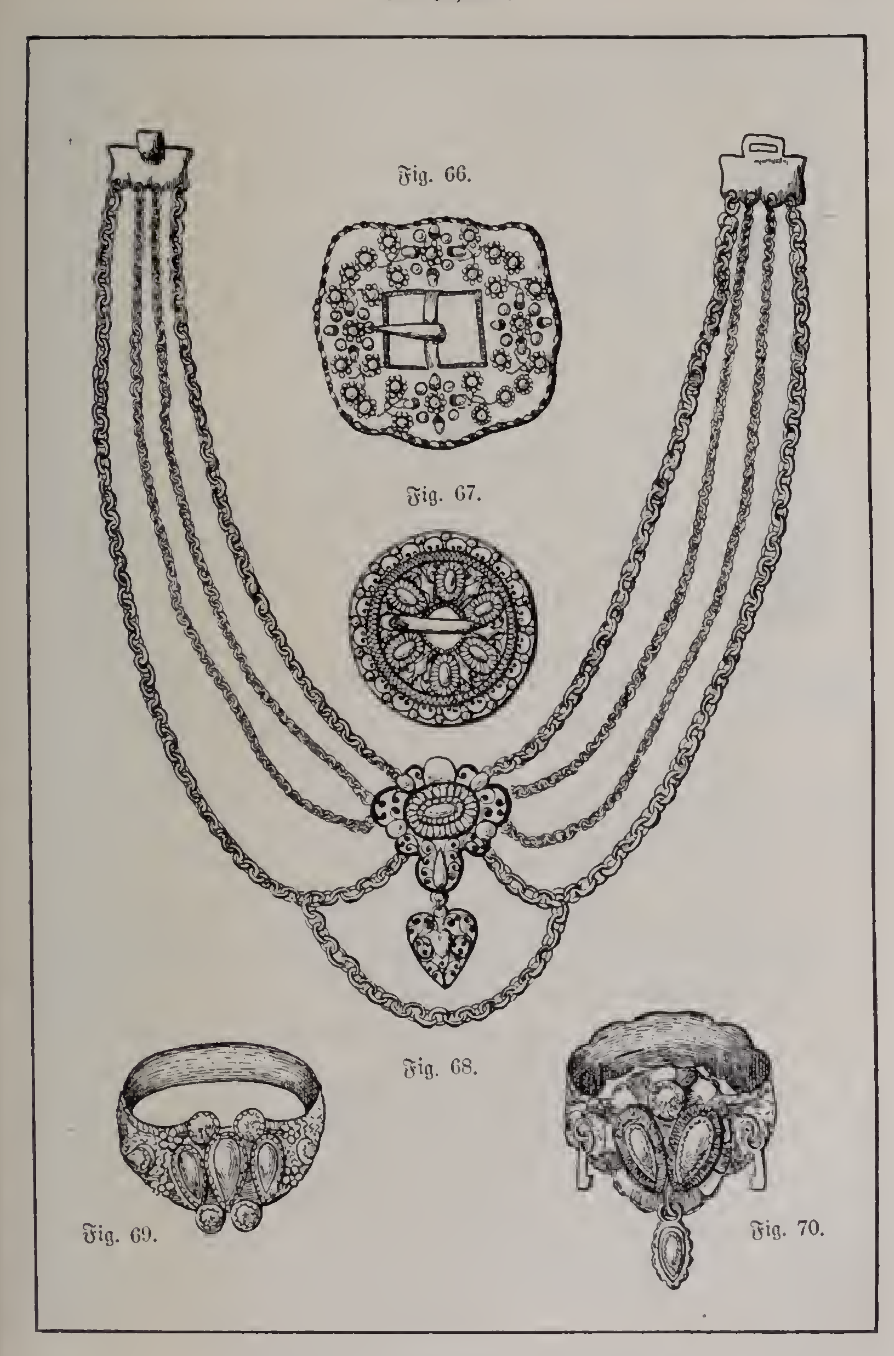


Fig. 66 bis 70. Braunschweiger Bauernschmuck.

waren die massigen Halsketten aus dunkelfarbigem Bernstein, dessen „Perlen“ oft Stücke von Hühnereigröße zeigten, die bis $1^1/_2$ Pfund wogen, und sich vielfach erhalten haben. Man nannte sie „kralen“ (Korallen). Als Halsschmuck beliebt waren auch die sogenannten Mondsteinperlen oder Magdalenenthränen (aus Fasergips?). Die noch vorhandenen Fingerringe, von Männern und Frauen getragen, deuten auf kräftige Finger hin. Eine Anzahl von den Dörfern aus der Umgegend der Stadt Braunschweig besitzt das städtische Museum. Alle sind aus Silber, in freier Handarbeit getrieben, gesägt und gelötet, mit Mittelstücken aus Glasfluß oder Hirschzähnen (Fig. 69 u. 70). Die Ornamente sind aufgelötet. Bei einem Exemplare finden sich als Anhängsel zwei kleine Schüsselchen zu Seiten des Mittelstückes, die wohl symbolische Bedeutung hatten. Aller dieser Schmuck stammt aus der Zeit von etwa 1750 bis 1850. Im allgemeinen trugen die Männer keinen Schmuck; doch waren bei ihnen silberne Filigranknöpfe zum Zusammenhalten des Hemdes am Halse im Gebrauche.



Fig. 71.
Silberner Ohrring.
Natürl. Größe.
Vaterländ. Museum.

Die sämtlichen hier (Fig. 62 bis 70) abgebildeten Bauernschmuckstücke sind im Besitze des städtischen Museums (Abteilung A. I. c.) mit Ausnahme des Ohrringes (Fig. 71).

Fig. 62. Schwarzer Sammetgürtel mit silbernem Filigranschloß: Reich mit Goldstickerei und aufgelegten Goldplättchen verziert. 61 cm lang; nur ein Teil ist abgebildet. Anfang des 19. Jahrhunderts. Wurde um die Taille über dem Schürzenschluß getragen.

Fig. 63. Halskette aus Silber, einzelne Teile vergoldet. Besteht aus fünf Gliedern, die je durch fünf Kettchen verbunden sind. Filigranschloß. 40 cm lang, 4 cm breit.

Fig. 64. Silberner, vergoldeter Halsschmuck, gute Arbeit aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, bestehend aus elf ciselierten Gliedern, welche eingefaßte rote Glasflüsse tragen. Daran vier Kugelfestons. 33 cm lang. Aus Volkmarode.

Fig. 65. „Bohnenschmuck“, der besonders beliebt war. Es ist eine Halskette aus getriebenen, gewölbten Gliedern von Silberblech, die etwa walnußgroß sind. Aus Ölper.

Fig. 66. Schnalle, wahrscheinlich Männerschuhschnalle, aus getriebenem Silber, nach Art des Bohnenschmucks. 9 cm breit.

Fig. 67. Brosche aus Silber, Filigranarbeit, teilweise vergoldet. Diente zum Feststecken des übergeschlagenen dreieckigen Tuches vor der Brust.

Fig. 68. Silberner Halsschmuck, das Mittelteil aus Filigranarbeit mit rotem Glasfluß, darunter ein Filigranherz. Vom Mittelstücke gehen zwei dünnere und zwei stärkere Ketten zum Schloß. Um 1800. Aus Drütte.

Von alten Ohrringen, die zum echten Bauernschmuck gehörten, ist mir nur ein Paar bekannt geworden (Sammlung des Prof. H. Seidel †). Es zeigt oben eine 3 cm lange silberne „Bohne“ mit wenigen Verzierungen, daran hängend ein länglicher roter Glasfluß in Silber gefaßt (Fig. 71). Aus Gebhardshagen.

Geburt, Hochzeit und Tod.

Geburt und Taufe. Das Kind.

Es ist heute im ganzen wenig Eigentümliches im Volksleben übrig geblieben, was sich auf Geburt und Taufe bezieht, während einzelne Überbleibsel erkennen lassen, daß früher die Sitten bei der Taufe reicher gestaltet waren und namentlich die Taufschmausereien eine weit größere Rolle spielten. Vorhanden ist noch mancherlei Aberglauben, der sich auf die Schwangerschaft und Taufe bezieht.

Während der Schwangerschaft darf eine Frau nichts ansehen, worüber sie erschrecken könnte, denn das schadet der Leibesfrucht. Ist das doch geschehen, dann muß sie so lange auf den gefürchteten Gegenstand schauen, „bis das Zittern wieder aus den Knochen ist“.

Erschrickt die Schwangere vor einer Maus, so bekommt das Kind einen „Mausefleck“; vor einem Hasen, so bekommt es eine Hasenscharte. Verbrennt sich die Schwangere, so bekommt ihr Kind ein Feuermal. Der Glaube, daß eine Schwangere sich „versehen“ könnte, ist allgemein.

Auch moralische Eigenschaften können zur Zeit der Schwangerschaft auf die Leibesfrucht übertragen werden. Man erklärt den Hang der Kinder zum Stehlen damit, daß die Mutter des oder der Betreffenden während der Schwangerschaft gestohlen hat.

Eine Schwangere darf nicht durch ein Schlüsselloch sehen, sonst lernt das Kind schielen oder es wird neugierig. Auch darf sie nicht unter einer Waschleine durchgehen, sonst schlingt sich die Nabelschnur um den Hals ihrer Leibesfrucht; ebensowenig darf sie sich ärgern, sonst wird das Kind ein Schreihals; vor dem offenen Brotschrank darf sie nicht essen, sonst leidet ihr Kind später viel an Heißhunger. Näht eine Schwangere, so darf sie den Zwirn (wie das gewöhnlich geschieht) sich nicht um den Hals hängen, sonst wird sich das Kind, das sie gebiert, später erhängen. Leidet die Schwangere viel an sôrbrand, so gebiert sie ein Kind mit langen Haaren.

Wenn eine Schwangere wôrens up nîrig is, d. h. besondere Gelüste nach Speisen hat, so muß man diese Begierde erfüllen. Auf die Schwangerschaft hat folgendes Sprichwort Bezug:

Friet de frû ok noch san rike,
Se geit doch mit'r kau in't like.

D. h. sie geht neun Monate schwanger, gleich dieser und muß Geburtsschmerzen ertragen.

Gebiert eine Frau bei zunehmendem Monde, so wird sie noch mehr Kinder bekommen; findet aber die Geburt bei abnehmendem Monde statt, so erfolgt keine weitere.

Um die Mutter vor Nachwehen zu schützen, legt man ihr die Hose des Mannes auf den Leib, so daß der Schlitz auf dem Nabel liegt.

Eine Hebamme (Bademutter, bademoime früher, scherzweise „Mutter Greif") soll stets Kreuzdorn bei sich führen, denn wenn die Geburt nicht leicht von statten gehen will, muß sie zur Beförderung derselben vor der betreffenden Stelle dreimal mit dem Kreuzdorn ein Kreuz schlagen. Wird jetzt noch viel angewandt. Der vom Kinde abfallende Rest der Nabelschnur wird verbrannt.

Der Storch bringt die Kinder aus Teichen und beißt die Mutter dabei ins Bein, die nun krank zu Bette liegt. Die kleinen Stadtbraunschweiger stammen aus dem Gödebrunnen (Jugendbrunnen), der im Osten der Stadt liegt [1]). Den bereits vorhandenen Kindern bringt das Neugeborene eine Tute mit Zuckerwerk, daher der Spruch:

Gottlow un dank, mîne mudder is krank,
Nu krigt wi en lütjen brauder.

In den ersten 24 Stunden nach der Geburt darf das Kind nicht bei der Mutter liegen, süs kann de mudder (nämlich die Gebärmutter) nich te gûe wê'ren un well dat kind wedder hebben. Die Gebärmutter soll dann an der Leibesseite der Frau „wie eine große Maus" mit Krallen kratzen, die Gebärmutter ist ein selbständiges Geschöpf mit eigenem Willen.

Der Zusammenhang zwischen Mutter und Kind ist innig. Sind beide voneinander entfernt und de melk schütt tau bei der Mutter, so weint der von ihr entfernte Säugling.

Die Entbindungen bei der ländlichen Bevölkerung fanden noch im vorigen Jahrhundert und wahrscheinlich bis in das laufende hinein auf dem merkwürdigen Gebärstuhle statt. Dieses „Foltergerüst", wie ältere Ärzte es genannt haben, das nun außer Gebrauch ist, war schon den alten Griechen und Römern bekannt und wurde durch arabische Ärzte den europäischen Völkern übermittelt, die ihm eine hohe Wichtigkeit beimaßen, so daß allerlei Verbesserungen und Veränderungen daran angebracht wurden, bis man über 30 verschiedene Arten kannte. In der Levante, Syrien, Ägypten, China und Japan ist der Gebärstuhl noch im Gebrauche, in Deutschland aber wohl ganz verschwunden [2]). Ein solcher Stuhl, welcher je nach Bedarf verliehen wurde und Gemeindeeigentum war, hat sich

[1]) Weit verbreiteter Glaube, daß die Kinder aus Teichen, Brunnen, Sümpfen stammen! Eine Zusammenstellung der verschiedenen Örtlichkeiten giebt O. Schall in der Zeitschrift „Am Urquell" IV, S. 224.

[2]) Ploß, Das Weib. Dritte Auflage von M. Bartels II, S. 161.

noch 1895 in der Kirche in Engelnstedt gefunden und ist von da in das Vaterländische Museum in Braunschweig gelangt.

Die Zahl der Kinder, die in einer Ehe geboren werden, kann man durch das Wegblattorakel erfahren. Durchreißt man das Blatt nahe am Stiele, so treten die „Blattnerven" hervor und die Zahl derselben deutet die Anzahl der zu erwartenden Kinder an. — Sitzen die Haseln dicht voll Nüsse, dann giebts in demselben Jahre auch viele Kinder.

Zunächst wird bei dem Neugeborenen nach dem Geschlechte geforscht. Ists ein Mädchen, so heißt es gleich: der Vater muß eine Blasenwurst geben, bei einem Jungen aber ist eine Schlackwurst zu stiften. Hat das Kind irgend ein Mal, ein Zeichen am Körper, so muß dessen Ursache klar gestellt werden. Die Mutter weiß dann, daß sie während der Schwangerschaft sich an der korrespondierenden Körperstelle gestoßen hat oder sie hat sich „versehen".

Dann wird nach der Ader zwischen den Augen gesehen; tritt diese quer über der Nase stark als blauer Streifen hervor, so heißt das „Kirchhof" und man glaubt, das Kind lebe nicht lange (allgemein). Gähnt ein neugeborenes Kind zum erstenmal, so fährt nach Ansicht der Wärterinnen und Hebammen (auch in der Stadt Braunschweig) der Teufel aus ihm aus. Damit der Teufel nicht wieder hineinfahren könne, machen jene das Zeichen des Kreuzes vor dem Munde des Kindes. Vor der Taufe eines Kindes muß immer jemand bei dessen Wiege wachen, damit es nicht vertauscht werde[1]).

Von Freunden, Nachbarn und Gevattern erhält die Wöchnerin die Wochensuppe, allerlei gute Speisen, gesendet. In einigen Dörfern am Drömling ist es noch Sitte, daß etwa acht Tage nach der Geburt die Familie ein Wurstessen im engsten Kreise abhält. Das nennt man kinnsfäntjen-vertêren.

Fliegt der Storch übers Haus, während die Wöchnerin noch im Bette liegt, so giebt es übers Jahr wiederum Taufe.

Das neugeborene Kind darf, bis es getauft ist, von keinem Kinde geküßt werden, das noch nicht sprechen kann, sonst lernt es selbst nie sprechen und bleibt stumm. Während das Kind getauft wird, muß in der Wiege desselben ein Gesangbuch liegen; dann wird es klug und fromm.

Nachdem die Wöchnerin genesen, ist ihr erster Gang zur Kirche. Sollte sie aber durch irgend welche Umstände veranlaßt werden, zuvor einen anderen Gang zu machen, was ihr schaden würde, so klopft sie dreimal an die verschlossene Kirchenthür; dann schadet der Gang nicht. Hat die Mutter den ersten Kirchgang gemacht, so schlägt sie, heimgekehrt, den Hauptgesang auf und legt dem Kinde das aufgeschlagene Gesangbuch unter das Kopfkissen. Dann wird es fromm und glücklich.

Von großer Wichtigkeit ist die Wahl der Gevattern (gewöhnlich drei Männer und drei Frauen). Von ihnen sagt man: Vadder wêren is ne êre vor'n lüen, awer ne schanne in'n geldbü̃el.

---

[1]) Braunschweiger Anzeigen 1760, S. 1391.

Die Gevatterbriefe (bottervögel genannt) sind sehr formell gehalten, früher wie jetzt, wo sie allerdings ziemlich aus der Mode gekommen sind. Man wendete bei ihnen immer die hochdeutsche Sprache an und ließ sie meistens durch den Schulmeister schreiben. Hier ein Beispiel.

„Dem ehr- und achtbaren Junggesellen Hennig Wunderling. Ehr- und achtbarer Junggeselle, besonders lieber Freund und Gevatter. Montag morgen um 5 Uhr ist meine Frau, geborene Brunsen, mit Hilfe Gottes von einem Sohn glücklich entbunden worden. Weil wir nun willens sind, den Donnerstag Mittag um 12 Uhr dieses Kind taufen zu lassen, so bitten wir Euch inständig, um die besagte Zeit Gevatternstelle bei diesem Kinde zu vertreten, und hernach in unserm Hause eine freundschaftliche Mahlzeit vorlieb zu nehmen. — Wir werden diese Gefälligkeit jederzeit dankbarlich erkennen und verspreche ich mich immer zu betragen als Euer aufrichtiger Freund und Gevatter Heinrich Kiegeland. Beierstedt, den 21. August 1787."

Neuere Gevatterbriefe sind gedruckt oder lithographiert und zeigen oben ein Bild, Christus die Kinder zu sich kommen lassend. Ein solcher lautet:

„Der barmherzige Gott hat unser Haus gesegnet und am 5. August 1894 durch die glückliche Geburt einer Tochter erfreut. Wir gedenken unser Kindlein am nächsten Sonntag, 9. September 1894 um $^{3}/_{4}$2 Uhr in der hiesigen Kirche zur heiligen Taufe zu bringen und bitten Frau K. A. freundlich, bei dem heiligen Sakramente unser Kind mit Gebet und gutem Bekenntnis zu vertreten, als treuer Taufzeuge ihr ferner Liebe zu schenken und so zu helfen, daß es zu Gottes Ehre und seiner Seligkeit lebe. Mit freundlichem Gruße und der Hoffnung auf Gewährung des erbetenen Liebesbeweises verbleibe ich Fritz Grabenhorst und Frau. Abbenrode, 1. September 1894."

In den Drömlingsdörfern steckt man die Gevatterbriefe bis zum Tauftage ans Fenster, so daß sie jeder Vorübergehende lesen kann.

Während des Kirchganges zur Taufe darf ein Gevatter unter keiner Bedingung seinen Urin lassen. Wird er doch dazu gedrängt, so muß er wenigstens währenddem einen Handschuh ausziehen, damit he nich in vullen tûge is, sonst wird das Kind ein Bettnässer. Keinesfalls aber darf er am Tauftage zu Stuhle gehen, da das Kind sonst stets das Bett beschmutzen wird. Alles beides Vorstellungen, die den Zusammenhang zwischen Gevatter und Pathenkind darthun sollen. Die Gevattern halten das Kind bei der Taufe abwechselnd auf den Armen; derjenige, auf dessen Arm während des Aktes das Kind weint, hat diesem zu Weihnachten ein neues Kleid zu schenken.

Eine Frau, die guter Hoffnung ist, soll nicht Gevatter stehen, das schadet dem Täufling und ihrer Leibesfrucht, ja, beide können infolgedessen zu Grunde gehen. Dem kann aber vorgebeugt werden, wenn die schwangere Patin zwei Schürzen statt einer während des Taufaktes anzieht.

Der Täufling nimmt geistige Eigenschaften vom Paten an, wie schon das Sprichwort andeutet de dridde âdere sleit na'n pâen.

Früher erhielt der Knabe seinen Rufnamen nach dem ältesten Gevatter, das Mädchen nach der ältesten Gevatterin, auch wurde unter den Gevattern wegen des Namens gelost.

Der Täufling wird noch jetzt möglichst schön aufgeputzt zur Taufe getragen. Früher war es Sitte, daß einzelne Gemeinden zu diesem Zwecke für die ärmeren

Gemeindemitglieder besonders feine Taufanzüge stifteten, welche bei der jedesmaligen Gelegenheit hergeliehen wurden. Ein solcher, sehr schön gearbeiteter Taufanzug aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, den die Gemeinde Hondelage stiftete, befindet sich im städtischen Museum zu Braunschweig.

Er besteht zunächst aus einem 35 cm langen und 27 cm breiten Steckkissen aus feinstem Leinenbatist mit weißer Handstickerei und Durchbruchsarbeit, ist mit roter Seide unterlegt und einer rotseidenen Bandrüsche eingefaßt. Von der Bekleidung des Täuflings selbst sind (abgesehen von Hemdchen und Windeln) vorhanden Unterärmel aus Leinenbatist mit angesetzter Handstickerei und Durchbruchsarbeit; ein Kragen bestehend aus einer Krause in Leinen mit angesetzter Handstickerei. Das Jäckchen entspricht dem Steckbettchen in Stoff und Ausführung und ist am Halsausschnitt mit rotseidenem Bande eingekraust; das gleiche gilt von der an beiden Längsseiten mit roter Seide eingefaßten Binde. Dazu gehören noch zwei den Kopf umfassende Mützen, welche in Schnitt und Stoff sich den Mützen nähern, die im vorigen Jahrhundert von den Bäuerinnen getragen wurden. Die eine aus violettem geblümtem Atlas, ringsum mit rotseidenem Band besetzt und über und über mit silberner Borde benäht, am Hinterkopf mit rotseidenen Bandrosetten geziert und die ganze Mütze mit einer gekrausten Leinenspitze eingefaßt. Die zweite Mütze ganz ähnlich, aber mit rotem Grunde.

Die Taufe erfolgt auf dem Lande gewöhnlich Sonntags. Die Gevattern halten den Täufling während des Aktes abwechselnd, nach demselben wird er in einigen Gegenden noch um den Altar getragen. Früher mußte die Taufe bei Strafe am sechsten Tage erfolgen [1]). Der Geistliche wurde für eine Taufe früher meist schlecht bezahlt. In Dibbesdorf z. B. erhielt der Volkmaroder Pfarrer für jede Taufe 8 gute Groschen, von unehelichen Kindern aber „à Stück“ 12 gute Groschen. In Schandelah für ein Kind zu taufen, „einschließlich der Fürbitte, der Danksagung und des Gevatterbriefes und der Mahlzeit“ 24 Mariengroschen [2]). Bei der Taufe unehelicher Kinder mußte die Mutter früher buchstäblich in Sack und Asche trauern; sie erschien in einem weißen Laken in der Kirche und mit Asche auf dem Haupte (Mitteilung aus Kl. Schöppenstedt).

Auf dem Wege zur Kirche wird das Kind von der Hebamme getragen, sie, oder die jüngste Gevatterin trägt es auch wieder nach vollzogener Taufe zurück. Dann muß sie aber schnell gehen, damit das Neugeborene gut laufen lernt. Zurückgekehrt ins Haus spricht herkömmlich die Hebamme: 'N heiden hebbe ik midde wegenômen un en kristen bringe ik jich wê'er. Nu wünsche ik'r jich vêl glücke midde.

Es folgt das Taufessen, an dessen Schluß die Hebamme von den Anwesenden auf einem Teller Geld für sich einsammelt. Ist sie damit fertig und hat sie das Geld eingestrichen, so giebt sie den Teller zurück mit dem ständigen Hebammenwitz: Ik nême man de lütjen stücke (das Geld) un gêwe dat grôte (den Teller) torügge. Die großen Taufschmausereien wurden schon früh [3]) bei 100 Thaler Strafe verboten.

---

[1]) Landesherrliche Verordnung vom 20. April 1636.

[2]) Handschriftliche Dorfbeschreibungen von Dibbesdorf und von Schandelah, beide von 1754.

[3]) Landesherrliche Verordnung vom 20. April 1636.

Eine auffallende, früher beim Taufessen vorkommende Sitte betraf die Absonderung des Vaters von den Gästen. Während diese am Tische saßen, mußte der Vater auf einem Holzklotze in der Stubenecke sitzen, gewöhnlich dem Klotze, auf dem man die Wäsche zu klopfen pflegte (Kl. Schöppenstedt).

Das Säugen der Kinder dauert gewöhnlich ein Jahr lang, doch glaubt man, daß ein weiter fortgesetztes Säugen ganz besonders vorteilhaft für die Kräfteentwickelung der Kinder sei. So findet man denn nicht selten zweijährige und noch ältere Kinder, denen die Brust gereicht wird und die dann, wie man erzählt, rufen: mudder gif mik mal de titte! Wie stark aber dadurch die Kinder werden können, berichtet die Erzählung von dem Jungen, der bis zu seinem 15. Jahre die Mutterbrust erhielt und nun so gewaltige Kräfte entwickelte, daß er Bäume aus der Erde reißen konnte. Der Junge trat bei einem reichen, aber sehr geizigen Bauern in Dienst und als Lohn wurde ausgemacht, daß der Junge dem Bauer eine Ohrfeige geben dürfe, wenn das erste Dienstjahr zu Ende sei. Als nun dieser Zeitpunkt herannahte und der Bauer sah, welche Riesenkräfte der Junge entwickelte, begann er sich zu fürchten und bereute sein Versprechen. Er beredete seinen Schäfer, daß dieser gegen Zahlung von hundert Thalern für ihn die Ohrfeige in Empfang nähme; damit war auch der Junge einverstanden und als nun der Termin abgelaufen, gab er dem Schäfer einen so gewaltigen Backenstreich, daß er in der Luft verschwand und erst nach sieben Jahren wieder auf die Erde zurückfiel.

Beim Entwöhnen wandten die Frauen früher ein eigenes Mittel an, welches hier und da noch gebraucht werden soll. Sie setzten sich nämlich vor den heißen Herd oder Ofen, machten dort einen dicken Kieselstein heiß, den sie auf den Schoß nahmen, und gossen Essig darauf; die Dämpfe ließen sie auf die Brüste einwirken. Das Verfahren wurde lange wiederholt.

In den ersten sechs Wochen muß dem Kinde oft das Köpfchen mit einem engen Kamme gekämmt werden; geschieht das nicht, so bekommt das Kind einen jârschorf oder padkopp, welchen es sein lebenlang behält.

Auf das Hervorbrechen des ersten Zahnes wird geachtet und eifrig danach gesucht. Wer en ersten tân find't, krigt en nîet klêd heißt es, wenn auch die Gabe nicht erfolgt. Kinder, welche beim Stillen das Däumchen einschlagen, sind fromme und gute Kinder.

Im ersten Vierteljahre dürfen Kindern die Nägel nicht geschnitten werden — die Mutter muß sie abbeißen.

Ist das Kind gefallen und man fürchtet, der Fall könne ihm schaden, so zieht man es dreimal durch die Sprossen einer Leiter hindurch und spricht dabei: „Im Namen des Vaters u. s. w.“

Lobt man Eltern gegenüber ein Kind, so sagt Vater oder Mutter: beraupet et man nich. Wie schädlich das Berufen ist, hat jener Vater erkennen müssen, dem sechs Töchter hintereinander geboren wurden und der sich dann stets einen Sohn wünschte. Kam ein Mädchen zur Welt, so sagte er jedesmal: „Ach, leider!“ Endlich wurde ihm ein Sohn geboren und da rief

der Vater: „Gottlob!“ Als nun die Kinder heranwuchsen, blieben die Mädchen zu Hause und es ging ihnen gut; der Sohn aber wanderte in die Fremde und kam ganz zerlumpt wieder heim. Da sagte der Vater:

Ach leider — tragen schöne Hüte und Kleider.
Gottlob — hat weder Rock noch Stock.

Das kam aber davon, weil er die Kinder bei der Geburt „berufen“ hatte.

Vom Mairegen wachsen die Kinder. Regnet es, während die Sonne scheint, so gehen die Kinder ins Freie und singen:

Sunnenrâ'en mâk mik nich nat,
Mâk de ôlen wîwer nat.
Leiwe sunne kumm erunder,
Lat den râ'en boven.

Sieht ein kleines Kind viel in den Spiegel, so wird es ein Affe. — Eine leere Wiege darf man nicht schaukeln, sonst stirbt das Kind, welches hineingehört. — Wenn Schnee liegt, darf man Kinder nicht entwöhnen; sie bekommen sonst graue Haare. — Kinder, die mit dem Feuer spielen, werden Bettnässer. — Kluge Kinder werden nicht alt; auch nicht solche, die von Engeln reden. — Kindern, welche ihre Eltern schlagen, wächst die Hand aus dem Grabe.

Wenn die Kinder ihre Milchzähne verlieren, so werfen sie dieselben in ein Mauseloch und sagen dabei:

Mûs, ik bringe dik en ôlen tân,
Bring du mik en nien.

Oder:

Mûs, mûs hol minen tân,
Gif mik en nien wedder.

Man soll keinem Kinde über den Kopf sehen, es lernt sonst das Schielen. — Eine Katze darf man nicht allein mit dem Kinde lassen; sie „fängt sonst dem Kinde den Atem ab“.

Von der Erziehung der Kinder auf dem Lande läßt sich zunächst sagen, daß dieselbe wesentlich durch die verschiedenen Vermögensverhältnisse der Eltern bedingt ist und bei den Wohlhabenderen sich völlig den Verhältnissen der Städter angepaßt hat. Es ist schon ein Geschlecht herangewachsen, das auf den Schulen und in den Pensionen der Städte ausgebildet ist. Die Kinder der geringeren Stände wachsen dagegen noch wie früher ganz auf dem Lande auf, wiewohl durch die allgemeine Wehrpflicht und dadurch, daß die Mädchen viel in die Städte in Dienst gehen, auch städtisches Wesen und hochdeutsche Sprache um sich greifen. Je ferner von der Stadt, desto urwüchsiger bleibt aber das junge Volk, wenn es auch gegenüber der früheren Zeit die guten Dorfschulen voraus hat. Es ist da noch ähnlich, wie die handschriftliche Dorfbeschreibung von Lelm aus dem Jahre 1756 berichtet: „Wie der Bauer an den meisten Orten seine Kinder frühzeitig dazu anlernet, daß sie ihm im Hofe bei seinen Arbeiten und der Viehzucht Dienste thun müssen, so ist es auch hier. Außer dem, daß die Knaben mit Pflügen, Eggen, Dreschen und Viehfüttern verrichten müssen, werden sie zu keiner anderen Art von Arbeit gewöhnt. Die Mädchen müssen außer diesen knütten, spinnen und diejenige Arbeit verrichten, welche in

der innerlichen Haushaltung vorfällt. Andere Arbeiten sind unter den Bauern hiesiger Gegend nicht bekannt." Die latinschen bûern sind eine Errungenschaft späterer Zeit.

Nachdrücklich sieht der Bauer darauf, daß seine Kinder zu tüchtigen Menschen heranwachsen und er giebt sich in seiner Art Mühe, dieses Ziel zu erreichen. Freilich ist ihm die Schulzeit derselben mit dem vorgeschriebenen Schulzwang manchmal recht lästig, da er es für praktischer erachtet, daß ihm die Kinder in der Wirtschaft beistehen, als daß sie auf den Schulbänken sitzen. Der Durchschnitt der ländlichen Bevölkerung ist darum auch froh, wenn mit der Konfirmation der Unterricht aufhört und die Kinder, entweder selbständig im Dienste oder in der Wirtschaft der Eltern, schon verdienen können. Früh treten die meisten aus dem Kreise der Familie heraus und verkehren mehr mit ihresgleichen, als mit den Eltern.

Allzu viel Kinder hat der Bauer nicht und Kenner behaupten, daß das bekannte Zweikindersystem namentlich bei den Wohlhabenderen eine nicht seltene Erscheinung sei.

Das Sprichwort sagt von den Kindern:

Ein vâder kann êr tein kinner ernären, as tein kinner einen vâder.
Lütje kinner, lütje sorgen; grôte kinner, grôte sorgen.
Et is lichter, en sack vull floie hoien, as en mâken.

Heirat und Hochzeit.

Auch in diesem Abschnitte habe ich mehr vom Vergangenen als vom Gegenwärtigen zu berichten, wo es sich um kennzeichnende Sitten und Gebräuche handelt, von denen aber immer noch Reste vorhanden sind, die um so kräftiger auftreten, je weiter wir uns von den Mittelpunkten der Kultur entfernen.

Daß viel Sentimentalität im Verkehre der beiden Geschlechter auf dem Lande herrsche, kann man nicht sagen. Romantische Liebe, wenn vorhanden, wird nicht gern gezeigt, da sie zu Spott herausfordert. Die Liebe, und oft in ihrer freiesten Form, spielt wohl auch ihre Rolle, aber im allgemeinen sind die materiellen Verhältnisse bei den Verlobungen ausschlaggebend. Man hört wohl das Wort:

Tâneweidâge grôte plâge,
Awer leif hebben un nich frîen
Is noch ne grôtere pin —

aber allzu oft mögen solche Schmerzen nicht vorkommen. Es giebt genug Regeln, die man bei der Wahl einer Braut zu beachten hat und darin liegt manche Lebensweisheit.

De de ôgen nich updeit mot'n bû'l updaun.

Also Vorsicht bei der Wahl! Was das Äußere anbelangt, so weiß auch hier das Sprichwort Rat:

Kort un dick hat kein schick,
Lang un smâl hat kein gefall.
Awer en mâken von mittelmât
Geit am wackersten ôwer de strât.

Weiter besagen Aberglauben und Sprichwort in bezug auf Liebe und Ehe:

Ein Mädchen, welches das Essen versalzt, ist verliebt.

Glück im Spiel deutet auf Unglück in der Liebe.

Bekommt ein Mädchen beim Waschen leicht eine nasse Schürze, so deutet das darauf, daß ihr zukünftiger Mann ein Trunkenbold sein wird.

Fällt einem Mädchen die Schürze herab, so denkt sie an den Geliebten. Geht ihr das Strumpfband auf, so denkt der Geliebte an sie.

Wo viel Spinnen in den Häusern, haben die Jungfern viel Freier (Braunschw. Anz. 1760, S. 1392).

Findet ein junger Mann (ein junges Mädchen) ein Stück altes Eisen, so denkt die Geliebte (der Geliebte) an ihn.

Alte Liebe rostet nicht,
Aber auch die neue sackelt nicht.

Zieht man einem Mädchen die Finger, daß die Gelenke knacken, so melden sich soviel Freier, als es oftmals knackte.

Sturmwind während der Brautwäsche bedeutet Unfrieden in der Ehe.

Das Mädchen, welches die Katzen gut füttert, bekommt einen guten Mann.

En mâken, dat keinen schatz hat, is wî en hund ône swans.

Wer sik hebben sal, de krigt sik ôk — un wenn't de dûwel up'r schubkarre tohope fårt.

Kôp nâwers rind, frîe nâwers kind, sau wirst de nich bedrogen.

Frîen is kein pârekôp. — Mahnt zur Vorsicht beim Freien.

Frîen hat moie,
Gift bedden un käue.

Eigen hêrd is goldes wêrt.

Jung efrîet hat keinen erûet.

Wenn de kinners frîet, möttet de ôlen dôdeslagen weren.

Dat is so as wenn Johann frien wöll un kann keine brût kri'en.

Heiratsfähige Mädchen dürfen kein frisches Stück Butter anschneiden, sonst erhalten sie keinen Mann.

Ein Liebesorakel, das ich aus Waggum kenne, ist das Schürzensieben. Von jedem der anwesenden Mädchen wird die Schürze genommen und in ein festes Knäuel zusammengebunden. Diese Knäuel werden in einem großen Futtersiebe zusammen „gesiebt", bis eines herausfliegt. Das Mädchen, dem diese Schürze gehört, heiratet zuerst.

Eine Redensart, der die neue Zeit mit ihren Umwälzungen viel von ihrer gesunden Grundlage entzogen hat, lautet: Wenn en mâken frîen will, mott et en'n kuffer vull knocken (Flachs), en'n kuffer vull lennewand un en botterfatt vull strümpe hebben.

Die Zaubermittel, um Liebe hervorzurufen, sind ähnlich den aus anderen deutschen Gegenden bekannten. Um die Liebe des Burschen zu erregen, muß ein Mädchen heimlich etwas von ihren menses ihm in sein Getränk thun. Hat er davon getrunken, dann kann he nich mêr vor dat mâken te gûe wê'ren. Umgekehrt giebt der Bursche dem Mädchen ein Stück Brot heimlich

zu essen, das mit dem Schweiße seiner Achselhöhle getränkt ist, mit dem gleichen Erfolge.

Wo nicht unmittelbare Übereinkunft zwischen den jungen Leuten und deren beiderseitigen Eltern die Verlobung herbeiführt, was jetzt mehr und mehr der Fall ist, treten der Freiwerber oder die Freiwerbersche ihr Geschäft an; sie betreiben es genau so, wie die jüdischen Ehevermittler oder Schadchen und bringen gegen Entgelt die Paare weniger nach der Neigung, als nach den Vermögensverhältnissen zusammen. So ist die Verlobung, löffte oder handlöffte, häufig nur ein Geschäft. Oft wird ein Ehekontrakt geschlossen, wie z. B. Ebeling einen solchen aus dem Drömling mitteilt[1]). Nach einigen einleitenden Worten über Liebe und Treue folgt die Hauptsache: „Der Bräutigam heiratet seiner lieben Braut seinen Halbspännerhof nebst sämtlichem Zubehör, Feld, Vieh und Wirtschaftsgeräten zu. Dagegen verspricht die Jungfer Braut ihrem Bräutigam zur Mitgift 50 Thaler, 2 Ochsen, 2 Kühe, 1 Pferd, 1 Stier, 2 halbjährige Schweine, 2 Schafe mit Lämmern, 2 Säcke mit Roggen, 1 Bett, 3 Überzüge, 1 großes und 2 gewöhnliche Bettlaken, 6 ganze und 6 halbe Drelltischdecken, 12 Handtücher, 1 Ehrenkleid, 1 Kiste, 1 Lade, 1 Stuhl und 1 Spinnrad". Der Bräutigam erklärt darauf ausdrücklich, daß er damit zufrieden sei; im Todesfalle setzen sich die Verlobten gegenseitig zu Erben ein.

Es kann nun an die Hochzeit und das Aufgebot in der Kirche gedacht werden. Bei letzterem dürfen Verwandte der Aufzubietenden nicht zugegen sein, da sonst die Ehe unglücklich ausfallen wird (selbst in der Stadt Braunschweig üblich).

So einfach und ungehindert nach der Erfüllung der gesetzlich vorgeschriebenen Formalitäten heute die Trauung erfolgt, so schwer wurde dieselbe früher gemacht. Der Prediger durfte noch im ganzen 18. Jahrhundert keinen Bauern trauen, ehe er nicht einen amtlichen Schein darüber besaß, daß die Bedemund entrichtet sei[2]). Da die Unfreien nämlich unter dem Hofrecht standen, so hing die Ehe eines Unfreien von der Zustimmung seines Hofherrn ab. Dafür, daß die Zustimmung erteilt wurde, mußte von Hörigen und Leibeigenen eine Abgabe an ihren Hofherrn (adliges Gut, Kloster, Cammer u. s. w.) gezahlt werden, welche Bedemund hieß. Wenn z. B. in dem Dorfe Eitzum eines Ackermanns oder Halbspänners Tochter in die Ehe trat, so mußten 12 Himpten Hafer und 10 gute Groschen, wenn eines Kotsassen Sohn oder Tochter heiratete, 6 Himpten Hafer und 5 gute Groschen an das adlige Gut Schliestedt entrichtet werden. Als Gegenleistung wurde bei der nächsten Holzteilung die sogenannte Brautrute angewiesen; diese bestand aus einem Klafter sechsfüßig Buchenholz und einem Schock Wasen[3]).

Einfache mündliche Einladung oder Karten sind jetzt meist an die Stelle der feierlichen Einladung durch reitende, bandgeschmückte Burschen, die unme-

[1]) Blicke in vergessene Winkel II, S. 192.

[2]) Konsistorialreskript vom 20. Januar 1706.

[3]) Schattenberg, Chronikalische Schilderung von Eitzum, S. 15.

bidders, getreten, von denen noch Reste in den Dörfern nach der Heide hin und bei Vorsfelde vorhanden sind.

Die Einladung, welche die ummebidders sprachen, hat sich auch noch teilweise erhalten; nach den Bruchstücken, die mir in Klein-Schwülper mitgeteilt wurden, ist sie ähnlich oder dieselbe gewesen, wie sie im Lüneburgischen gesprochen wurde:

Ich grüß' euch alle insgemein
Alle, die hier versammelt sein,
Weil ich jetzt komme zu dieser Zeit
Trag ich einen Strauß an meinem Kleid,
Auch einen Strauß am Hute sein
Den hat mir verehrt ein Jüngferlein.
Diesen trag ich Braut und Bräutigam zur Ehr',
Auf deren Bitten und Begehr.
Wir sind zu Euch hereingeritten
Und wollen Euch zur Hochzeit bitten.

Wenn Ihr ihnen wollt den Willen thun
Und am Freitag bei dem Bräutigam einkehren,
Mit blanken Gewehren,
Mit allerhand Rossen,
Mit Schimmeln und Fossen,
Mit Schwarzen und Braunen,
Mit Gelben und Grauen,
Mit Schwarzbraunen oder Weißen
Oder wie sonst eine Farbe mag heißen
Und wollt den christlichen Kirchengesang helfen mehren,
Und die Kopulation mit anhören,
Dann wollen wir einkehren in das Hochzeitshaus
Da wollen wir leben sieben Tage in vollem Schmaus.

Zwei Männer haben wir ausgesandt
Übers Meer und übers Land,
Den Jäger auf der Höh,
Den Fischer in der See.
Was diese beiden schießen und fangen,
Das wird in den sieben Tagen auslangen.
An Aufwartung solls auch fehlen nicht,
Da wir was Gutes zugericht.
Der Koch, der soll Zurichter sein,
Der Schenke, der soll schenken ein:
Bald Bier, bald Wein,
Bald Branntewein.
Guten Tabak und lange Pfeifen,
Die werden wir auf dem Tische greifen.
Es wird auch sonst lustig hergehen,
Neun Musikanten, die werden wir hören und sehen,
Dieselben sollen fleißig musizieren,
Damit die Männer die Frauen zum Tanze führen.

Die nachstehende Einladung der ummebidders ist früher in Klein-Schöppenstedt gebräuchlich gewesen; man erkennt daraus die lange Dauer einer alten Hochzeit.

Lieben Leute, ich komme zu Euch geritten
Um Euch alle einzuladen und zu bitten,
Keinen von den Hausleuten ausgenommen
Freitag Morgen zu N. N. zur Hochzeit zu kommen.
Kommt aber nicht mit vollem Magen,
Denn sie werden tüchtig auftragen.
Bräutigam und Braut thut die Myrte zieren,
Mit Trompetenklang wollen zum Altar wir sie führen.

Und kommen wir zur Kirche heraus
Dann giebt es einen großen Schmaus.
Dann wird getrunken und kuranzt
Und die ganze Nacht hindurch getanzt.
Am andern Tag mit heiterm Sinn
Gehts wieder zum Hochzeitshause hin
Da tanzen und schmausen wir wieder so
Wie am vorigen Tage froh.
Am Sonntag wird der Brautschmuck wieder angelegt
Und im Hochzeitszuge zur Kirche sich bewegt.
Und ist die Kirche wieder aus
Geht's wiederum ins Hochzeitshaus.
Nach dem Schmause tanzen wir weiter
Nach der Musik ganz lustig und heiter.
Am Montag wird an nichts gedacht,
Denn der wird völlig blau gemacht.
Am Dienstag sind wir lustig und wohl
Es schmeckt dann vortrefflich der saure Kohl.
Darauf an dem lieben Mittwoch
Sind wir wieder vergnügt, doch!
Wenn dann Küche und Keller noch was vermag
Feiern wir auch noch den Donnerstag.
Dann aber ist die Hochzeit aus
Und jeder geht wieder in sein Haus.

Vorgänge, Sitten und Gebräuche bei der Trauung und Hochzeit wechselten vielfach je nach der Gegend, anders waren sie teilweise am Elm, anders im Amte Salder und in den nach der Heide zu gelegenen Dörfern, wo noch die meisten und ursprünglichsten Gebräuche in Bruchstücken wenigstens sich erhalten haben. Im nachfolgenden sind einige der kennzeichnenden und allgemeiner gültigen Bräuche hervorgehoben.

Eine Hauptsache, dem ganzen materiellen Zuge, der durch die Heirat geht, entsprechend, war die Übergabe der Mitgift an den Bräutigam, die durch den oder die kästewagen erfolgt. Mit schön geschmückten Pferden, zuweilen mit einigen Musikanten, führte er (meist am Tage vor der Hochzeit) die Aussteuer in das Haus des Bräutigams. Er brachte Kisten und Kasten mit der Leinwand, von der man annahm, daß sie teilweise so fein wie Spinngewebe sein müsse, daher der Ausdruck brûtlâken für Spinngewebe. Salz und Brot fehlten nicht auf dem Wagen; sie mußten als erstes Erfordernis in die neue Wirtschaft gebracht werden und auch wo jetzt kein Kästewagen mehr vorfährt, bringt man sie zuerst ins Haus. Buntbemalte Koffer, ein Schrank (schap), Betten, Spiegel, allerlei Hausrat, oben (als Zeichen des häuslichen Fleißes) thronend Haspel und Spinnrad, beide schön mit Bändern geschmückt oder mit „boltjen" und „bratjen" behängt, waren aufgeladen. Überall, wo der kästewagen durchfuhr, wurde er jubelnd aufgenommen und die Kinder erhielten Kuchen oder gedörrtes Obst (daher brâtjensmîten) zugeworfen. Auch fand das Schnüren (snoiren) statt, d. h. eine Schnur wurde über den Weg gezogen, bis der Wagen sich durch eine kleine Geldsumme gelöst hatte. Der Fuhrmann, welcher den Kästewagen führte, der gewöhnlich mit vier Pferden bespannt war, saß auf dem hintern Sattelpferde. In der Gegend nach dem Elme zu erhielt er für sein Fahren ein Hemd, gewöhnlich aber nur das Leinen zu einem solchen und dieses Stück

Leinen hatte er beim Fahren des Kästewagens nach Art einer Schärpe umzubinden.

In einzelnen Gegenden, so am Drömling, erschien mit dem Wagen zugleich die Braut, um mit dem Bräutigam die Brautsuppe zu essen, welche symbolische Bedeutung hatte. Man kochte nämlich mit der Fleischbrühe zugleich kleine Teile des hölzernen Küchengeschirrs und von den Krippen des Viehs, und je besser diese Suppe schmeckte, desto besser gedieh dann die Wirtschaft des jungen Paares [1]).

Einige, auf uralten Brauch deutende Sitten, die noch vor der Hochzeit stattfanden, hatten sich bis in unser Jahrhundert erhalten, sind aber jetzt eingegangen. In einigen Drömlingsdörfern und in Radenbeck (schon im Lüneburgischen bei Brome) mußte nämlich der Bräutigam die Braut im Dunkeln aus dem Kreise der Genossinnen herausgreifen und mit sich wegholen [2]), vielleicht ein Anklang an den Brautraub. Auf sehr alte Rechtsgebräuche deutet auch die Form des Abforderns der Braut am Hochzeitstage aus dem elterlichen Hause, wie sie im Amte Gifhorn stattfand [3]). Die Braut wurde dort sehr ceremoniell eêscht, geheischt.

Vor dem Gange des Brautpaares zur Kirche versammelten sich die Hochzeitsgäste auf der Däle des elterlichen Hauses der Braut. Dort erschienen dann die vom Bräutigam geladenen Gäste unter der Anführung des brûtêschers, eines Bruders oder nahen Verwandten des Bräutigams, welcher mit Bändern geschmückt und mit einem starken Stab bewehrt eintritt. Mitten auf der Däle stehend redet der Brautheischer die Versammelten an: er sei beauftragt, die Braut zu êschen. Dann tritt er an den Döffel (vergl. oben S. 113) des langen Thores und schlägt mit seinem Stab so stark dagegen, daß ein Stück davon abspringt, wobei er ruft: ik êschere mînen brô'er sîne brût ton ersten male, worauf allgemeines Jubelgeschrei und Tusch der Musik folgt. Der Heischer wiederholt diesen Vorgang noch zwei Male und ruft beim letzten Male: ik êschere mînen brô'er sîne brût ton dridden mâle, nû' lât' se herkômen in Goddes namen! Dann schreitet er zum Herde im Hintergrunde der Däle und wirft auf denselben die zerbrochenen Stücke seines Stabes. Alsdann übergiebt der Brautvater dem Heischer die Braut in Gottes Namen, dieser tanzt mit ihr und der Kirchgang über den eingefallenen Döffel beginnt.

Fast alles an diesem dramatischen Akt trägt das Gepräge hohen Altertums, da hier die alten Rechtsgebräuche bei Übergabe und Empfangnahme sich erhalten haben. Feierliche Entsagung erfolgte mit dem Zerbrechen des Stabes, der bei Rechtsgeschäften eine große Rolle spielte. Die Braut entsagt hier auf diese Weise der Familie des Vaters. Drei ist eine heilige Zahl und drei

---

[1]) Ebeling II, S. 195.

[2]) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 433.

[3]) Mitteilung des Küsters Blume im vaterländischen Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen, 1838, S. 322.

Schläge thut der Heischer mit seinem Stabe, wie der Sachsenspiegel (III, 68) drei Beilschläge bei Güterabtretungen anordnet. Die Übergabe erfolgt an der geheiligten Schwelle des alten Sachsenhauses, denn der Döffel ist der Pfahl, an dem die beiden Thorflügel sich schließen; bei Übergaben wurde nach altem Brauche das Herdfeuer gelöscht, worauf vielleicht das Werfen der Stabreste auf den Herd deuten mag.

Zu den weiteren Vorbereitungen gehört der Polterabend, der auch in den Städten noch gefeiert wird. Bekannte, das Gesinde u. s. w., werfen alte Thon- und Porzellangefäße möglichst geräuschvoll vor die Thür des Brautpaares, was man klappottsmîten nennt; oft entstehen ganze Scherbenberge, denn je mêr pôtte, je mêr glücke.

Eine hübsche Sitte, welche auf den Fleiß der zukünftigen Frau hindeutet, fand am Tage vor der Hochzeit in Groß-Denkte statt, wo am Abend unter der Linde der Brauttanz getanzt wurde. Dabei mußte die Braut bei jedem Tanze eine mit bunten Bändern geschmückte Brautdieße halten, die ihr von den Brautjungfern verehrt war.

In Rautheim wurde (noch im Anfange der sechziger Jahre) am Polterabend ein Schimmelreiten abgehalten; eine Pferdemaske war dazu vorhanden, fehlte sie, so nahm man einen swingebock (vergl. S. 174). Als Begleiter des Schimmels erschienen verschiedene Handwerker mit ihren Attributen, welche im Hochzeitshause Proben ihrer Kunst ablegten; der Barbier schneidet einem den Hals ab; Tod und Teufel, die auch im Zuge waren, stritten sich um den Toten, welcher dem Teufel zufiel. Dabei wurden Sprüche aufgesagt, deren mein Gewährsmann sich leider nicht mehr entsinnen konnte.

Mit dem Polterabend schlossen die Vorbereitungen der Hochzeit und nun endlich kann der Gang zur Kirche stattfinden, doch sind einige abergläubische Vorstellungen zu beachten.

Am Hochzeitstage darf die Braut keine Perlen tragen, denn die bedeuten Thränen. — Ist am Hochzeitstage stürmisches Wetter, so geht es auch in der Ehe stürmisch zu. — Wenn der Braut am Hochzeitstage eine Handvoll Roggen über den Kopf gestreut wird, so hat sie niemals Mangel an Brot (Braunschweigische Anzeigen 1760, S. 1391). — Erhält die Braut zwei Brautkränze geschenkt, so darf sie nicht einen allein brauchen, sondern muß aus beiden einen neuen machen, sonst hat sie kein Glück in der Ehe. — Regnet es am Hochzeitstage in den Brautkranz, so deutet das auf Unglück in der Ehe. — Auf dem Wege zur Trauung darf man sich nicht umsehen, sonst schaut man sich in der Ehe nach einem oder einer andern um.

Heute trägt allgemein die Braut den Myrtenkranz und Schleier, der Bräutigam ein Myrtensträußchen; auch die Gäste haben ein Sträußchen (Rosmarin u. dergl.), gewöhnlich mit dutzen, Bandschleifen, daran. In der Zeit der alten Tracht und noch vor 30 oder 40 Jahren trug die Braut als jungfräulichen Schmuck eine besondere kleine Krone, die je nach der Gegend etwas verschieden gestaltet war. In ihren Grundzügen ist sie die Brautkrone, die

auch anderweitig in deutschen Landschaften vorkommt. Es ist ein erhöhter Kopfputz, korbartig aus Drahtgestell gestaltet, gewöhnlich nicht über 10 oder 12 cm hoch und mit roten, hinten herabhängenden Bändern versehen. Um das leichte Gestell der „Krone“ winden sich künstliche Blumen, Flittergold, zitternde Spiralen aus Gold- und Silberdraht, häufig sind in den Rand kleine Spiegelscheiben, auch Halbedelsteine, wie Amethyst und Topas, eingelassen. Die Brautkronen wurden aufbewahrt und so haben sich Exemplare in den Sammlungen erhalten (Fig. 72).

Auffallend an einer solchen Brautkrone aus Lichtenberg (Sammlung des Prof. H. Seidel †) war eine Anzahl fingerlanger, kleiner Haarzöpfchen, welche, an derselben befestigt, herabhingen. Nach der Auskunft der 70 jährigen von dort stammenden Frau Otte wurden diese Kronen schon bei der Konfirmation von den Mädchen getragen, dann, wenn sie etwa Gevatter standen und zum letztenmal bei der Trauung. In den beiden ersten Fällen hatte die Krone vier nach hinten hängende rote Bänder, bei der Hochzeit wurden noch zwei über die Schultern und Brust herabfallende hinzugefügt. Was die Haarzöpfchen betrifft, so flocht die Besitzerin sie allmählich aus ihrem eigenen Haar und fügte sie als Schmuck der Krone ein.



Fig. 72. Brautkrone. Städt. Museum.

In der Gegend von Jerxheim wurde von der Braut eine Brautkrone getragen, die sich wesentlich von der in Vortfeld, Waggum, Zweidorf und den Büttels getragenen unterschied. Dieselbe bestand aus grüner Seide, kleinen künstlichen Blumen, Perlen oder unechten Steinen, war sehr klein (kaum 5 cm hoch, bei einem unteren Durchmesser von $5^1/_2$ cm) und wurde auf dem „kip“ befestigt. Darunter fiel ein langes, reich gesticktes Band (kopbend) in zwei Teilen über den Rücken herab.

Der Bräutigam trug hier den kleinen Kranz mit den goldenen Anfangsbuchstaben des Namens seiner Braut auf dem linken Arme, und darunter hing ebenfalls ein schön gesticktes Band herab. Die Bänder pflegten an einem Ende die Anfangsbuchstaben des Namens der Braut, am andern die des Bräutigams zu tragen.

Während des Ganges zur Kirche wurden in einigen Dörfern das Brautpaar von Kindern, auch Erwachsenen, durch einen vorgezogenen Strick „geschnürt“, so daß der Zug nicht weiter konnte und sich erst durch eine Geldgabe lösen mußte (wie der Kästewagen).

Vor dem Altar spielen zunächst einige abergläubische Bräuche sich stillschweigend ab, die Hochzeitsgesellschaft achtet aber darauf. Die Brautleute versuchen nämlich Einer dem Andern einen Fuß oben auf zu setzen — ein leises

Treten ist bemerkbar und wer schließlich den Fuß oben behält, hat die Herrschaft in der Ehe. Damit läuft parallel der Vorgang beim Ringewechseln: jeder Teil sucht dabei seine Hand oben auf zu bekommen. Fallenlassen des Trauringes deutet auf baldigen Tod desjenigen, der ihn fallen läßt. Hübscher und voll symbolischer Bedeutung ist der Brauch, Roggen- oder Weizenkörner der Braut in die Haare zu stecken, als Zeichen der Fruchtbarkeit; auch halten sich vor dem Altare die Brautleute dicht, Schulter an Schulter, zusammen, damit keine Lücke zwischen ihnen besteht, die auf spätere Scheidung deuten würde.

Nach der Heimkehr aus der Kirche ist ein Trunk das erste, was dem neuvermählten Paare gereicht wird. Entweder begrüßt sie der Brautvater mit den Worten „Euren Eingang und Ausgang segne Gott", oder der „Platzmeister", dem die Anordnungen bei der Hochzeit obliegen. Der junge Ehemann trinkt das Glas Wein oder Bier nicht ganz aus und reicht den Rest der Frau mit einem Prost! Nachdem diese getrunken, wirft sie, ohne sich umzuwenden, das Glas hinterrücks über den Kopf. Zerbricht es dabei, so deutet das wiederum auf Glück in der Ehe. In anderen Gegenden hat die junge Frau den Rest des Trunkes in einem weiten Bogen um ihren Mann herum zu gießen, damit andeutend, daß sie ihn fest an sich kette[1]).

Nun folgt das Hochzeitsmahl und der Tanz mit örtlich wechselnden Bräuchen. Wo eine große Däle vorhanden, beides auf dieser, jetzt meist im Wirtshaus. Die Ausdehnung dieser Festlichkeiten war früher viel größer und man tafelte und tanzte mehrere Tage hintereinander. Zu einem richtigen Hochzeitsmahl nach älterer Art gehörte eine große Anzahl von Schüsseln und jeder Gast hatte von allen zu essen. Eine Speisefolge z. B. ist die nachstehende: Hühnersuppe, Rindfleisch mit Rosinensauce, Reisbrei mit Zucker und Zimmet und dazu Zwetschen, Kalbs- und Schweinebraten. Man trank Schnaps, Bier, Wein, je nach den Verhältnissen. Starkes Nötigen gehörte zur guten Sitte: ach, âtet man, wî gewet et süs doch man den katten, wurde dabei protzend gesagt. Der große Reisbreikessel — gewöhnlich ein Waschkessel — wurde mit reichlichen Resten auf den Misthaufen vor dem Hause gebracht; hier erschienen die pracher und stritten sich um den Inhalt (so in Salzdahlum). Die letzte Schüssel beim Hochzeitsmahl bringt die Köchin herein, welche das Mahl zubereitete. Die Schüssel ist verdeckt, ihr Inhalt besteht aus Salz oder Asche. Die Köchin sagt

---

[1]) Wie sehr die Hochzeitsgebräuche durch weite Strecken Deutschlands, oft bis in feine Einzelheiten hinein, übereinstimmen und darauf deuten, daß sie eine gemeinsame Quelle besitzen, ergiebt ein Blick auf das „Hochzeitsbuch" von Reinsberg-Düringsfeld (Leipzig 1871). Namentlich stimmen hessische Bräuche (S. 149, Brautsuppe, Brautwagen, die Einladung, Werfen des Glases) und selbst deutsch-böhmische (S. 181, das Schnüren, Werfen des Glases u. s. w.) überein. Sehr viel Verwandtes, wie zu erwarten, zeigen die Gebräuche und Sprüche aus dem Lüneburgischen, die Colshorn mitteilt (Hoffmann v. F. und Schade, Weimarsches Jahrbuch I [1854]). Natürlich ist überall auch viel Besonderes vorhanden, zu einem weiteren Vergleiche aber hier nicht der Platz.

dabei: ik bringe jich ôk noch 'n gericht, da könn ji ôk emal na smecken, dann wirft jeder Hochzeitsgast ein Geldstück in die Schüssel.

Der Geistliche nimmt beim Hochzeitsmahl den Ehrenplatz ein. Die verschiedenen Abgaben, die er für die Trauung empfing, sind jetzt meist abgelöst. Allgemein erhielt er ein Schnupftuch von der Braut und die Brautsuppe, worüber genaue Vorschriften bestanden, ferner Geld. So z. B. in Semmenstedt (Dorfbeschreibung von 1748) 1 Thaler, in Dibbesdorf (Volkmarode) 1 Thaler 8 gute Groschen. Die Brautsuppe in Schandelah, welche der Pastor erhielt, mußte (nach der handschriftlichen Dorfbeschreibung von 1754) bestehen aus: „1 Schüssel voll Rindfleisch, 1 Schüssel voll Schweinefleisch, $1/2$ Schweinskopf, 1 Brot oder Semmel, 1 Kuchen und 1 Flasche Bier, was zu 18 gute Groschen angeschlagen wird. Geht der Pastor aber nicht zur Hochzeit, so werden ihm zwei Mahlzeiten bezahlt, facit 9 Mariengroschen. Von einer Hochzeit, bei welcher eingeschlachtet wird, gebürt der Pfarre des Abends nachher ein Kuchen und eine Wurst."

Bei dem Hochzeitsmahle war diejenige die Ehrentafel, an welcher Braut und Bräutigam saßen und an dieser wurden auch die „Brauttafelgelder" geopfert. Dort legten die Gäste Geld oder Geschenke (Silbergerät und dergl.) nieder, in verschiedenem Werte, je nach dem Vermögen der geladenen Gäste. Es fehlt nicht an Beispielen, daß noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Brauttafelgelder die Höhe von 300 Thalern erreichten[1]).

Das junge Paar eröffnete die Reihe der Tänze; die Braut zog manchmal sich nach den verschiedenen Tänzen um, damit die Gäste den Reichtum ihrer Kleidung bewundern konnten. Mit den nächsten Verwandten macht sie Ehrentänze und nachts um 12 Uhr wird ihr der Kranz abgenommen und der Schleier in Stücken zerrissen, die unter die Anwesenden verteilt werden. Dann wird der Frau die Haube aufgesetzt; sie „kommt unter die Haube"; vom Manne aber heißt es, er „tritt in den Stand der geflickten Hose". Auch ein Schlüsselbund, als Symbol der Hausfrau, wird dem jungen Weibe übergeben.

In Groß-Twülpstedt und den dahin eingepfarrten Dörfern (Klein-Twülpstedt, Klein-Sisbeck und Rümmer) war es im 18. Jahrhundert Sitte, daß derjenige, welcher sich dort trauen und zur Kirche mit Musik begleiten ließ, am folgenden Tage mit den Hochzeitsgästen unter den großen Linden des dortigen Thies erscheinen, gewisse Tänze aufführen und den Twülpstedtern einige Stübchen Bier zum besten geben mußte. Als 1760 ein Sisbecker sich dessen weigerte, entstand aus dieser Weigerung sogar ein Rechtsstreit[2]).

Zum Schluß hat der Ehemann jedem Dienstboten ein Geschenk zu geben

---

[1]) Vergl. dazu: Scholz der Dritte, Über die Eigenschaft der Brauttafelgelder im Bauernstande. Zeitschrift für Landwirtschaftsrecht (Braunschweig 1840), Band II, S. 137.

[2]) P. Zimmermann, Der Tanz unter der Linde in Groß-Twülpstedt. Braunschweigische Anzeigen, 3. Dezember, 1894.

und von dieser Zeit an wird ihm von diesen erst das Prädikat „Herr“ zu teil. So lange er unverheiratet ist, wird er nur mit dem Vornamen und „Du“ angeredet; erst nach der Heirat kommt ihm das jî zu.

Die Ehen verlaufen meist ruhig und glücklich; oft führt die Frau das Regiment, sie ist häufig der thatkräftigere Teil des Paares, der Mann der langsamere und trägere. Scheidungen sind weniger häufig als in der Stadt. Witwer heiraten bald wieder, wenn sie nicht zu alt sind. Eine neue Frau bringt dem Hofe neues Gut, daher das häßliche Sprichwort: wenn de pâre gut stât un de frûen gut afgât, kann de man wol rike wêren. Daß solche Anschauung unter den deutschen Bauern aber nicht selten ist, mag man aus der hessischen Fassung dieses Wortes erkennen: Weibersterben — kein Verderben! Gäul' verrecken — großer Schrecken!

Tod und Begräbnis.

Es giebt viele Vorzeichen, welche den Tod ankündigen und auf diese achtet man teilweise noch mit abergläubischer Scheu.

Schreit die kleine Eule am Hause, so deutet dieses auf einen bevorstehenden Todesfall in demselben. Da der Kauz gern dem im Krankenzimmer brennenden Lichte nachfliegt, so dient dieses zur Bestärkung des allgemeinen Aberglaubens.

Das Klopfen der Totenuhr (ein Klopfkäfer, Anobium pertinax) im Holze der Wand oder des Fußbodens deutet auf Tod im Hause. Allgemein [1]).

Wenn eine von Natur gewöhnlich grüne Pflanze (Kohl, Rübe u. s. w.) im Garten plötzlich mit weißen Blättern erscheint, so gilt dieses als Anzeichen, daß jemand im Hause bald stirbt.

Ebenso, wenn der Maulwurf dicht am Hause oder gar in demselben seinen Hügel aufwirft.

Wenn Kinder „Begräbnis spielen“, d. h. Puppen oder Holzklötze begraben, so stirbt bald einer in dem Hause, in dessen Nähe das Spiel stattfindet.

Wenn man einen Sterbenden beklagt, so erschwert man ihm das Sterben.

Dem Sterbenden zieht man das Kopfkissen weg, damit er leichter stirbt. Das wird auch bewirkt, wenn man die Uhr anhält.

Ist der Tod eingetreten, so wird die Waschschale, aus der man den Kranken gewaschen hat, zerschlagen. Alle Blumen, die im Sterbezimmer stehen, werden hinausgetragen, damit sie nicht eingehen.

Gleich nach eingetretenem Tode öffnet man die Fenster des Sterbezimmers.

Auf einen Toten dürfen keine Thränen fallen, sonst kann dieser im Grabe nicht ruhen. Aus der Wäsche des Gestorbenen schneidet man dessen Namenszeichen aus; er kann sonst im Grabe nicht ruhen und muß einen Verwandten „nachziehen“.

Den Toten soll man an die große Zehe fassen, dann vergeht einem das Gruseln. Hat man Warzen, so streiche man mit diesen über die Hand des Toten; sie vergehen, weil jener sie mit ins Grab nimmt.

Ist ein Säugling gestorben, so streicht die Mutter mit dessen Händchen über ihre Brustwarzen, damit ihr die Milch vergehe.

---

[1]) The tapping of the beetle, known by the ominous name of the death-watch is in Sussex, as elsewhere, deemed a warning, that death is near at hand. Folklore-Record I, p. 57 (1878).

Das Tuch, mit dem dem Sterbenden der Schweiß abgetrocknet wurde, wird aufbewahrt, denn man kann mit ihm leicht Wunden heilen.

Kunde vom Tode eines Gemeindemitgliedes erhält das Dorf dadurch, daß sofort drei „Schauer" geläutet werden.

Es giebt verschiedene, zum Teil wenig feine Ausdrücke für Sterben, wie z. B. den lepel wegsmîten, den ârs tauknîpen. Mit ersterem hängt der Aberglaube zusammen, daß das Fallenlassen eines Löffels Tod anzeige.

Die Totenwäscherin heißt dôdenbebinderschе, weil sie die Kränze auf dem Grabe nach dem Begräbnis zu ordnen (bebinden) hat. Ist der Tote an einer ansteckenden Krankheit gestorben, so glaubt sie sich beim Waschen desselben dadurch zu schützen, daß sie einige Pfefferkörner in den Mund nimmt. Sie heißt auch lîkhaun (Leichenhuhn).

Der Tote wird in seinen guten Kleidern in den Sarg gebettet, entgegen dem Sprichworte: en hemd un en dauk is in't graf enaug. In einigen Gegenden heißt der Sarg noch rustekäste[1]). Das Haar, welches dem Verstorbenen ausgekämmt wird, und der Kamm, mit dem dieses geschah, werden der Leiche zu Füßen in den Sarg gelegt. In Bortfeld erhält der Tote einen Wermutstrauß mit in das Grab, welcher des Lebens Bitterkeit andeuten soll. Noch sehr verbreitet ist die Mitgabe des têrpennigs, von dem ich unten spreche.

Die beiden Lichter, welche zwei Stunden vor dem Wegbringen des Sarges auf diesem brennen, müssen mit den Fingern ausgelöscht werden; man darf sie nicht ausblasen, kann sie aber auch ganz herabbrennen lassen.

Ältere Leute (Altväter u. s. w.) schaffen sich oft schon bei Lebzeiten ihren Sarg an — der dann gelegentlich als Äpfelkiste dient.

Allgemein trauert man in dunklen Gewändern und die sogenannten Trauertücher der Frauen waren schwarz mit weißer oder Silberstickerei (S. 199). Auffallend erscheint die Mitteilung von Pastor Schattenberg, daß die Frauen in Eitzum zum Zeichen der Trauer ein breites rotes Band an der Mütze befestigt hätten[2]).

Die Leichenfeierlichkeiten im Dorfe finden gewöhnlich unter Teilnahme einer großen Anzahl Gemeindemitglieder statt. Die zum Begräbnis erschienenen gehen zunächst an den Sarg, wo sie ein stilles Vaterunser beten und dann den nächsten Leidtragenden die Hand drücken. Schullehrer und Opfermann erscheinen mit den älteren Schulknaben, welche im Trauerhause ein paar Trauerlieder singen. Diese Kinder eröffnen auch den Leichenzug, paarweise unter der Anführung des Lehrers dem Sarge voranschreitend. Die Leiche selbst wird von Freunden und Bekannten getragen; war der Verstorbene verheiratet, so tragen ihn auch Verheiratete zu Grabe; Unverheiratete und Kinder werden von Junggesellen getragen. Der Pastor geht entweder mit im Zuge bei den nächsten Leidtragenden oder er empfängt den Zug an der Thür des Kirchhofes, wo das

[1]) Vergl. Braunschw. Magazin 1838, S. 208.

[2]) Braunschw. Magazin 1896, S. 29.

Grab schon zurecht gemacht ist. Früher wurde von zwei oder drei der nächsten Nachbarn und Verwandten das Grab hergestellt, und zwar möglichst glatt an den Wänden, ein sogenanntes „schönes“ Grab, worauf viel gegeben wird. Denn schießt ein Teil des Grabes ein, so hält man das für ein Zeichen, daß bald jemand aus der Familie dem Vorangegangenen nachfolgt. Als Grabgesang ist gewöhnlich das Lied gewählt:

Begrabt den Leib in seine Gruft
Bis ihn des Richters Stimme ruft!
Wir säen ihn, einst blüht er auf
Und steigt verklärt zu Gott hinauf.

Eine Nachfeier in der Kirche schloß sich früher an, bei der ein förmlicher Gottesdienst abgehalten wurde [1]).

Bei der Beerdigung wird geläutet; schlägt die große Glocke zuletzt beim Grabgeläute an, so stirbt das nächste Mal ein Erwachsener; schlägt aber die kleine Glocke zuletzt, so stirbt ein Kind. Während des Totengeläutes darf niemand im Dorfe etwas essen.

Totgeborene oder ungetaufte Kinder erhalten in einigen Dörfern keine Blumen aufs Grab, sondern ein viereckiges, weißleinenes Tuch wird über dem Grabhügel befestigt. Auch die im Wochenbette gestorbene Frau bekommt ein weißes Laken mit schwarzen Dutzen an den Ecken auf ihr Grab gelegt; ursprünglich ist dies das Betttuch, auf dem die Entschlafene ihr Kind geboren hat, das kleine Tuch des Säuglings ist dessen Windel. Dieser Brauch ist vorherrschend in den westlichen Dörfern (Sierße, Liedingen u. s. w.) [2]).

Kränze, Schleifen, Bänder u. s. w., welche einem Kinde mit aufs Grab gegeben werden, sind in kleinen Glashäuschen auf den Gräbern aufbewahrt (Amt Wolfenbüttel, Schöppenstedt u. s. w.).

Auf Gräbern im Drömling wird das Totengestell errichtet: eine lange Stange, die bis zur halben Höhe von einer Anzahl gleichmäßig geordneter Weidenstäbe umgeben ist, gleich den Graden eines Globus. Sie sind bunt gestrichen und mit buntem Papier umwickelt. An der Spitze eine Wetterfahne aus Knattergold und darauf der Name des Verstorbenen. Der alte Brauch ist im Absterben [3]).

Nach dem Begräbnis findet oder fand der Leichenschmaus statt, eine Sitte, die immer mehr abkommt [4]). Im Trauerhause ist alles aufgeräumt,

---

[1]) Kuhn, Über Leichenfeierlichkeiten auf dem Lande. Braunschw. Magazin vom 30. Juni 1838.

[2]) Der Brauch ist auch anderwärts in Deutschland verbreitet. Vergl. Kolbe, Hessische Volkssitten, Marburg 1886, S. 51.

[3]) Ebeling II, S. 209.

[4]) Die Braunschw. Anzeigen melden aus Wenzen, 24. Juni 1895: Gestern Abend wurde auf Veranlassung des Gemeindevorstehers Buschbom im Wielertschen Gasthause eine Gemeindeversammlung abgehalten, um über die Abschaffung des sog. „Leichenschmauses“ bei Beerdigungen zu beraten. Hier wie in den meisten umliegenden Ort

Tische und Bänke sind gesetzt, das Laken aufgelegt; während dieses bei einer Hochzeit Namen und Ornamente von roter Farbe zeigt, tragen die Tischlaken bei Leichenfeiern schwarze. Die Speisefolge ist gewöhnlich die nachstehende: Fleischbrühsuppe mit Fadennudeln und Hühnerfleisch; Reis in Milch gekocht mit geschmolzener Butter übergossen; gekochtes Rindfleisch mit Rosinenbrühe; fettes Schweinefleisch mit Korinthen. Dazu wird Branntewein (Bier) getrunken. Das Essen findet gewöhnlich an der Stelle statt, wo noch kurz zuvor der Sarg gestanden — was aber für die Teilnehmer am Leichenschmaus nichts anstößiges hat, da sie einer alten Sitte folgen, die sie von Jugend auf gesehen und mitgemacht haben. Sie betrachten den Leichenschmaus als etwas, was dem Dahingeschiedenen von Rechtswegen gebührt, betrachten es als eine heilige Pflicht der Pietät, als die letzte Ehre, die sie dem Verstorbenen erweisen. Darum unterziehen sich die Anverwandten und Hausgenossen dieser letzten Mühen gern. Auch bleibt zu bedenken, daß der Leichenschmaus kein Gelage ist, sondern eine Vereinigung der Verwandtschaft von nah und fern[1]).

In voller Blüte steht noch die Versammlung der Leidtragenden nach dem Begräbnis im nächsten Wirtshause, wo eine Zecherei beginnt, die man dat fell versûpen nennt, selbst in der Stadt Braunschweig. In dem Gasthofe Bella vista, nahe bei dem Hauptfriedhofe, geschieht das regelmäßig von gewissen Kreisen; dabei legt man den Hausschlüssel auf den Tisch zum Zeichen, daß man lange bleiben will.

Der Ausdruck, das Fell (die Haut, den Bast) versaufen, ist noch unaufgeklärt, trotzdem Reinhold Köhler ihn zu erforschen versuchte[2]).

Anmutender ist ein anderer Brauch. Tritt auf einem Hofe ein Todesfall

---

schaften ist es althergebrachte Sitte, daß bei vorkommenden Todesfällen am Tage der Beerdigung die Verwandten und Freunde des Verstorbenen zum Trauerhause geladen und vor Wegführung der Leiche reich bewirtet werden. Bei großer Verwandtschaft sind die Gäste oft kaum im Hause unterzubringen, und die Vorbereitungen zur Bewirtung derselben nehmen alle Kräfte der Leidtragenden in Anspruch. Nach einer Ansprache des Gemeindevorstehers erklärten sich sämtliche Anwesende damit einverstanden, daß es wünschenswert sei, diese von den Alten übernommene Unsitte endlich abzuschaffen. Es wurde beschlossen, daß sich jeder durch Unterschrift eines entsprechenden Schriftstückes verpflichten solle, vorkommendenfalls weder einen Leichenschmaus zu veranstalten, noch auf Einladung anderer an einem solchen teilzunehmen. Alle Anwesenden erklärten sich dazu bereit.

[1]) Braunschw. Magazin 1838, S. 209.

[2]) Er ist aus dem 17. Jahrhundert aus Mecklenburg belegt, kommt vor in Thüringen, Schleswig-Holstein, Pommern, Westfalen, Lippe, bei den Wenden der Lausitz, im Hannoverschen, in Berlin, Nassau u. s. w. Vergl. die Zeitschrift „Am Urquell“ I, S. 113; II, S. 81, 147; V, S. 161; VI, S. 34. — Vielleicht giebt das Folgende einen Fingerzeig zur Erklärung des Ausdruckes. Wenn, was alle paar Jahre der Fall war, in braunschweigischen Dörfern ein Gemeindebulle geschlachtet wurde, so wurde das Tier von der ganzen Gemeinde verzehrt; es fand das Bullenfest statt. Während man den peisel (penis) als getrocknete Reliquie auf einer Däle aufbewahrte, verkaufte man das Fell und vertrank den Erlös gemeinschaftlich.

ein, so hat der Besitzer den Dienstboten die Trauerkleider zu schenken, den Mädchen mindestens eine Schürze und ein Tuch, den Knechten eine Weste.

Mit dem Begräbnisse aber hat der Verkehr des Toten mit den Zurückgebliebenen sein Ende noch nicht erreicht. Es ist noch vielfach der Aberglaube an das „Umgehen“ Verstorbener verbreitet und daß diesen die Kraft innewohnt, Lebende sich „nachzuziehen“. Der Tote kehrt wieder und tritt mit den Lebenden in Verkehr. Anfang Dezember 1895 heiratete ein Arbeiter aus Klein-Schöppenstedt, dessen Frau erst vor vier Wochen gestorben war, ein Mädchen aus Riddagshausen. Die schnelle Heirat muß doch Anstoß erregt haben und allgemein hieß es in Klein-Schöppenstedt: die erste Frau sei wieder erschienen und habe zu ihrem Manne gesagt, er möchte ihr doch erst die Füße kalt werden lassen, bevor er wieder heirate.

Spuren von Vampyrismus sind bei der Landbevölkerung vorhanden. Ein älteres Beispiel berichtet Harenberg[1]) aus dem Dorfe Ackenhausen. Dort hatten sich zwei Bauern um ein Gehölz gestritten. Als der eine starb, ward dem überlebenden bange, daß er aus Rache von dem anderen werde „nachgezogen“ werden können. Er ging deshalb zum Leichnam seines Gegners und pflöckte ihm durch die Zunge einen runden Stock durch den Mund. Als ein Kind, welches die Sache gesehen hatte, davon Anzeige machte, berief jener sich auf die allgemeine Gewohnheit der Landleute[2]).

An das „Nachziehen“ durch einen Verstorbenen wird heute noch geglaubt. Wenn eine Leiche nicht bald steif wird, so holt sie bald einen nach[3]). Dasselbe ist der Fall, wenn die Leiche freundliche Gesichtszüge zeigt. Jedenfalls geht der Tote um, wenn seine Angehörigen nicht eine Bestimmung, die er bei Lebzeiten getroffen, seinem Willen gemäß ausführen. Im Anfange des Jahres 1890 wurde in Schöningen die Frau des Gärtners Gl. von einem Eisenbahnzuge überfahren. Es hieß, die Frau sei nur mit einem Arme begraben und hämmere nun allabendlich vor dem Gl.'schen Hause. Große dort versammelte Menschenscharen hörten das deutlich und der Auflauf wurde so stark, daß die Polizei einschreiten mußte.

Têrpennig nennt unser Volk die kleine Münze, die dem Toten mit auf den Weg gegeben wird, damit er unterwegs, bis er ins Jenseits kommt, davon zehren kann. Diese heidnische Sitte ist heute noch vollkommen lebendig im ganzen Herzogtume und darüber hinaus. Gewöhnlich entzieht sie sich dem Blicke, aber wer nachsuchen will, der findet sie. Schambach[4]) kennt sie auch: „Der zu begrabenden Leiche giebt der Erbe einen Pfennig mit in den Sarg

---

[1]) Vernünftige und christliche Gedanken über die Vampyrs. Wolfenbüttel 1733, S. 26.

[2]) Über den gleichen Glauben in der Altmark siehe Kuhn, Märkische Sagen, S. 30.

[3]) Man vergleiche dazu folgenden Aberglauben aus Sussex: If a corpse does not stiffen soon after death, it is regarded as a token that another member of the family will soon die. Folklore Record I, 51 (1878).

[4]) Wörterbuch der niederdeutschen Mundart von Göttingen und Grubenhagen unter mînige.

und spricht dabei die Worte: ik gêwe dik dat dînige, blîf mik von den mînigen.“ Das ist also eine Art Ablösung; bei uns ist es aber der Zehrpfennig. Innerhalb 14 Tagen sind mir zwei Fälle bekannt geworden.

Am 12. Februar 1895 wurde zu Lutter am Barenberge der 82jährige Hartung begraben. Seine Angehörigen gaben ihm seine Tabakspfeife und kleine Geldstücke als têrpennig mit in den Sarg, wie mir Hartungs eigene Tochter mitteilte.

Am 25. Februar 1895 verunglückte zu Hedeper der Pferdeknecht Wilhelm Schmidt durch einen Sturz aus dem Wagen. Die von seiten des herzoglichen Amtsgerichtes Wolfenbüttel vorgenommene Besichtigung der Leiche zeigte unter anderen Befunden, daß in der zusammengekrümmten Hand der Leiche sich ein Zweipfennigstück befand. Die darüber angestellten Ermittelungen ergaben, daß das Geldstück von der Totenfrau, der Witwe Dorothea Krenge, geb. Fuhrmeister in Hedeper, der Leiche in die Hand gegeben war. Der Gendarm Ernst in Börßum, welcher die Ermittelungen anstellte, sagt in seinem Berichte an die herzogliche Staatsanwaltschaft in Braunschweig, daß die Krenge dieses gethan habe, weil in Hedeper, besonders bei älteren Leuten, der Aberglaube herrsche, daß die Toten einen Zehrpfennig mit auf den Weg haben müßten[1]).

Es geschieht noch aus einem anderen Grunde, daß Tote kleine Münzen mit in den Sarg bekommen. Wenn nämlich ein Toter die Augen offen oder Füße oder Hände durch Krämpfe schief gezogen hat, dann wird ihm auf die Augen oder die Glieder ein Zweipfennigstück gelegt, in der Annahme, daß dadurch die Augen sich schließen und die krummen Glieder wieder gerade werden. Gegenstände aber, welche mit einem Toten in Berührung gekommen sind, dürfen nicht wieder in Gebrauch genommen werden und so wird das Geld mit in den Sarg gelegt.

---

[1]) Lindenschmit (Handbuch der deutschen Altertumskunde I, S. 133) hat gezeigt, wie die altheidnische Sitte der Beigabe einer Totenmünze sich auf den germanischen Norden erstreckte und hier noch längere Zeit, nachdem das Christentum zur Annahme gelangt war, fortbestand. Münzen mit Prägungen christlicher römischer Kaiser wurden in Sarkophagen in Trier und selbst im Munde der Toten gefunden; römische und merowingische Gold- und Silbermünzen wurden in den Friedhöfen von Selzen und Oberolm am Rhein entdeckt. „Toten lege man Geld in den Mund“, heißt es in der Chemnitzer Rockenphilosophie, eine Stelle, die J. Grimm (D. M.[4], S. 694) anzog, um die Fortdauer des Brauches in neuer Zeit zu erhärten. Rochholz (Deutscher Glaube und Brauch I, S. 190) bringt Beispiele aus der Altmark, Neumark, Thüringen, Oberpfalz, dem Harze, der Lausitz aus neuester Zeit. Beispiel aus Bilzingsleben bei Cölleda in Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1889, S. 29, aus Ostpreußen daselbst 1890, S. 608. Derselbe Brauch bei anderen Völkern, Andree, Ethnographische Parallelen, Neue Folge, S. 24 bis 29 (Leipzig 1889).

Das Jahr und die Feste.

Wie die neue Zeit auf die Dörfer gedrungen ist, erkennt man schon oberflächlich bei einem Besuche im Kruge, der jetzt Restauration heißt und ein Schild führt, was früher nicht der Fall war. Gewöhnlich ist schon ein Billard vorhanden und das Bier wird unter Kohlensäurepressung verzapft. An der Wand des Gastzimmers hängen die verschiedensten bunten Tafeln und Anschläge mit Anpreisungen von Dingen, die sonst unerhört auf dem Dorfe waren, und Zeitungen verschiedener Richtung liegen auf. Neue Kartenspiele, wie Skat, sind eingedrungen und Schützen=, Krieger=, Turner=, Sängervereine halten ihre Zusammenkünfte im Kruge. Es wird politisiert und wandernde Aufhetzer tragen die Unzufriedenheit aufs Land. Ich habe schon in weit entfernten Dörfern Hausierwagen mit Delikatessen gefunden, welche den Landmann an neue Genüsse gewöhnen. Es liegt auf der Hand, daß bei solcher Änderung über die alten Sitten, Bräuche und Anschauungen das Todesurteil gesprochen ist. Reißend schnell schwinden sie dahin und nur eine Nachlese kann im folgenden geboten werden, wobei Rückblicke — soweit die dürftigen Quellen reichen — zeigen mögen, was einst war und verloren ist.

Weihnacht.

Das Weihnachtsfest wird eingeleitet durch den Bussеklaus, oder Bôklaus, wie er wechselnd nach der Gegend heißt, eine Figur, die sich eigentlich auf den heiligen Nikolaus, den Schutzpatron der Schuljugend, bezieht, dessen Kalendertag der 6. Dezember ist. Seine vermummte Gestalt tritt aber erst kurz vor den Feiertagen auf und sein Erscheinen wird durch allerlei Lärm angekündigt, indem die Beteiligten mit Wagenketten oder Karren durch das Dorf jagen, um die Kinder gehörig vorzubereiten. Unkenntlich eingehüllt in verschiedene Kleidungsstücke, gewöhnlich mit einem langen Flachsbarte, mit einer Rute oder einem Sack voll Sand und Asche erscheint der Busseklaus da, wo Kinder sind und fragt, ob sie beten können. Sagen sie ihren Spruch gut auf, so erhalten sie Äpfel und Nüsse aus einem Sack, sonst einen Streich mit der Rute oder dem Aschensack. Um die Sache recht feierlich zu machen, wird oder wurde auch in einigen Dörfern am Elm der „Erbsbär“, eine bärenartig in rauhes Erbsstroh gefüllte Gestalt mitgeführt, der auch, z. B. in Cremlingen, zur Fastnacht

auftritt. In Mackendorf, Saalsdorf u. a. Dörfern dortiger Gegend soll der Bussecklaus von einem Schimmelreiter begleitet gewesen sein.

Vermummungen am Nikolaustage und damit verbundene Umzüge werden schon im Jahre 1400 in Braunschweig erwähnt. Die Schüler des Blasiusstiftes statteten damals einen Popanz aus, der allerlei Possen und Thorheiten aufführte; dann wählten sie einen Bischof und Abt, der die priesterlichen Handlungen nachahmte. Der Unfug war so groß, daß 1407 das Kapitel dagegen einschritt[1]). Ob ein Zusammenhang zwischen diesen Vermummungen und dem Bussecklaus vorhanden, kann nicht erwiesen werden; nur der Nikolaustag, an dem sie stattfanden, deutet darauf hin.

Wie überall in Deutschland, ist das Anzünden eines Weihnachtsbaumes auch bei uns eine verhältnismäßig junge Erscheinung, die allmählich ihre Ausbreitung auf das flache Land gefunden hat und jetzt im kleinsten Dorfe nicht mehr fehlt[2]). Die Weihnachtsfeier konnte dadurch sich so ausbreiten, weil sie mit der hochheiligen Zeit der alten Germanen zusammenfiel, mit der Wintersonnenwende, wo das erstorbene Naturleben wieder erwacht und diese Feier sich vereinigte mit dem höchsten christlichen Feste.

Weit verbreitet war im Braunschweigischen einst das Weihnachtsingen der Schüler, die auch zu Weihnachten Vorstellungen gaben und vermummt in die Häuser gingen. Es erhellt dieses aus einer Eingabe der Schüler des Martinigymnasiums an den Geh. Rat und Kanzler Ph. L. Probst vom 9. Dezember 1682[3]), in welcher ausgeführt wird, „daß etzliche der studierenden Schuljugend in memoriam Dei incarnati et ex pia de Christo homine nato annunciatione vor dem heiligen Weihnachtsfeste abends umherzogen und zur Ergötzlichkeit der kleinen Kinder um ein beliebiges Honorarium“ eingelassen worden seien. Dieses sei ihnen aber verboten worden und dadurch entginge ihnen, die ja außerordentlich arm seien, und deren Eltern unter der Pest gelitten hätten, eine wesentliche Beihülfe, um ihre Studien beendigen zu können. Sie bäten um Erlaubnis, den Umgang weiter fortsetzen zu dürfen, wollten sich auch auf der Straße „in dergleichen Habit nicht präsentieren, sondern stille mit Mänteln bedeckt umher gehen“. Es wird sich also um Vorstellungen gehandelt haben. Verboten wird später noch das Umhersingen zu Weihnachten (und

[1]) Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig, S. 567.

[2]) Die älteste Nachricht über das Vorkommen unseres Weihnachtsbaumes ist aus dem Jahre 1604 und findet sich in einem von Straßburg handelnden Buche: Memorabilia quaedam Argentorati observata. Herausgegeben von Tille, Straßburg 1890. Sie lautet: „Auff Weihnachten richtet man Dannenbäum zu Straßburg in den Stuben auff, daran hencket man roßen aus vielfarbigem Papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgold, Zucker“. Er hat sich ganz allmählich ausgebreitet; er wird erst häufiger um das Jahr 1800 und ist aus Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach den übrigen Ländern Europas und Nordamerika gewandert. Vergl. F. Ortwein, Deutsche Weihnachten. Gotha 1892.

[3]) Original im Sammelbande „Sitten und Gebräuche“ auf der Stadtbibliothek, S. 125.

Martini, Nikolai, Neujahr) teils bei Geld-, teils bei Leibesstrafen durch landesherrliche Verordnungen vom 21. Oktober 1743 und 1. Dezember 1747.

Von einzelnen Sitten, die für Weihnachten gelten, sei noch bemerkt, daß man in Salzdahlum ein besonderes Gebäck herstellte, bûerjungens nach der Form genannt.

Die Zwölften.

Von Weihnachten bis zum Dreikönigstage heißen die Tage die Zwölften. Dann herrscht allerlei Aberglaube und werden die Zeichen genau beobachtet. Es durfte dann nicht gesponnen werden und die Spinnerinnen hatten darauf zu achten, daß bis zum Weihnachtsfest aller Flachs vom Wocken verschwunden war. Bei Vorsfelde sagte man, der Flachs gerät im neuen Jahre nicht, wenn zwischen Weihnachten und Neujahr noch Flachs auf dem Wocken sitzt. Der Mist bleibt in dieser Zeit im Stalle liegen und wird nicht ausgefahren — oder wurde, denn auch daran kehrt man sich nicht mehr. Vor Zeiten wurde als Grund angegeben: der Wolf hole sonst das Vieh; da es den schon lange nicht mehr giebt, hört man höchstens noch: der Fuchs hole sonst die Gänse oder der Marder ginge den Tauben nach. Stirbt jemand in den Zwölften, dann sterben im folgenden Jahre dreizehn im Dorfe (Waggum). Außer dem Spinnen ist noch allerlei Handwerk und Arbeit in den Zwölften untersagt, so z. B. das Flicken; wer dann flickt, hat das ganze Jahr zerrissene Hosen (Klein-Schöppenstedt). Dieses Abstehen von der Arbeit und der Warnung vor derselben hängt mit der ursprünglichen Heiligkeit der Tage zusammen, die beginnen, wenn die Sonne ihren Wendepunkt erreichte und bis zu der Frist reichte, wenn die Tage sich wieder zu längen anfangen. Es ist eine heilige, dem Frieden und der Ruhe gewidmete Zeit gewesen, wovon allerdings nur noch wenige Reste des Volksglaubens und der Sitte uns heute erzählen.

Wenn Kuhn und Schwartz noch an die Nennung besonderer heidnischer Gottheiten in den Zwölften erinnern[1]) und dabei de olle Håksche als Rest einer solchen weiblichen Gottheit für das Braunschweiger Land anführen, so ist dabei zu bemerken, daß allerdings der Ausdruck heute noch vorkommt, aber nur als spottweise Bezeichnung irgend eines Frauenzimmers, ohne daß ich zu ergründen vermochte, weshalb diese Benennung erteilt wird. Hat sie jemals einen mythologischen Inhalt gehabt? Die Håksche kommt in den Volksreimen vor.

In den Dörfern östlich von Braunschweig ziehen am Sylvesterabend die Schulknaben peitschenknallend von Haus zu Haus. Einer tritt hinein und

---

[1]) „Im größten Teile Norddeutschlands knüpft sich noch, besonders beim Landvolke, an die Zwölften der Glaube an den Umzug gewisser heidnischer Gottheiten, doch ist an die Stelle jener älteren Form dieses Glaubens jetzt die der bloßen Androhung gewisser Strafen getreten für den, welcher das Gebot der Heilighaltung dieser Zeit durch Arbeit, namentlich das Spinnen, bricht. Indessen wird der Name jener Gottheiten noch immer, wenn auch oft im Scherze, mit der angedrohten Strafe verbunden; allein der Glaube an dieselben wird fast allgemein schon als Aberglaube bezeichnet." Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen. Leipzig 1848, S. 412.

bringt seinen Neujahrswunsch an: Ik wünsche jich en frôlich niët jâr, gesundheit, langes lewen un allens, wat taur lîwesnârung un notdurft ehôrt, worauf dann gewöhnlich eine kleine Gabe an Geld oder Lebensmitteln erfolgt. Bekommt der Knabe jedoch nichts, so wird der Unzufriedenheit über den Geiz des Hausbewohners durch folgenden Spruch Ausdruck gegeben:

Ik wünsche jich en slechtet niët jâr,
Hunderdûsend lûse up einen hâr.
En kop vull schörwe
Un en ârs vull wörme.

Ist das ganze Dorf auf diese Weise abgestreift, so werden die gesammelten Gaben zu gleichen Teilen geteilt.

Gesitteter benehmen sich am Morgen des Sylvestertages die Kinder in Beierstedt, welche, in kleinen Trupps von Haus zu Haus ziehend, Gesangbuchslieder („Wiederum ein Jahr verschwunden“ u. dergl.) singen, aber auch, Gaben sammelnd:

Ich bin ein kleiner König,
Gebt mir nicht zu wenig. —
Lât't mik nich to lange stân,
Ik mot noch en hûs wî'er gân.

Erstere Verse ein Überrest von dem eingegangenen Dreikönigssingen? Auch hört man (z. B. in Eitzum) folgende Verse singen.

Schöne, schöne Rosen,
Die blühen auf dem Stengel.
Der Herr ist schön, der Herr ist schön,
Die Frau ist wie ein Engel.

In letztgenanntem Dorfe ziehen am Syvesterabend die größeren Kinder und Knechte noch verkleidet umher, Lieder singend, Gaben und Geld heischend zum gemeinsamen fröhlichen Sylvesterschmaus.

In Lobmachtersen wünschen Knaben und Mädchen gemeinschaftlich Neujahr mit einem Spruche, der teilweise mit dem am Martinitage gesungenen übereinstimmt, wie denn überhaupt Lieder und Sprüche ineinander übergehen und ganz oder teilweise bei Festen benutzt werden, zu denen sie nicht ursprünglich bestimmt waren. So sagen die Kinder in diesem Dorfe:

Ik wünsche jich en frôlich niët jâr,
Gesundheit, langet lêwen
Un alles, wat nütte un gut is.
Ik stâe up kôlem steine,
Mik freiset mîne beine.
Gewet mik en betjen, ik mot en hûs noch wî'er gân.

Weit verbreitet, wie überall in Deutschland, ist das Bleigießen in Stadt und Land und das Wahrsagen aus den im Wasser gegossenen Bleigebilden; Mädchen werfen langgeschälte Apfelschalen über die Schulter und sehen die Verschlingungen derselben an, welche, als Anfangsbuchstaben gedeutet, den Namen des künftigen Bräutigams offenbaren. Im Amte Vorsfelde schmücken Mädchen in der Neujahrsnacht im Dunkeln ihr Haar und sehen dann früh in einen vollen Wassereimer, der ihr Spiegelbild zurückwirft; erscheint der Kopf wie mit einer Haube oder einem Kranze umgeben, so erfolgt Heirat in einem Jahre.

Auch klopfen sie früh an den Hühnerstall; antwortet zuerst der Hahn, so bedeutet das Verlobung, während die Stimme der Henne ein verneinendes Zeichen ist.

Ein anderes Orakel, welches in der Sylvesternacht besondere Kraft hat, ist das noch geübte Schuhorakel der Knechte und Mägde auf dem Lande. Sie setzen sich auf den Fußboden und werfen ihre Schuhe über den Kopf weg nach hinten. Steht dann die Spitze des Schuhes nach der Thür zu, so müssen sie sich im Laufe des Jahres eine neue Stelle suchen; umgekehrt aber bleiben sie im alten Dienste.

Der Bauer selbst dagegen denkt an praktischere Dinge; er geht, allgemein, in der Neujahrsnacht oder am Morgen hinaus in den Garten zu seinen Obstbäumen, die er mit Strohseilen umwindet, damit sie im kommenden Jahre tüchtig tragen [1]). Was liegt diesem Brauche zu Grunde? Sollen vielleicht die Obstbäume durch das Umwickeln geschützt werden gegen die bösen Geister, die in den Zwölften umgehen?

Das Neujahrssingen hat sich am längsten in den Dörfern am Drömling erhalten, wo Lehrer und Schuljugend einen Choral singend von Hof zu Hof zogen und dafür Speisen erhielten. Hirten und Hütejungen schlossen sich an und erschienen im Zuge. Voran die Schäfer, welche auf den Fingern pfiffen, da sie kein Instrument spielen, dann der Kuhhirt, der auf großem, glatten Horn blies; die Kälberhirten mit kleinem, gewundenen Horn, die Schweinehirten mit einer langen Tute, endlich Pferde- und Gänsehirten, die mit ihren Peitschen knallten [2]). Auch das ist anders geworden, seit die Gemeindeweiden in Ackerland verwandelt wurden und nur der Gemeindediener und Nachtwächter stößt noch ins Horn.

Heilige drei Könige.

Mit dem heiligen Dreikönigsabend, 6. Januar, endigt die unheimliche Zeit der Zwölfnächte. Besondere Festlichkeiten und Umzüge, wie sie in anderen Gegenden Deutschlands noch üblich sind, finden jedoch bei uns meines Wissens nicht mehr statt. Sie sind aber früher und noch bis ans Ende des 17. Jahrhunderts auch im Braunschweigischen Sitte gewesen, wie aus den folgenden Mitteilungen erhellt.

„Actum den 6. Januarii anno 1637 durch Gerichtsherren und Voigte im Hagen. Heute am heil. Dreikönigstage abends um 7 Uhr haben etzliche Knaben, als Heinrich Gehren beide Söhne und sein Schaperjunge zusamt Heinrich Hoyers beiden Söhnen mit dem Stern uf der Wendenstraße umgesungen und indem sie vor Warners, des Riemenschneiders, Thür kommen und singen

---

[1]) Solches geschieht auch in der Magdeburger Gegend, wie die Zeitschrift „Am Urquell" I, S. 50 berichtet. Ungemein wichtig erscheint das Umbinden der Bäume mit Strohseilen in Hessen, wobei sie angeredet und zum Fruchttragen aufgefordert werden (Kolbe, Hessische Volkssitten. Marburg 1886, S. 20). Aus Dänemark erzählt uns dasselbe K. F. Feilberg, „Am Urquell" V, S. 119.

[2]) M. Ebeling, Blicke in vergessene Winkel II, S. 51.

wollen, waren ihrer drei ziemlich starke Knechte zu ihnen eingefallen und geschlagen, also daß der Stern erloschen und sie voneinander geflohen." Einer der Knaben war dabei erschlagen worden, deshalb die Untersuchung[1]).

Es geht daraus hervor, daß die Knaben singend und mit einem erleuchteten Sterne versehen, umherzogen und wohl Gaben heischten. Dieses „Singen mit dem Stern", wie man es nannte, scheint ausgeartet zu sein, denn am 27. Dezember 1673 sieht sich der Herzog genötigt, den Rat zu Braunschweig zu vermahnen und die alten Verordnungen zu erneuern, damit das wüste Geschrei, der Mutwille und die gefährlichen Schlägereien, die dabei vorfielen, endlich aufhörten.

Lichtmeß. 2. Februar.

Es ist das Fest Mariä Reinigung, an welchem in katholischen Gegenden die zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmten Kerzen geweiht werden; einiger Aberglauben und etliche Wetterregeln ist alles, was noch an diesem Tage haftet. Daß um diese Zeit der Winter am schärfsten ist, bezeugt das Wort: Lichtmissen, hebbet wî winter wissen. In der Viehzucht hat dieser Tag auch Bedeutung: Lichtmissen kalwet de kau un legget de häuner. Im Amte Vorsfelde aß man tüchtig Semmeln und Milch zu Lichtmeß, damit der Flachs gut gerate. Allgemein heißt es:

Lichtmissen dunkel,
Makt den bûer tom junker.
Lichtmissen hell un klâr,
Gift en gut flasjâr.

In einigen Dörfern galt es für unrecht, zu Lichtmeßen zu spinnen. Das Wort ist nur im Dativ noch üblich[2]).

Fastnacht, Fasslâbend,

auch fastelâbend, der Fastnachtsabend, ist der Dienstag vor dem Beginne der Fasten, welcher im Nachklange aus der katholischen Zeit noch mit zahlreichen Lustbarkeiten auch auf den Dörfern begangen wird. Dann müssen die „prilleken" gebacken sein, die anderwärts Pfannkuchen oder Krapfen heißen. Weit durch Niedersachsen werden zur Fastenzeit die „heißen Wecken" gebacken und verzehrt. Für Braunschweig kann ich sie allein in der Stadt Wolfenbüttel nachweisen, wo sie in der Woche nach dem Sonntage Esto mihi gebacken und heidwegge genannt wurden[3]); in der Stadt Braunschweig und auf den Dörfern waren die

---

[1]) Originalakten im Sammelbande, betitelt „Sitten und Gebräuche", Braunschweiger Stadtbibliothek.

[2]) Lichtmeß ist überall ein Tag, der von Einfluß auf das Wetter ist. In England:

If Candlemas day be fair and bright
Winter will have another flight.

[3]) Braunschw. Anzeigen (Gelehrte Beiträge) 21. Februar 1787.

Heidweggen unbekannt. In Einbeck heißen sie heidwek, in Hamburg (Richey Idiotikon) heetweg, in Bremen heet-wege (Bremisches Wörterbuch 1767).

Eine Hauptsitte zu Fastnacht, die jedoch in den Dörfern nördlich und nordöstlich der Stadt Braunschweig weniger bekannt zu sein scheint und mehr im Amte Salder und am Elme herrscht, ist nämlich das füen, das Schlagen mit dem füebusch. Knechte, Mägde, Kinder ziehen mit einem Busche aus Fichtenzweigen, Wacholder oder sonstiger stachliger Pflanze umher und schlagen, mitunter nicht ganz säuberlich, auf die Umhergehenden damit ein. In Lobmachtersen gehen die Kinder dabei von Haus zu Haus und singen:

Fûe. fûe, êren,
Wat wilt jû mik beschêren?
Appel oder bêren,
Geld nêm ik gêren.

Dabei wird „efûet“, mit den stachligen Zweigen geschlagen, bis die betreffenden sich mit einer kleinen Gabe lösen. Es wird dabei von der Schar kein Stand verschont. Damit hat es aber auch, wenigstens in unseren Dörfern, sein Bewenden, während weiter nach Westen hin (im Hannöverschen, Hildesheimschen, bis nach Westfalen) das füen mit ausgedehnteren Sitten und Sprüchen gehandhabt wird [1]).

Die Fastnachtsbräuche der Knechte.

Von den Einrichtungen und Gebräuchen der Handwerkerinnungen und dem Pennalismus der Studenten, wie er bis ins vorige Jahrhundert auf unseren Universitäten herrschte, und die beide darauf hinausliefen, daß die jüngeren den älteren Gliedern willig und zu Diensten sein und sich necken oder nach Umständen auch mißhandeln lassen mußten, haben sich offenbar schon frühzeitig Ausläufer zu unserer Landbevölkerung verbreitet, welche Nachahmungen der studentischen und Handwerkersitten hervorriefen. Was man etwa in Helmstedt den „alten Häusern“ absah, welche die „Pennäle“ und „Füchse“ hänselten, wurde auf die Dörfer übertragen, wobei die Knechte die Rolle der ersteren, die „Enlen“ und „Jungens“ die der letzteren einnahmen. Derartige Sitten, die in gemilderten Resten sich heute noch auf dem Lande finden, herrschten einst viel ausgedehnter in Niedersachsen und waren z. B. im Magdeburgischen in ein

---

[1]) Wie Landau, Archiv für hessische Geschichte II, S. 278 mitteilt, mußte der Fürst von Bückeburg sich 1584 zu Fastnacht von den Mägden, die ihn fûen wollten, mit einem halben Thaler loskaufen, in den beiden folgenden Jahren giebt er „Fudelgeld“ und „Futelgeld“. Die älteren in Niedersachsen für fûen gebräuchlichen Formen sind fudeln und futteln, welches auf die ursprünglich sehr rohe Art des Gebrauchs zurückgeht, indem die Mägde auf die entblößten posteriora gefuet wurden. Vergl. mehr bei Mannhardt, der Baumkultus, S. 256. Für die Gegend der Stadt Hannover, wo der stachlige Hülsenstrauch (Ilex) zu den Fuebüschen benutzt wird, vergleiche die Schilderung von B. Seemann, hannoversche Sitten in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt. Leipzig 1862, S. 24.

förmliches System gebracht[1]). Mag auch ursprünglich der Grund solcher Genossenschaften auf Selbstzucht, gute Sitte und Einflößung der Ehrfurcht gegen ältere gerichtet gewesen sein, so ist doch dieser Zweck längst geschwunden und ein Hänseln zur Fastnachtzeit alles, was bei unserem Landvolke übrig geblieben ist.

Über das Lossprechen der Pferdejungen (Enten) und deren Knechtwerden erhielt ich von einem Beteiligten folgende Schilderungen nach seinen eigenen Erlebnissen in Hötzum, wobei er bemerkt, daß heute die Bedingungen nicht mehr so streng eingehalten werden, wie früher. Die Bedingungen für die Pferdejungen und andere Lehrlinge, um Knecht werden zu können, sind folgende.

1. Der junge Mensch muß 17 Jahre alt sein.

2. Er muß zwei Centner Korn tragen können. Ist er das nicht im stande, so muß er 20 Jahre alt sein, um unter die Knechte aufgenommen zu werden.

Sind diese Vorbedingungen vorhanden, so kann zur Aufnahme geschritten werden. Zu diesem Zwecke versammeln sich die Knechte schon früh im Kruge. Die „Jungens“ kommen dann auch und der älteste von ihnen klopft an die Thür. „Wer ist da?“ ruft der älteste Knecht. Antwort: „Jungens.“ Knecht: „Was wollen die?“ Antwort: „Knechte werden.“ Knecht: „Kommt herein.“ — Nach dem Eintritt fragt der Knecht: „Hat euer Herr nichts dagegen?“ und nachdem die Antwort befriedigend ausgefallen, fragt er die übrigen Knechte, ob auch sie der Aufnahme zustimmen. Ist dieses geschehen, so wird den Aufgenommenen noch folgendes zur Pflicht gemacht: 1. Sie haben, wenn sie sitzen, aufzustehen, falls ein älterer Knecht eintritt. 2. Sie haben diesem kleinere Dienstleistungen zu thun, etwa ein Streichholz zu bringen. 3. Dürfen sie noch keine „jungemâkens“ nach Hause begleiten.

Bei solcher Gelegenheit erhalten die jungen Knechte auch ihren ständigen Spitznamen oder terneizname, welcher von jetzt ab der allein gültige ist; auf diesen müssen sie hören, ohne sich beleidigt zu fühlen, alle anderen Spitznamen dürfen sie zurückweisen. Hat einer knêpe, Kniffe, im Kopfe, so nennt man ihn „knips“; ist er stark, „Simson“; hat er eine rauhe Stimme „Baß“; räsonniert er viel „Pröttel“; ist er klein mit hüpfendem Gange „ütsche“; spricht er salbungsvoll „Pastor“ u. s. w. Wird einem Knechte sein terneizname zum Ekel, so kann er sich davon bei den Genossen loskaufen; er erhält dann einen andern. (Mitteilung aus Salzdahlum.) Über die Etymologie von terneizname weiß ich nichts beizubringen.

In Cremlingen, Weddel und Nachbarorten gehen die Knechte zu Fastnacht Gaben sammelnd umher, namentlich verlangen sie Würste, welche auf den zwei=

---

[1]) Danneil, die Brüderschaft der Ackerknechte auf den Magdeburgischen Dörfern und das Hänseln. Magdeburg 1873. Aufnahme der Jungknechte unter die Altknechte unter bestimmten Trinkgebräuchen zu Jamund bei Köslin in Pommern. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I, 83, Berlin 1891.

zinkigen Holzgaffeln aufgehangen und mit herumgetragen werden; auch Besen, die mit „Dutzen“ (Bändern und Schleifen) geschmückt sind, führen sie mit sich. In der folgenden Nacht wird der geschmückte Besen verkauft. Öfter, doch nicht immer, führen die Knechte auch den „Erbsbär“ in ihrer Schar mit von Haus zu Haus; das ist einer der ihrigen, welcher dicht in rauhes Erbsenstroh eingehüllt ist und auf allen vieren läuft. In Weddel ist das Führen des Erbsbären 1895 verboten worden.

Ein gleichfalls auf Pennalismus beruhender Fastnachtsbrauch, der mehr oder minder häufig auf unseren Dörfern stattfindet, ist das Barbieren der Enken oder Kleinknechte. In der Gegend von Schöppenstedt werden oder wurden die zu barbierenden Enken im Tanzsaale auf Stühle mit dem Rücken gegeneinandergesetzt und an Nase und Kinn, wo ihnen später der Bart sprossen soll, mit Heede bestopft. Dann erscheint der Altknecht mit einem großen hölzernen Rasiermesser bewaffnet und einem Halsseile, welches die Stelle des Streichriemens vertritt; er hängt letzteres dem Enken um den Hals, setzt ihm nicht gerade sanft einen Fuß auf die Brust und beginnt nun sein Messer zu schärfen, das gelegentlich dem Enken ins Gesicht fährt. Ist das Messer endlich scharf, so geht das Bartabnehmen in der Weise vor sich, daß die den Bart vertretende Heede dem Enken zopfweise losgerissen, mit einem Besen auf eine Holzschaufel gefegt und in eine Kiepe geworfen wird. Nach Beendigung dieses Vorganges, welcher mit 1 bis $1^1/_2$ Mark bezahlt werden muß, ist der Enke Knecht. Er hat nun das Recht, an den Spinnstuben teilzunehmen und, ohne durch die übrigen Knechte gehindert zu sein, mit den Mädchen zu verkehren.

Das Fußwaschen der Mädchen durch umherziehende Knechte ist ein anderer Fastnachtsbrauch, welcher sich bis auf unsere Tage erhalten hat, aber grob ausgeartet ist. Ob diese Sitte oder Unsitte mit dem uralten Brauch zusammenfällt, der aus Gastfreundschaft an Fremdlingen geübt wurde und später als Zeichen der Demut und Erniedrigung häufig wiederkehrt, will ich dahingestellt sein lassen. Abraham sprach zu den drei fremden Männern, die ihm im Haine Mamre erschienen: „Man soll euch ein wenig Wasser bringen und eure Füße waschen“ [1]), Christus wusch seinen Jüngern während der letzten Mahlzeit vor dem Tode die Füße, und frühzeitig liegen schon Nachrichten darüber vor, daß, hieran anknüpfend, fürstliche Personen aus Demut Armen die Füße wuschen. So that dies Mathilde, die Witwe König Heinrichs, stets am Jahrestage des Todes ihres Mannes († 936) [2]). Bekannt ist, daß noch in unseren Tagen der Kaiser von Österreich und der König von Bayern armen hochbetagten Greisen in ihren Schlössern am Gründonnerstage die Füße waschen.

Liegt nun, was nicht nachweisbar, zwischen diesem Fußwaschen mit tief sittlichem Ernst und dem Fastnachts-Fußwaschen der Knechte auf unseren Dörfern ein Zusammenhang vor, so ist doch das innere Band zerrissen und die Sitte

---

[1]) 1. Mos. 18, 4.

[2]) Fricke, Die Schloßkirche in Quedlinburg. Berlin 1838, S. 46.

schon längst zur rohen Unsitte entartet, denn bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts mußten die Behörden dagegen einschreiten. Die erste Nachricht darüber finde ich in einem Erlasse des Herzogs Karl I. vom 20. Dezember 1745, der am 2. November 1767 wiederholt werden mußte [1]), worin gesagt ist, daß einiger Orten sich bei den unziemlichen Fastnachtsschwärmereien ein ärgerliches Fußwaschen eingeschlichen habe, wogegen (sowie einige Spinnstubenmißbräuche) die Behörden einschreiten sollten. Zuwiderhandelnde sind mit einem Mariengulden oder 24 Stunden Gefängnis bei Wasser und Brot zu bestrafen. Trotzdem erhielt sich der Brauch bis heute.

Nach einem Berichte aus Küblingen [2]) wurden dort 1867 am 4. März in einer nicht anständigen Weise den jungen Mädchen von den Burschen des Dorfes die Füße gewaschen, und zwar mit Branntwein und einem die Seife vertretenden Stück Steckrübe. Dabei wurde ein grüner Tannenzweig benutzt, an welchen jede Gewaschene einen bunten Dutzen (Bandschleife) stiften mußte; außerdem hatten die Mädchen Würste und dergleichen für das Waschen zu entrichten [3]).

Noch mehr Licht auf die Roheiten der Unsitte fällt durch eine Schwurgerichtssitzung zu Braunschweig am 1. Juni 1893, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit verhandelt wurde. Es wurde gegen acht Knechte aus Denstorf wegen „gemeinsamen Hausfriedensbruches, gefährlicher Körperverletzung und unzüchtiger Gewalt“ verhandelt und vier von ihnen wurden zu 2 Monaten bis 1 Jahr Gefängnis verurteilt. Auch hier hatte es sich um das gröblich ausgeartete Fußwaschen zu Fastnacht gehandelt. Die Folge war ein Erlaß der Kreisdirektion Braunschweig an die Gemeindevorsteher der Ämter Riddagshausen und Vechelde, welcher auf Abstellung der in den dortigen Gemeinden herrschenden Unsitte dringt; 150 Jahre nach dem Erlasse Herzog Karls I., der schon mit Strafe drohte, hatte der Unfug sich also noch immer ungeschwächt erhalten!

Das „Fußwaschen“ reicht über die Grenze unseres Ländchens hinaus, wenn es auch hier seinen Hauptsitz haben mag. Für Gardelegen und Bismark in der Altmark ist es belegt [4]), hier waschen junge Burschen befremdeten Mädchen mit nassem Buchsbaum die Füße und werden dafür von deren Eltern bewirtet.

Matthias. 24. Februar.

Der Tag wird besonders hervorgehoben und hat auch für das Wetter seine Bedeutung

Matîs brikt dat îs,
Finnet he keins
Mâkt he eins.

Das Bleigießen, wie in der Neujahrsnacht, findet in einigen Gegenden am Matthiasabend statt, wobei das Gießen durch einen arfslöttel (Erbschlüssel)

[1]) Abgedruckt Braunschweigische Anzeigen, 28. November 1767. Mummerei, Einsammeln von Geld und Würsten wurde schon 1623 bei 50 Thlr. Strafe verboten.

[2]) Braunschweiger Tageblatt 1867, Nr. 69.

[3]) Dieses deutet auf einen Zusammenhang der Sitte mit dem fûen.

[4]) K. Ed. Haase in Neuruppin in der Zeitschrift „Am Urquell“ I, 124 (1890).

geschieht. In Waggum holen die Mädchen am Matthiasabend stillschweigend Wasser aus neun Brunnen, sie gießen es zusammen und legen zwei Immergrünblätter darauf; schwimmen die zusammen, so deutet das auf Heirat im laufenden Jahre.

Ein anderes am Matthiasabend vielfach auf dem Lande ausgeführtes Orakel ist folgendes. Ein Mädchen wird mit verbundenen Augen an einen Tisch geführt, an dessen vier Ecken ein Ring, ein Häufchen Asche, Salz und ein paar Geldstücke liegen. Sie muß nun, nachdem sie mehreremale um den Tisch geführt ist, auf eine der Ecken schlagen. Trifft sie den Ring, so deutet das Heirat, die Asche Tod, das Geld Reichtum und das Salz auf den Verlust der Jungfernschaft.

Ostern.

Der angelsächsische Geschichtsschreiber Beda Venerabilis († 735) erwähnt die Eastre, eine alte Göttin seines heidnischen Volkes, welche von Jakob Grimm [1]) gleich der Ostara, der Gottheit des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes gesetzt worden ist. Ihr Begriff konnte leicht für das Auferstehungsfest des christlichen Gottes verwendet werden, auf sie geht danach der Name Ostern zurück und die heidnischen Sitten, die an das Osterfest sich knüpfen [2]). Sicher ist, daß der althochdeutsche ostarmânoth mit unserm neuhochdeutschen Ostern zusammenhängt. Freilich ist in niedersächsischen Landen nach der Einführung des Christentums auch oft dafür das aus dem Hebräischen stammende paschen (Passah) gebraucht worden, um aber bei uns wieder dem alten Ostern Platz zu machen, während es im Holländischen noch haftet.

Ein jeder Tag in der Osterwoche hat seine besondere Bezeichnung: fûle môndag, scheiwe dinstag, krummpuckelde middewochen, groiner donnersdag, stiller frîdag und kaukenbackensonnabend. Ursprünglich wurde von der Kirche die ganze Karwoche gefeiert, bis eine Beschränkung auf die letzten drei Tage eintrat, an welchen in katholischen Ländern die Glocken nicht läuten, daher auch „stille Woche". Die einzelnen Bezeichnungen der Wochentage erklären sich teilweise durch sich selbst. Was krummpuckelde middewochen betrifft, so wird dieses darauf zurückgeführt, daß am Mittwoch die Richter Christum zum Tode verurteilten und dabei das Recht „trümmten", wie denn auch anderwärts die Benennung „krummer Mittwoch" vorkommt.

Besonders kennzeichnend für unser Ländchen sind zu Ostern die hell vor jedem Dorfe lodernden Osterfeuer, die aus heidnischer Zeit überkommen sind und die Auferstehung der Natur, das Heranbrechen des Frühlings begrüßen. Sie verschmolzen mit dem christlichen Auferstehungsfest und wurden von der

---

[1]) D. M.[1], S. 181.

[2]) Die Ostara ist neuerdings von Weinhold (Deutsche Monatsnamen) stark bezweifelt worden. Ihm folgte Elard Hugo Meyer (Lehrb. d. germ. Mythologie S. 17, 283). Kluge, Etymolog. Wörterbuch der Deutschen Sprache (unter Ostern) hält wieder an der Göttin fest.

Kirche selbst übernommen als Symbol des neuen Lichtes, welches über die Völker sich ergoß [1]). Von der Altmark an durch Braunschweig, Hannover, Oldenburg, die Harzlande, Hessen bis Westfalen leuchten noch jetzt gleichzeitig die Osterfeuer.

In einer vor dreihundert Jahren erschienenen Schrift [2]) erzählt Johann Timeus, Prediger zu Linden bei Hannover, daß zu seiner Zeit im braunschweigisch-lüneburgischen und hildesheimschen Lande fast allgemein die Bewohner der Orte auf eine Anhöhe hinausgegangen seien, ein großes Feuer angezündet und sich dabei belustigt hätten. Sang, Spiel und Musik waren vielfach dabei in Gebrauch. War das Feuer niedergebrannt, so sprangen Alt und Jung darüber hin, ja das Vieh wurde oft durch dasselbe getrieben. Solcher Brauch saß fest und sitzt auch heute noch fest trotz des § 20 der Landesordnung des Herzogs August vom 7. März 1647, welcher bestimmt:

„Die Pfingst- und Fastnachts-, wie auch Sonntags- und andere Gelage, dabei Knechte und Mägde zusammen zu kommen und Tänze zu halten pflegen, in Häusern oder auf den Ängern, ingleichen auch die Osterfeuer neben den dabei gebräuchlichen Gräfeschaften, sollen ganz und gar abgeschaffet, auch solche Gelage von der Pfingst- oder Fastnachtswoche auf andere Zeit, ohne ausdrückliches Vorwissen, Bewilligung und Bestimmung der Beambten zu verlegen hiermit verboten sein, bei Strafe von dreißig Reichstahler" [3]).

Schon lange vor Ostern haben die jungen Leute Holz gesammelt; jeder Hofbesitzer giebt gern dazu und der Vorrat an Brennstoff wird durch alte Theertonnen, Petroleumfässer u. dergl. vermehrt, so daß an dem bestimmten Platze, der alljährlich wieder benutzt wird, zu Ostern ein stattlicher Scheiterhaufen bereit liegt. Die benachbarten Dörfer wetteifern darin, wer das größte und am weitesten hinleuchtende Feuer hat. Oft haftet der Name des Osterfeuers an der Stätte, daher der Flurname Osterberg, Osterstidde, Bockshorn (siehe diese). Es ist ein prächtiger Anblick, wenn man von einem erhöhten Platze aus ein Feuer

[1]) Es sind schon viele Beispiele angeführt, welche die ursprüngliche Beteiligung der christlichen Kirche an den Osterfeuern nachweisen; es handelte sich hier stets darum, der heidnischen Vorstellung die Spitze abzubrechen und sie in eine christliche überzuführen. In Marburg wurden die Osterfeuer noch 1447 von den Opferleuten der Pfarrkirche besorgt, welche, laut den alten Kirchenrechnungen, „zcu dem Fure uff den osterabind" für Baumöl und Holz eine eigene Vergütung, sowie einen Trunk Wein erhielten. Während das Osterfeuer brannte, wurden in der Kirche alle Lichter gelöscht. (Zeitschr. d. Ver. für hessische Geschichte. N. F., Band V, S. 245.)

[2]) Vom Osterfeuer. Hamburg 1590.

[3]) Nicht minder hat die Kirche später trotz ursprünglicher Begünstigung gegen die Osterfeuer, als eine aus dem Heidentum stammende Einrichtung, geeifert. In Oldenburg z. B. wurden 1702 die Prediger des Landes aufgefordert, den Osterfeuern durch Predigten entgegenzutreten und über den Erfolg Bericht zu erstatten. Da meldete der Prediger von Elsfleth, daß er am Morgen gegen den Molochsdienst der Osterfeuer gepredigt, „aber dennoch des abends druff sehen müssen, daß das Osterfeuer pompose gebrennet wurde". (Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 44.)

nach dem andern aufflackern sieht. So weit die Feuer leuchten, werden die Felder fruchtbar und auch die Häuser, die von dem Scheine des Osterfeuers beleuchtet werden, sind im folgenden Jahre vor Feuersbrunst geschützt oder vor Krankheit bewahrt. Die Asche, die zurückbleibt, erhöht die Fruchtbarkeit der Felder, schützt diese vor Mäusefraß und soll, ins Trinkwasser geschüttet, das Vieh vor Seuchen bewahren [1]).

Wie das Feuer zu Ostern besonders wirkt, so auch das Wasser, das an diesem Tage, sei es zum Baden oder Trinken, benutzt wird. An manchen Orten treiben die Landleute ihre Pferde am Ostermorgen vor Sonnenaufgang in den benachbarten Bach oder Teich, um sie so gegen Krankheiten sicher zu machen. Ganz allgemein ist das Schöpfen des Osterwassers am Ostermorgen durch die stillschweigend zum Bache gehenden Mädchen. Es wird gegen den Strom geschöpft und kein Wort darf dabei verlauten. Das Waschen mit diesem Wasser macht schön und vertreibt die Sommersprossen. Man hebt es in Flaschen auf und braucht es als Arznei bei Menschen und Tieren; schwer Kranke werden damit gewaschen. Es ist besonders gut gegen das „Durchliegen". In Klein-Schöppenstedt wird das Osterwasser zu einem Orakel benutzt: es wird mit einem Fingerhut, Asche, einem Stückchen Brot und einem Gerstenkorn aufs Feuer gestellt und gekocht; es bedeutet Freude, wenn der Fingerhut zuerst aufwallt, einen Sterbefall, wenn die Asche zuerst obenschwimmt, das Brot Hochzeit, das Gerstenkorn Fruchtbarkeit im Felde. Ein Liebesorakel (in demselben Dorfe) in der Osterwoche gebietet, daß ein Mädchen nackt einen Tisch scheuern solle; dann erscheint ihr der Liebste durch den Schornstein, aber nur, wenn er treu geblieben ist.

---

[1]) Wie lebendig die Sitte des Osterfeuerabbrennens in unserm Lande noch ist, mag man aus folgenden Mitteilungen der Braunschweigischen Anzeigen vom 16. April 1895 erkennen.

Schöningen, 15. April. Daß die alte gute Sitte des Abbrennens von Osterfeuern noch keineswegs eine Einbuße erlitten hat, konnte man gestern Abend vom Eichenwalde aus deutlich beobachten. Sobald es zu dämmern begann, sah man im weiten Umkreise die Osterfeuer aufflammen. Mächtige Feuer sah man namentlich vor dem Huy und dem Harze. Von unserm Standpunkte aus zählten wir über 100 solcher Feuer. — Bad Harzburg, 15. April. Das prächtige Osterwetter brachte uns gestern schon recht lebhaften Verkehr. Am Abend war auf dem Burgberge und dem Silberborne eine große Menschenmenge versammelt, um dem Schauspiele der von dort aus zu beobachtenden Osterfeuer zuzusehen. — Am Hilse, 15. April. Begünstigt vom schönsten Wetter leuchteten gestern Abend von den umgebenden Bergen zahlreiche Osterfeuer weit ins Land hinein. Von der „kahlen Platte" bei Bartshausen aus, wo man eine weite Fernsicht auf Solling, Hils, Selter mit deren Vorbergen und Thälern hat, konnte man nahezu 100 Osterfeuer zählen. In der Nacht zum ersten Ostertage, um 12 Uhr, wird in zahlreichen Ortschaften unserer Gegend von den Knechten und Mägden Osterwasser geholt und das Vieh damit getränkt. Ein Teil des Osterwassers wird auf Flaschen gezogen und aufbewahrt. —

Am ersten Ostertage 1896 stand ich mit meinem Freunde Hänselmann an dem haushohen Osterfeuer des Dorfes Wenden, das von der ganzen Bewohnerschaft des Ortes umgeben war. Wir zählten von hier aus gegen 50 verschiedene Osterfeuer.

Ganz allgemein sagt man auf unseren Dörfern: Wer am Ostermorgen die Sonne beim Aufgehen beobachtet, sieht deutlich, wie sie drei Freudensprünge macht, oder sie tanzt, aus Freude über die Auferstehung Christi. Der Glaube daran ist keineswegs geschwunden und manche gehen aus, um das Schauspiel zu sehen.

Es giebt noch verschiedene Sitten und Unsitten, die mit der Osterzeit verknüpft sind. Wenn auch nicht in dem Grade wie Pfingsten, so ist doch auch Ostern ein Frühlingsfest, bei dem Lustbarkeit herrscht. Die Kinder singen:

Wenn't ôstern is, wenn't ôstern is,
Dann slacht't mîn vâ'r en bock.
Dann danze ik, dann danze ik,
Krîg ik en nîen rock.

oder:

Dann danzt mîne mudder, dann danzt mîne mudder,
Dann flîgt de rô'e rock.

Das junge Volk auf den Dörfern, die Knechte und die öllesten jungemâkens, d. h. diejenigen, welche schon 16 Jahre alt sind, machen dann ihren Osterspaziergang, gewöhnlich ins benachbarte Holz, wobei die ôsterfoilje betrieben wird, ein erotischer Vorgang, der sich gewöhnlich abspielt, wenn die Schar in bunter Reihe auf einem abgeschlagenen Baumstamme sitzt und bei dem die jungen Mädchen in gewisse Unsitten eingeweiht werden, die man aus der dabei geltenden Regel: bet an de knîe is frîe erkennen mag. Der Name der Unsitte stammt von foilen, fühlen.

Im Amte Salder schlugen die Erwachsenen am zweiten Ostertage Ball, ob in anderen Gegenden Braunschweigs auch, ist mir nicht belegt. Die einzelnen Ballspiele führten die Namen: Feuerschlag, Häring, „himmel ut'r hölle“.

Der Hase ist das Sinnbild der Fruchtbarkeit, er legt daher auch nach dem Volksglauben die Ostereier, die bunt (früher gewöhnlich mit Zwiebelschalen) gefärbt und versteckt werden, damit die Kinder sie suchen. Das Osterei heißt auch „Paschei“ und „Rennei“ [1]); es wird von den Knechten in manchen Dörfern (z. B. Cremlingen) gefordert. Das ist alter Brauch. In einer Rechnung von Neubrück aus dem Jahre 1478 wird in den Ausgaben gesagt: 3 ß 3 ₰ geff ik usen knechten vor 3½ schock eier, de hadden se beden mit ören eiern in den paschen öre plicht [2]). Unter den Abgaben an Geistliche und Lehrer auf den Dörfern kommen lange Zeit auch Ostereier vor. So erhielt z. B. der Oppermann von Thiede im Jahre 1753 von jedem Ackermann und Halbspänner des Dorfes 6 Stück Ostereier, von jedem Kotmann 3, was zusammen 169 Stück machte [3]). Damit verschwindet aber das alte Eieropfer, denn alle derartige Verpflichtungen sind abgelöst worden.

---

[1]) Entweder weil die Kinder nach ihren Pathen, um es zu holen, rennen, oder weil sie früher hinter gekullerten Eiern herrannten? Paschei = Passahei.

[2]) Sammelband „Sitten und Gebräuche“, S. 105. Stadtbibliothek.

[3]) Nach der handschriftlichen Dorf- und Feldbeschreibung aus obigem Jahre.

Wie bei den Osterfeuern bemächtigte sich die christliche Kirche auch der Ostereier, oder vielmehr ihres symbolischen Gebrauches, indem man das Ei als Sinnbild des Todesschlafes und der Auferstehung Christi in den Kreis der christlichen Osterceremonieen aufnahm. Im Mittelalter legte man in das künstlich erbaute Grab Christi, welches zu Ostern in den Kirchen hergestellt wurde, neben einem Kreuze auch Eier, um dadurch die Auferstehung Christi symbolisch anzudeuten; am Osterfeste wurden dann die Eier dem Grabe entnommen, geweiht und in Prozession umhergetragen. In Rußland und den slawischen Ländern, wo das Osterei eine noch größere Rolle als bei uns spielt, findet zu Ostern noch eine kirchliche Weihe desselben statt.

Meist sind die Ostereier auf dem Lande einfach braunrot mit Zwiebelschalen gefärbt, neuerdings kommen immer mehr Anilinfarben auf. Eine recht sinnreiche Art der Färbung wurde früher (vielleicht jetzt noch?) angewendet, um den Ostereiern ein hübsches Muster zu verleihen. Man umwickelte sie fest mit den feinzackigen Blättern des kälwerkropps (Chaerophyllum) und kochte sie dann mit rotgefärbtem Wasser. Die Muster des Pflanzenblattes blieben auf den Eiern zurück. Auch bemalte man sie gelegentlich mit Blumen und Sprüchen; ein solches Ei aus Runstedt (Sammlung Basel) trägt die Inschrift: „Zum Andenken aus Freundschaft 1837“ [1]).

Im Zusammenhange hiermit traut man daher den zu Ostern gelegten Eiern ganz besondere Eigenschaften zu. Bei uns sagt man, daß aus einem am Gründonnerstage gelegten Ei ein Huhn erwachse, welches jedes Jahr anders gefärbte Federn bekomme [2]).

Nêgenstärke. Ein jedenfalls uraltes, in die heidnische Zeit hinaufreichendes, am grünen Donnerstage genossenes Gericht ist die nêgenstärke. Der Gebrauch ist auf dem Lande noch vollkommen lebendig.

Die Zahl neun, welche dem Gemüse den Namen giebt, besitzt symbolische

---

[1]) Namentlich verstehen es die Slawen, die Ostereier mit sehr schönen Ornamenten in verschiedenen Farben zu versehen, die althergebrachten Motiven entsprechen (Verhandl. Berliner Anthr. Ges. 1883, S. 524). — Throughout Yorkshire it is customary to hide the coloured eggs in little nests out of doors and send the childern to hunt after them and see what eggs the „hares“ have been lying (Henderson, Folklore of the Northern Counties, 2. Aufl. London 1879, S. 84). — Über eine Art gefärbter, hart gesottener Eier, die zur Frühlingszeit in China genossen werden, ein Brauch, der dort über 2000 Jahre alt ist, berichtet Gustav Schlegel (Chinesische Bräuche in Europa. Jenaer Inauguraldissertation 1869, S. 5), wenn wir uns auch mit seiner Ausführung, daß diese „Ostereier“ der Ursprung unseres europäischen Brauches seien, durchaus nicht einverstanden erklären können.

[2]) Der gleiche Aberglaube in Hessen (Kolbe, Hessische Volkssitten. Marburg 1886, S. 4); in Oldenburg gilt das gleiche von einem am Karfreitag gelegten Ei (Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 41). Auf welche Abwege die mythologische Deutung führt, mag man hier erkennen, wo Kolbe (a. a. O.) erläutert, der Donnerstag sei dem Donar geheiligt gewesen, das Licht breche sich in sieben Farben, daher der Farbenwechsel des Gefieders des auch dem Donar geheiligten Huhnes u. s. w.! Unsere heidnischen Vorfahren und das Prisma!

und mystische Bedeutung, worauf namentlich Karl Weinhold schon hingewiesen hat. Sie entstand aus der bedeutsamen 3 mit der 3 multipliziert und wirkt vielfach in volkstümlichen Gebräuchen. In der nordischen Mythologie gab es 9 Walküren, 9 riesige Meerweiber, und im ausgehenden Mittelalter wurden 9 Helden — je drei heidnische, jüdische und christliche — zusammengruppiert, wie es z. B. am schönen Brunnen in Nürnberg zu sehen ist. Die Anschauung von der Bedeutung der 9 geht weiter[1]), sie findet sich in den kosmischen Vorstellungen der Azteken, es gehören hierher die novem spherae celestes der Lateiner und im Sanskrit heißt der Körper der neuntorige, wegen seiner neun Öffnungen.

Also neun Kräuter müssen es sein, die zum Frühjahrsgerichte gesammelt werden. Nun richtet sich das allerdings wesentlich danach, ob Ostern früh oder spät fällt und die nötigen Kräuter schon vorhanden sind. Die hauptsächlichsten aber bleiben sich gleich und kehren überall da wieder, wo im niedersächsischen Gebiete die Neunstärke genossen wird. Eine Vorschrift aus Klein-Schöppenstedt, wo die nêgenstärke auch „grauer Kohl" heißt, schreibt folgende Pflanzen vor: 1. Sprossenkohl; 2. Brennessel; 3. dôve nettel (Lamium album); 4. gêsche (Aegopodium podagraria); 5. kälwerkrop (Chaerophyllum); 6. schôrbock (Ranunculus ficaria); 7. rabütje; 8. Brunkresse (Nasturtium) und 9. käsekrût (Malva). Ganz ähnlich in Waggum, wo mir statt rabütje kaublôme (Leontodon taraxacum) genannt wurde[2]).

Das merkwürdigste ist aber für unsere Neunstärke ihr Zusammenhang mit dem aus dem zehnten Jahrhundert stammenden angelsächsischen Neunkräutersegen, der sicher in noch ältere Zeit reicht, wie die heidnischen Elemente darin beweisen, denn es kommt darin Wodan, die Hexerei kleiner Wichte u. s. w.

---

[1]) Brinton, The origin of sacred numbers. (American Anthropologist VII, p. 168, 1894.)

[2]) Es sind fast überall dieselben Pflanzen, die zur Neunstärke benutzt werden. Für die Umgegend der Stadt Hannover führt B. Seemann (Hannoversche Sitten in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt. Leipzig 1862, S. 8) an: Taubnessel, Spinat, Körbel, Porro, Pimpinelle, Geschel, Sauerampfer, braunen Kohl und Kuhblume. In Mecklenburg (wo man in der Schweriner Gegend sich ängstlich an die Zahl 9 bindet) scheint der Name nicht bekannt; aber die Kräuter, die am grünen Donnerstage zu dem Gerichte gesammelt werden, sind die gleichen wie im Braunschweigischen. Bartsch, Mecklenburgische Sagen u. s. w. II, S. 257. In Oldenburg heißt die Speise „Sammelkohl"; sie besteht auch aus 9 Kräutern. Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 41. — In den Zaubermitteln, welche die Hexen nach den Wernigerodischen Hexenprozeßakten kochten (16. und 17. Jahrhundert), kommen stets neun Kräuter vor (Zeitschrift des Harzvereins IV, S. 298). In der Altmark tritt der aus neun Kräutern bereitete krûderkôl an die Stelle unserer nêgenstärke. — Rollenhagen (ein Märker von Geburt) im Froschmeuseler (1595) hat folgende Stelle:

Am grünen Donnerstag im Mai
Kocht eine bewrin ihren brei
Von neunerlei Kohlkräuterlein,
Solt wider alle Krankheit sein.

neben christlichen Bestandteilen vor. Hier werden zu einer Wundsalbe, die mit einem langen Segenspruche verbunden aufgestrichen wird, folgende neun Pflanzen verwendet: Beifuß (muegwyrt, Mückenkraut), Wegerich (wegbrâde), Lammkresse oder Stune (lombes cyrse), attorlathe, Kamille (mägthe), Nessel (werguln), Holzapfel (wudusûräppel), Kerbel (fille) und Fenchel (finul). Wie es im Segen heißt:

Nun haben diese neun Kräuter Macht gegen neun böse Geister,
Gegen neun Gifte und gegen neun ansteckende Krankheiten,

die der Reihe nach aufgeführt werden[1]).

Es ist dieses Zusammentreffen wohl ein Beweis von der Wichtigkeit, die das Sammeln und Beobachten unserer Volksbräuche für die Sittengeschichte besitzt.

Von einzelnen Ostersitten und Osteraberglauben sei noch folgendes angemerkt. Am Karfreitag erhält der Haushund ein Butterbrot, auf dessen Butter ein Kreuz eingekratzt ist. Man darf zu Ostern keine Erbsen essen, sonst bekommt man Schwären.

Die männlichen Blütenkätzchen der Salweide (Salix Caprea), die als „Palmen" bezeichnet werden, sucht man auf und steckt sie hinter den Spiegel oder stellt sie ins Wasser, was wohl eine Erinnerung an die Palmenweihe der katholischen Kirche am Palmsonntage ist.

Der erste April.

An diesem Tage schickt man in Stadt und Land Erwachsene und Kinder „in den April", indem man ihnen kleine Unwahrheiten aufbindet und sie mit unerfüllbaren Aufträgen zum Kaufmann oder Apotheker sendet. Die Kinder sagen dabei:

April, kann ik minen narren schicken, wo ik will.

Manche setzen das am letzten April fort und bemerken dabei:

April is ûte,
Du kri'st ne dicke snûte.

So fehlt auch bei uns dieser weit durch Europa verbreitete Brauch nicht, wobei bloß an das englische making an April fool zu erinnern und daß man in Frankreich den Gefoppten, wie den Streich, den man ihm spielt, poisson d'Avril nennt.

Der erste Mai. Wolperdag = Walpurgis.

Der Tag ist dadurch ausgezeichnet, daß an ihm nach dem ganz allgemein verbreiteten Glauben die Hexenfahrten nach dem Blocksberge stattfanden, worüber unter „Hexen" das nötige gesammelt ist. Sonst ist noch zu bemerken, daß am ersten Mai die Kinder rufen:

Mai, mai, mai,
De katte leggt en ei,

---

[1]) J. Hoops, Pflanzenaberglaube bei den Angelsachsen. Globus, Band 63, S. 326 (1893).

was wohl des Reimes wegen geschieht. Aber mit dem ersten Mai beginnt auch das „Kuckucksvierteljahr“ oder „Hungervierteljahr“ der Arbeiter; denn die Wintervorräte sind aufgezehrt, neue Nahrung noch nicht vorhanden.

Das Pfingstfest

ist bei uns immer wesentlich ein Fest gewesen, das den beginnenden Sommer feiert. Die alten Pfingstgebräuche sind Festlichkeiten, mit denen man den Mai begrüßte und die in der christlichen Zeit auf Pfingsten übergingen, das Fest der Ausgießung des heiligen Geistes.

Der Maibaum. Die schöne und freundliche, kräftig fortlebende Sitte, zu Pfingsten mit jungem Birkenlaub, mit den Maibäumen, die Häuser in Dorf und Stadt zu schmücken, ist nicht nur in deutschen Landen weit und allgemein verbreitet, sondern geht auch durch die romanischen und westslawischen Völker. Wie uralt der Brauch ist, erkennt man aus einem bei Cäsarius von Heisterbach erzählten, ums Jahr 1225 zu Aachen spielenden Vorfalle, wo der mit Kränzen geschmückte Maibaum von einem Priester umgehauen, aber durch einen höheren ersetzt wurde [1]). Also fast 700 Jahre läßt sich in Deutschland der Baum zurück verfolgen.

Für unser Herzogtum finde ich die älteste Angabe über den Maibaum in einem Kopialbuche des Klosters Marienthal aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts [2]), wo von dem Lappwalde die Rede ist, welcher dem Kloster gehörte: we dar hawet eyn meybom de schal geven dem holtgreven eynen ammer honyges van veer schillinge. Aus dem Jahre 1678 haben sich alte Braunschweiger Stadtthorzettel vom 8. Mai erhalten [3]), auf welchen die fuderweise Einfuhr von „May“ bestätigt wird. Es muß also damals schon eine ins Große gehende Ausschmückung der Häuser und Kirchen mit Maibäumen stattgefunden haben, für die auch der Ausdruck wolpermaie (Walpurgismaien) vorkommt.

Vergeblich haben die Behörden und Waldbesitzer anderwärts [4]) und hier in Braunschweig sich gegen die mit dem Maibuschholen verbundene Waldverwüstung gewendet. Am 1. April 1743 schreibt Herzog Karl I. an den Rat der Stadt Braunschweig, er habe höchst mißfällig vernommen, daß trotz seiner früheren Verordnung, „daß gar kein mit Laub bewachsenes Birkholz oder die sogenannte Mayen mehr gehauen werden solle, dennoch dergleichen Holz insonderheit in denen Tagen vor Himmelfahrt und Pfingsten sowohl in einzelnen Trachten als auch auf Wagens in die Stadt gebracht werde“. Damit das

[1]) A. Kaufmann, Cäsarius v. Heisterbach. Köln 1862, S. 190, citiert bei Mannhardt, Baumkultus.

[2]) Mitgeteilt in der Zeitschr. d. Harzvereins XI, S. 100 (1878).

[3]) Die Originale im Sammelband „Sitten und Gebräuche“, S. 117. Stadtbibliothek.

[4]) Im Jahre 1659 läßt der Winterthurer Rat in der Kirche verkünden, „daß bei hoher Strafe die jüngeren Knaben am Maitag weder Rot- noch Weißdändli in Mayen hauen sollen“. Rochholz, Alemannisches Kinderlied, 507.

endlich aufhöre, habe er den Generalmajor v. Riepage beordert, kein Maien mehr in die Stadt passieren zu lassen, sondern solche wegzunehmen. Grund dieser Maßregel ist Schonung der Wälder, wie das später noch in einer „Verordnung das Mayenhauen betreffend" vom 15. Februar 1762 näher begründet wird[1]).

Der Maibaum soll den Geist des Frühlings oder Sommers, die personifizierte schöne Jahreszeit darstellen und so geht er parallel sonstigen Frühjahrsgebräuchen, wie sie z. B. anderwärts um Lätare gefeiert werden; er hat sich darum auch so zähe erhalten, weil er symbolisch andeutet: Fort mit dem Winter, herein mit dem Sommer!

In den Städten kauft man jetzt die zu Markte getragenen Maien; auf dem Lande suchen die Burschen, soweit sie nicht mit den Forstleuten in Streit geraten, die Maien dem Walde zu entnehmen und möglichst große Bäume vor den Thüren ihrer Mädchen nächtlicherweile aufzustellen. Freilich gehen sie auch dann weiter und pflanzen unbeliebten oder unkeuschen Mädchen statt des Maien Dornwasen vor die Thür, streuen Häcksel und Schewe, oder errichten gar Strohpuppen mit einem Phallus, gebildet aus einer Rübe und darunter ein paar Kartoffeln oder Zwiebeln. Derlei symbolische Warnungen und Andeutungen werden noch mehrfach, auch zu anderer Jahreszeit, den Mädchen vor die Thüre gestellt oder geworfen. In Eitzum deuten Pappelzweige vor des Mädchens Thür gesteckt: Schwatzhaftigkeit; Brennesseln und Disteln: Unbeliebtheit. Im Herbst, wenn Pflaumenmus gekocht wird, schüttet man „angebrannten" (deflorierten) Mädchen die Kerne vor die Thür und im Winter, wenn die Federn geschlissen sind, die Federkiele.

Die jungen Burschen gehen (Hötzum, Klein-Schöppenstedt, Cremlingen) in der Pfingstnacht ins Holz, wo sie soviel Maien holen, daß sie vor jedes Haus ein paar „külle" (Büsche) setzen können. Am ersten Pfingsttage nachmittags machen sie dann die

Maibrût.

Der zweitjüngste Bursche wird ganz in Birkenlaub eingekleidet und ist nun die Maibraut; der jüngste aber ist der paias (Hanswurst, Bajazzo) und dem entsprechend mit Larve und Pritsche versehen. Einige der Burschen tragen Kiepen, andere führen Sensen bei sich, auf welche sie mit großen Eisenstücken klopfen, so die Musik zum Umzuge machend, welcher nun von Hof zu Hof geht. Einer der älteren Burschen „betet" dabei folgendes:

Ik bringe jüch den lütjen vogt,
Den gröten vogt,
Den Pingstemai,
Ik woll' jüch bitten um en half schock eier.

[1]) Wer in den herrschaftlichen Forsten Mayen haut und nach Hause schleppt, soll mit der doppelten bisherigen Geldstrafe (1719 auf 10 Thaler festgesetzt) bestraft werden und wenn er nicht zahlen kann, in den kleinen Karren gespannt werden.

'n stücker fiwe, sesse
Ligget in jûen neste,
'n stücker fiwe, fofteine
Maket jûe nester reine.
Gêwet üsch en stücke kauken
Da künn we gut na raupen,
Gêwet üsch en stücke schinke
Da künn we gut na drinken.
Gêwet üsch en stücke speck wi en arm lang,
Denn ward ûse eierkauke noch mal sau blank.
Gêwet üsch en enne wost,
Denn fât't we jûe mâkens ôk mal an'n tost.
Gêwet üsch en stücke semmele,
Denn fât't we jûe mâkens ôk mal an de pemmele.
Gêwet üsch en paar gröschen geld,
Da komet we ôk mide dorch de weld.
Pingstemai!

Hierauf sagt die „Maibraut": mik ôk en ei! und der Hanswurst: süss slâ ik schötteln un pötteln entwei!

Es erfolgt eine Gabe von den gewünschten Sachen. Das erbeutete Gut wird in ein Haus gebracht, am zweiten Pfingsttag früh morgens wieder abgeholt und nach dem Walde getragen, wo in einer mitgenommenen Pfanne das Eierkuchenbacken und der Schmaus beginnt.

Weit poetischer erscheint uns die Maibraut, wie sie in Waggum am ersten Pfingsttage, wenn die Kirche beendigt ist, von den Mädchen des Dorfes dargestellt wird. Sie sind freundlich in helle oder weiße Kleider gekleidet, mit Blumen geschmückt und haben Kränze von Frühjahrsblumen im Haar. Eine von ihnen stellt die „Maibraut" dar; sie ist am besten „upeflìet" und führt auf einem Stabe eine aus Blumen gewundene Krone als Zeichen ihrer Würde. Auch diese Kinder ziehen, Eier, Würste, Kuchen oder Geld heischend, von Hof zu Hof. Dabei wird gesungen:

Buschbôm harre sîn lôf verloren,
Wer will davor sorgen,
Am abend un am morgen?
Gêwet ji wat, so hat se wat[1]).
Lâtet se üsch nich so lange stân
Möt't en hûs noch wîder gân.

In Wahrstedt (Amt Vorsfelde) versammelt (ob heute noch?) sich die Jugend zu Pfingsten und macht Lose aus Weidenstäben von ungleicher Länge; darauf wird gezogen und der, welcher den größten Stab zieht, wird König, der zweite füstje-meier, der dritte pennigmeister, der letzte tobeldräger (Tobel = eine kleine Kiepe). Der König erhält einen Rohrstock mit rotem Bande in die Hand und einen Blumenstrauß an die Mütze, der füstje-meier wird ganz in Maibusch eingehüllt, erhält einen Holzsäbel in die Hand und es wird ihm eine mit Blumen umwundene Holzkrone aufgesetzt, außerdem wird ihm noch ein Blumenkranz umgehängt. Darauf setzt sich der Zug in Bewegung und zieht von Haus zu Haus, singend:

[1]) Nämlich die Braut, auf die hierbei gedeutet wird.

Da danzt de herr könig met'n füstje-meier,
He let se wol bidden um en half schock eier.
Geven se us de eier nich,
So leggen de häuner up't jâr ôk nich.

Ähnlich in dem benachbarten Bahrdorf. Auch hier wird mit Weidenstäben gelost und alle, außer dem füstje-meier, haben Holzsäbel. Beamtete sind: der füstje-meier, der leier, der ihn leitet, da jener, ganz in Laub eingehüllt, nicht sehen kann, der korfdräger (mit dem Eierkorb), der hunnesläger und der kattensläger, um Hunde und Katzen abzuhalten. Die Knabenschar singt:

Füstje-meier
Drei halve schock eier.
Wat gêben se ûsen füstje-meier?
Hôg in de höchte
Hanget de langen wöste.
Geben se us de langen,
Lätet se de korten hangen,
Bet up dat jâr
Willt wi de korten nahâlen.
Halleluja, halleluja,
De klümpe weren gâr,
Wi kregen en pâr,
De weren noch nich gâr.
Romdideldom de füstje-meier!

Die Laubeinkleidung eines Knaben und seine Benennung füstje-meier fand sich ehemals auch in anderen Dörfern bei Vorsfelde, so in Brackstedt, Hehlingen. An letzterem Orte wurde auch zu Ostern das Pfingstgras abgesteckt, von dem am ersten Pfingsttage ein großes Reiten des gesamten Mannsvolkes nach dem Dorfe stattfand [1]).

Je weiter nach dem Drömling zu, desto ausführlicher wird der Pfingstbrauch und es tritt, ganz an die Lätarebräuche in der Pfalz gemahnend, eine Darstellung des Winters, der vertrieben wird, und des einrückenden Sommers hinzu. Im Drömling sind Doppelchöre der Knaben und Mädchen bis auf diesen Tag noch Sitte [2]). Erstere toben mit Glocken und Schellen singend und schreiend von Haus zu Haus, um den Winter zu verjagen; hinter ihnen her, leise singend, die Mädchen, geführt von der Maibraut, alle in hellen Kleidern, mit Blumen und Kränzen geschmückt, so den einziehenden Frühling darstellend. In früheren Zeiten hatten die Knaben noch eine Strohpuppe, die den Winter vorstellte und nach dem Umzuge vernichtet wurde; an ihre Stelle ist jetzt ein vermummter Mann getreten. Die Kinder sammeln Gaben: Würste, Eier, Speck, Kuchen, Geld. Dabei singen die Knaben:

Jetzt gât de königesknecht
Met'n fistemeier rum, meier rum.
He let se wol bidden um en half schock eier,
Half schock eier.

---

[1]) Diese Nachrichten über Wahrstedt, Bahrdorf und Hehlingen, nach Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, Leipzig 1848, S. 382, gehören auch schon zum Teil der Vergangenheit an.

[2]) M. Ebeling, Blicke in vergessene Winkel. Leipzig 1889, II, S. 229. Nach ihm der hier folgende Chorgesang.

Gêven se üsch keine fûlen eier,
Fûlen eier.
De smîten wî öwer 'n pingstmeier her,
Pingstmeier her,
Hangele, hangele höste,
Boben in de föste
Da hangen de langen wöste.
Gêw't se üsch de langen.
Lât't se de korten hangen.
Bet't annere jâr um düsse tîd
Will wî de korten nahâlen.
Gêw't se üsch den kauken,
Denn will't wi us propfull raupen[1]),
Speck, wost. schinken
Denn will't wi us propfull drinken.
Un wenn ji dat nich daun willt,
So will't wi alle selbe jâr
Vor ju wischen un korn nich wêren (!)
Heidideldom, spring mal rom.

Nun folgen, die Maikönigin in ihrer Mitte führend, die Mädchen, deren Lied dramatisch aufgefaßt werden muß, da es Frage und Antwort enthält:

Gûen dag, gûen dag!
Wat gêwet se usrer maibrût?
Gêwet se wat, so hat se wat,
Hat se et ganze jâr wat.
Gêwet se nich, hat se nich,
Hat se et ganze jâr nich.
Kloppe, kloppe ringelken
Hier stân par lüttje kinnerken.

* * *

(Es folgt nun zunächst Abweisung.)

Lât se stân, lât se gân,
Lât se en enne wî'er gân.

* * *

Nun erinnern die Kinder an den Besitz des Bauers, an den rülstock, den er beim Pflügen gebraucht (vergl. S. 177), und den jökstock, das Ochsenjoch. So lange sie im Gebrauche, hat der Ackermann zu leben:

Rûl, rûl, jökstock
Ackermann de lewet noch!

Die Kinder halten eine Schnur vor die Thür, welche die gabenspendende Bauerntochter passieren muß:

Holt snaur um dat hûs,
Kumt de snâre jumfer herût.

Die Maibraut tritt vor:

Lât de jumfer brûd rût trê'en.

Alle Mädchen knixen und fordern die Bauerntochter auch dazu auf:

Jumfer mot datselbe daun.

Nun stampfen, nachdem die Gabe empfangen ist, alle Kinder zum Schluß mit den Füßen und singen:

Tram, tram trittchen,
Up mîn midchen.
Up mîn blaut,
Jumfer tritt herût.

---

[1]) propfull, gepfropft voll.

Je weiter von den Mittelpunkten der Kultur und den Städten entfernt, desto frischer haben sich die alten Sitten noch erhalten; wie ausführlich und dramatisch belebt ist diese Darstellung der Maibraut in den Drömlingdörfern, wie sehr zusammengeschrumpft in Waggum, wo die mitgeteilten Reste (S. 249) erkennen lassen, daß es sich ursprünglich um dieselbe Darstellung handelte[1]).

Das Fahnenjagen. Die altgermanischen Wettspiele und Übungen der Körperkraft haben noch einen Niederschlag in den Wettläufen zu Pfingsten hinterlassen, welche heute im Fahnenjagen unserer Dorfbewohner den letzten Ausläufer haben. Wie Weinhold gezeigt hat, sind die Wettrennen zu Fuß und zu Roß um die Frühlingszeit als ein Teil des Festes zu nehmen, das Hirten und Landbauer in Dankbarkeit und Verehrung der segenspendenden Gottheit veranstalteten, im Frühjahr wie im Herbst bei der Ernte[2]). Bis in die Mitte unseres Jahrhunderts waren Wettläufe im Mai oder zu Pfingsten in Niedersachsen, Franken, Thüringen, Schlesien, Schwaben und Bayern noch sehr verbreitet.

Den Untergang der Sitte führten Verbote nur zum Teil mit herbei; auch das Wettlaufen und Wettreiten ist dem Zuge der Zeit unterlegen und der wohlhabende Bauer, dessen Großvater vielleicht noch am Hammellaufen sich beteiligte, fährt heute mit der Eisenbahn zu den Rennen nach Harzburg.

Durch Erlaß aus Wolfenbüttel vom 20. Dezember 1745 verfügte Herzog Karl I. „wes maßen es eine zwar sehr unvernünftige, aber doch ziemlich gemeine Gewohnheit sei, daß die Pferdejungens auf den Dörfern am dritten Pfingsttag einen Wettlauf mit den Pferden anstellen und als wilde Leute auf die unbändigste Weise in den Feldern und Wiesen herumjagen. Wie dadurch nicht nur die Pferde zu Schanden gejagt, sondern auch die Jungens in die Gefahr ihr Leben und die Gesundheit zu verlieren gesetzet werden“ — so wird dieses auf das schärfste verboten und sollen die Jungens, wenn sie nicht gehorchen, gezüchtiget werden.

Aus diesem Wettreiten der Pferdejungen ist nun das heute noch sehr verbreitete und beliebte Fahnenjagen hervorgegangen, das alljährlich um die Pfingstzeit oder auch sonst im Sommer unter großem Zulauf gefeiert wird. Wie

---

[1]) Über die Maibraut oder Pfingstkönigin im allgemeinen, ihre weite Verbreitung durch Europa und das hohe Alter der Sitte (schon im 12. Jahrhundert nachweisbar) vergleiche Mannhardt, Baumkultus, S. 344. Die den unseren verwandten altmärkischen Bräuche und Lieder stehen in den Altmärkischen Jahresberichten III, S. 87. Die Sitte, einen gabensammelnden, in Laub verhüllten Burschen zu Pfingsten umherzuführen, ist auch sonst in der Provinz Sachsen weit verbreitet. Er heißt dort Fiezmeier, Fistmeier, Fischmeier: überall ist hier die Deutung des siegreich aus dem Kampfe mit dem Winter hervorgehenden Sommers sicher (Ph. Wegener, Pfingstbräuche des Magdeburger Landes, Magdeb. Geschichtsblätter 1880, S. 266). In der Grafschaft Wernigerode war der Brauch unter dem Namen des Stinkpfüsters im 17. Jahrhundert bekannt und führte, wegen Ausschreitungen, zu Verboten (Zeitschr. d. Harzvereins 1891, S. 302).

[2]) Weinhold, der Wettlauf im deutschen Volksleben. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde III, 3.

an den Häusern in unsern Dörfern die Scheiben den Schützenkönig andeuten, so die über den Hausthüren angebrachten hölzernen Fahnen den Sieger im Fahnenreiten. Es wird bei diesem Wettreiten unendlich viel in schwülstigen hochdeutschen Versen geredet und das ganze hat eine Art militärischen Anstrich erhalten. Dabei fließen allerlei städtische Gewohnheiten ein, wie die langatmigen oft mit Anleihen aus bekannten Gedichten versehenen Verse beweisen. Erfrischend wirkt dabei nur der plattdeutsch redende „Paias“.

Die jungen Leute, welche sich zur Abhaltung des Fahnenjagens vereinigen, kommen gewöhnlich schon lange vor Ostern zusammen, um alles gehörig vorzubereiten und die Rollen einzustudieren. Ein jeder leistet einen Beitrag in die Kasse, gewöhnlich drei Mark. Teilnehmen dürfen nur Junggesellen und Jungfrauen; sogenannte „Angebrannte“ beiderlei Geschlechts, d. h. diejenigen, welche uneheliche Kinder haben, sind ausgeschlossen. Zunächst wird der „Offizier“ und der „Fahnenjunker“ gewählt; das sind die beiden Hauptpersonen, welche am meisten zu reden haben und ihre langen Sprüche gut auswendig lernen müssen. Auch die Mädchen müssen schon vier Wochen vor Pfingsten gewählt sein, d. h. ein jeder der Teilnehmer muß aus den Dorfschönen sich seine Partnerin für das Fest erkoren haben.

Ist der Festtag erschienen, früher ausschließlich, heute noch oft ein Pfingsttag, so versammeln sich sämtliche Teilnehmer, mit Ausnahme des Offiziers auf eigenen oder geliehenen Pferden vor dem Wirtshaus. Letztere sind schön aufgeputzt, mit roten seidenen Bändern geschmückt und auch an den Reitpeitschen der Teilnehmer sitzen solche „Dutzen“ oder Bandschleifen. Der Fahnenjunker, der zunächst in Thätigkeit tritt, hat eine Schärpe um den Leib und der Hals seines Pferdes ist mit einem Kranze geschmückt. Er hält nun eine Anrede, in der er auf das Fest hinweist, alle zur Einigkeit ermahnt und schließlich die beiden ältesten Festesbrüder absendet, um den Offizier zu holen. Dieser, mit zwei Schärpen geschmückt, erscheint, von der Musik begrüßt, und wird vom Fahnenjunker wieder in gebundener Rede gefragt, ob er mit Ernst und Anstand seinen Pflichten nachkommen und die Schar beim Reiten und Tanzen nach besten Kräften führen wolle? Nachdem dieses bejaht und der Fahnenjunker in Reih und Glied zurückgeritten ist, hält der Offizier seine ermahnende Anrede, in welcher er Gehorsam verlangt, damit das Fest gut verlaufe.

Unter Vorantritt der Musiker ordnet sich nun der Zug der Reiter, zunächst Offizier und Fahnenjunker, dann die anderen Festteilnehmer (gewöhnlich 12 bis 20) zu zweien nach dem Alter und nun geht es nach dem Hofe hin, wo unterdessen die festlich geschmückten Mädchen sich versammelt haben. Der Bauer, auf dessen Hofe sie sich versammeln, stellt gewöhnlich auch den Festwagen, auf dem die Mädchen sich nach dem Festplatze begeben. Wagen, Pferde und Fuhrmann sind mit Bändern und Blumen geschmückt und auf dem Wagen thront zwischen den Mädchen die Fahne, das Siegeszeichen (Fig. 73, a. f. S.). Sie ist in Form einer Wetterfahne aus Holz gearbeitet, gewöhnlich blau und gelb (in den Landesfarben) und mit einem kleinen, aus Holz geschnitzten Pferde versehen. Daran



Fig. 73.
Hölzerne Fahne vom Fahnenjagen.

hängen kostbare seidene Tücher und Schleifen herab. Oft auch nimmt der Fahnenjunker die Standarte an sich und trägt sie zu Pferde nach dem Festplatze hinaus. Vorher aber haben noch sowohl der Offizier wie der Fahnenjunker Anreden gehalten, wobei namentlich dem Hofbesitzer gedankt wird, welcher den Wagen für die „Damen“ lieferte. Zunächst begiebt sich der Zug nach dem Dorfplatze, wo der Offizier „den Haupttext thut“, ein Glas auf das Wohl aller trinkt und in langer salbungsvoller gebundener Rede zur Festfreude, Frieden und Eintracht ermuntert. Endlich mahnt der Fuhrmann gleichfalls in Versen zum Aufbruch und verlangt Lohn für seine Fahrt, die ihm in Gestalt einer Flasche Wein zu teil wird. Die Schlußworte spricht der Hanswurst plattdeutsch. Ich gebe hier die 1894 in Klein-Schöppenstedt gesprochenen.

Ha, ha, ha, hoch, hoch, hoch!
Sau geit et immer in eins weg noch!
Nu is et awer balle ûte!
Nu dau ik awer mal up mîne snûte!
O, wat is dat vor ne welt,
Wenn man sik bôwen up'n wâ'n stellt,
Un sau von bôwen herunner kîket
Un up de „festgeschmückten“ lûe kîket.
Ja, ik freue mik all up nâher,
Giwt mik jeder man en markstück her,
Denn danke ik mit fründlicher mîne,
Dann kôp ik mik morgen en pâr grôte swine.
Denn dat olle is sau wit uppe,
Eben kri'e ik man kâle kartuffelnsuppe.
Dat lât jich nu tau herten gân
Und lât mik nich ledig na hûse hin gân.
Wenn ik vor jich kôme, daut ja nich stutzen
Denn dau 'k jich jûe stewweln putzen.
Un wer mik denn giwt 'ne gue gâbe
Den lôwe ik nâher noch in'n grâwe.
Wer mik awer gar nist gewen deit,
Dei kann naher seien, wo et ne geit.
Dei kummt bî dat böse ungeheuer
Bî Beelzebub in't fegefeuer.
Ja, ik mot doch hûte bi dissen sâken
En betjen hokuspokus mâken.
As paias un richtigen âlfänger
Denn ji seiet woll: de kransuphänger
Seggt nich, wate geten hat, ôk nich en wort,
Hei freut siek man in einen fort.

Wenn ik vonabend mik man kann freuen,
Denn deit mik disse dag nich gereuen,
Un ik hewwe mîne taschen vuller geld
Dann segg ik: ô, wat vor'ne schöne welt!

Et solle ja noch mêr hokuspokus sin,
Ik wolle ja hûte en essel rî'en.
Awer wî ik'r dene nafrâ'e,
Da sä'en se: ik solle up schaustersrappen gân.
De essels sä'en: j-a un de lûe sä'en: ne!
Nu hebb ik kein pârd un kein' essel kre'en.
Ik daue darum nich verzagen
Und sette mik up'n jumfernwâ'en.
Ik dâe gern noch vêl seggen,
Awer ik mot uphören.
Doch dat mot ik noch jeden an't herze leggen:
Gêwt mik nich tau vêl un nich tau wennig,
Nich ôwer 100 mark und nich under 50 pennig!

Schließlich erfolgt der Aufbruch des Zuges nach dem Festplatze, wo um die Fahne gejagt wird; denn diese, die während des ganzen Reitens auf dem Mädchenwagen und zwischen diesen aufbewahrt wird, ist der Siegespreis. Das Reiten selbst ist ähnlich wie bei einem Ringelspiel: unter einer auf dem Festplatze erbauten Ehrenpforte, die mit grünem Laub und Fahnen geschmückt ist, hängt ein Kranz herab und dieser muß von den im Galopp unter der Pforte durchreitenden Festteilnehmern mit der Reitpeitsche herabgestochen werden. Wer beim ersten Ritt den Kranz nicht absticht, wird für den nächsten Ritt ausgeschlossen und so lange wiederholt sich das Stechen um den Kranz, bis einer Sieger bleibt. Jetzt geht der Zug ins Dorf zurück und nun folgt der Tanz bis tief in die Nacht hinein. Dem Sieger wird am folgenden Tage die Fahne überbracht; er giebt dafür den Genossen ein Essen und befestigt nun die schwer errungene Fahne an seiner Thür als Siegeszeichen [1]).

Selbst die mit ländlichem Grundbesitze ausgestatteten Gemeinden der Stadt Braunschweig (Hägener-Gemeinde, Altewiek-Gemeinde) veranstalten im Sommer noch solche Fahnenjagen [2]).

Das Hammellaufen. Während das Fahnenjagen in voller Blüte steht und einen anderen Mantel umgeschlagen hat, ist das alte Hammellaufen, das auch zu den Wettläufen unsrer Altvordern gehörte, ganz abgekommen. Auch hier haben Verbote mitgeholfen. Am 29. August 1798 verbot Herzog Karl Wilhelm Ferdinand das Hammellaufen, da ein derartiger Wettlauf, zumal in heißer Jahreszeit und bei großer Anstrengung der Kräfte, auf die Gesundheit einen höchst schädlichen Einfluß habe. Ich habe von dieser Sitte keine Spur

---

[1]) Über verwandte Sitten des Pfingstwettrittes, das Kranzstechen und Buschstechen siehe Mannhardt, Baumkultus, S. 387, wo mythologische Deutungen angezogen werden.

[2]) Die Altewiek-Gemeinde z. B. im Juli 1895 auf dem großen Exerzierplatz, wobei Ehrenpreise, silberne Pokale, Bowlen u. s. w. errungen wurden. Voran ging ein Festzug, den ein Mohr zu Pferde eröffnete. Dann folgten Herolde in bunter Tracht, bekränzte Wagen mit der Musik und den Ehrenjungfrauen, zahlreiche Kutschwagen mit Festgenossen und die am Rennen teilnehmenden Reiter in Jockeytracht. Die von den letzteren mittels ihrer Reitpeitschen zu erlangenden Kränze wurden in einem auf dem Festplatze errichteten Thorbogen aufgehängt.

mehr in der Gegenwart ausfindig machen können und muß mich in der Beschreibung daher auf benachbarte hannöversche Ämter beschränken, wo im Jahre 1748 auch die hannöversche Regierung „bei harter Leibesstrafe“ das Volksfest verbot und darüber Bericht einforderte [1]). Aus den von den Ämtern Langenhagen, Calenberg und Blumenau ergangenen Mitteilungen über diesen Wettlauf der Schäfer erhellt, daß damals das Hammellaufen schon in der Abnahme begriffen war. Am ausführlichsten ist der Calenbergische Bericht. Danach hatte bei Gelegenheit einer Schäferhochzeit der Bräutigam einen Hammel als Preis auszusetzen, der von den verheirateten Frauen des Ortes mit Knittergold, Bändern und Buntpapier geschmückt wurde. Die Schäfer liefen alsdann um die Wette um diesen Hammel, der zuerst bei ihm anlangende erhielt ihn als Preis und hatte ihn mit einem Stocke gegen die Mitbewerber zu verteidigen, welche das Knittergold, die Bänder u. s. w. zu erfassen strebten. Der schlechteste Läufer mußte zur Strafe einen schweren Holzklotz nach Hause tragen, wobei er von den Dorfjungen mit Stöcken geschlagen wurde, er hingegen sich mit einem Prügel verteidigte.

Verwandt damit ist das Lambôm-Laufen der Mädchen bei Halberstadt zu Pfingsten um ein am Maibaum aufgestelltes Lamm, wobei die schlechteste Läuferin einen Klotz erhielt. So noch vor fünfzig Jahren. Auch von Klettenberg am Südharz war das Hammellaufen bekannt; in Woltersdorf bei Köpenick „bozelte“ (kegelte) man zu Pfingsten um einen Hammel [2]). Es ergiebt sich daraus eine ziemlich ausgedehnte Verbreitung des Hammellaufens.

Das **Bullenstoiten** oder -**stöten** gehörte zu den Frühlingsfestlichkeiten, bei denen das ganze Dorf sich auf dem Pfingstanger versammelte. Es war eine Art Stierkampf, der abgehalten wurde, wenn die Herde zum erstenmal zur Weide ausgetrieben wurde und der auch anderweitig in Niedersachsen stattfand [3]). Auch diese jedenfalls alte Sitte ist der Separation zum Opfer gefallen, denn mit der Teilung der Gemeindeweiden fand das Austreiben der Rindviehherden ihr Ende. Die Stierkämpfe entsprangen übrigens einem sehr praktischen Grunde. Die Gemeinde hielt gewöhnlich zwei Bullen, die, wenn sie mit den Kühen zusammen auf die Weide getrieben wurden, natürlich miteinander rivalisierten, sich auf der Weide verfolgten und die ganze Herde in Aufruhr brachten. Dieses zu vermeiden, galt es, die Hegemonie des einen Bullen über den anderen herzustellen, den einen zum Sieger zu machen, dem der Besiegte sich unterwarf, so daß den Sommer über Frieden auf der Weide herrschte. Die Bullen, welche bei verschiedenen Bauern den Winter über in Verpflegung waren, wofür gewöhnlich die Nutzung und der Ertrag der sogenannten, den Gemeinden

[1]) Zeitschr. des histor. Vereins für Niedersachsen, 1873, S. 180.

[2]) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 386.

[3]) Das „Bollenstoßen“ in Mecklenburg ist geschildert bei K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, II, S. 284; aus Hennstedt in Ditmarschen von Volksmann in der Zeitschrift „Am Urquell“ I, S. 129.

gehörigen „Bullenwiesen" ausgeworfen war[1]), wurden gleich beim ersten Austreiben, zu Pfingsten, auf dem Pfingstanger oder sonst einem öffentlichen Platze zum „stöten" zusammengebracht. In Grafhorst, von wo uns eine Schilderung eines Augenzeugen aus den vierziger Jahren vorliegt, geschah dieses auf einer Wiese an der Aller[2]); dabei strömte Alt und Jung aus dem Dorfe wie zu einer Haupt- und Staatsaktion zusammen, Parteien bildeten sich für den einen oder anderen der Stiere, die nun im wütenden Kampfe unter dem Hetzen der Zuschauer einander anfielen. Die Ehre des Sieges wurde zunächst der Viehmagd zu teil, die den siegenden Bullen den Winter über gepflegt hatte, ebenso wie jene Magd Spott erntete, deren Pflegling unterlag. Aber der Zweck wurde erreicht; der Bulle, welcher den Gegner niedergestoßen hatte, blieb Herr auf der Weide und wurde von dem Besiegten dort nicht mehr belästigt. Es herrschte also Frieden. Ganz so lautet ein Bericht aus dem Dorfe Ölper.

Der Pfingstochse ist eine Erscheinung gewesen, welche bis vor nicht langer Zeit in den kleineren Städten des Landes, wenige Tage vor dem Feste, für Alt und Jung von Bedeutung war und dessen Umherführen wie ein Volksfest gefeiert wurde. In Wolfenbüttel ist er noch in den sechziger Jahren umhergeführt worden. Ob er auf irgend einen alten Brauch mit besonderer Bedeutung zurückgeht, lasse ich dahingestellt; jedenfalls war er zuletzt nur eine Spekulation der Schlachter, um Kunden für einen fetten Festbraten anzulocken. Zwei bis drei Tage vor Pfingsten erschienen ein, zwei oder auch mehr fette blumenbekränzte, an den Hörnern mit Kränzen geschmückte Ochsen unter gewaltigem Lärm und Peitschengeknall der führenden Schlachtergesellen in den Straßen Wolfenbüttels. Vor den Häusern der guten Kunden wurde Halt gemacht und der erste Gesell ging in deren Haus, um auf das schöne Stück Vieh aufmerksam zu machen. Hier bekam derselbe dann ein buntes Taschentuch geschenkt, welches dem Ochsen am Horne befestigt wurde. Diese vielen um die Hörner gebundenen Tücher, welche dann in der Luft flatterten, mögen wohl zu dem noch heute geläufigen Sprichworte die Veranlassung gewesen sein: dat mâken hat sik as en pingstosse upeflîet.

Jeder Schlachter zog für sich allein mit seinem Ochsen die Straßen entlang. Sobald der Umzug beendet war, kam das Tier wieder in seinen Stall, um dann für das Fest geschlachtet zu werden.

In Schöningen ist der Pfingstochse 1878 (?) zum letzten Male durch die Straßen der Stadt geführt worden. Ein dortiger Fleischer hatte einen besonders schönen und fetten Ochsen von der Schloßdomäne durch die Straßen geführt, statt seiner aber eine Kuh geschlachtet. Der große Unwille, welcher deshalb

---

[1]) Dorfbeschreibung von Wendhausen von 1754: „Der eine Brummochse wird auf der Reihe unterhalten. Den anderen Bullen füttert der ein ganzes Jahr, welcher der Reihe nach in die Heilige Wiese kommt."

[2]) Ganz ähnlich die Schilderung aus den Drömlingdörfern bei M. Ebeling, Blicke in vergessene Winkel II, 50.

unter den Leuten entstand, brachte den Pfingstochsen um sein Ansehen und er verschwand für immer.

8. Juni. Medardus.

Dieser Heilige wird noch oft genannt und muß in großem Ansehen gestanden haben. In den Dorfbeschreibungen des vorigen Jahrhunderts wird vielerlei „vor" und „nach" Medardus bestimmt. Ich habe von ihm erfahren, daß er Bischof von Noyon war, 545 starb und zu Soissons begraben liegt. Seine Seele ist in Gestalt einer weißen Taube zum Himmel gefahren. Warum er aber gerade in unserer Gegend zu hohem Ansehen gelangte, vermag ich nicht zu sagen. Er war sogar von Einfluß aufs Wetter und noch kann man die Regel hören:

Was Medardus für Wetter hält,
Solch Wetter stets zur Ernte fällt.

Auch ist Medardus gut für die Vertreibung von Ratten, Mäusen und allerhand Ungeziefer. Man macht an seinem Tage drei Kreuze an die Stubenthür und schreibt dazu „Medardus verschwunden", dann laufen die Ratten und Mäuse davon.

Flurumgänge und Hagelfeier.

Besonders strenge wird der Hagelfeiertag gehalten; jegliche Arbeit unterbleibt an ihm, wiewohl er auf einen Wochentag fällt[1]. Dem Landmanne ist kein Feiertag im Jahre so wichtig wie dieser, an dem es sich um das Wohlergehen seiner Feldfrüchte handelt. „Die Saat würde nicht geraten, wenn einer an diesem Tage die geringste Arbeit verrichtet", heißt es. Hervorgegangen scheint dieser christliche Feiertag aus den alten Umgängen um die Felder, die in die heidnische Zeit zurückreichen. Der Vergleich mit den römischen Ambarvalien liegt auf der Hand und bei unseren heidnischen Vorfahren sind auch Flurumgänge mit Vorantragung von Bildnissen bezeugt. De simulacro quod per campos portant handelt schon das listinische Konzil 743, wo dieser heidnische Brauch verdammt wird. Flurumgänge unter Vortritt der Geistlichkeit und Schuljugend, wobei Heiligenbilder getragen werden und der Segen Gottes auf die Felder herabgefleht wird, sind eine ständige Erscheinung heute noch in katholischen Gegenden. Bei uns sind sie ganz verschwunden, aber nur allmählich.

In den Lüneburger Artikeln aus dem Jahre 1527, welche die Prediger zu Celle an den Herzog Ernst den Bekenner richteten, um Abstellung der darin angegebenen Mißstände zu erbitten, ist der zehnte Paragraph überschrieben „Van der Hagelvyre". Darin heißt es: Andere feste schollen alle afgedaon wesen, sunderlicken de, der sick der gemene Buersmann bruket, alse

---

[1] Die 1887 vom landwirtschaftlichen Centralverein beantragte Verlegung des Hagelfeiertages auf einen Sonntag wurde vom Ministerium mit Rücksicht auf das hohe Ansehen, in welchem der Hagelfeiertag im Lande steht, abgelehnt. [Amtsblatt des herzogl. Konsistoriums II (1889), S. 25.]

hylligen Drachte, Hagelvyre, kese eetent edder wo solke mögen genömet werden, darynne nicht gerynge teken des vngelouens gespörth werden [1]).

Unter der hylligen Drachte sind die Umzüge (englisch draught), die Flurprozessionen zu verstehen, die damals noch nach alter Sitte im Schwange waren; das Käseessen bezog sich wahrscheinlich auf ehemals geweihte Käse (wie auch andere Speisen und Gegenstände von der katholischen Kirche geweiht wurden) und ob es sich bei dem Hagelvyre um ein „Feuer" oder eine „Feier" handelt, läßt sich nach dem Worte allein nicht entscheiden, da es beides bedeuten kann. Aus Hessen, Nassau, dem Trierschen sind wirkliche Hagelfeuer bekannt geworden, die mit dem Hagel zusammenhingen, um dessen Abwendung man bei den Flurumgängen bat [2]). Was die Flurumgänge betrifft, so sah sich Herzog Julius veranlaßt, gegen dieselben, als „abgöttisch", einzuschreiten und sie zu verbieten [3]); wir erfahren daraus, daß die Umgänge in der Kreuzwoche stattfanden, dabei Kreuze um das Feld getragen und die „abgestorbenen Heiligen" angerufen wurden. Aber trotzdem wich der aus heidnischer Zeit stammende, von der katholischen Kirche übernommene Brauch dem Protestantismus nur schwer. Der Pastor zu Lelm, Johann Christian Dünnhaupt, hörte noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts alte Leute davon erzählen. Man hielt die Flurumgänge für eine gottesdienstliche Handlung, bei der der Schulmeister mit den Schulkindern und in älteren Zeiten auch der Prediger mit der ganzen Gemeinde mit Gesang und abergläubischen Ceremonieen um die Äcker gehen mußte, um eine gesegnete Ernte zu erhalten [4]). Auch für die Gegend am Drömling ist der feierliche Umgang in der Feldmark zur Weihe der Früchte um Pfingsten oder in der Bittwoche (Rogate) in der Zeit vor der Reformation bestätigt. Die ganze Gemeinde samt der Schuljugend beteiligte sich daran unter der Führung des Pfarrers [5]). Danach scheinen die Flurumgänge auch bei uns allgemein gebräuchlich gewesen zu sein. An ihre Stelle trat dann, dem Protestantismus entsprechend, ein feierlicher Bittgottesdienst, welcher unter dem Namen Hagelfeier sich bis jetzt in den ländlichen Gemeinden (in der Stadt Braunschweig nur in der Magnikirche, wegen des dorthin eingepfarrten Dorfes Rühme) erhalten hat. Die revidierte Kirchenordnung von 1657 beklagt, daß früher die Hagelfeier in Saufgelage ausgeartet sei und bestimmt, daß in der Woche Vocem Jucunditatis, d. i. Rogate, Gebete um Gesegnung der Feldfrüchte gehalten werden sollten. Im Jahre 1823 wurde die Hagelfeier auf den zweiten Montag im Monate

[1]) Richter, Evangelische Kirchenordnungen I, S. 71, citiert nach Pfannenschmidt, Germanische Erntefeste. Hannover 1878, S. 65.

[2]) Pfannenschmidt a. a. O., S. 68.

[3]) In der Kirchenordnung, Wolfenbüttel 1569. Revidierte Ausgabe, Helmstedt 1615, S. 41 der Agenda.

[4]) Dünnhaupt, Beiträge zur niedersächsischen Geschichte. Helmstedt 1778, S. 96, 97.

[5]) Ebeling, Blicke in vergessene Winkel I, S. 109.

Juni verlegt[1]). Beste[2]) giebt dazu noch folgende Erläuterung: „Damit büßte dieser Gottesdienst seinen ursprünglichen Charakter als Erntebittfest, als Buß- und Bettag ein.“ Bisher hatten viele Gemeinden den Geistlichen für die Hagelfeier extra bezahlt oder ihn, z. B. in Barbecke, durch mehrnächtlichen Hürdeschlag zur Düngung seines Ackers durch die Gemeindeschäferei, den er zu jeder beliebigen Zeit in Anspruch nehmen und auch verkaufen konnte, entschädigt. Leider hatten die Geistlichen den Glauben an die Kraft der Fürbitte vielfach verloren, wie denn z. B. Generalsuperintendent Ludewig in Helmstedt 1821 folgende Synodalthese stellte: „Was ist von den Bitten um Sonnenschein bei anhaltendem Regen und um Regen bei anhaltender Trocknis zu halten? Kann man sie mit einiger Hoffnung auf Erhörung thun, solange man nicht Wunder glaubt, durch welche die bestimmte Ordnung in der Natur durchbrochen wird?“

Die Ernte.

Trotz der damit verbundenen Mühen und gesteigerter Arbeit gilt die Zeit der Ernte auf dem Lande noch als eine festliche. Der Segen des Jahres wird eingebracht, die Mahlzeiten sind gesteigert, aber von besonderen Erntebräuchen ist nicht viel mehr vorhanden. Wo die Maschine eingreift, hört die alte Volkssitte auf. In Meerdorf, Essinghausen, Duttenstedt soll die Überreichung eines Erntekranzes an den Guts- oder Hofherrn von seiten der Feldarbeiter noch vor kurzem stattgefunden haben. Der Kranz wurde auf der Däle aufgehangen, wo er blieb, bis der neue im nächsten Jahre ihn ersetzte. Dabei wurden Erntesprüche gesagt, wofür eine Gabe in Geld oder ein Trunk gespendet wurde. Der nachstehende ist in Klein-Schöppenstedt aufgezeichnet:

Wir bringen hier den Erntekranz,
Er ist nicht halb, sondern ganz.
Er ist nicht von Disteln und Dorn,
Sondern von Winter- und Sommerkorn.
Unter Sorgen, Plagen und Müh'
Sammelten wir es ein für Sie.
Gott schenkte reichlich dieses Jahr
Und das in großer Fülle zwar.
Auch waren wir immer fleißig beim Mäh'n,
Wie Sie das selber konnten sehn.
Und auch beim Hacken, Harken und Binden,
Wie Sie das immer konnten finden.
Von allen, die dabei waren beim Mähen
Fehlt keiner wie wir sehen.
Drum haben wir uns kurz bedacht
Und Euch einen Erntekranz gemacht.
Es ist nicht geschehen wegen das Trinken,
Wenn wir auch nicht gerade abwinken,
Sondern zu der Herrschaft Ehre und Acht,
Weil das uns eine Freude macht.

In der Umgegend von Vorsfelde ließ man, nachdem aller Roggen eingefahren war, einen Busch Roggen oder ein paar Stiegen auf dem Felde stehen,

---

[1]) Verordnungssammlung des Herzogtums Braunschweig, Nr. 18, veröffentlicht Braunschweig, 5. September 1823.

[2]) Braunschw. Kirchengeschichte, S. 588.

die später mit Musik in das Dorf geholt wurden. Der Name ist de êren (die Ernte). Weiter nördlich, schon auf Lüneburger Gebiet, bei Brome, Voitze, Barwedel, also dicht an der braunschweigischen Grenze, heißt der letzte stehenbleibende Roggen vergôdendêlstrûſs. Knechte und Mägde tanzen um denselben, der Vormäher schneidet ihn dann ab und jubelnd wird er heimgebracht. Man singt „Nun danket alle Gott" und tanzt abends[1]).

Trotz des christlichen Liedes soll sich das ganze als ein Rest heidnischen Glaubens, eine Anknüpfung an Wodan geben, für den der letzte Roggenbusch stehen bleibt. Denn Schwartz deutet vergôdendêl als Abkürzung von Fro G(w)oden, also als Teil für den Herrn Wodan[2]). Bestätigung soll diese Ansicht durch einen niedersächsischen Brauch erhalten, wo von einem Busch berichtet wird, der bei der Ernte stehen bleibt und dann mit Blumen bekränzt wird. Um diesen sammelten sich dann die Hausleute und riefen dreimal Fru Gaue folgendermaßen an:

Fru Gaue, haltet ju fauer
Düt jâr up den wagen,
Det ander jâr up de kare.

Wenn auch der Vers nicht ganz klar, so scheint es wenigstens die Beziehung auf Fro Gwoden[3]).

Das klingt alles sehr künstlich. Wer die sehr klare und ausführliche Abhandlung von O. Knoop über Frau Gode liest[4]), wird eher an eine gute Frau als an Wodan glauben. Ich rühre diese Frage hier nur an, bemerke dabei aber, daß ich heute im Vorsfeldischen nichts mehr vom vergôdendêl erfahren konnte.

Martini. 10. November.

Im Julianischen Kalender fällt der Anfang des Winters auf den 10. November und dadurch erhielt der Martinstag seine Bedeutung; auf ihn wurde dann religiöser und bürgerlicher Gebrauch von dem germanischen Jahresanfang verschoben, welcher zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, Ende September, gelegen war. Daß der Tag selbst im protestantischen Bewußtsein haftet, ist durch den auf diesen Tag fallenden Geburtstag Luthers beeinflußt gewesen.

Aber der gute Heilige, dem dieser Tag geweiht, ist darum nicht vergessen. Über dem Thorwege des ehemaligen Martinigymnasiums zu Braunschweig, welches heute statt seines alten geistigen Inhaltes eine Schokoladenfabrik birgt, ist der heilige Martin hoch zu Pferde ausgehauen, wie er seinen Mantel mit dem Schwerte zerschneidet und dessen eine Hälfte einem Bettler darreicht. Er ist so volkstümlich bei uns gewesen wie wenige andere Heilige, den lieben Herrn

---

[1]) Kuhn und Schwarz, Nordd. Sagen, S. 394.
[2]) Schwartz, Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum. Berlin 1862, S. 82.
[3]) Nach Grimm, D. M., der aus den Hannov. und Braunschw. Gelehrten Anzeigen für 1751 schöpfte. Schwartz a. a. O., S. 82.
[4]) Am Urquell V, S. 9 ff.

Autor etwa ausgenommen. Martinus war geboren 336 zu Stein am Anger in Ungarn (damals Sabaria), trat als Jüngling in Parma zum Christentum über, führte einen gottseligen Wandel, that viel Gutes, verrichtete zahlreiche Wunder, wurde Bischof in Tours und starb 401. Erst 250 Jahre nach seinem Tode wurde er vom Papste Martin heilig gesprochen; sein Gedächtnis wird am 11. November, seinem Todestage, gefeiert[1]).

Der heilige Martin ist der Schutzpatron der reuigen Sünder, der Fruchtbarkeit, der Hirten, Herden und Gänse. Daß sein Fest so allgemein und schnell auch in Deutschland in Aufnahme kam, hat man damit zu erklären versucht, daß es an die Stelle eines heidnischen Wodanfestes getreten sei. Zu Martini wurde in der Kirche vielfach geopfert, der Martinstag war seit dem 9. Jahrhundert allgemeiner Zinstag und da der Heilige ein so guter und wohlthätiger Herr war, sammelte man in seinem Namen Gaben ein.

Alter Brauch war das Martinisingen, selbst in den Städten, wobei Gaben erbeten wurden. Die nachfolgenden beiden Martinilieder habe ich in meiner Jugend in den Straßen Braunschweigs singen hören und mitgesungen, wobei wir mit Laternen aus ausgehöhlten Kürbissen umherzogen. Auch heute singen noch Jungens vom Klinte und der Mauernstraße; es ist aber ein Bettelsingen ohne Inhalt und Verständnis und am 10. November 1894 sang eine solche zudringliche Schar vor meiner Thür: „Der Mai ist gekommen!" Auch ein Zeichen des Verfalls der Volkssitten.

Marten is en gauen mann,
De mik wôl wat gewen kann.
Appel oder bêren,
Nötte êt ik gêren.
Gif üsch wat, lât üsch nich so lange stân,
Wi möt't en hûs noch wîder gân.
Ik stâe up'n steine
Mik freiset mîne beine,
Ik stâe an der wand
Mik freiset mîne hand.
Sei sind doch ôk en gauen mann,
De üsch wôl wat gewen kann[2]).

---

[1]) Reinkens, Martin von Tours. Breslau 1866.

[2]) Wie weit und gleichartig dieses Martinslied durch Norddeutschland geht, mag an der im Lippischen geltenden Fassung gezeigt werden, die Schierenberg im Urquell I, S. 125 mitteilt:

Sünte Marten gôd man
De us wat vertellen kann
Van aeppel un van bîren.
Nötte gôt wul mie.
Junge frûe, gêbet us wat!
Latet us nich to lange stân,
Wi mötet noch en hûsken föder gân.

Auch am Harze wird es ganz ähnlich gesungen, Pröhle in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie I, S. 84. In Westpreußen, Treichel, Volkslieder aus Westpreußen, S. 88.

Wir singen wohl umme den Martensabend,
Daß Sie uns was geben und nicht wegjagen.
Sie haben ein junges Töchterlein schon,
Von Golde trägt sie 'ne feine Kron.
Die Krone, die Krone, die reicht so weit,
Bedecket die ganze Christenheit,
Bedecket das Laub und grüne Gras,
Das Gott der Herr erschaffen hat.
Wir wünschen dem Hausherrn 'nen weißen Schimmel,
Damit er kann reiten bis an den Himmel.
Wir wünschen der Hausfrau 'nen goldnen Tisch,
An allen vier Ecken 'nen gebratenen Fisch,
Und in der Mitte 'ne Kanne Wein,
Damit sie könn'n alle recht lustig sein.
Wir wünschen dem Großvater 'ne Pudelmütze,
Womit er kann hinterm Ofen sitzen.
Wir wünschen der Großmutter 'nen Spinnewocken,
Womit sie kann hinterm Ofen hocken.
Wir wünschen der Köchin 'n paar lange Finger,
Womit sie kann stippen in alle Dinger.
Wir wünschen der Magd 'nen großen Besen,
Womit sie kann alle Ecken ausfegen.
Zuletzt da wünschen wir allerlei,
Das Euch der Weihnachtsmann bringt herbei.

Noch mancher andere Brauch ist mit dem Martinitage verknüpft. Dann haben die Feldarbeiten im Freien aufgehört, die Ernte ist vorüber und es beginnt ein neues Jahr. Der Anfang des Winters ist da, die Dienstboten wechseln an diesem Tage und die alten Pachtverhältnisse schlossen mit Martini und mußten erneuert werden.

Für die Witterung ist der Martinstag von Bedeutung. Friert es an diesem Tage, so giebt es zu Weihnachten Thauwetter, was folgendermaßen ausgedrückt wird:

Wenn de martensgaus up'n îse steit,
Kristkinneken in'n drecke geit[1]).

Das Schweineschlachten steht um Martini in Blüte, zumal schlachtet dann der kleine Mann das sorgfältig genährte Tier.

Up Martin slachtet de arme sîn swîn,
(Up lichtmissen hat et allwe'er upefrâten).

Beim Schweineschlachten („Schlachtfest") wird allerlei Scherz getrieben. In Eitzum ziehen Verkleidete umher, um sich eine Wurst zu betteln; der Schweineschwanz wird unbemerkt einem hinten angehängt und Kinder werden fortgeschickt, um den wostebôrer zu holen, mit dem die Wurst angeschnitten werden soll.

Vor allem spielt aber die Gans ihre Rolle, sie ist zu Martini am fettesten. Die Sitte, sie am Martinstage zu verzehren, an der man bei uns noch vielfach festhält, ist nicht nur weit über Deutschland, sondern auch über den skandinavischen Norden und England verbreitet. Auch hält man in Tours, der

---

[1]) Womit zu vergleichen das englische (Folk-Lore Record IV, S. 128):
If ducks do slide at Hollandtide
At Christmas they will swim.

Bischofsstadt des heiligen Martinus, daran fest. Schon in frühen Darstellungen wird der Heilige mit der Gans abgebildet; auf altnorwegischen Runenkalendern ist der Martinstag durch die Gans bezeichnet, wie jetzt noch in tirolischen Bauernkalendern. Von der Entstehung der Sitte des Gänseessens am Martinstage berichtet die Legende, daß die Gänse den Heiligen durch ihr Geschnatter beim Predigen gestört hätten, wofür er sie schlachten und verspeisen ließ [1]). Urkundlich wird der Sitte aus unserer Gegend 1171 zum erstenmal Erwähnung gethan, als Ulrich vom Schwalenberg der Abtei von Corvey eine silberne Gans zum Martinsfeste schenkte [2]).

Endlich ist der Martinstag besonders geeignet für das Gänsebeinorakel; man weissagt aus dem Brustknochen (Schlitten) der Gans. Ist er braunrot gefärbt, so deutet das auf harten, weiß auf milden Winter.

[1]) v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, S. 347.

[2]) Annales Corbejenses bei Leibniz II, S. 308. Othelricus de Svalenberg argenteum anserem in festo S. Martini pro fraternitate (obtulit).

Geisterwelt und mythische Erscheinungen.

Unstreitig besitzt der Volksglaube, der überall in Deutschland mit regem Eifer gesammelt wurde, seinen hohen Wert für den Aufbau des verschwundenen deutschen Heidentums. Man ist aber in dieser Beziehung zu weit gegangen und hat mit lebhafter Phantasie und kühnen Kombinationen zu viel herausgedeutet und echten oder zweifelhaften Göttern und Göttinnen zugeschoben, was oft genug spätere Schöpfung oder gar aus der Fremde entlehnt war. Dabei hat man nur in den allerseltensten Fällen einen wirklichen Zusammenhang zwischen den Volksüberlieferungen, Sprüchen, Sitten und den heidnischen Göttern nachzuweisen vermocht, aber in kühnen Vermutungen und Hypothesen starkes geleistet. Wo daher diese Unsicherheit herrscht, die übrigens mehr und mehr von nüchternen Forschern auf dem Gebiete deutscher Mythologie betont wird, gehe ich mythologischen Deutungen aus dem Wege, die übrigens bei der vorliegenden Stoffsammlung nicht der Hauptzweck sind. Mir liegt daran, aufzuschreiben, was an Überlieferungen noch vorhanden ist; der Wert derselben als Erzeugnisse des Volksgeistes bleibt unangetastet, auch wenn nicht hinter jeder Erscheinung ein alter Gott, eine Göttin oder deren Begleiter hervorschaut.

Der größte Teil der übersinnlichen Erscheinungen, von denen der Volksglaube bei uns noch zu berichten weiß, und ein guter Teil des Aberglaubens deckt sich mit den religiösen Vorstellungen der sogenannten Naturvölker und läßt sich bei diesen in vielfachen Parallelen nachweisen. Freilich sind die Reste solcher Vorstellungen bei uns heute noch gering und mehr und mehr der Kirche, Schule und Kultur gewichen; was aber noch vorhanden, läßt uns erkennen, daß es sich hier in sehr vielen Fällen noch um Animismus, Seelenglauben, handelt. Der Glaube der Fortdauer der Seele nach dem Tode und an böse und gute Geister bildet die wesentliche Grundlage dieser Religion der Urzeit und der Barbarei. Ihre Entstehung läßt sich leicht erklären, wenn man bedenkt, daß auf tiefen Kulturstufen über das Wesen des Lebens die wunderlichsten Vorstellungen herrschen. Für diesen Kulturzustand ist der Schlaf oder gar eine Ohnmacht gleichbedeutend mit einem zeitweiligen Aufhören des Lebens, das erst wieder beginnt, wenn die Seele in den Körper zurückkehrt. Diese aber vermag während des Schlafes den Körper zu verlassen und umher zu wandern, entfernte Dinge zu sehen, wofür die Träume den Beweis liefern müssen. Mit dem

Körper aber stirbt die Seele nicht, sie wandert fort, nimmt andere Formen an und erscheint den Hinterbliebenen[1]).

Entfliehen der Seele. Gleich nach eingetretenem Tode werden im Sterbezimmer die Fenster geöffnet, eine allgemeine Sitte, die man nicht versäumt. Es hängt dieses mit der Vorstellung zusammen, daß die Seele in irgend einer Gestalt dem Körper entflieht und nun ihren Weg durch das Fenster in den Himmel nimmt. Darauf deuten manche umgehende Erzählungen. Ein Mann, der mit seiner Frau in Unfrieden lebte, wollte nicht, daß deren Seele in den Himmel komme. Darum ließ er auch, als sie starb, die Fenster des Sterbezimmers verschlossen und stellte sich mit einem spitzen Messer 24 Stunden vor das Schlüsselloch, um die etwa durch dasselbe fliegende Seele zu erstechen (Hötzum). Die Seele kann die Schlafenden entweder in Gestalt einer weißen Maus oder eines kleinen Vögeleins durch den Mund verlassen, verhindert man die Rückkehr des Tieres, so muß die betreffende Person sterben[2]).

Das Vorlat. Die Seele kann also den Körper eines Menschen verlassen und in Gestalt eines Tieres, eines Hauchs u. s. w. fremde Gegenden besuchen und dann zurückkommen. Verkehrt die Seele unterdessen mit einem anderen Menschen, so kann sie diesem Mitteilungen machen, er erfährt und sieht mit geistigem Auge alsdann Dinge, die er im gewöhnlichen Zustande und an seine Scholle gefesselt nicht zu erkennen vermag. Er ist Visionär geworden und glaubt, daß er gleichzeitig an zwei Orten sein könne. Daß solche Vorstellung herrscht, ergiebt sich aus den Beispielen. Man bezeichnet nun bei uns das Behaftetsein mit der Gabe etwas zu ahnen, vorauszusehen und an einem fernen Orte sich ereignendes zu erkennen mit den Worten dat vôrlât hebben. Für sich allein bedeutet vôrlât auch einen Spuk, ein Vorzeichen. Fällt z. B. ein Gegenstand ohne sichtbare Ursache um, so kann dieses ein vôrlât, ein übles Vorzeichen sein. Vôrspoik dafür wird wohl kaum noch bei uns gebraucht, war aber früher eine bekannte Bezeichnung. Der Glaube an das vôrlât ist noch allgemein auf dem Lande verbreitet und kam selbst in den Städten vor[3]). Ein Mann in unseren Landen, der in ungewöhnlichem Grade mit dem vôrlât begabt gewesen sein soll, ist berühmt geworden, wenn seine Wiege auch jenseit der braunschweigischen Grenze im hannoverschen Orte Burgdorf stand. Aber der Name des Wickenthies (Wahrsage-Matthias) ist noch

[1]) Die hier angedeutete Lehre vom Animismus ist von Edward B. Tylor in seinem Werk „Die Anfänge der Kultur“ (Leipzig 1873) und vielen ihm nachfolgenden Anthropologen ausgebildet worden. Sie giebt uns einen einfachen und natürlichen Schlüssel zu vielen Vorstellungen des Volksglaubens.

[2]) Vergl. die zwei von Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 55, mitgeteilten Spinnstubengeschichten. Ähnlich in anderen deutschen Gegenden.

[3]) In der Jugendgeschichte des Kammerrats Joh. H. v. Schrader, die L. Hänselmann mitgeteilt hat (Werkstücke, Braunschweig 1887, II, S. 194), findet sich die gruselige Geschichte von einem „Vorlaut“, das sich in Wolfenbüttel in der Mitte des 18. Jahrhunderts ereignete.

heute oder war es wenigstens noch vor kurzem auf unseren Dörfern gleichbedeutend mit dem eines Zauberers und Wahrsagers und man hört auch die Redensart „Wâr mot et sîn, Wickentîs hat et eseggt“. Jetzt, scheint es, als ob die Erinnerung an ihn im Erlöschen begriffen ist, da nur alte Leute von ihm etwas wissen, aber ich habe früher noch viel von ihm erzählen gehört, wiewohl seine Hauptthätigkeit in das 17. Jahrhundert fällt. Seine Prophezeiungen wurden noch lange auf den Jahrmärkten und Messen als Flugblätter verkauft und immer wieder neu gedruckt, zumal in der Zeit der napoleonischen Kriege, da darin von großen Schlachten die Rede war, in denen die „undeutschen“ Völker vernichtet werden sollten. Das war namentlich der Fall, als Braunschweig das Okerdepartement des Königreichs Westfalen bildete und die Schlacht bei Leipzig geschlagen wurde, welche nach dem Volksglauben Wickenthies vorhergesagt hatte.

Der Mann, der zu solcher Berühmtheit gelangte und dessen Name schlechtweg die Bedeutung eines Zauberers hatte, lebte im 17. Jahrhundert in dem kleinen Orte Burgdorf, zwischen Lehrte und Celle, wo er der Überlieferung nach das Schusterhandwerk betrieben haben soll. Auf dem Amte in Burgdorf befinden sich noch verschiedene Aktenstücke, die von ihm handeln und die Hauptmann Schneider veröffentlicht hat[1]). Man ersieht daraus, daß noch lange nach dem Tode des Propheten die Behörden sich mit ihm beschäftigen mußten, wie denn noch am 26. Oktober 1757 der Landdrost v. Alvensleben und der Amtmann Heinsius den 61jährigen Hennig Hillewerth zu Protokoll darüber vernahmen, was er von den Prophezeiungen des Wickenthies wisse, „als von den Wickenthiesschen Prophezeiungen viel Redens vorgefallen und einige Chartequen davon sich bei dem Amte befinden“. Diese „Chartequen“ sind auch im Auszuge wiedergegeben in einer kleinen Broschüre: „Extrakt aus dem Archive zu Burgdorf, welches von einem Manne Namens Thies gewahrsaget und teils schon wirklich eingetroffen.“ Schneider druckt sie ab und giebt 1774 als Jahr des Erscheinens an.

Danach hat Thies 1618 zu Burgdorf gelebt, und da er zukünftige Dinge voraussagen konnte, so nannte man ihn Wickenthies. Für Burgdorf und Umgegend hat er auf 200 Jahre hinaus alle wichtigen Dinge, die da kommen sollten, prophezeit. Im allgemeinen unterscheiden sich diese Prophezeiungen von ähnlichen, anderwärts gestellten, nicht, und sind teilweise mit den, allerdings jüngeren, des alten Schäfers Thomas zu vergleichen, die heute noch wieder aufgelegt werden. Die wichtigsten darunter sind folgende, zum Teil allerdings recht einfache:

Ein Hund werde in einer Weide mitten im Teiche auf der Aue bei Burgdorf fünf junge Hunde werfen. Ist eingetroffen.

Das Dorf Dätmissen wird ganz rot werden. Ist eingetroffen, denn das

---

[1]) Der Prophet Wicken-Thies. Neues vaterländisches Archiv des Königreichs Hannover und des Herzogtums Braunschweig. Jahrgang 1827, 1, S. 128 ff.

Vorwerk daselbst erhielt statt des früher allein üblichen dunklen Strohdaches ein solches aus roten Ziegeln.

Ein großer, 21 Fuß im Durchmesser haltender Stein vor dem Rathause in Burgdorf werde bersten. Ist eingetroffen.

Eine Kuh werde in Burgdorf ein Kalb mit zwei Köpfen zur Welt bringen, wovon der eine saugen, der andere blöken werde. Ist eingetroffen.

Die große Linde vor dem Kirchhofe in Burgdorf werde vom Winde umgeweht werden. Ist eingetroffen 1757.

Der eiserne Klöppel der großen Glocke zu Burgdorf werde bersten. Ist 1715 eingetroffen.

Einst steht Wickenthies nachts auf und geht fort. Als er zurückkommt, fragt ihn sein Weib, was er gesehen habe. Er nannte ein Haus, aus dem eine vornehme Leiche herausgetragen würde, könne aber nicht wissen, wer das sein solle, denn es wohne nur ein armer Mann darin. Bald darauf kam ein fremder Prediger nach Burgdorf, der in jenem Hause starb und daraus mit großem Gefolge begraben ward.

Als Wickenthies einst wieder nachts umhergegangen, kam er andern morgens zum Amtmann und sagte ihm: man werde ihm heute einen Kerl mit gelben krausen Haaren und braunem Kamisol bringen, der werde gerädert werden. Und richtig, man brachte einen so beschriebenen Burschen, der seinen Vater erschlagen und zu Burgdorf gerädert wurde.

Am ausführlichsten aber hat Wickenthies eine große Schlacht vorhergesagt, die bei der Windmühle vor Burgdorf geschlagen werden sollte. Das Blut solle dabei gleich Strömen in den Stadtgraben laufen, so daß kein Wasser zu erkennen sei, aber die Undeutschen würden geschlagen, in Burgdorf blieben große Schätze zurück, allein neun Fuder Geld, das wird „der Vater der sieben Söhne, der König" erhalten. Die Stadt Hannover wird ein Steinklumpen werden; wer fliehen wolle, der solle nach dem Rischmoor fliehen, in Braunschweig aber werde er ganz sicher sein.

Gewiß liegen hier spätere Einschiebungen in die ursprünglichen Prophezeiungen des Wickenthies vor, denn der König, der sieben Söhne hat, kann nur auf Georg III. bezogen werden, dem 1774 der siebente Sohn geboren wurde, zu einer Zeit, als Wickenthies längst gestorben war.

Solche spätere Prophezeiungen, die auf Wickenthies Namen umliefen, habe ich jetzt noch gefunden. Noch 1895 erzählte mir die 84jährige Witwe Latermann in Meerdorf: Wickentîs hat ewicket, dat 'n fôrwerk upkoime, dat ginge ône päre von Brunsewîk na Hannover. Ist eingetroffen, denn das war die Eisenbahn. Ihr Vater, so erklärte die Alte, habe Wickenthies noch gekannt, was natürlich auf Täuschung beruht.

In wie großem Ansehen aber die Prophezeiungen des Wickenthies in welfischen Landen gestanden und welche Wichtigkeit man seinen Voraussagungen beimaß, erkennt man aus den verschiedenen Vernehmungen von Personen auf dem Amte Burgdorf, worüber die Akten von Schneider mitgeteilt worden sind.

So wird am 7. Oktober 1757 bezeugt, daß ein Reiter vom wendischen Regiment in der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag 5. Oktober 1740 auf dem Wege zwischen Burgdorf und Schillerslage die große, von Wickenthies vorausgesagte Schlacht gesehen habe. Desgleichen hat sie, laut Protokoll, ein Mädchen aus Röddensen und der Kirchenvorstand Kracke aus Heeßel gesehen. Man erkennt daraus, wie noch hundert Jahre nach Thies seine Prophezeiungen ansteckend wirkten und, da der Glaube an das Vorlat einmal im Volke steckte, allgemein auf den Dörfern für wahr genommen wurden. Daß auch die höchsten Beamten dem Glauben nicht fern standen, beweist das vom Landdrosten und Amtmann 1757 aufgenommene Protokoll. Die große Schlacht bei Burgdorf, die Wickenthies vorausgesagt, ist freilich ausgeblieben, was aber seinem Ruhm und dem Glauben an ihn bis in unser Jahrhundert hinein keinen Eintrag gethan hat.

Natürlich hat der Glaube an solche Prophezeiungen stark abgenommen. Der alte Schmiedemeister Linke in Klein-Schöppenstedt, welcher die Vorahnungen vom Tode anerkennt, erläutert folgendermaßen, daß der Vorspuk heute nicht mehr so häufig sei, wie früher: „Wir schreiben jetzt die Hundert der Jahreszahl (1800) mit einer geraden Zahl, da spukt es weniger; aber im kommenden Jahrhundert (1900), wenn die ungerade Zahl wieder an der Reihe, dann wird es viel spuken."

Linkes Vater besuchte mit einem anderen abends einen erkrankten Freund, den Schäfer Schunter in Runstedt. Als beide von dem Krankenbesuche heimkehrten, ging Linke mitten auf der Straße, der andere aber an der Seite; da sah der letztere, wie Linke mitten durch einen Leichenzug hindurchschritt, ohne etwas davon zu merken, und erst am anderen Morgen bekannte er auf Befragen, es sei ihm „eisig" zu Mute gewesen. Das war Schunters Leichenzug, der war noch in der Nacht gestorben, als jene beiden ihn besucht. „Ein jeder wird aber noch vor seinem Tode nach dem Kirchhofe getragen."

Linke erzählte weiter: Ich habe einen Freund gehabt, der war Stellmachergesell und ein starker, aber übermütiger Mensch, der sich vor niemand fürchtete. Aber er glaubte nicht an Gott und die Gebote. Eines Abends ist er von Lucklum nach Veltheim a. d. Ohe gegangen; da hat er seinen eigenen Leichenzug gesehen. Von da an glaubte er wieder an Gott.

Die alte Mutter Brandes in Oberg war einst zum Kindtaufschmause eingeladen; als sie nachts 12 Uhr mit der Hebamme nach Hause geht und am Pfarrhause vorüberkam, faßte sie die Hebamme plötzlich beim Arm und zog sie zur Seite. Auf die Frage, weshalb dieses geschehen, antwortete die Hebamme: hast du denn nist eseien? de olle pastor Bock lag midden up'n wäe und wenn ick dik nich taur sîte trecket härre, werst'e ôwer'n fallen. Pastor Bock war damals aber schon zehn Jahre tot.

Der Nachtwächter Lüddecke in Hötzum war in ausgezeichneter Weise mit dem Vorlat behaftet. Er sah die Leichenzüge vorher zum Kirchhofe ziehen und kündigte den Tod eines jeden vorher an. Auch in Weddel hat ein Mann gelebt, welcher den nächsten, der sterben mußte, vorausbezeichnen konnte, das

war der alte Henckel. Gleichfalls in Weddel ist ein alter Knecht, Ernst, gewesen, der hatte auch das Vorlat. Als er abends mit einem gewissen Beese auf der Straße geht, ruft er diesem zu, er solle seitwärts ausweichen. Aber Beese, der nichts sieht, geht ruhig weiter — da fällt er der Länge nach über einen unsichtbaren Gegenstand. Es war ein Leichenzug, den Ernst voraussah. In den nächsten Tagen starb auch einer. Ernst wollte das Vorlat gern los sein; er mochte aber das Übel auf keinen anderen Menschen übertragen; da ließ er sich von einem Hunde über die Schulter sehen, auf den ging die Sache über und der Hund mußte sich zu Tode heulen. Allgemein ist dieser Glaube, daß man das Vorlat übertragen kann. Ein Mann in Groß-Denkte „that es einem Hunde an", der nun stets jämmerlich zu heulen begann; da machte er dem Dinge ein Ende und schoß den Hund tot[1]).

Vom Übertragen des Geistersehens oder des Vorlats auf andere Geschöpfe sind mir noch zwei Fälle bekannt geworden. Der alte Pape hatte als Großknecht auf einem Ackerhofe in Klein-Schöppenstedt gedient. Der Besitzer desselben aber hatte einen Meineid geschworen und fand keine Ruhe im Grabe. Er ging als Geist auf dem Futterboden um, wo ihn Pape sehen konnte. Ein anderer Knecht, Namens Kreye, wollte den Geist auch einmal sehen; da ließ ihn Pape sich über die Schulter schauen und nun erblickte Kreye den Geist. Er war darüber so erschrocken, daß er Pape bat, ihn von dem Anblick zu befreien; das geschah dadurch, daß Kreye nun wieder umgekehrt über Papes Schulter schaute.

Auf dem Isenbüttler Kirchhof ging ein großer Hund mit glühenden Augen um, den konnte aber nur ein Mädchen sehen. Eine Freundin von ihr, die lahm war, wollte den Hund auch gern einmal erblicken und wurde zu diesem Zwecke mit nach dem Kirchhofe genommen. Hier mußte die Lahme der anderen über die linke Schulter sehen; nun hatte sie das Gesicht, war aber so erschrocken darüber, daß sie sofort starb.

Niemals, so erläuterte man mir, ist das Vorlat angeboren; es wird nur absichtlich oder unabsichtlich erworben und ist übertragbar von dem einen auf den anderen. Der Mensch ohne Vorlat ist glücklicher als einer, der diese Gabe besitzt[2]).

Geisterspuk. Mit dem Seelenglauben hängt eine Anzahl Geistererscheinungen zusammen, an welche unter dem Volke noch mehr oder minder geglaubt wird. Die körperlosen Seelen der Toten gehen nämlich in verschiedene andere Gestalten und Körper über, in denen sie ein neues Dasein beginnen und mit den Menschen in Berührung treten können. Daß die Seele dabei wieder Menschengestalt annimmt, ist oft der Fall, aber durchaus nicht nötig, denn auch in Tierform kann sie auftreten oder in ganz neuer wunderbarer Gestalt. Diese

[1]) Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 147.

[2]) Dieser Aberglauben ist weit bei europäischen Völkern verbreitet. There is in Sussex a strong persuasion that certain persons have a supernatural and mysteriously acquired foreknowledge. Folklore Record I, p. 24 (1878).

geisterhaften, umherschweifenden Seelen machen sich nun mit den Menschen, zu denen sie ehemals gehörten, zu schaffen und es entstehen zwischen beiden Teilen die mannigfachsten Beziehungen, bald feindlicher, bald freundlicher Art. Es soll nun von diesen Spukgeistern und Dämonen, den Gespenstern, Tückeboten, Marten, Werwölfen, Hexen und was dahin gehört, hier die Rede sein.

Gespenster. Altvater Brandes, gebürtig aus Oberg, jetzt in Klein-Schöppenstedt, erzählt folgendes: Als mein Vater in Ölsburg (braunschweigische Enklave südlich von Peine) diente, starb dort der alte Rittmeier. Nun ging alle Nacht ein mächtiger Spektakel in dessen Hause los; es rumorte oben und unten, denn Rittmeier ging als Geist um. Um den Geist zu bannen, ließ man einen katholischen Pater[1]) kommen, denn ein lutherischer kann so was nicht. Nachdem der Geist gebannt war, mußte mein Vater ihn und den katholischen Pater fortfahren; er durfte sich dabei aber nicht umsehen, auch keine Frage an die hinter ihm Sitzenden richten. Als mein Vater nun mit seiner seltsamen Fracht über die Pisser gekommen war, erhielt er Weisung, im gestreckten Galopp wieder nach Hause zu fahren, sich aber nicht umzusehen, und so kam er in Schweiß gebadet wieder nach Ölsburg. Was aber aus dem gebannten Geiste geworden, erfuhr man später: Ein Mann aus Schmedenstedt war in Peine zum Markte gewesen und auf dem Rückwege kam er an den Pissergraben, da sieht er einen verlassenen großen Ochsen stehen, den er mitnehmen will: der aber stößt ihn in den Graben und ist verschwunden. Das war der alte Rittmeier.

Kopflose Geister. Der Glaube an sie ist ziemlich weit verbreitet bei uns gewesen und das stimmt mit dem allgemeinen deutschen Volksglauben überein, welcher namentlich die Verrücker der Grenzsteine nach dem Tode kopflos umgehen läßt.

Der Leineweber Pape in Klein-Schöppenstedt, der etwa um 1880 gestorben ist, ging nachts nicht durch den Wald oder überhaupt spät aus, seit er einem früheren Pastor des Dorfes begegnet war, der seinen Kopf unter dem Arme trug und ihm eine gewaltige Ohrfeige versetzt hatte.

Wenn man weiß, wie peinlich streng der Landmann auf seinen Besitz sieht und namentlich die Grenzen seiner Feldstücke eifersüchtig dem Nachbar gegenüber bewacht, dann begreift es sich auch, daß er alle, die sich hiergegen vergehen, als mit besonderen Strafen im Jenseits belegt betrachtet. Wer von einer Wanne etwas abpflügt, wer die Grenzsteine verrückt, so daß die Schnede oder snie (Schneide) unrichtig wird, muß als Spukgeist umgehen, findet keine Ruhe im Grabe und muß gebannt werden[2]). Gewöhnlich erscheinen die Missethäter kopflos und schleppen die versetzten Grenzsteine stöhnend und ächzend mit

---

[1]) Die katholischen Geistlichen und die Jesuiten besitzen nach dem Volksglauben weit mehr Macht in Dingen, wo es sich um übernatürliche Erscheinungen handelt, als ihre evangelischen Kollegen. Zumal verstehen sie es, Geister zu bannen.

[2]) Vergl. Voges, Sagen aus Braunschweig, Nr. 90, 91, 94, 97, 98, 100, 115.

sich umher. Auf den Äckern bei Dettum geht nachts ein kopfloser Mann um, der dort Vermessungen anstellt. Das ist ein Landwirt, der bei Lebzeiten durch falsches Ausmessen seinem Hofe fremdes Eigentum zubrachte; nun muß er ohne Kopf so lange ruhelos umherirren, bis der unrechtmäßig erworbene Acker wieder an den rechten Eigentümer übergeht.

Man erklärt die kopflosen Geister der Grenzverrücker dadurch, daß ihnen zur Strafe für ihren Frevel der Kopf abgepflügt worden sei; Zingerle hat angenommen, daß das Fehlen des Kopfes, in dem Seele und Leben wohnen, sie einfach als Verstorbene bezeichnen soll[1]).

Eine an Goethes Erlkönig erinnernde Sage wird in Groß-Flöthe am Oderwald (bei Wolfenbüttel) erzählt. Ein Hirt aus Kramme ging dort spät abends mit seiner Tochter über eine Wiese, da sah das Kind im Nebel einen dort spukenden Geist, den aber der Vater nicht zu erkennen vermochte. Trotzdem floh er davor und schleppte das Kind so lange auf dem Arme mit, bis es ihm zu schwer wurde; dann setzte er es unter eine Kiepe und holte aus dem nächsten Orte Hülfe herbei. Als er zurückkehrte, war das Kind tot.

An spukenden Tieren fehlt es nicht. Der Welthund, welcher um die ganze Welt gelaufen ist und der in Engelbostel festgestellt ist[2]), läßt sich alle sieben Jahre mit klirrender Kette in Schwülper sehen; in Calbecht geht ein dreibeiniger Hase um, in Warle nachts zwischen 11 und 12 Uhr ein dreibeiniger Hund, der die Wanderer anfällt, auf dem Olla im Elme verfolgt ein Hund mit glühenden Augen die Reisenden, in Dettum erscheint ein glûes Rind.

Tückeboten werden die Irrlichter genannt; auch sie hängen mit dem Seelenglauben zusammen. Sie sind häufiger, als der Städter glauben mag, der nicht leicht Gelegenheit findet, die in sumpfigen Gegenden vorkommenden kleinen, hüpfenden und leuchtenden Erscheinungen zu sehen, deren Wesen noch immer nicht aufgeklärt ist[3]). Die tückeboten werden als eine Art Geister betrachtet, die den Vorübergehenden „aufhocken" und sie matt machen; eine andere Vorstellung verknüpft mit ihnen die Seelen vor der Taufe verstorbener Kinder, welche umgehen und die vorüberziehenden Wanderer in Sümpfe locken[4]). Im Drömling äffen und erschrecken sie den nachts friedlich seines Weges Ziehenden. Wo ein Irrlicht sich sehen läßt, da ist Geld vergraben; kann man so nahe kommen, daß man genau die Stelle erkennt, über der es steht, so braucht man bloß zu roden und findet das Geld (Klein-Schöppenstedt)[5]).

---

[1]) Zeitschrift für deutsche Mythologie IV, S. 151.

[2]) Kuhn und Schwartz, S. 255.

[3]) Vergl. Steinvorth, Beiträge zur Frage nach den Irrlichtern. Jahresberichte des naturwissenschaftlichen Vereins für Lüneburg XIII, S. 7 bis 84 (1895) und Horák im Globus, Band 69, S. 11.

[4]) Braunschw. Anz. 1760, S. 1393.

[5]) Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen, S. 143, nennen die Irrlichter, von denen sie zwei Mitteilungen aus Glentorf aufzeichnen, wohl verhört, dickepôten.

Das **Klageweib** (klagewîf) scheint nur in den nördlicheren, der Heide zu gelegenen Dörfern bekannt zu sein. Es geht bei Klein-Schwülper nächtlicherweile in Sturm und Regen auf den Okerwiesen um, ist in Linnen gehüllt, so hoch wie ein Kirchturm und hat glûe Augen. Schwebt es mit klagender Stimme über ein Bauernhaus weg, so stirbt dort bald ein Insasse.

Die **mârte**, auch nachtmârte, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Marder (wiewohl ein Zusammenhang bestehen mag), ist der Alp, der persönlich gedacht ist und, wie allgemein geglaubt wird, das Alpdrücken verursacht, indem er sich als rauhe Gestalt den Schlafenden auf die Brust legt, ihnen Qual verursacht, so daß sie ächzen, stöhnen und sich nicht bewegen können. Menschen, welchen die Augenbrauen zusammengewachsen sind, sind mârten oder können sich in solche verwandeln. Kennt man die mârte, so muß man versuchen, während des Schlafes ihren Namen zu rufen, dann verschwindet sie. Vor dem Schlafengehen soll man sich die Brust mit kaltem Wasser waschen und kreuzweise darüber hinstreichen, das hilft. Man soll das Schlüsselloch des Schlafzimmers verstopfen, damit die mârte nicht hereinkommen kann. Der Glauben an die mârte ist noch sehr verbreitet.

Der **Bölkhans** scheint Groß-Sisbeck eigentümlich zu sein. Er sitzt dort „bölkend“ in einer Linde und huckt den Vorübergehenden nachts auf, wobei er immer schwerer wird, so daß die Gepeinigten in Schweiß gebadet zu Hause anlangen. Andere sagen, es sei ein Meineidiger und Grenzverrücker, der dort rufe: hollaho! dit is de falsche snìe![1])

Der **Werwolf** ist ein Mann (wer = vir), welcher Tiergestalt annehmen kann und in dieser Form blutgierig raubt. Die Verwandlung wird gewöhnlich durch das Überwerfen irgend eines Gürtels bewirkt. Der Werwolf ist universell; er erscheint in Europa, Afrika, Asien, Amerika, natürlich wechselt das Tier je nach dem Lande, aber die Sache bleibt[2]). Die alten Chaldäer haben ihn schon gekannt[3]); er ist in Niedersachsen sehr verbreitet und fehlt daher im braunschweigischen Lande nicht. Ich habe nur folgende Geschichten erzählen gehört: Zwei Knechte hatten bei Wedtlenstedt Roggen gemäht und dann unter Mittag geruht. Als der eine glaubte, sein Kamerad schliefe, legte er sich einen Gürtel aus Flachs um, wodurch er zum bärwulf wurde und lief so ins nahe Bruch, wo die Fohlen grasten. Eines habe er zerrissen und gefressen, dann sei er zurückgekehrt und wieder Mensch geworden. Der andere Knecht aber habe alles gesehen. Hier fehlen manche Züge und die Sage ist unvollständig[4]).

Der Glaube, daß ein Mensch sich in ein Tier verwandeln könne, ist auch noch anderweitig bei uns bestätigt. In Klein-Brunsrode lebte früher ein Bauer namens Rennau, von dem allgemein geglaubt wurde, er könne sich in einen

---

[1]) Voges, S. 108.

[2]) Andree, Ethnographische Parallelen. Stuttgart 1878, S. 62 bis 80.

[3]) Lenormant, Geheimwissenschaften Asiens. Jena 1878, S. 173.

[4]) Noch einige Werwolfgeschichten bei Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 128.

Hasen verwandeln und dasselbe vermochte auch eine Frau daselbst. Als diese einst bei der Feldarbeit mit anderen Arbeitern ausruht und vor einer Roggenstiege sitzt, kommt Rennau vorüber. Plötzlich sind beide verschwunden und laufen als Hasen von einer Roggenstiege zur andern. Als später die Frau wieder bei den Arbeitern erschien und diese sie fragten, wo sie gewesen, antwortete sie: das würden sie schon wissen [1]).

Die Hexen. Bei der Nähe des Brockens, der an hellen Tagen aus den meisten Ortschaften Braunschweigs klar und deutlich, wie eine Glocke sich am Horizonte abhebend, zu sehen ist, spielen die Hexenfahrten nach demselben eine große Rolle im Scherz und Ernst. Der Name „Brocken" kommt erst neuerdings beim Landvolke mehr auf, das ihn „Blocksberg" nennt und, wie in ganz Niedersachsen, als Zusammenkunftsort der Hexen bezeichnet [2]).

„Na, biste ôk hüte nacht up'n Blocksbarge west?" ist eine Neckredensart, die man am 1. Mai früh den Weibern zuruft. Man verwünscht die Menschen und Dinge nicht nach dem Pfefferlande, sondern nach dem Blocksberge und die Kinder rufen den Knechten beim Ausspannen den Spottvers zu:

Johann, spann an,
Drei katten voran,
Drei mûse vorup,
Na'n Blocksbarge 'rup.

Um 12 Uhr nachts reiten die Hexen auf Mistforken und Grepen, auf Besenstielen, Braken, Schweinen oder Ziegen zu ihren Zusammenkünften mit dem Teufel, um dort ihre Feste zu feiern. Die bei uns erzählten Hexenfahrten decken sich mit den anderweitig schon erzählten [3]). Man kann die Hexen erkennen, wenn man an einem Kreuzwege in der Geisterstunde der Walpurgisnacht sich verbirgt und aufpaßt; da ziehen sie vorüber. Darunter versteht man entweder und gewöhnlich die Stunde von 11 bis 12 oder die von 12 bis 1 nach dem Spruche:

Von twelwen bet einen
Sind alle geister to beinen.

---

1) Nach Prozeßakten im herzogl. Hauptarchive in Wolfenbüttel war in der Mitte des 17. Jahrhunderts Ludolf Barner, Küster in Fürstenau, als Werwolf bekannt. (A. Rhamm, Hexenglaube in Braunschw. Landen, S. 81.)

2) Über den Namen Brocken, Brochels-, Pruckels-, Blocks- oder Bocksberg giebt es eine recht umfangreiche Litteratur, die gesichtet und kritisch bearbeitet ist von Eduard Jacobs (Zeitschrift des Harzvereins III, S. 827), wo auch alles, was sich auf den Hexenglauben bezieht, der mit dem Brocken im Zusammenhange steht, mitgeteilt ist. Es ergiebt sich daraus, daß die Bezeichnung „Brocken" die ältere, an dem Berge selbst haftende und bei den Anwohnern desselben gebrauchte ist. Die Bezeichnung Blocksberg ist aber außerhalb des Harzgebietes (bis nach Ostpreußen hin) gebräuchlich und stets im Zusammenhange mit einem Berge der Verwünschung und als Versammlungsplatz von allerlei Unholden. Im allgemeinen erscheinen die Blocksberge ursprünglich als Stätten heidnischer Zusammenkünfte, welche durch das Christentum zu Orten finsterer nächtlicher Teufelsversammlungen gestempelt wurden.

3) Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen, Göttingen 1854, S. 177.

Ganz sicher aber erkennt man (Waggum) die Hexen, wenn man durch eine Egge schaut, deren Zähne nach auswärts gerichtet sein müssen, am besten eine ererbte Egge, wie denn ererbten Gegenständen eine besondere Kraft innewohnt, so dem Erbschlüssel, dem Erbgauder. Ist es eine Hexe, welche Kühen die Milch verhext, so trägt sie einen Eimer, die Butterhexe führt ein Butterfaß bei sich. Die drei Kreuze, welche vor Hexen schützen, werden am besten am Wolpertstage (Walpurgis) über der Thür mit Kreide angebracht. Ein Arbeiter aus Klein-Schöppenstedt erzählte mir, er habe als Knabe öfter in der ersten Mainacht zur Mitternachtsstunde auf einem Kreuzwege auf die Hexen gewartet, ohne sie zu sehen. Dabei habe er zum Schutze gegen dieselben einen Kreis um sich gezogen. Wie alt dieser Aberglauben ist, erkennt man aus folgendem. Der dreizehnjährige Sohn des Opfermannes zu Geitelde, Hans Reinhart, wollte (1661) die Hexen sehen und wendete, laut Bericht des Wolfenbütteler Amtmanns Wulfen, dazu folgendes Manöver an. „Habe sich in der Walpurgisnacht auf einen hölzernen dreibeinigen Schemel überärsch gesetzt, sei damit von seines Herrn Hofe in des Teufels Namen dreimal um und durch das Dorf und vor dasselbe auf einen Kreuzweg gerücket, habe mit der rechten Hand einen runden Kreis und über ihn in vier Ecken ein Kreuz gemacht und sich darein gesetzet. Nach anderthalb Stunden Wartens, als seine Genossen schon müde geworden und sich entfernt, sei ein grausamer Windsturm entstanden und sechs alte Weiber aus Geitelde um den Kreis gekommen, die hätten ihn herausziehen wollen, aber es, da er gebetet, nicht vermocht; er aber sei dabei so angst geworden, daß er weder hinter noch vor sich hätte sehen können." Er nannte dann sechs Frauen aus Geitelde darunter die eigene Mutter, als Hexen, „worüber groß Geschrei in dem Orte entstanden". Hans kam mit einer Züchtigung davon [1]).

Die Hexen schaden besonders der Milch, verzaubern die Kühe, daß sie keine oder rote Milch geben. Das sind die molkentöverschen, von denen wiederholt die Rede ist. Gesete Albrechts, die 1501 in der Stadt Braunschweig wegen Zauberei mit dem Schwerte hingerichtet und deren Körper verbrannt wurde, hatte gestanden, daß sie namentlich mit der Milch Zauberei getrieben habe.

Eine Hexe ist leicht zu erkennen: sie vermag nicht über kreuzweise gelegte Gegenstände, z. B. Besen, zu gehen (allgemein). Die Hexe fängt an zu zittern, wenn man ihr ein Stück Kreuzdorn vorhält, denn aus Kreuzdorn bestand Christi Dornenkrone und darum kann ihn die Hexe nicht vertragen. Auch am grünen Donnerstag vermag man die Hexen zu erkennen, wenn man ein an diesem Tage vor Sonnenaufgang gelegtes Ei bei sich trägt. Man hat sich nur zu hüten, daß die Hexe das Ei nicht zerdrückt, da sonst dessen Besitzer stirbt. Ein junges Mädchen aus Schandelah erkannte auf diese Art eine Hexe; als sie heimwärts ging, folgte ihr die Hexe, zertrümmerte das Ei und das Mädchen stürzte tot nieder.

---

[1]) A. Rhamm, Hexenglaube in braunschw. Landen. Wolfenbüttel 1882, S. 94.

Baldrian ins Zimmer gehängt schützt vor Hexen und läßt sie erkennen, tritt ein altes Weib ein und der Büschel Baldrian beginnt sich zu bewegen, so ist es eine Hexe. Ballerjân is hexenkrût. Außer diesem wirkt aber namentlich Dill, der zu vielen Dingen gut ist und in hohem Ansehen beim Landvolke steht, gegen Hexen, ebenso Dost (Origanum vulgare). Beide Pflanzen neutralisieren die Wirkungen der Hexen, daher der Spruch:

Dat is bedillt un bedost,
Dat hat de hexe nich ewusst.

In Ahlum trug ein Mann zum Schutze gegen eine Hexe ein Kissen mit Dill auf der Brust. Er pflegte zu sagen: ja, wann ik dat kissen drâge, sall se mik wol mit frêen lâten[1]).

Um eine Hexe zu werden, und die Fahrt nach dem Blocksberg mitmachen zu können, braucht die Betreffende bloß zu sagen:

Ik verswâre ûsen herrgott
Un glôwe an düssen pott.

Die Hexen vermögen Tiere anderen in den Leib zu zaubern, man soll daher von alten Weibern nichts eßbares, besonders keine Birnen und Äpfel, annehmen. Namentlich bringen sie gern lörke (Kröten) in den Leib anderer, wodurch Krankheiten entstehen. Macht man aber über das Losebrot oder den Apfel, welche die Hexe bietet, das Zeichen des Kreuzes, dann springt der lork heraus. (Schandelah.)

Folgendes erzählte man mir von der Frau Pape in Veltheim a. d. Ohe, die jetzt tot ist, und gut hexen konnte: Sie gab einem Knaben einen Apfel zu essen; da schwoll diesem nach dem Verzehren das Gesicht so an, daß ihm das eine Auge ganz aus dem Kopfe quoll. Einem Mädchen, dem die gleiche Hexe eine Pflaume zum Essen gegeben, schwoll die Brust an und es mußte infolgedessen sterben. Die Pape lieh von dem Mädchen im Kruge zu Veltheim ein Messer, um Salat zu schneiden; als sie das Messer zurückbrachte, wollte das Mädchen es nicht wieder annehmen, da es die Hexe fürchtete. Da warf die Pape das Messer zu Boden und sofort verschwand es in der Erde. Die Pape hat drei Jahre lang krank gelegen, ehe sie starb. Dabei war sie ganz zusammengezogen, die Fersen lagen ihr unter dem Gesäß.

Ein junger Pferdehirt, der des Abends seine Pferde auf die Weide gebracht hatte, nachdem sie ihre Arbeit gethan hatten, sah in der Nacht bei Dungelbeck (südöstlich von Peine) einen sonderbaren Zug sausend durch die Luft ziehen. Es waren die Hexen, welche auf den Blocksberg zogen. Sie ritten auf brâken (mit denen man den Flachs bricht), swingebrêen und futtermollen. Die letzte im Zuge war die Frau des Kaufmanns Altmann in Peine, die sich abmühte, den übrigen nachzufolgen. Da rief der Pferdehirte: hoho, de letste up'r futtermolle, de nich middekômen kann, de kenne ik. Da machte

[1]) Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 82.

ihm die Hexe eine Faust und rief drohend: Wenn et nich all sau wît werre, dann wolle ik dik bîkomen!

In Oberg bei Peine lebte auch einst eine Hexe, das war eine Bauerfrau, die mit ihrem Knechte in einem unerlaubten Verhältnisse stand. Da bat letzterer sie, daß sie ihn einmal in der Walpurgisnacht mit auf den Blocksberg nehmen möchte. Gut, sagte die Bauerfrau, mach es aber genau so, wie ich. Da ging das Weib in den „Schewestall", schwang sich auf eine brâke, sprach: drup un dran, nergens an, und flog in die Lüfte. Der Knecht machte ihr das nach, stieg auch auf eine brâke, sagte aber aus Mißverständnis: drup un dran, allerwärts an. Als er nun auch in die Lüfte flog, stieß er überall an, an die Häuser, Bäume u. s. w., und fiel in den Graben. Das Weib aber brachte ihm eine Wurst von ihrer Fahrt mit; als der Knecht sie am anderen Tage verzehren wollte, fand er, daß es nur Hundekot war.

Wenn die Hexen auf dem Brocken sind, lassen sie sich aufspielen. Da war ein Schäfer in Runstedt (wie der Schmiedemeister Linke in Klein-Schöppenstedt berichtet), der konnte vortrefflich Klarinette blasen. Den nahmen die Hexen mit auf den Blocksberg, wo er eine neue Klarinette erhielt. Die gefiel ihm so, daß er bat, sie mit nach Hause nehmen zu dürfen, was ihm auch gestattet wurde. Als er zu Hause die neue Klarinette besah, da war es ein großer schwarzer toter Kater, dem er alle Haare vom Hintern weggeblasen hatte.

All dieser Glaube an Hexen und deren Brockenfahrt ist jedoch heute nur noch geschichtlicher Natur und wenige Beschränkte sind noch von der Wahrheit überzeugt, während sonst doch noch genug Aberglauben (namentlich auf dem Gebiete der Volksmedizin) felsenfesten Grund hat. Die Blocksbergfahrten werden aber gewöhnlich ins Scherzhafte gezogen. Das nachstehende, das ich aus dem Munde eines Beteiligten habe, ereignete sich in den vierziger Jahren in Salzdahlum und hatte ein gerichtliches Nachspiel mit Ehrenbeleidigungsklage.

Der Schuster Achilles[1]) beredete sich mit seinem guten Freunde Schrader, der Mutter Folling eins anzuhängen und sie in der Mainacht zur Hexe zu stempeln. Der Schuster machte aus seinem Leder Sattel und Zaum für die Ziege des Schrader zurecht, beschmutzte sie tüchtig und brachte sie in seinen eigenen Stall, wo sie nicht hingehörte. Als die Frau des Schrader am nächsten Morgen ihre Ziege füttern will, ist sie verschwunden, und mit dem Schrei, ûse zîcke is estôlen, alarmiert sie Salzdahlum. Ja, sagt Eulenspiegel Achilles, „mit der zicke hat mik gistern abend de olle Follingsche begegnet". Unterdessen findet sich die gesattelte und beschmutzte Ziege im fremden Stalle und nun geht es nach dem Follingschen Hofe, wo die Bewohner noch nicht aufgestanden sind. Als Folling endlich zum Fenster herausschaut, ertönt an ihn die Frage: „Is jue mudder all wêer inne?" — „Dei leit hîr in bedde, wo solle se denn sîn?" — „Ik weit wol, se is düsse nacht mit ûser

[1]) Sehr häufiger Name im Braunschweigischen.

zicke nâ'n Blocksberge ewest, jü willt dat wol wetten, de zicke möt't jü mik betâlen; Achilles hat et esein, dat se hen eredden is."

Das Einpflöcken ist als eine besondere, den Hexen zugeschriebene Thätigkeit hier noch hervorzuheben. Geschieht es auch kaum heute noch, so ist das bekannte Einpflöcken von Krankheiten, seien sie an Menschen oder Tieren, doch noch in der Erinnerung, und es kommt vielfach in Erzählungen vor, daß es Leute gegeben habe, welche die Krankheiten teils in gebohrte Löcher, teils in natürliche Astlöcher eingepflöckt haben. Die süll (Schwelle), der dössel (Mittelbalken des großen Thores), die Ständer und Riegel des Baues sind geeignete Plätze, in welche mit bestimmten Sprüchen die Krankheiten eingepflöckt wurden.

Näher über den Vorgang werden wir unterrichtet in dem Prozesse gegen Tempelanneke (Anna Kagen aus Harxbüttel), die 1663 als Hexe zu Braunschweig mit dem Schwerte hingerichtet wurde[1]). Als fünfzehnte Frage heißt es in ihrem Prozesse: „Ob sie nicht einen Dieb in des bösen Feindes Namen in ein näberloch (Näber = Bohrer) eingepflocket, so daß der Kerl darin gepiepet, wie ein Hausen Mäuse?" Nachdem sie anfangs geleugnet, gesteht sie auf wiederholtes Drängen zu: Sie habe ein leinenes „plünneken" (Läppchen) von einem alten Mannshemde genommen, um einen Stock gewickelt und beides in Gottes Namen auf ihres Sohnes Hof im Schweinestalle mit einem Steine in ein näberloch, welches in einem Querholze befindlich gewesen, eingeschlagen und dabei gesagt: „Da stickst du in Gottes Namen; du sollst piepen wie Mäuse. Warum lassen solche Kerle ihr Stehlen nicht?" Nach drei Tagen habe sie den Zapfen wieder herausgezogen und den Plunnen auf dem Herde ins Feuer geworfen, da seien drei helle Funken aus dem Feuer in die Höhe geflogen, woraus sie erkannt, daß der Dieb ein Kerl sei und zwei Kinder habe.

Böser Blick. Der Schaden, welcher durch ihn angerichtet wird, gehört in das Gebiet der Hexerei. Der Ausdruck „böser Blick" ist bei uns nicht bekannt, aber die Sache ist vorhanden. Es giebt nach dem Volksglauben Leute, „de minschen und dîren wat andauen künnt un ôk wecke, de wat vorhät". Schon unabsichtlich schadet der Blick von Menschen den Tieren, und wenn man Ferken beim Kaufe betrachtet, so muß man dabei sagen „Gottes Segen", dann gedeihen sie, sonst nicht. Es schadet der Entwickelung der Ferken, wenn man sie durch die Ritzen des Schweinekobens beschaut; namentlich ist das Anschauen (ankîken) von Fremden ihnen schädlich. Sie gehen dann leicht ein.

Die Leichenwäscherin Frau Hotopp in Klein-Schöppenstedt erzählt: Als wir in Wasbüttel wohnten, wurde mir eine Tochter geboren. Da kam eine Nachbarin, die Niebuhr, zu mir und fragte: „Na, saugt denn die Kleine?"

---

[1]) Der Prozeß steht in Görges, Vaterländische Geschichten, Braunschweig 1844, S. 89. Nicht als letzte Hexe in Braunschweig, wie angenommen wird. Wahrscheinlich war die 1698 verbrannte Katharina Sommermeyer aus Beierstedt die letzte, die diesem Aberglauben verfiel. (A. Rhamm, Hexenglaube in braunschweigischen Landen. Wolfenbüttel 1882, S. 80.)

Als ich nun das Kind anlegen will, nimmt es die Brust nicht. „Das habe ich mir gleich gedacht," sagte darauf die Fricken, meine Wirtin, „daran ist die Niebuhr Schuld." Auch unsere Ziege gab keine Milch und nun ging mein Mann mit dem Wasser des Kindes und einem Büschel Haare von der Ziege zur weisen Frau nach Fallersleben. Die schüttelte den Kopf, gab meinem Manne ein Pulver für Kind und Ziege und sagte: „Wenn Ihr zu Hause seid, wird bald eine Frau kommen und etwas borgen wollen; die hat das Unheil angestiftet, und wenn Ihr der was borgt, so hilft das Pulver nicht". Richtig die Niebuhr ist gekommen und wollte eine Axt borgen, die wir ihr aber nicht gaben. Das Kind und die Ziege sind aber von dem Pulver gesund geworden[1]).

Um das Jahr 1870 herum lebte in Klein-Schöppenstedt ein Mann Namens Ilenburg, von dem allgemein im Dorfe geglaubt wurde, er könne dem Vieh „wat andaun". Schon wenn sein Blick auf Vieh fiel, mußte dieses erkranken. Seinem Nachbar Franz Pape krepierten hintereinander Schweine und Kühe, so daß Ilenburg darüber selbst bestürzt wurde und seinem Nachbar weinend um den Hals fiel mit den Worten: „beste Franz, ik kann'r awer nich vôr". Als dem Halbspänner Ehlers daselbst mehrere Kühe erkrankten, wurde wieder Ilenburg als Ursache angesehen und Ehlers ging zum „Scharfrichter" nach Königslutter, der das Vieh wieder gesund machen sollte. Dieser riet zunächst, den Uebelthäter zu citieren, welcher das Vieh behext habe, und dazu solle Ehlers siebenerlei Holz von sieben Zäunen holen und um Mitternacht in einem Kessel Wasser kochen, das ließe dem Hexenmeister keine Ruhe, er müsse erscheinen und Abbitte thun. Ehlers sagte später: dat woll ik awer nich daun, ik wufste doch, dat et Ilenburg dân harre.

Auch Küchenthal in Weddel, der dort noch vor zwanzig Jahren lebte, konnte dem Vieh mit seinem Blicke schaden. Bekam er kein fremdes Vieh zu sehen, dem er schaden konnte, so mußte er seinem eigenen wat andaun. Als er einst von der schönen Stute und dem hübschen Füllen des Halbspänners Göe gesagt hatte: et is doch en gansen stât mit den dîren, fraßen die Tiere sofort nicht mehr und Göe ging, um Abhülfe zu schaffen, nach Königslutter zum „Scharfrichter" Uhde. Doch auch der konnte nicht helfen und die Tiere krepierten.

Auch in Schandelah wurde von einem Manne erzählt, der dem Viehe etwas anthun konnte, so, dat es sik nich mêr âren wolle. Dafür aber hat er vor seinem Tode lange quînen (hinsiechen) müssen, denn er konnte die „Kunst" nicht vor dem Sterben los werden. Die mit der Gabe, dem Vieh schaden zu können, Begabten, versuchen es auf alle mögliche Weise, dieselbe los zu werden und auf andere zu übertragen. Aber wie? darüber habe ich keine Auskunft erhalten können.

Das alte Ehepaar Brennecke in Weddel, das dort noch Anfang der siebziger

---

[1]) Um die Ziegen gegen das Behexen (andaun) sicher zu stellen, findet man übrigens zuweilen Büschel von Brennnesseln in deren Stalle aufgehängt.

Jahre lebte, stand allgemein in dem Geruche, Kindern wat andaun zu können. Die Schulkinder in Weddel hatten dagegen eine Schutzformel gefunden und riefen, wenn eines von den alten Leuten an ihnen vorüberging: kanst mik dreimal im ârse licken.

Wie alt diese Vorstellungen vom Zuweisen der Krankheiten für Vieh und Menschen durch Einwirkung des bösen Blickes sind, erkennen wir aus den im Braunschweigischen geführten Hexenprozessen. So dem der Grete Hundertmark (1665), wo die Geschädigten sich um Hülfe an einen „weisen Kuhhirten“ wenden; dem der Katharine Schulze in Velstove (1667) u. a. Das Dorf Lehre war förmlich als Hexendorf in damaliger Zeit verschrieen, so daß der dortige Pastor Penkelius (1663) aus Angst vor den Hexen um Versetzung bittet[1]).

Das Bannen wird gleichfalls auf die Thätigkeit der Hexen oder Zauberer zurückgeführt. Der Bauer Rennau in Klein-Brunsrode, der sich auch in einen Hasen verwandeln konnte (oben S. 274), vermochte zu bannen. Einst kommt er an einem Roggenfelde vorüber, wo der Herr mit zwei Knechten mäht und nur noch ein kleines Stück Roggen übrig war. „Da kommt Rennau“, sagte der eine Knecht. „Sprich ja nicht mit dem“, sagte der Herr, „sonst kriegen wir den Roggen nicht mehr ab.“ Da war aber Rennau schon da und sagte: „Die Ecke soll wohl noch auf Mittag ab?“ Worauf der Knecht herausplatzte: „Gewiß, das bißchen wollen wir doch noch abkriegen.“ Von da ab aber konnten der Herr und seine zwei Knechte keinen Halm mehr mähen und der Bauer schalt den Knecht, daß er mit Rennau gesprochen.

Auch Tiere können durch Zaubersprüche gebannt werden, wie in Eitzum dieses ein Mann verstand. Er bannte einen Hirsch, so daß er fest stand und sich besehen lassen mußte. Dann gab er ihm durch das Hermurmeln einiger Worte wieder die Freiheit. Auf dem Wege von Seinstedt nach Groß-Denkte hat ein alter Mann einen Räuber, der ihm Geld nehmen wollte, festgebannt und erst später durch einen gemurmelten Spruch wieder gelöst[2]).

Es folgt nun eine Klasse von Geistererscheinungen und übernatürlicher Wesen, die mit dem Seelenglauben nur schwach oder gar nicht mehr in Verbindung stehen. Diese Geister verkehren auch weniger unmittelbar mit den Menschen, beleben aber die Natur, hausen in der Erde, in der Luft, in Bäumen, im Wasser, und können als persönliche Vertreter der Elemente aufgefaßt werden.

[1]) A. Rhamm, Hexenglaube und Hexenprozesse in den braunschweigischen Landen. Wolfenbüttel 1882, S. 37, 90, 93.

[2]) Voges, S. 92, 93.

Der hâkemann oder nicker sitzt im Born oder sonst im Wasser und zieht die Kinder, die dem Born zu nahe kommen, mit einem Haken zu sich herab. Gewöhnlich ist aber der Born auf dem Lande mit im Viereck zusammengesetzten dicken Sandsteinplatten gut verwahrt. Die am Austritte der Oker aus der Stadt Braunschweig gelegene Straße, der Nickerkulk (so schon 1310, die heutige Schreibart Nickelnkulk ist weit jünger), hat vom Nicker ihren Namen, der dort in einem Kulk hauste[1]). Andere Wassergeister scheinen nicht bekannt zu sein.

Das Kornweib (kôrnwîf) heißt auch râlwîf. Es ist ein altes Weib, welches im wogenden Kornfelde sitzt und mit dem man die Kinder schreckt, wenn sie in die Getreidefelder gehen wollen, etwa um Kornblumen oder râlen (Agrostemma Githago) zu pflücken. Eine ähnliche Rolle spielt der bônebok im Bohnenfelde. Bei Vorsfelde geht im Felde der bôkerl um, vor dem man die Kinder warnt. Ob diese „Korndämonen" jemals mehr als Kinderpopanze waren, kann ich nicht behaupten.

Drâke oder fûerdrâke nennt man die Feuererscheinungen am nächtlichen Himmel, zumal Meteore. Dieser Drache wird als eine Art belebtes Wesen gedacht, der in die Dachluken oder Schornsteine saust und Glück oder Unglück bringt. Gewöhnlich beschmutzt er aber mit seinem Kot, namentlich Ackergerät, wenn es zur Weihnachtszeit nicht unter Dach gebracht wird. Um sich vor ihm zu schützen, muß man halb im Freien, halb unter dem ösfall (Traufe) stehen. Ruft man ihm zu „fûerdrâke half part!" so läßt er wohl auch einen Schinken oder eine Speckseite fallen. (Hattorf im Hasenwinkel.) Manche Leute sind durch ihn reich geworden.

Der drâke heißt auch glûstêrt, wegen der schwanzartigen Feuererscheinung, die hinter ihm herzieht. Er hat Geld bei sich, von dem er gelegentlich ein paar Groschen fallen läßt. „Speichel", der frühmorgens an den Pflanzen sitzt, stammt von dem nachts vorüberziehenden glûstêrt (Hötzum). Vom Gluhschwanz in Velstove wird erzählt, daß er in ein Haus gebannt worden sei, dadurch, daß zwei Brüder ein Rad vom Wagen abzogen und es rasch wieder verkehrt ansteckten. Aber Gluhschwanz brannte sich aus dem Hause wieder heraus[2]). Fallen Sternschnuppen, so sagt man wohl: de drâke treckt.

Die Zwerge. Der allgemein übliche Ausdruck ist twarg oder twerg, bei Vorsfelde hört man auch nickerkerls und unnerêrsche. Sie wohnen in twarglöckern oder Bergen, von denen das Volk ausdrücklich bezeichnet den Ränzelsberg bei Lauingen, den Tönnekenberg bei Volkmarode, den Schwarzkuhlenberg bei Reislingen, die Löcher im Burgthale bei Schliestedt, die Zwerg-

---

[1]) Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 715. Ludwig Hänselmann, unser gelehrter Stadtarchivar, hat diese Sage mit gewohnter Meisterschaft zu einer feinen Erzählung ausgestaltet in seinem Werkchen „Unterm Löwenstein" (Wolfenbüttel 1883).

[2]) Th. Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 57; Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 420; Kuhn, Märkische Sagen, S. 49.

löcher im Gipsbruche bei Thiede, den Wohlenberg in der Gifhorner Gegend. Unsere Zwergsagen haben die allgemeinen Züge, die überall in Niedersachsen und sonst in Deutschland dem kleinen Volke zukommen. Die Zwerge bestehlen die Felder, sie vertauschen die Kinder und lassen Wechselbälge zurück, sie erscheinen in Frösche verwandelt, wer sie dann schont und nicht tötet, den belohnen sie. Je nach der Art der Behandlung spielen sie den Menschen entweder einen Possen oder sie dienen ihnen, bringen ihnen Gaben, oft in Gestalt von Kot, Erde, Sand, der sich später als Gold erweist. Für die Küche liefern sie Fleisch, Kuchen, Getränke. Oft leihen sie Geräte von den Menschen, oder leihen diesen solche, welche aber stets rein gewaschen zurückgegeben werden müssen, sonst rächt sich der Zwerg.

Wo Oker und Aller zusammenfließen, da liegt in der fahlen Heide der Wohlenberg. In ihm haben vor Zeiten die Zwerge gehaust, wie sie aber von dort ausgezogen sind, berichtete mir der alte Dietrich Thöne aus Hillerse[1]).

„Die Zwerge haben früher im Wohlenberge gewohnt; wenn dann die Bauern dort in der Nähe gepflügt haben, sind die Frauensleute hinaus aufs Feld gekommen und haben ihnen das Essen, gewöhnlich Erbsen mit Speck, in Henkeltöpfen gebracht, die sie am Wohlenberge niedersetzten. Da lauerten die Zwerge darauf, verzehrten das Essen und besudelten noch obendrein häßlich die Töpfe, so daß die Bauern, wenn sie essen wollten, nur Kot fanden.

Das ist eine Zeitlang so gegangen. Da baute man in Leiferde eine Kirche, und als die Glocken an zu läuten fingen, konnten das die Zwerge nicht vertragen und sie sind schnell in der Gegend nach Volkse zu abgezogen. Dort aber ist keine Brücke über die Oker und so konnten sie nicht auf die andere Seite gelangen. Endlich fand sich ein Schiffer und den fragte der Zwergkönig, ob er ihn und seine Zwerge überführen und ob er kopfweise bezahlt oder einen Hut voll Zweipfennigstücke haben wolle? Einen Hut voll Zweipfennigstücke, sagte der Schiffer und am anderen Morgen sollte die Überfahrt stattfinden.

Da erschien auch der König und der Schiffer meinte, er sei allein, denn die Zwerge, die bei ihm waren, konnte er nicht sehen. Er hat sie aber übergesetzt und das dauerte vom Morgen bis zum späten Abend, wobei der Kahn immer so voll war, daß er bis zum Rande ins Wasser einsank. „Jetzt sind wir alle hinüber“, sagte der Zwergkönig und fragte den Schiffer, ob er einmal sehen wolle, wieviel Zwerge er übergeführt hätte? Damit nahm er seinen Hut ab und setzte ihn dem Schiffer auf. Nun konnte der Schiffer sehen, wie auf dem anderen Okerufer tausende und tausende von Zwergen standen, die er alle übergesetzt hatte. Als dann der Zwergkönig seinen Hut wieder zurücknahm, konnte der Schiffer auch keine Zwerge mehr sehen. Die sind fortgezogen.“

Diese Zwergsage enthält uralte Züge (wie die Tarnkappe) und ist verwandt mit anderen norddeutschen Sagen vom Auszuge der Zwerge[2]).

---

[1]) Zuerst von mir mitgeteilt in der Zeitschrift „Am Urquell“ IV, S. 226 (1893).

[2]) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Nr. 291, Überfahrt über die Hunte

Als Gehülfen des Menschen und kleine Hausgeister, die man als Darbringer von Reichtümern betrachtet, erscheinen die Alraunen. Der Glaube an sie (Mandrágora, Galgenmännlein, Heckemännchen) scheint heute im Braunschweigischen völlig verschwunden zu sein. Die menschenförmlich gestaltete Wurzel, die im Altertume ihre Rolle spielte, wie jetzt noch im Morgenlande, und ihrem Besitzer Glück, Gesundheit und langes Leben, wie der Stein der Weisen, gewährt, hatte aber früher ihre Geltung bei uns so gut wie in anderen deutschen Landschaften. Im Jahre 1615 werden in der Stadt Braunschweig zwei alte arme Leute erwähnt, so sich des Bettels ernährt und bei denen ein Alruniken gefunden worden sei[1]).

Weiter schließen sich an diese übernatürlichen Erscheinungen die Dämonen an, bei welchen von einem Seelenglauben keine Rede mehr sein kann. Auch sie finden in der den Menschen umgebenden Natur ihren Ursprung, in den Elementen, denen gegenüber der Mensch sich ohnmächtig und klein fühlt. Dahin gehört ein Winddämon (der wilde Jäger), ferner das Geschlecht der Riesen, die reine Phantasiegebilde sind, Wesen mit übermenschlicher Größe und Kraft ausgestattet, aber ohne Zusammenhang mit einer Naturerscheinung, endlich die jüngste Erscheinung, der durch das Christentum eingeführte Teufel.

Der wilde Jäger kommt unter dem Namen Hackelberg mit allen seinen Attributen durch das ganze Land in zahlreichen Sagen vor. Es läßt sich über ihn, der seit Grimm nicht ohne Widerspruch als ein Niederschlag Wotans angesehen wird, nichts neues beibringen und da er vielfach erschöpfend behandelt ist, verweise ich einfach auf die Litteratur[2]), soweit sie Braunschweig betrifft. Die Ansicht, daß wir im wilden Jäger nicht Wotan, sondern eine Personifikation des Sturmwindes zu erkennen haben, daß er also ein Winddämon ist, bricht sich immer mehr und mehr Bahn.

Die Riesen. Etwa ein dutzendmal haftet an unseren Flurnamen die Bezeichnung Hünenberg, Hünenkamp, Hünengraben, Hünenburg, die stets auf ein mythisches Geschlecht der Hünen oder (hochdeutsch) Heunen deuten, womit das heutige Volk die Riesen bezeichnet. Fragt man nach den Eigenschaften, mit denen diese ausgestattet gewesen sein sollen, dann heißt es: sie waren groß und stark, denn wie hätten sie sonst die ungeheuren Wälle erbauen und die gewaltigen

---

und Aller, Nr. 323 über die Ems. Die Tarnkappe und das Verunreinigen der Eßgeschirre daselbst Nr. 291. Die sectio fabulosa von den Zwergen wird ganz ähnlich in einer Chronik der Stadt Hitzacker erzählt (Neues Vaterländ. Archiv des Königreichs Hannover II, S. 67, 1822), ferner aus Rügen vom Goldberge und der Gleiwitzer Fähre (Zeitschrift für deutsche Mythologie II, S. 144).

[1]) Rehtmeiers Kirchenhistorien V, S. 384.

[2]) Paul Zimmermann in der Zeitschrift des Harzvereins XII, S. 7. Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen, Nr. 182, 203, 265. Schambach und Müller, Niedersf. Sagen, S. 70, 346, 421. Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 4, 5 u. a. Für den Drömling: Ebeling, Blicke in vergessene Winkel II, S. 281.

Steine herbeischaffen können? Auf diese beiden Thätigkeiten beschränkt sich auch wesentlich dasjenige, was man bei uns von Riesen berichtet.

An der Westseite der Hünenburg bei Watenstedt (Amt Schöningen) befand sich ein Stein, in welchem sich zwei Eindrücke, wie von großen menschlichen Füßen, zeigten, nebst einem Loche vor und hinter demselben. Dort hat ein Riese seine Bedürfnisse verrichtet, wodurch die beiden Fußspuren und die beiden Löcher entstanden sind [1]). Daß der schöne Ringwall, die Hünenburg, nur von Riesen erbaut sein konnte, glaubte man früher allgemein.

Einen anderen Anhalt boten die zahlreichen erratischen Blöcke, die als Riesenspielzeug galten, oder als drückendes Sandkorn im Schuhe des Riesen lagen und von ihm ausgeschüttelt wurden, wie dieses von solchen Blöcken bei Groß-Stöckheim, Sauingen und Groß-Steinum berichtet wird. Auch die beiden schönen Steinkammergräber auf dem Annen- oder Corneliusberge bei Helmstedt, die Lübbensteine, sind Steinchen, die ein Riese in seiner Tasche gesammelt hatte und dort verloren hat [2]). Und noch ein anderes, wie es scheint vorgeschichtliches Denkmal unseres Landes, den prachtvollen „Hoch" genannten und mit einer uralten Linde gekrönten Tumulus in Evessen am Elme, bringt die Sage mit den Riesen in Verbindung. Ein Hüne war bei Regenwetter eine lange Strecke durch den Elm gegangen, wobei ihm von dem schweren Erdreich soviel am Stiefel sitzen blieb, daß er nicht weiter konnte. Da strich er den Lehm von der Sohle ab und das ist der Hügel in Evessen [3]) (Fig. 74).

Hierher gehört endlich noch der berühmte Bickelstein, etwa 7 km von der braunschweigischen Grenze im Lüneburgischen zwischen Ehra und Boitzenhagen einsam in der nach ihm benannten Bickelsteiner Heide belegen, ein gewaltiger erratischer Block. Den hat auch ein Riese dorthin geworfen; auch ist ein Hufeisen daran zu sehen, von dem eine Roßtrappengeschichte erzählt wird.

Der Teufel ist die jüngste, durch das Christentum bekannt gewordene, hier zu erwähnende übernatürliche Erscheinung. In der Vorstellung des Volkes giebt es neben dem eigentlichen Teufel (dûwel), der als Gegensatz zu Gott gedacht wird, noch mehrere Teufel, gleichsam Gesellen des Oberteufels, die hier und da auftreten und gebannt werden müssen, was schon daraus hervorgeht, daß es heißt, ein Teufel that dieses oder das. Sie fürchten das Kreuz, das sie nicht sehen können, oder frommen Gesang, sie werden, wie andere böse Geister, vertrieben, wenn man aus der Bibel ein Kapitel rückwärts liest; der Teufel ist

---

[1]) Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, 1864, S. 362.

[2]) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, S. 141. Grabowsky, Die Lübbensteine, Globus, Band 65, S. 374. Gleiche Sagen von den altmärkischen Steinkammergräbern, Kuhn, Märkische Sagen, S. 25.

[3]) Kuhn und Schwartz a. a. O., S. 141. Grabowsky, Die benagelte Linde auf dem Tumulus in Evessen. Globus, Band 67, S. 15. Mit Abbildung. — Ähnliche Sagen von Sandkörnern und Hügeln, die von schreitenden Riesen stammen (aus Banterode, vom Weißenstein bei Odagsen, von Salzderhelden, von Hildesheim und Escherode) bei Schambach und Müller, S. 146.

mit einem Pferdefuß ausgestattet und kann sich in Tiere verwandeln. In mancher spukhaften Erscheinung, von der man sich erzählt, sitzt der Teufel. Unerkannt mischt sich der Teufel gern unter Menschen, forscht sie aus, sieht, ob er Seelenbeute machen kann oder spielt ihnen einen Possen. So ist er einst in



Fig. 74. „Hoch“ (Tumulus) mit benagelter Linde zu Evessen am Elm.

Kästorf in einen Kreis von Plumpsackspielern gekommen und hat, statt mit dem Plumpsack, ein Mädchen mit seinem Pferdefuß auf den Rücken geschlagen, daß dieses laut aufschrie. Die Menschen verschreiben dem Teufel ihre Seele und erhalten dafür Geld; manche, die plötzlich reich wurden, ohne daß man wußte wie, haben so ihr Vermögen erlangt. Wenn die Frist abgelaufen, holt der

Teufel den Betreffenden und dreht ihm den Kopf, de nâse in'n nacken[1]) Nicht nur in den öfter als Flurname vorkommenden „Höllen" wohnt der Teufel, sondern auch in den Teufelslöchern (dûwelskûle bei Lelm) und der Teufelsküche am Reitling im Elme. Verschwunden ist heute die Teufelskuhle nördlich von der Stadt Braunschweig im Ärkeroder Felde. Das Sprichwort beschäftigt sich mit ihm und seiner Großmutter; von einem Reichen, der noch mehr bekommt, sagt man: de dûwel schitt immer up'n dicksten hucken; von einem Pockennarbigen: up dem hat de dûwel arften edoschen. Häufig hört man: Wenn't râ'nt un de sunne schînt, dann hat de dûwel hochtît. — Wenn einer 'n dûwel an de wand mâlt, is hei nich wît.

Der Teufel in eigener Person hat im 16. Jahrhundert auch in der Stadt Braunschweig Hochzeit gehalten, und zwar mit seiner Großmutter. Nächtlicherweile hat er von dem kaiserlichen Obersten daselbst, Meineke von Peine, sich dessen großen Saal ausgebeten und nach einigem Zögern von diesem auch erhalten. Dafür durfte auch zugeschaut, aber ja nichts von Unbeteiligten von den Teufelsspeisen genossen werden. Zwei Mägde Meinekes haben auch zugeschaut und folgendes berichtet: Nachts um die zwölfte Stunde sind viele Wagen vorgefahren und Reiter angelangt. Der ganze Saal war voll Teufel und Teufelinnen in Menschengestalt. Der oberste der Teufel erschien als junger, geschmückter Mann, aber mit zwei Hörnern auf dem Kopfe; seine Braut war häßlich wie die Nacht und sprang auf Krücken. Nachdem alle weidlich gegessen und getrunken, wurde getanzt und dann um 3 Uhr aufgebrochen. Der Saal war ganz rein geblieben und zum Danke hinterließen die Teufel einen kostbaren Teppich samt einem Ringe im Werte von 2000 Dukaten und dabei einen Zettel, auf dem stand, Meinete von Peine würde stets mit seinen Kindern im Wohlstande bleiben, wenn Teppich und Ring immer zusammenblieben[2]).

Den Gottesleugnern bricht der Teufel den Hals. Als ein solcher galt Lessing und als er am 15. Februar 1781 im Angottschen Hause in Braunschweig starb, erzählte sich das niedere Volk, der Teufel habe ihn geholt.

Mit dem Teufel erscheint der Rabe als sein Begleiter. Zur Zeit der Hennig Brabantschen Bewegungen umschwebte (1604) ein Rabe auf dem Ägidienkirchhofe unablässig Hennig Brabants Haupt und ließ sich krächzend auf dessen Haus nieder, woraus der Aberglaube jener Zeit und vor allem der Grobschmied Aschen Kamla einen Schluß auf Hennig Brabants Bündnis mit dem Teufel zog[3]).

In naher Beziehung zum Teufel stehen die Freimaurer. Eine ganz unglaubliche Anzahl Schauergeschichten erzählt das niedere Volk auf dem Lande

[1]) Teufelssagen bei Voges, S. 57.

[2]) Beste, Vorstellungen unserer Väter vom Teufel mit besonderer Rücksicht auf die Stadt Braunschweig. Braunschw. Magazin 1840, S. 251.

[3]) Rehtmeiers Kirchengeschichte IV, S. 212. Ribbentrops Beschreibung der Stadt Braunschweig, S. CLVII.

von ihnen. Der Aberglaube ist da sehr rege und hat offenbar durch die mysteriösen Ceremonieen vieler Freimaurerlogen Nahrung erhalten.

Allgemein heißt es, die Freimaurer seien eine Teufelsgesellschaft. Auf der Leopoldstraße in Braunschweig, da haben sie ihr Haus, wo sie zusammenkommen, und im Versammlungssaale steht eine lange Tafel. Unter der liegt der Teufel in Gestalt eines großen schwarzen Hundes mit feurigen Augen. Ringsum an den Wänden da hängen die Bildnisse sämtlicher Freimaurer. Alle Jahre muß einer von ihnen sterben und wer das sein soll, darüber entscheidet das Los. Wenn die Todesstunde des Betreffenden gekommen ist, dann steht der Oberste der Freimaurer auf und sticht mit einer großen Nadel in das Bild des Todeskandidaten. In demselben Augenblicke stürzt dieser, gleichviel, wo er sich befinden mag, tot zusammen; gewöhnlich ist der Teufel dabei zugegen und dreit ne de nâse in'n nacken.

Das Volk bezeichnet viele als Freimaurer oder als solche, die es einmal waren; zumal Leute, über deren Vermögensursprung oder Herkunft sie nichts näheres wissen, gelten als Freimaurer und ihnen dichtet man Geschichten an oder überträgt alte Fabeln auf sie. Eine Frau wußte, daß ihr Mann Freimaurer geworden war; sie wollte ihn aber aus der Teufelsgesellschaft befreien und ging nach Braunschweig ins Freimaurerhaus. Da hing schon ihres Mannes Bild zwischen den übrigen. „Du sollst ihn los haben“, sagte der Oberste, gab der Frau eine große Nadel und ließ sie in ihres Mannes Bild stechen. Als sie nach Hause kam, war ihr Mann tot.

Ein Ziegeleibesitzer erzählte, in 14 Tagen würde eine Kutsche kommen und ihn abholen. Dann würde er lange Zeit nicht zu Hause sein. Die Kutsche kam auch; aber anderen Tages brachte sie den Mann tot zurück, de nâse in'n nacken. Der war unter die Freimaurer gegangen gewesen und das Los hatte ihn gleich an seinem Eintrittstage getroffen.

Der Amtmann Franz in Salzdahlum ist auch Freimaurer gewesen. Eines Tages ist er auf der Wiese beim Heumachen; da sieht er auf die Uhr, erschrickt und ruft: „ich habe die Zeit verpaßt!“ Wie rasend jagt er mit dem Pferde nach Hause, als er den Hof erreichte, stürzte er tot nieder. Das hing mit der Freimaurerei zusammen.

Aberglauben, Wetterregeln und Volksmedizin.

Aberglauben.

Es besteht noch sehr viel Aberglauben in Stadt und Land, dem sich oft gebildete Leute nicht ganz entziehen, wenn sie auch von dem Thörichten ihres Beginnens überzeugt sind. Eine vollständige Sammlung mitzuteilen, auch wenn es in meiner Macht läge, erscheint zwecklos, denn es giebt genug Schriften, welche sich für Deutschland damit befaßt haben[1]). Wir haben, abgesehen von den allgemein menschlichen (bei Kultur- wie Naturvölkern oft bis in die feinsten Einzelheiten identischen) abergläubischen Vorstellungen, die deutschen weit und breit im Vaterlande geltenden, speciell niederdeutschen Formen des Aberglaubens bei uns vertreten, die zuweilen lokale Färbung annehmen. Schon früh ist durch die Regierung dagegen geeifert worden, wie denn die landesherrliche Verordnung vom 8. September 1648 besagt: „Es soll sich jeder männiglich des abgöttischen Wahrsagens, Aberglaubens und Krystallsehens enthalten, niemand auch dasselbe begehren oder es sollen sowohl diejenigen, welche sich unternehmen, solcher gottlosen Leute Rat sich zu bedienen, als diejenigen, welche sich solcher abgöttischen Händel thätlich gebrauchen, zu ernster, willkürlicher Strafe gezogen und nach Gelegenheit an Leib und Leben gestraft werden.“ In der Marktordnung der Stadt Braunschweig vom 29. September 1763 wird der Verkauf von „Träumen und abergläubischen Büchern“ verboten.

Was im nachstehenden verzeichnet ist, wurde unmittelbar dem Munde des Volkes entnommen und niedergeschrieben, wie ich es erfuhr. Mehr ist in den Abschnitten über die Spinnstube (vom Flachs), Wetter, Geburt, Hochzeit, Tod u. s. w. nachzulesen, wo es besser zur Erläuterung dient als in einer allgemeinen Sammlung.

---

[1]) A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Zweite Auflage. Berlin 1869. Viel in Grimms deutscher Mythologie. IV. Auflage. Berlin 1878. Wichtig ist die kleine Schrift von W. Mannhardt, Die praktischen Folgen des Aberglaubens. Berlin 1878.

Tagewählerei. Der Ausdruck stammt von Luther, der ihn in der Bibelübersetzung[1]) gebraucht für diejenigen, welche an glückliche und unglückliche Tage glauben. Und das thut so ziemlich die ganze kultivierte und unkultivierte Menschheit.

Bismarck klagt einmal brieflich seiner Gemahlin, daß er in Letzlingen schlechte Jagd gehabt habe, weil es Freitag war. So ist auch der Freitag allgemein als Unglückstag angesehen, an dem man nicht gern etwas unternimmt.

Von besonderem Werte ist die Tagewählerei für die Knechte und Mägde auf dem Lande. Sie haben ganz bestimmte, genau eingehaltene Regeln, von denen sie durchaus nicht abweichen, zumal bezüglich des Anziehens bei einer Herrschaft. Es gelten folgende: der Montag „wird nicht wochenalt“, an ihm soll man nichts wichtiges beginnen, namentlich nicht anziehen, da man sonst schon im Laufe der Woche wieder abziehen wird. Dienstag ist gut; Mittwoch nicht gut; Donnerstag ist sehr gut; Freitag taugt gar nichts und der Sonnabend ist mittelmäßig. Ein ordentlicher, fleißiger Knecht zieht nur am Dienstag oder Donnerstag an.

Die Kuh, die gekalbt hat und zum ersten Male wieder den Stall verläßt, wird an der Schwelle über eine Axt geführt, sonst bleibt sie nicht gesund.

Neugeborene Kälber muß man mit Salz und Dill bestreuen, damit sie gut wachsen.

Wenn die Kuh oder die Ziege die eigene Nachgeburt (niederdeutsch hâmel) frißt (was beide gern thun), so geben sie wenig Milch.

Es ist glückverheißend, wenn Schafe zur Rechten begegnen.

Eine neu gekaufte Katze gewöhnt sich ans Haus, wenn man sie dort in den Spiegel schauen läßt.

Putzt sich die Katze, dann kommen Gäste.

Dat witte wessel (Hermelin) saugt den Kühen die Milch aus, wobei titten un strêken (Euter und Zitzen) schwellen. Man heilt die Geschwulst durch Reiben mit Hermelinfell. Dieses Reiben ist auch gut, um das Buttern zu befördern; die Butter scheidet sich dadurch besser von der Buttermilch.

Wenn man in einem Hof einen Wolfsschwanz vergräbt, so wagt sich kein Wolf hinein, und wenn man solchen in einem Hause aufhängt, so kommen keine Fliegen dahin. (Kalender 1717.)

Ein Huhn, das kräht wie ein Hahn, deutet Unglück an. Man soll ihm den Hals umdrehen.

Wo die Schwalbe oder der Storch nisten, kehrt Glück im Hause ein. Beide dürfen nicht im Nisten gestört oder getötet werden.

Erblickt man im Frühling den ersten Frosch auf dem Trocknen, so muß man in dem Jahre viel weinen, denn de ütsche mot nat sîn.

Sieht man den ersten Frosch im Jahre im Wasser, so hat man Unglück.

Tritt man einen Frosch tot, so giebt es Regenwetter.

Die Kröte (lork) ist ein Gegenstand des Abscheus und wird für giftig gehalten.

Läuse im Haar werden für ein Zeichen der Gesundheit des Besitzers derselben erachtet.

Sieht man im Frühling zuerst einen weißen Schmetterling, so muß man bald zu einer Leiche gehen; einen gelben, so folgt bald Einladung zu einer Taufe, und einen bunten, so muß man sich zu einer Hochzeit rüsten.

Wenn der Teig gesäuert ist, muß das Brot mit einem Kreuze versehen werden, sonst gerät es nicht.

Man darf das Brot nicht auf den Rücken legen, sonst hat man Unglück.

---

[1]) 5. Mos. 18, 10.

Das Brot muß stets mit dem Kunste vom Tische nach außen, mit der Schnittfläche nach innen liegen; sonst entsteht Zank.

Schneidet jemand Brot schief an, so ist dieses ein Zeichen, daß er am gleichen Tage gelogen hat — oder er darf noch nicht bald heiraten.

Beim Anschneiden des Brotes macht man mit dem Messer ein Zeichen des Kreuzes über dasselbe. Dann geht in der Haushaltung das Brot nie aus.

Wer schimmeliges Brot verzehrt, findet Geld.

Wer mit Brotstückchen wirft, kommt nicht in den Himmel oder der liebe Gott straft ihn.

Kranke, welche Krämpfe haben, dürfen nicht mit bloßen Händen, sondern müssen mit einer blauen Schürze angefaßt werden, sonst werden sie lahm.

Sprechen zwei gleichzeitig denselben Gedanken, Wunsch u. s. w. aus, so leben sie noch längere Zeit zusammen. Wenn wi dat ôwer't jâr noch dauet, lêwet wi noch, pflegt man dabei zu sagen.

Ist jemand von Hause fortgegangen und er bemerkt, daß er etwas vergessen hat, so darf er nicht umkehren, um das Vermißte zu holen; er hat sonst den Tag über kein Glück. Wohl aber darf er jemanden aus dem Hause rufen, um ihm das betreffende zu bringen.

Der Fund eines vierblätterigen Kleeblattes deutet auf Glück; ein fünfblätteriges auf Unglück. Dieser Aberglaube ist verhältnismäßig jung, denn der Anbau des Klees stammt erst aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Weiße Flecke auf den Nägeln deuten die Zahl der Jahre an, die man noch zu leben hat. Oder: sie deuten auf Glück [1]).

Wer am Sonntage geboren ist, wird ein Glückskind; aber auch: Sonntagskinder werden nicht alt.

Von Läusen träumen bedeutet Glück.

Begegnet man früh morgens einem Hasen oder einem alten Weibe, so hat man tagsüber Unglück. Dagegen bringt das Begegnen eines jungen Mädchens Glück.

Gefundene Hufeisen bringen Glück. Man nagelt sie mit der offenen Seite nach unten an den Thürpfosten, die Schwelle oder das Schennenthor [2]).

Man soll den rechten Schuh zuerst anziehen, nicht den linken. Umgekehrt bringt's Unglück [3]).

Es bedeutet Unglück oder Zank, wenn man das Salzgefäß bei Tisch umwirft [4]).

---

[1]) In England: A white spot on the nail presages a gift.

[2]) Ein weit verbreiteter Brauch, der wohl durch alle deutschen Lande geht. Seit alters schreibt man dem Rosseshuf und Hufeisen Zauberkraft zu. Der Hufschlag des Rosses des Gottes Balder eröffnete den Durstenden einen Quell; zahlreich sind die Hufeisensagen und in Felsen eingedrückte Hufspuren, die Roßtrappen. If you nail a horseshoe, that you have picked up, over your door it will prevent all witches and evil spirits crossing the threshold, glaubt man in England (Folklore Record I, S. 24, 1878). Auch in Persien benutzt man die Hufeisen in gleicher Art. (O'Donovan, The Merv Oasis. London 1882, II, S. 14.)

[3]) To put on the left shoe before the right is a sign of evil to come. Folklore-Record I, p. 12 (1878).

[4]) Englisch: Spilling salt implies ill-luck.

Auf das zuerst im Kartenspiel gewonnene Geld spuckt man, dann verliert man nicht [1]).

Wer einen Ackerschachtelhalm (bei uns kannenkrût) mit der ganzen Wurzel herausziehen kann, findet darunter einen Goldklumpen.

Das heckemänneken, ein altes Geldstück, bewirkt, daß das Geld, bei dem es aufbewahrt wird, wächst und „nicht alle wird".

Zank und Streit. „Bullert" das Feuer im Ofen, so sagt man: Et fûer schillt, et gift noch strît.

Hühnerfedern im Bette bringen Zank und Streit in die Familie.

Spitze oder schneidige Geräte soll man Freunden nicht schenken, das zerschneidet die Freundschaft, man läßt sich lieber einen Pfennig dafür zahlen [2]).

Wer en häunerstût (Hühnersteiß) vertêrt, kann 't mûl nich hôlen.

Die Vorstellung von der Unreinheit der Frau während ihrer menses, die bei so vielen Naturvölkern bis zur völligen Absperrung derselben vom Tische, ja von der ganzen Dorfgemeinschaft führt, hat sich in einzelnen Zügen bei uns erhalten. Eine Menstruierende darf nicht beim Schweineschlachten helfen, da sonst alles Fleisch, das sie etwa anfaßt, verderben würde. Es kommt vor, daß Leute das Schlachten abbestellen, wenn der Fall bei ihren Frauen eintritt. Auch das Anfassen von Früchten (zum Einmachen) ist während dieser Periode den Frauen untersagt.

Mädchen trinken nicht, wenn sie Sauerkohl gegessen haben. Sie fürchten sonst außerehelich schwanger zu werden.

Ein Mädchen, daß auf einen eidop tritt, wird im gleichen Jahre schwanger.

Wem die Nase juckt, der erfährt bald eine Neuigkeit.

Rotes Haar zeigt einen schlechten Charakter an, wie das auch im Sprichworte sich ausdrückt.

Wenn alle Schüsseln und Teller bei Tische rein ausgegessen sind, giebt's gutes Wetter.

Fällt ein spitzer eiserner Gegenstand (Messer, Gabel u. s. w.) so in den Stubenboden, daß er darin stecken bleibt, so kommen Gäste.

Man soll das Glück nicht rühmen (beraupen), sonst vergeht es. Thut man es dennoch, so muß man dazu sagen: unberufen.

Wer übel gelaunt ist, is verkêrt ût'n bedde komen.

Wer auf einen Kreuzweg pißt, bekommt ein Gerstenkorn aus Auge, das wegepisse heißt.

Haare soll man nur bei zunehmendem Monde beschneiden, sie fallen sonst aus.

Die Weiden sind darum hohl und platzen, weil der Verräter Judas sich an einer Weide erhängte.

Nach dem Regenbogen darf man nicht mit Fingern zeigen.

Fällt ein Stück Brot oder Kuchen in das Getränk (Bier, Kaffee), so darf man es nicht mit einem Messer herausholen, man bekommt sonst Leibschmerzen.

---

[1]) Im Speichel sitzt besondere Kraft. Fishwomen and hucksters generally spit upon the handsel, the first money they receive. Henderson, Folklore of the Northern counties. 2. Aufl. London, 1879, S. 32.

[2]) Englisch: You must not give a knife to one whom you love or it will cut your love asunder. Folklore-Record I, p. 12 (1878).

Sitzen 13 Personen bei Tische zusammen, so stirbt davon im Laufe des Jahres eine [1]).

Man darf die Betten nie so stellen, daß die Füße des Schläfers nach der Thür hinweisen, sonst wird er bald hinausgetragen, d. h. stirbt.

Träumt man von Eiern oder Läusen, so stirbt bald jemand aus der Verwandtschaft.

Der nösel, die Schnuppe, die am Lichte sitzt, deutet auf Ankunft eines Briefes oder „es stirbt einer".

Träume, die man träumt, treffen ein, wenn man weißblühendes Heidekraut unter das Kopfkissen legt.

Wer tot gesagt wird, lebt dafür noch recht lange.

Tote, die zurückkehren und umgehen, darf man nicht anreden, sonst stirbt man bald.

Wo ein Selbstmörder gestorben, da spukt es und es gehen die Leute auch jetzt noch nicht gern bei Nacht an solche Stellen.

Weht ein starker Wind, so glaubt man, daß sich einer erhängt habe.

Sieht man eine Sternschnuppe fallen, so wird ein Wunsch, den man dann hegt, erfüllt.

Die Erscheinung eines Kometen am Himmel deutet auf Krieg, Unglück, Seuchen.

Niest (prûstet) man während der Erzählung, so redet man die Wahrheit. Es heißt dann dat is beprûst't.

Man darf nicht über den Schmutz hinwegschreiten, der von Stiefeln und Schuhen abgekratzt ist, sonst bekommt man Schnupfen. Der Schmutz wird deshalb so schnell wie möglich fortgebracht. Bei Leuten, die im Felde zu thun haben, fallen große Mengen davon ab.

Gedruckte Schutzbriefe, welche kugelfest machen, sind in den Jahren 1866 und 1870 bei uns, wie in anderen deutschen Landschaften, aufgetaucht und unter den Soldaten, namentlich vom Lande, benutzt und mit in den Krieg genommen worden. Sie sollen sich in den Drömlingdörfern noch hier und da eingerahmt in den Stuben der Bauern finden [2]). Ein solcher lautet: „Ich gehe und stehe heute mit Gott, dem Herrn Jesu Christo. Sein heiliges Fleisch und Blut ist mein Harnisch und das Haupt, daß mich keine Waffe noch Degen schneidet, haut oder sticht und keine Kugel an Leib oder Leben verletzt. Sie sei von Gold, Silber oder Stahl, Messing oder Eisen, von Zinn oder Blei, so macht mich mein Herr Jesus von allen Sünden frei. Ich gebe aus mit Gott dem Herrn. Jesus Christus ist mein Gesell. Im Namen Gottes, des Sohnes, des heiligen Geistes." † † †

Schlägt ein Kind seine Eltern, ein Mann seine Frau oder umgekehrt, so wachsen dem Schläger nach seinem Tode die Finger aus dem Grabe. In Gegenwart eines Fremden schlug Mutter H. in Bortfeld ihren Mann und als der Fremde bemerkte, ihr würden die Finger aus dem Grabe wachsen, antwortete die H.: „Wenn dat wâr wärre, müsste ûse kerkhof wie en spergesfeld ûtsein."

Bei der Obsternte soll man ein paar Früchte am Baume sitzen lassen, sonst trägt der Baum im nächsten Jahre nicht.

---

[1]) Englisch: If 13 sit at table one will die before the year is out. Zu diesem allgemeinen Aberglauben, der darauf zurückgeführt wird, daß Jesus Christus bei seiner letzten Mahlzeit mit 12 Jüngern zusammen saß, will ich folgendes hier festnageln, damit es nicht verloren gehe. In der Stadtverordnetensitzung zu Frankfurt am Main vom 9. März 1893 kam es zur Sprache, daß in verschiedenen Straßen Frankfurts die Zahl 13 fehle; es stellte sich heraus, daß, den Wünschen der Hausbesitzer Rechnung tragend, vom Tiefbauamt das Übergehen der Nummer unter Zustimmung des Magistrats gebilligt worden war.

[2]) M. Ebeling. Blicke in vergessene Winkel. Leipzig 1889, II, S. 103.

Trägt der Obstbaum zum ersten Male, so muß man die kleine Ernte — und sei es auch nur eine Frucht — in einer großen Kiepe heimtragen. Thut man das nicht, so bringt der Baum immer nur wenig Früchte (Eitzum).

Frauenzimmer, welche eine „weiße Leber" haben, bringen ihre Männer bald ins Grab. Von einer Frau, die zum dritten Male heiratete, wurde gesagt: Düsse krigt öne ôk dot, se hat ne witte lewere.

Die Farbe des Viehs (Pferde und Rinder) ist für gewisse Höfe glücklich oder unglücklich. In einem Hofe zu Volkmarode gediehen nur schwarze Pferde. Als der Bauer D. in denselben heiratete, wollte er sich gern Braune anschaffen, diese gingen aber jedesmal sofort ein, so daß er bei schwarzen Pferden bleiben mußte. Man sagte daher allgemein: Schimmel un fösse hebbet dort kein dê (Gedeihen).

Zeigen sich die Blüten des Korns zuerst am obern Ende der Ähre, statt am untern, so wird das Korn teuer; umgekehrt wird es billig.

Sticht sich eine Näherin beim Anfertigen eines für sie selbst bestimmten Hemdes in den Finger, so daß ein Blutfleck in dem Hemde entsteht, so erhält sie einen Kuß, wenn sie das Hemd trägt.

Will man recht dicke Gurken erzielen, so muß man ein paar abgetragene Schuhe oder alte Pantoffeln (slarben) ins Gurkenbeet vergraben.

Bei Besuchen muß man sich setzen, sonst nimmt man den Besuchten die Ruhe. Set dik doch man hen, süs künn we nich slâpen.

Es schützt vor Blitzschlag, wenn man, so lange das Gewitter andauert, aus dem Gesangbuche laut liest.

Man soll Feuer auf dem Herde anzünden, wenn ein Gewitter naht. Anderwärts: Man muß das Feuer auslöschen, wenn es donnert und blitzt.

Rückwärts. Wenn man einen Schrecken angerichtet hat, so kann derselbe wieder gut gemacht werden, dadurch, daß man die betreffende Handlung rückwärts verrichtet. Es liegt in dem „rückwärts" eine besondere Kraft. Ein Geisterbeschwörer in Groß-Steinum, der Verstorbene citierte, ließ sie wieder verschwinden, indem er in seinem Zauberbuche rückwärts las[1]). Folgender Fall, bei dem es sich um das Zurückläuten von Glocken handelt, hat sich im Jahre 1866 in dem braunschweigischen Dorfe D. ereignet. Ich gebe den Aberglauben nach dem Braunschweiger Tageblatt, welches folgende Mittheilung damals brachte: „Ein hiesiger Hauswirt, achtbarer Mann, hatte einen unverheirateten Bruder, schon ziemlich in den Jahren, bei sich, der oft an Schwermut litt und sich in diesem Zustande erhängte. Der Hauswirt verschwieg die Todesart und erlangte ein anständiges Begräbnis mit Glockengeläute. Bald sprach sich aber die Sache doch aus. Als der Herr Pastor davon hörte, ließ er den Hauswirt zu sich kommen, machte ihm Vorwürfe, ein ehrliches Begräbnis für einen Selbstmörder erschlichen zu haben und erklärte: die so verunehrten beiden Glocken dürften nie wieder für gute Christen geläutet werden und der Hauswirt sei verpflichtet, ein Paar neue, eben so große gute Glocken auf seine Kosten anzuschaffen. Dieser ließ sich aber darauf nicht ein. Indem nun so nicht durchzukommen war, verordnete der geistliche Herr, daß

[1]) Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 78.

die mißbrauchten Glocken wieder ehrlich gemacht werden sollten, sie müßten zurückgeläutet werden. Der in der Glockenwelle steckende Schwengel, an welchem der Strick sitzt, wurde umgesteckt und so beide Glocken nun feierlich, ein eben so langes Schauer zurückgeläutet, was man hier landüblich „rügwas" nennt."

In einem gegen den damals herrschenden Aberglauben gerichteten Artikel der Braunschweigischen Anzeigen vom 25. Oktober 1760 werden folgende abergläubige, in Braunschweig umlaufende Meinungen aufgezeichnet, die in der obigen Zusammenstellung nicht enthalten sind.

Am Weihnachts-, Neujahrs- und heiligen drei Königs-Abend muß man Häring, der ein Rogner ist, essen, so hat man das ganze Jahr Geld.

Wirft man am Weihnachtsabend einen Schuh oder Pantoffel über den Kopf an die Stubenthür, und solcher steht verkehrt, so bedeutet das für den Eigentümer Krankheit.

Vergrabenes Geld rückt alle 7 Jahre weiter in der Erde abwärts.

Bei sich zeigenden unterirdischen Schätzen muß nichts gesprochen, sondern dieselben müssen in der Stille mit einem Stück Kleidung, worüber der Segen gesprochen, bedeckt werden.

Bei Abendzeit muß niemand eine Spinne tot machen.

Das Ohrenklingen bedeutet bald was gutes, bald was böses. Man sagt heute: recht ôr, slecht ôr; link ôr, klink ôr, also das rechte ist unglücklich, das linke glücklich. Klingen die Ohren, so muß man auf den Saum seines Kleidungsstückes beißen: denn bitt sik de drîwe (die Klatschbase) up de tunge.

In Krystall ist der Dieb einer gestohlenen Sache zu sehen.

Durch das Sieblaufen, wobei eine Schere gebraucht wird, welches aber beides Erbstücke sein müssen, wird der Dieb einer gestohlenen Sache gleichfalls entdeckt.

Die Wünschelrute ist ein abergläubisches Zaubergerät von besonderer Kraft und muß hier erörtert werden. Dieser Aberglaube ist noch ungemein weit verbreitet in unserm Herzogtum. Begünstigt wird derselbe durch Wassermangel in manchen Gegenden, der namentlich bei der Wasserversorgung der Städte und bei der Verbreitung der Industrie über das flache Land sich fühlbar macht. Ihm abzuhelfen haben neuerdings „Quellensucher" vielfach ihr Wesen getrieben und dabei eiserne oder hölzerne Wünschelruten verwendet, Magistrate einiger Städte und Dorfgemeinden haben sich dieser Leute bedient. Schon in der berühmten von Diderot und d'Alembert herausgegebenen Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences etc. (Paris 1751 ff.) heißt es in dem Artikel abreuver, „von der Wünschelrute lassen sich übrigens nur Narren anführen und nur abergläubische Quellensucher oder Charlatane dürfen es wagen, sie anzuwenden". Trotz dieser in wissenschaftlichen Kreisen seit mehr als hundert Jahren verbreiteten Erkenntnis, trotz aller „Aufklärung" ist die Zahl jener noch sehr groß, die da glauben, einem gewöhnlichen Stücke Eisen oder einem abgeschnittenen Zweige wohne die Kraft inne, Wasser in der Tiefe des Erdbodens oder metallische Schätze nachzuweisen. Doch dürfen wir Braunschweiger uns damit trösten, daß der gleiche Aberglaube noch weit durch Deutschland verbreitet ist[1]) und daß die Engländer das Gerät als diving-

[1]) Vergl. Prof. F. Knapp, Die Anwendung der Wünschelrute beim Passauer Grubenbetriebe. Globus, Band 63, S. 328 (1893).

rod [1]), die Franzosen als baguette divinatoire, die Italiener als verga lucente oder verga trepidante (lichtgebende oder zitternde Rute) auch heute noch verwenden. Es ist sehr alt, erreichte aber im 15. und 16. Jahrhundert seinen Höhepunkt, wo alle Bergleute, Schatzgräber, Brunnenmacher damit versehen waren. Ein größeres Lehrbuch in sieben Kapiteln von Basilius Valentinus erschien schon 1490 darüber [2]).

Der Geologe Haas, welcher sich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß „occulte Kräfte" in dem Zauberstabe liegen und der alle übernatürlichen Eigenschaften der Wünschelrute von sich weist, auch den vielen Schwindel, der damit getrieben wird, „um den Dummen, die nie alle werden, Sand in die Augen zu streuen", bemerkt: „Es ist schwer, sich ein objektives und richtiges Urteil darüber zu bilden, ob alle die Leistungen, die mit der wasserschlagenden Rute ausgeführt werden, ins Reich der Fabel und der Mythe und in das Kapitel vom Betrug zu versetzen sind, oder nicht. Gerade hier sind so eigentümliche und bisweilen geradezu verblüffende Ergebnisse zu verzeichnen, daß man wohl kaum berechtigt sein dürfte, alle diese Fälle als Humbug anzusehen, ohne das Kind mit dem Bade auszuschütten." Freilich, daß die zitternde eiserne oder hölzerne Rute das Auffinden von Wasser zu stande gebracht habe, vertritt selbstverständlich Haas nicht

Bei uns heißt das Gerät wickerraue von wicken, wahrsagen, vorhersagen (angelsächsisch viccian, fascinare, holländisch wikken, zu vergleichen das englische witch, Hexe), man sagt auch einfach raue (Rute); in den Dörfern im südlichen Teile des Herzogtums, nach dem Harze zu, spricht man wickelraue [3]). Das Ding, welches man mir zu Reindorf im Hasenwinkel zeigte, war eine gabelförmige Haselrute, etwa 40 cm lang und an einem Neumondstage geschnitten; es gehörte einem herumziehenden Quellenfinder und Karousselbesitzer.

[1]) A few years ago a leading man and M. P. (Parlamentsmitglied) for the county Carlow used the divining-rod, but without succes, looking for minerals on his property. Folklore Journal, Vol. III, S. 282 (1885).

[2]) Sonstige Litteratur: In den Braunschweiger Anzeigen von 1752, S. 148, fragt ein Ungenannter nach der Bedeutung der Wünschelrute, da es im Harze viele „Rutengänger" gäbe, die Goldadern suchten, worauf ihm Seite 1625 ausführliche Antwort mit vielen Nachweisen aus der älteren Litteratur erteilt wird. — Chr. v. Aretin, Die Litteraturgeschichte der Wünschelrute, München 1807 im Neuen litterarischen Anzeiger 1807, S. 305 bis 477. — Andreas Otto, Beschreibung von der Wünschelrute, Nürnberg 1694. — Jacob Grimm, Deutsche Mythologie [1], S. 545. Schon althochdeutsch heißt sie wunsciligerta (als Übertragung des zauberkräftigen caduceus Merkurs). — C. Sterne, Die Wahrsagungen aus den Bewegungen lebloser Körper unter dem Einflusse der menschlichen Hand. Weimar 1862. — Prof. Hippolyt Haas, Quellenkunde, Leipzig 1895, S. 184 ff. — Mythische Beziehungen der Wünschelrute recht subtiler Art, so daß ich nicht zu folgen vermag, erörtert W. Schwartz in Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde, II, S. 67. Berlin 1892.

[3]) „Wollte man einen Brunnen graben lassen, dann wurde ein Wassersucher geholt, der eine Gerte (swucksche) von Sahlweide mitbrachte, eine wickelraue, die schlug an der Stelle, wo Quellwasser unter der Erde war, auf und nieder. Auch konnte man Geld damit finden, das in der Erde vergraben war." Muddersprake, Plattdeutsche Zeitschrift von Th. Reiche, Braunschweig 1888, Band I, S. 5.

Der Suchende faßte es an den beiden Enden der Gabel, so daß der Stiel nach oben stand und ging so über das Land hin, wo er Wasser vermutete. Die Rute schlug mit der Stielspitze von selbst nieder, wo Wasser in der Tiefe ansteht. Auch Eisenstäbe sollen angewandt werden, doch ist mir darüber nichts näheres bekannt geworden. In den Dörfern der Vorsfelder Gegend und im Drömling ist die Wünschelrute noch häufig im Gebrauche[1]).

Die Wetterregeln.

Wie überall sind auch bei unserm Volke eine große Anzahl von Wetterregeln und Prophezeiungen im Umlaufe, die nach ihrer Bedeutung und ihrem Werte sehr verschieden sind. Man glaubt mehr oder minder daran, doch ist „Professor" Falb mit diesen Wetterregeln neuerdings in Wettbewerb getreten, doch seine „kritischen Tage" haben kaum den Wert, wie die Bauernregeln, denn bei den alten Bauernregeln über das Wetter sind manche aus einer Summe von Erfahrungen heraus entstanden, welche der stets mit der Natur und ihren Wechselerscheinungen im Zusammenhange lebende Landmann allmählich sammelte und in Formeln brachte. Ganz anders wie der Städter, der den Himmel zwischen hohen Häusern nur stückweise sieht, kann der Landmann den lieben, den physischen Himmel, beobachten. Der Hirt, der die Nacht im Freien bei seiner Herde zubringt, entwickelt naturgemäß astrologische Neigungen und bringt das Wetter mit den Mondphasen und Sternen in Zusammenhang; andere Beobachtungen des Himmels, der Wolken, der mit der Witterung wechselnden Gewohnheiten der Tiere führen abermals zu anderen Regeln, die oft einen guten Kern enthalten, sich bewahrheiten und deshalb auch geglaubt werden, wenn auch ein Grund dafür nicht angegeben werden kann. Im allgemeinen heißt es: den kalenner mâket de minschen, dat wedder awer de leiwe herrgot. Diese Erkenntnis hat aber keineswegs verhindert, daß gerade eine Menge alter Kalenderaberglauben in bezug auf das Wetter Eingang auf dem Lande gefunden hat. Dieser Kalenderaberglauben geht, soweit er die Wetterregeln betrifft, wieder weiter zurück auf das deutsche Wetterbüchlein, dessen erste Auflage 1505 erschien und einen gewissen Leonhard Reynmann zum Verfasser hat.

---

[1]) Pastor Ebeling (Blicke in vergessene Winkel, II, S. 275) sah den gabelförmigen Weidenzweig dort noch kürzlich zum Quellensuchen benutzen, freilich ohne Erfolg. Wie das Wünschelrutengeschäft betrieben wird, darüber belehrt uns auch eine Mitteilung der Braunschweigischen Anzeigen vom 22. April 1895. Sie lautet: „Bettingerode, 21. April. Die hiesige Molkerei-Genossenschaft ist genötigt, einen zweiten Brunnen zu graben, weil der erste nicht ausreichend ist. Um sicher zu sein, ergiebige Quellen zu finden, ließ die Genossenschaft den Quellensucher Milatz kommen. Dieser schritt mit seiner Weidenrute in der Hand die Gegend in der Nähe der Molkerei ab, die Rute bog sich bald stark zur Erde und M. versicherte, daß hier reichlich Wasser zu finden sei. Die sechs anwesenden Vorstandsmitglieder der Genossenschaft machten mit derselben Rute auch Versuche; nur bei einem Herrn neigte sich die Rute an der betr. Stelle, während sie bei den übrigen fünf ruhig blieb." Der hier angeführte „Quellensucher" ist ein Butterhändler in der Stadt Braunschweig.

Es ist außerordentlich oft aufgelegt und bringt selbst wieder uralte Regeln, die schon in den Schriften des Altertums (Theophrast, Aratus, Virgil, Plinius) zu finden, aber von Reynmann in derbe gereimte deutsche Verse gebracht wurden. Ungefähr gleichzeitig (1517) erschien die konkurrierende „Bauernpraktik“ des Heyne von Uri, welche noch mehr Auflagen erlebte. Sie erfuhren manche Nachahmungen, bilden aber den Grundstock zu den noch heute umlaufenden Wetterregeln [1]). Einige fast wörtlich zu den heute gültigen Regeln unserer Landleute stimmende Angaben des Wetterbüchleins füge ich unten in Anmerkungen bei.

Eine Hauptsache für den Landmann ist der Regen, und da giebt es denn eine Unzahl Wetterregeln, die sein Kommen oder Ausbleiben anzeigen. Im folgenden gebe ich eine Auswahl, fast durchweg geltender:

Wenn es am „Siebenschläfer“, 27. Juni, regnet, so regnet es sieben Tage oder sieben Wochen lang hintereinander.

Sitzen die Tauben in einer Reihe hintereinander auf dem Dache, so giebt's bald Regen. — Viele Frösche auf dem Trocknen deuten auf baldigen Regen.

Fliegen die Hühner gegen ihre Gewohnheit hoch, so giebt's bald Regen.

Fliegen die Schwalben niedrig, so giebt's bald Regen.

Stehen während des Regens große Blasen auf den Pfützen, dann regnet es noch drei Tage hintereinander.

Ist der Blocksberg verschleiert, dann giebt's Regen.

Hat der Mond einen Hof, dann giebt's binnen drei Tagen Regen.

Wenn't dorch den heidrôk rä̂'ent, rä̂'ent et lange.

Sind die blinnen flei'n (Stechfliegen) sehr blutdürstig, so giebt's bald Regen [2]).

Schreit der Grünspecht viel, so giebt's bald Regen.

Wenn der Wald brûet (dampft), giebt es Regen.

Regnet es Karfreitag, so regnet es auf einen heißen Stein, d. h. wir bekommen einen heißen Sommer.

Wenn de sunne sau froi schînt, gift et rä'en.

Rä̂'nt et abends in'n rä'nbogen, sau rä̂'nt et annern dâges we'er.

Wenn sik de dûwen bâ'et gift et rä̂'n.

Hat'n vor Johannig keinen rä'n, sau hat'n na Johannig.

Wenn de katten prûstet gift et slecht wedder (rä̂'en).

Regnet's am St. Jakobstage (25. Juli) oder am dritten Freitage vor Jakobi, so verderben die Eicheln. (Braunschw. Kalender von 1685.)

Wenn de sunne in'n abendbrôtspot schînt, dann gift et den annern dag rä̂'en.

Selbst die Strümpfe sind von Einfluß auf den Regen. Läßt jemand sie herabhängen, so fängt es bald zu regnen an. De strümpe trecket wâter, heißt es da.

Fressen die Hunde Gras, so giebt's bald Regen [3]).

Schînt de sunne up't natte blatt,
Gift et balle wê'er wat.

---

[1]) G. Hellmann, Meteorologische Volksbücher. Berlin 1895. S. 21 bis 30.

[2]) Wetterbüchlein von 1505: Wenn die roß seer beissen die mucken, Bedeut ein regen von freyen stucken.

[3]) Wetterbüchlein von 1505: Wenn den Hunden die bauch kurren, Vil gras essen, greinen und murren, So bleibt selten unterwegen, Es folgt darauf bald ein regen.

Auch die **Gewitter** haben ihren eigenen Kreis von Regeln.

Zieht das erste Gewitter im Jahre über kahle, noch unbelaubte Bäume, so giebt's viele Gewitter.

Stets hundert Tage nach einem Herbstnebel erfolgt ein Gewitter.

Während des Gewitters darf man nichts essen, „denn den Schläfer laß schlafen, den Fresser schlag tot, sagt der liebe Gott". (Klein-Schöppenstedt.)

Während eines Gewitters lösche man das Feuer auf dem Herde, damit es nicht einschlägt. (Andere zünden während des Gewitters Feuer an.)

Donnerkeile, die vorgeschichtlichen Steinbeile, schützen das Haus gegen Blitzschlag. Sie werden durch Gewitter auf die Erde geschleudert. Die gleiche Eigenschaft schreibt man auch (z. B. in Meerdorf) den vielfach vorkommenden Belemniten zu.

Das **schöne Wetter** hat auch seine Vorbedeutungen.

Wenn die Schwalben hoch fliegen, wird's schön Wetter.

Ist der Blocksberg klar zu sehen, giebt's gut Wetter.

Wenn de sunne dorch den heidrôk schînt, hebbet we lange gut wedder.

Sind alle Schüsseln rein ausgegessen, so giebt's am nächsten Tage gut Wetter.

Abendrôt gut wedder drôt,
Morgenrôt dat wâter an'n tûne flôt.

Eine andere Lesart dieses Wetterspruchs ist:

Morgenrôt dat wâter up'r strâten flôt,
Abendrôt den annern dag gut wedder bôt[1]).

Eine Änderung der Witterung tritt ein, wenn't hellhörig is. d. h. wenn man auf große Entfernungen hin hören kann.

Stehen schwarze Wolken im Norden über der Heide, so sagt man in den an das Lüneburgische grenzenden Dörfern: „de heidjer brummt". Ist's dort hell und heiter: „de heidjer lacht", es giebt gutes Wetter. Allgemein heißt der Heidebewohner heidjer, paganus.

Frost, Eis und Schnee machen wieder ein besonderes Hauptstück in den Wetterregeln unserer Landleute aus.

De erste rîfen werd immer noch emal afespäult; es folgt immer noch einmal Regen auf den ersten Reif.

Wenn de martensgaus up'n ise steit,
Kristkinneken in'n dreeke geit.

Groine winachten. witte ostern.

Fanget de dâge sik an tau längen,
Fänget de külle sik an tau strengen.

Märzenschnee thut den Saaten weh.

Mamertus, Pankratius, Servatius (11. bis 13. Mai), die „gestrengen Herren", stehen in Achtung; man fürchtet bis dahin noch Frost.

Wenn't up Mattîs freist, sau freist et 40 nächte.

---

[1]) Wetterbüchlein von 1505: Ain morgenröt die lengt nit, Ain bauchete magd taugt nit, Die röt bedeut ain regen oder wind, So ist die magd faißt oder tregt ain kind. — Wenn in der sonnen nidergeen Rot wolken an dem himmel steen, Der tag darnach würt gwonlich schön.

Mattîs brickt dat îs, finnet he keins, mâkt'e eins.

Lichtmissen hebbet we winter wissen.

Wenn's am Tage Petri Stuhlfeier (22. Febr.) friert, so wird es noch 14 Tage frieren. (Braunschw. Kalender von 1685.)

So viel Reif oder Fröste vor Michaelis kommen, so viel sollen nach folgendem Walpurgis kommen. (Daselbst.)

St. Gallen (16. Oktober),
Let den snî fallen.

Allgemeine Regeln sind:

April warm, Mai kolt, Juni natt,
Füllt den bûren schûn un fatt.

Nehmen im Winter die Bäume und Steine eine dunklere Färbung an, so giebt's bald Tauwetter.

So, wie das Wetter am Freitag ist, wird es auch am folgenden Sonntage sein.

Is de woche wunderlich,
Is de frîdag absunderlich.

De wind steit mit'n häunern up un geit'r midde tau bedde. Der von morgens früh an wehende Wind stillt gewöhnlich gegen Abend ab.

Sau, as Vitusdag sik hält,
Is de ganze harwest bestellt.

Am 1. September (Ägidii) sagt man: Wenn de hirsch nat up de brunst geit, gift et nat wedder; geit hei drôge up de brunst, gift et drôget wedder.

Früh genug hat es aber schon Zweifler gegeben, welche mißtrauisch alle diese geglaubten Wetterregeln betrachteten. Daher stammen denn auch Spottregeln, die ganz in der Art der echten gehalten sind, und mit sicherem Tone vorgetragen werden, so daß sie vielfach als Weisheit angesehen werden. Dahin gehören:

Wenn der Hahn kräht auf dem Mist,
So ändert sich's Wetter, oder es bleibt, wie es ist.

Guckt die Maus aus ihrem Loch,
So hat sie gefressen oder es hungert sie noch.

Es schließen sich den Wetterregeln an zahlreiche auf Erfahrung und Beobachtung beruhende Regeln, welche mit der Landwirtschaft und der Naturumgebung des Bauern im Zusammenhang stehen, zum Teil aber alten Kalendervorschriften entstammen.

Säet man, wenn die Sonne in den Zwillingen steht, so wird die Ernte gut.

Erbsen darf man nicht säen, wenn die Sonne im Krebse steht; sie werden sonst wurmstichig.

Kohl muß vor dem Vitustage (15. Juni) gepflanzt sein, sonst mißrät er, denn vîtkôl, schîtkôl.

Bohnen sollen am 12. Mai gepflanzt sein; säet man sie im Zeichen des Krebses, so gelangen sie nicht zur Blüte. Gut ist für sie das Zeichen der Jungfrau.

Am 1. Mai muß sich die Krähe schon im Korne verstecken können, dann wird die Ernte gut.

Die Gerste muß in elf Wochen von der Banse herab und wieder hinauf, oder in einem Vierteljahre zweimal im Sacke sein, denn längere Zeit soll bei normalen Verhältnissen zwischen Aussaat und Ernte nicht vergehen.

Rüben behalten nur bis zum Anfang des neuen Jahres ihren guten Geschmack, denn

Hillige drei könige hochgebôren,
Hebbet de roiwen den smack verlôren.

Fabian Sebastian, lät den sap in de bôme gân.

So lange de ütschen vor ôlen maidâge (12. Mai) raupet, so lange möttet se na maidâge swîgen.

Auf St. Jürgen soll man die Kühe von den Wiesen „schürgen". Bis dahin (23. April) läßt man sie auf den Wiesen gehen; alsdann aber muß man sie entfernen, damit Heu und Grummet wachse. (Braunschw. Kalender von 1699.)

Die elfte Woche nach Weihnachten soll der Pflug auf dem Acker sein. (Braunschw. Kalender von 1685.)

Oktober mâket de pâre power — in diesem Monate müssen sie am meisten arbeiten.

Johannig dreit sik dat hâr up'r kau. Die Kühe werden dann rauh.

Am witten sundâge müssen die Schafe draußen auf der Weide sein.

Das Fleisch, das bei Neumond geschlachtet wird, verdirbt schnell.

Am Valentinstage (14. Februar) setze keine Henne an, denn die Jungen werden entweder blind oder lahm oder sterben sonst weg. (Braunschw. Kalender von 1685.)

Regnet es am St. Johannestage, so geraten die Nüsse übel; wenn es hingegen am Margaretentage regnet, fallen die Welschnüsse ab und die Haselnüsse werden wurmig. (Braunschw. Anzeigen 1760, S. 1393.)

Die Volksmedizin.

In der Volksmedizin, die teilweise in das Kapitel vom Aberglauben übergreift, finden wir sehr verschiedene Elemente, die zu ihrer Ausbildung beigetragen haben. In manchem Brauche mag noch ein Rest heidnischen Glaubens stecken, deutlich werden Reminiscenzen aus der katholischen Zeit klar, wo Heilige und dergleichen im Spiele sind, auch sind wohl Niederschläge alter Klostermedizin vorhanden, hauptsächlich aber, so scheint mir, sind noch alte Kalendervorschriften maßgebend. Ich habe wenigstens handschriftlich noch heute umgehende und immer und immer wieder abgeschriebene Rezepte mit solchen sehr ähnlich gefunden, welche der seit dem 17. Jahrhundert bestehende Braunschweigische Kalender gebracht hat, der unter dem Volke sehr verbreitet war und noch ist[1]).

---

[1]) Hier einige Vorschriften: „Wenn einer das Lakzieren kriegt, dann muß er brauchen: 2 Hände voll Eichenborke von Heistern (jungen Eichen), 2 Hände voll Borke von Bruchweiden, 2 Hände voll Kresse, das muß er in einem Kessel kochen und alle Tage drei- bis viermal ein Quartier voll einnehmen. — Ein Pulver zu heilen die Wunden: Für 4 Pfennige roten Bollos; für 4 Pfennige weißen Bollos, für 4 Pfennige Spießglas; für 4 Pfennige Teufelsdreck; für 4 Pfennige Finegretum; für 4 Pfennige

Herumziehende Quacksalber haben wohl auch Reste ihrer Thätigkeit hinterlassen; sie waren auf den Jahrmärkten eine gewöhnliche Erscheinung, wo sie aus ihren Medizinkästen und „Olitätenschachteln" Geheimmittel feilboten, was aber durch eine Verordnung von 1768 bei Wegnahme der Ware verboten wurde [1]).

Wunderdoktoren, weise Frauen und derlei Volk, das in langsamen Abstufungen in die Naturheilkünstler übergeht, sind noch heute auf dem Lande zu finden, haben Zulauf und gutes Auskommen. Noch sind mîgenkiker (Urinbeschauer) vorhanden, die alles nach dem Beschauen des Urins kurieren. Der aus dem Braunschweigischen stammende Schäfer Ast, dem 1894 der Prozeß als Wunderdoktor in Winsen an der Luhe gemacht wurde, gab an, erblich das Heilvermögen zu besitzen, seine Vorfahren hätten schon einen Herzog von Braunschweig kuriert. Er erkannte die Krankheiten der Menschen aus einigen Haaren, die den Betreffenden aus dem Nacken geschnitten waren, ein Verfahren, das ähnlich (wenigstens bei Viehkuren) mir auch bekannt geworden ist. Cremlingen und Königslutter haben heute (1895) ihre Wunderdoktoren, bezw. Doktorinnen. Der jetzt verstorbene Kistner in Rautheim trieb Kurpfuscherei. Eines seiner Hauptmittel war die Nachgeburt, die er sich von Hebammen verschaffte, zu Asche verbrannte und deren Pulver er seinen Medizinen beimischte. Fehlte menschliche Nachgeburt, so nahm er hâmel, die tierische.

Großen Zulauf, auch aus den Städten Braunschweig, Celle, Peine, Hannover hatte in den zwanziger Jahren ein Bauer in Duttenstedt, der ein ganz eigentümliches Verfahren anwandte, um die Krankheiten seiner Patienten zu erkennen. Er hatte eine Anzahl Abtritte mit Torfgruben nebeneinander errichtet, welche seine Kranken benutzen mußten. Nach dem Erfolge dieser Besuche und deren eingehender Betrachtung beurteilte er die Krankheit. Davon kam ein Spottvers auf, den ich früher öfter hörte:

Hei is en rechten swînehund,
Hei is von de reserve (?)
Hei kummt hierher na Duttenstedt
Un schitt up mîne törwe.

Die **Massage** war längst unter unseren Bauern bekannt, ehe sie in der wissenschaftlichen Medizin Eingang fand, wie ja auch viele Naturvölker (z. B. in der Südsee) mit Erfolg massieren. Man nannte das Verfahren strîken.

Anissamen; für 4 Pfennige Sasafras. — Für **Fluß am Beine** muß man brauchen: Für 4 Pfennige Bleiweiß, für 4 Pfennige Silberglätte, für 4 Pfennige Weinstein, für 4 Pfennig weißes Baumöl." (Eingetragen in ein Leinewebermusterbuch aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts.)

[1]) Die Landleute warnend schreibt der Braunschw. Kalender von 1770: „Von der landesverderblichen Brut der Quacksalber giebt es zwo Gattungen. Einige schwärmen heimlich auf dem Lande herum und nehmen dem Landmann sein Geld für schlechte, schädliche Waren und büßet er oft Gesundheit und Leben ein. Die andere Gattung hält sich hier und da auf dem platten Lande auf. Diese rühmen sich oft, die Krankheiten bloß aus dem Ansehen des Urins zu beurteilen."

Berühmt durch gute Erfolge war z. B. die alte Blantsche in Groß-Sisbeck, die mit den Daumen strich und dabei Öl aus ihrem kleinen Krüsel verwendete.

Das Aderlassen ist nun wohl allmählich vom Lande verschwunden, aber es ist noch nicht lange her, daß es mit einer großen Regelmäßigkeit betrieben wurde. Die Weisheit der Ärzte und Quacksalber des 16. Jahrhunderts hatte aufgefunden, daß das Aderlassen im Frühling durchaus notwendig sei; ein jeder fürchtete Krankheit und Tod, wenn er nicht zur Ader ließ, wodurch die Bader reichliches „Laßgeld" einstrichen. Die Bauern standen reihenweise vor deren Buden und die Soldaten mußten auf Regimentsbefehl „lassen". In einem im 17. Jahrhundert viel verbreiteten Buche[1]) lesen wir, daß, wer am 17. Januar zur Ader läßt, blind wird, am 23. Februar Krämpfe bekommt am 25. Juli das Gedächtnis verliert. Um solchem Unheil vorzubeugen, brachte daher der Braunschweigische Kalender ganz genaue Vorschriften für das Aderlassen; die durch den größten Teil des 18. Jahrhunderts sich hindurchziehenden Aderlaßtafeln waren stets von dem gleichen Holzschnitte begleitet und mit der Erklärung versehen, man brauche sich dabei vor keinem bestimmten Tage zu fürchten, wie denn Abergläubige besonders den 25. März scheuten. „Wenn aber keine treibende Not vorhanden, ist es im Frühling und Sommer auf der rechten, im Herbst und Winter auf der linken Seite am besten Aderlassen, wobei noch der Mondeslauf, die Stelle im Tierkreise nebst anderen Aspekten der Planeten zu beachten. Für allen Dingen ist zu merken, daß man nicht leichtlich Aderlasse im Eintritt des neuen und vollen Lichtes und wenn der Mond oder die Sonne bei dem Saturn und Mars oder in ihren Gevierten oder Gegenschein stehen; zwischen dem ersten und letzten Viertel des Mondes ist es am besten, daneben kann man sehen auf die Zeichen des Zodiaci, darinnen der Mond gehet nach Anweisung des Laßmännleins und daß man an keinem Glied Ader lasse in eben dem Zeichen des Mondes, so das Glied regieret. Man muß auch einen Unterschied derer Temperamente und Leibeskonstitution beim Aderlassen in acht nehmen. Die Phlegmatici können Ader lassen, wenn der Mond



Fig. 75. Aderlaßmännchen.
Aus dem Braunschweiger Kalender von 1707.

[1]) Des abenteuerlichen Simplicissimi ewigwährender Kalender. Nürnberg 1670, S. 218.

im Widder und Schützen, die Cholerici im Krebs und Fischen, die Melancholici aber in der Wage und Wassermann, wobei man die adspectus contrarios considériert und den Respekt der Zeichen auf die Glieder halte, weil der Widder das Haupt regiert, den Hals der Stier, die Schulter, Arm und Hände die Zwillinge, die Lunge, Magen und Milz der Krebs, das Herz und Rücken der Löwe, den Bauch und Eingeweide die Jungfrau, Blase und Nieren die Wage, die Scham der Skorpion, die Hüfte der Schütz, die Kniee der Steinbock, die Schienbeine der Wassermann, die Füße die Fische.“ (Fig. 75.)

Gegen die Segen- und Zaubersprüche, welche in der Volksmedizin eine große Rolle spielen, hatte sich schon ein landesfürstliches Edikt vom 8. Juli 1648 vergeblich gewendet. Sprüche gelten heute aber noch und thun noch ihre angebliche Wirkung, wenn sie auch jetzt meist sehr einfacher Art sind. Aus früherer Zeit besitzen wir weit ausführlichere und eigenartigere, wie den der Adelheid Neddermeyer aus Engelnstedt bei Salder, welche 1663 der Hexerei angeklagt war. Der Spruch, mit welchem sie ihren Verwandten, Kurt Neddermeyer, vor Schaden behütet haben will, lautet[1]):

Unsere liebe Frau und Sanct Johannes
Die gingen zu Hauf über einen Barg,
Da mötten (d. h. begegneten) ihnen da ein Zwarg und ein Arg,
Ein Arg und Zwarg, ein Zwarg und ein Arg.
Da sprach sich unsere liebe Frauen:
Wo wollt ihr hin, ihr Zwargen und ihr Argen
Ihr Argen und ihr Zwargen, ihr Zwargen und ihr Argen?
Da sprachen die Zwargen und die Argen,
Die Argen und die Zwargen, die Zwargen und die Argen:
„Wir wollen hinziehen zu Kurt Neddermeyer und
wollen ihm benehmen sein Gehend und sein
Stehend, sein Liegend und sein Sitzend, sein
Wachend und sein Schlafend, sein Essend und
Sein Trinkend und all seine Wohlfahrt. Sein
Fleisch wollen wir essen und sein Blot wollen wir drinken.“
Da sprach sich unsre liebe Frau:
„Ich verbiete Dir bei dem Wachse und bei dem Flachse
Bei der Taufe und bei dem heiligen Weihwort,
Daß Du Kurt Neddermeyers Fleisch nicht essest
Und sein Blot nicht drinkest,
Und wesest heimlich und stille
Als unsern lieben Frauen ihr Atem in ihrem Munde,
So lange, daß Marie einen lieben Sohn gewinne,
Das hab Dir der Wind angeweyet
Oder Regen angespreyet
Oder ein gud Wichte angeleyet:
Das thun Dir ein Winnemus und ein Spinnemus:
Das heiße Dir Gott und der heilige Christ,
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.
Amen.“

Bäuten, baute dann ist wohl das noch am meisten verbreitete und heute noch täglich angewendete Heilmittel, bei dem heidnischer Aberglaube und christliche Formeln sich mischen. Man versteht darunter das Besprechen, eine Kunst, die erblich ist, aber nur wenn ein Mann sie einer Frau oder eine Frau

[1]) A. Rhamm, Hexenglaube in Braunschw. Landen, S. 98.

einem Manne mitteilt, auf andere übertragen werden kann. Gewöhnlich sind es alte Frauen, die sich damit beschäftigen. Viel ist nicht dahinter, höchstens sagen sie, daß vor Sonnenaufgang, oder bei Neumond, oder an einem Freitag das bäuten vorgenommen werden müsse. Man bäntet Vieh und Menschen, deren Krankheiten, offene Wunden, Blutfluß der Frauen, Warzen, Flechten, Grind dadurch vergehen sollen. In Waggum sagte man mir: Der Spruch dabei ist Geheimnis. Anderwärts (Klein-Schöppenstedt) wurde mitgeteilt, daß man „Im Namen des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes" sage und das Zeichen des Kreuzes über die kranke Stelle mache, auch Strohhalme derselben kreuzweise auflege. Wenn der Arzt nicht hilft, dann muß noch ein altes Weib bänten. Den Herzspann bäntet man, indem man leise sagt:

Herzspann ik fâte dik
Mudderherz dat jaget dik.

Eine andere Formel, um den Herzspann zu bänten, ist folgende:

Wat ik hîr finne
Dat verswinne
Wi de winne.

Dabei sind die Finger kreuzweise über die Magengegend zu halten.

Manchmal, so kommt es mir bei Unterredungen mit alten Leuten vor, denkt sich das Volk die Krankheiten als persönliche Wesen, als kleine Kobolde oder dergl., die im Menschen hausen und ihn quälen, wie etwa der Drehwurm im Kopfe der Schafe. Freilich sind die Vorstellungen darüber unklar und ich habe nicht mit Sicherheit Krankheitsdämonen feststellen können. Bei der Anwendung des Bäntens und der Besprechungsformeln ist übrigens der Glaube an die Heilkraft derselben die Hauptsache, wer nicht an die Formel glaubt, dem hilft auch das Bänten nicht. Viele, die nicht daran glauben und doch sich besprechen lassen, trösten sich mit dem Spruche: Bât et nich, so schâd et nich.

Will man den kalten Brand zum Stillstand bringen, so muß man sagen:

Unser Herr Jesus ging über Land,
Er hatte eine schneeweiße Hand,
Die war gut für den heißen und kalten Brand.

In Hötzum und Klein-Schöppenstedt ist folgende hochdeutsche Blutbesprechung bekannt:

Jesus ging durch das Land,
Hatte drei Rosen in seiner Hand.
Die erste heißt Wehmut,
Die zweite heißt Demut
Und die dritte heißt: Vergiß nicht dein Blut.
Im Namen des Vaters u. s. w.

Ebenso wird „anschöt" gebäntet. Man versteht darunter die Rose, plötzlich auftretende Anschwellungen, kurz alles, was ohne vorherige Krankheit „anschießt". Hierbei hat der Besprecher oft Glück. Es ist bekannt, daß die Rose am siebenten Tage abnimmt, bespricht er also am sechsten, so hats geholfen. Eine Bänteformel lautet:

Anschöt ik will dik bespr̂aken
Du sast dik bråken.
Du sast nich mêr huckern
Un sast nich mêr puckern.

Gegen Flechten:

De swâlke un de flechte
De trecken owern barg,
De swâlke, de kam wê'er
De flechte de blif ûte.

Zahllos sind die Vorschriften und Rezepte, die bei einzelnen Krankheiten angewendet werden; jeder Freund, jede Nachbarin weiß da etwas altes und bewährtes, was hier oder da schon geholfen hat. Unterschied von derartigen Mitteln, wie sie in anderen Ländern auch angewendet werden, besteht nicht. Ich gebe daher nur Beispiele, die ich selbst gesammelt habe und die sich erstens auf wirkliche oder vermeintliche, meist veraltete Heilmittel beziehen; zweitens, und das ist die Mehrzahl, sympathetischer oder abergläubischer Art sind.

Gegen Schwindsucht und Lungenleiden wendet man an Thee aus Schafgarbe, Brennesseln oder von den im März erscheinenden gelben Blumen des Tussilago farfara (laddeken, hoikenblad).

Gegen Fieber wendet man den Saft von dickkoppskrût, Senecio vulgaris, an.

Um Blut zu stillen: Nimm Quittenkern und Attichkraut, mache es zu Pulver und streue dieses in die Wunde (Braunschw. Kalender von 1699). Auch wendet man beistbotter an, d. h. Butter aus der Milch einer Kuh, die zum ersten Male gekalbt hat.

Gegen Gift hilft eine Latwerge aus keileken, Beeren von Sambucus nigra. „Das ist der armen Leute Theriak." (Braunschw. Kalender von 1699.)

Um Würmer zu vertreiben, nehme man bei abnehmendem Monde sewernsât ein (Zittwersamen).

Gegen Durchfall benutzt man einen Aufguß von stoppârs (Trifolium arvense).

Brandwunden heilt man durch Auflegen der wolligen Samen der Pumpkeulen (Typha).

Gegen Epilepsie wendet man, abgesehen von Sympathiemitteln, getrocknete und zu Pulver gestoßene Maikäfer an; noch besser sollen Schafläuse wirken, die auch ein vortreffliches Mittel gegen Gelbsucht (gâle sîke) sind.

Entzündete Augen bestreicht man mit dem Wasser, welches sich am Grunde der Blätter der Kardendiestel sammelt.

Flechten kurierte der alte Kronemeier in Wendessen (vor 50 Jahren nach Aussage des Altvaters Kurland in Hötzum) stets erfolgreich mit den Flechten, die an den Pappeln wuchsen, er kochte sie zusammen mit Milch und goldwort. „Selbst", so erzählte Kurland, „Professor Tr. in Braunschweig holte sich das Rezept und hat damit manchem geholfen."

Sympathetische Heilmittel. Weit zahlreicher sind die Zauber- und sympathetischen Mittel, welche auch bei den Abergläubigen in noch höherem Ansehen stehen als die Hausmittel. Ganz besonders beliebt und sehr mannigfaltiger Art sind sie bei der Behandlung der Warzen. Wo das Blut einer Warze hinkommt, wächst wieder eine Warze. — Wer die Warzen eines andern

zählt, zählt sie sich zu und jenem weg. — Findet man auf dem Felde den Knoten eines Strohseils, so bestreicht man damit stillschweigend die Warzen; sie vergehen und derjenige, welcher den Knoten knüpfte, erhält sie. — Man macht so viel Knoten in einen Bindfaden, als man Warzen hat und vergräbt diesen unter der Dachtraufe (ôsfall) oder wirft ihn über den Zaun des Nachbars, dem so die Warzen zu teil werden. — Besonders heilkräftig zur Vertreibung der Warzen (und auch der likdôren, Hühneraugen) ist der Saft der swarten oder gälen sniggen (Arion empiricorum), den man darauf streicht. Die Schnecke wird alsdann auf einen Dorn aufgespießt; sowie sie dort vertrocknet, vergehen auch allmählich die Warzen (Klein-Schöppenstedt)[1]. — Man nimmt eine Speckschwarte, streicht damit dreimal kreuzweise über jede Warze und rodet sie dann unter der Dachtraufe ein; so, wie die Speckschwarte dort vergeht, vergehen die Warzen. — Wer Warzen hat, esse an einem Freitag Wurst und bestreiche sie mit der slûe, Schale. Diese gebe man einem Hunde zu fressen. — Man mache soviel Knoten in einen Bindfaden, als man Warzen hat, und werfe diesen hinterrücks einem Toten ins Grab nach oder gebe den Bindfaden diesem mit in den Sarg. — Streicht man mit der Warzenhand einem Toten durchs Gesicht, so nimmt dieser die Warzen mit ins Grab. — Man drücke dreimal mit einer Messerklinge auf die Warzen, spreche dabei „im Namen des Vaters u. s. w." und bänte dann die Worte:

Blîwet nich stân
Jü möttet vergân!

Dabei achte man auf den Mondstand, denn nach der Meinung vieler ist abnehmender Mond dabei von Bedeutung.

Gegen das Fieber werden zahlreiche Mittel angewendet, zunächst die bekannte Abracadraformel, die im Dreieck auf Papier geschrieben wird, das, zu Pulver verbrannt, dem Kranken eingegeben wird. — Ein anderes Mittel: Man streiche für einen guten Groschen Peterssalbe auf eine Binde, die dreimal um den Arm reicht, wickele sie um diesen und werfe sie dann, früh vor Sonnenauf- oder abends nach Sonnenuntergang, in ein fließendes Wasser. Das nimmt das Fieber mit sich fort.

Eine besondere Erwähnung verdient das Einpflöcken und Einnageln der Krankheiten. Von einem Manne aus Frellstedt wird berichtet[2]), daß er bei Viehertrankungen ein Loch in einen Ständer gemacht, eine Zauberformel gesprochen und das Loch zugepflöckt habe. Ein ähnliches Verfahren gilt beim Einpflöcken der Teufel und Diebe, wie es die Hexenprozesse ausweisen. Parallel

[1]) Daß dieses Mittel schon vor 1400 Jahren mit den Angelsachsen nach England ausgewandert ist, ergiebt sich aus der bis in die feinsten Einzelheiten gehenden Übereinstimmung des heute in gleicher Weise bei dem Volke in England angewandten Verfahrens. Take a black snail or slug, rub the warts with it and then suspend it on a thorn; as the snail melts away, so will the warts. Aus einem längeren Artikel über die Warzen im Folk-Lore-Record, I, S. 216 bis 228 (1878).

[2]) Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig, S. 73.

mit dem Einpflöcken geht das Einnageln. Mit einem Nagel werden symbolisch die Krankheiten oder Schmerzen, namentlich Zahnschmerzen, in einen Baum, eine Wand eingeschlagen und auf diese übertragen. Hier berührt sich der Brauch mit dem bekannten „Stock im Eisen“ zu Wien, in den Handwerksburschen Nägel einschlugen, wie dieses anderweitig auch bekannt ist, ein beinahe universeller Brauch. Für unser Land ist die uralte Linde auf dem Tumulus in Evessen am Elm (S. 285) als ein ganz vorzüglicher benagelter Baum hervorzuheben. In den Stamm derselben sind Unmassen Nägel verschiedenster Form, bis herab zum modernen Drahtnagel, eingeschlagen[1]) und zwar, wie man mir sagte, um dadurch die Zahnschmerzen (tänepîn) loszuwerden. Eine andere alte Linde dicht bei der Kirche in demselben Dorfe ist gleichfalls benagelt[2]).

Hierher, in das Gebiet sympathetischer Einwirkungen, gehört auch das trappen upnêmen. Man nahm die Erde auf, welche die Fußspur eines Diebes bildete und hing sie in einem Säckchen in den Rauch; dadurch ging der Dieb an der Auszehrung zu Grunde[3]).

Gegen Frostschaden: Man streiche Krähengehirn auf oder reibe die Frostbeule mit heißem Thran, in welchem ein mailork (Kröte im Mai gefangen) aufgesotten ist.

Hundebiß heilt man durch Auflegen von Hundehaaren.

Gegen Bettnässen der Kinder hilft, wenn man ihnen kahle junge Mäuse in einem Eierkuchen gebacken zu essen giebt. Oder man lasse sie drei Tage lang morgens ihren eigenen Urin trinken.

Rheumatismus (reifsmatis) vergeht, wenn man einen Lappen auflegt und diesen dann in den Rauchfang hängt.

Das ôwerbein oder knirkamm (Überbein), hervortretender Knöchel an Hand oder Fuß, vergeht, wenn ein anderer unversehens mit en sleiwe (großer Holzlöffel) darauf schlägt. Oder man stiehlt vom Nachbar einen Lederriemen und bindet diesen drei Nächte um — dann vergeht es.

Eine verstauchte Hand wird geheilt, wenn man darum das Band oder den Bindfaden wickelt, die zum Heben der Thürriegel (von außen) dienen.

Nasenbluten vergeht, wenn man stillschweigend zwei Strohhalme kreuz-

---

[1]) F. Grabowsky, Die benagelte Linde auf dem Tumulus in Evessen. Globus, Band 67, S. 15. In der Mark nagelt man so die Zahnschmerzen in Eichen. Kuhn, Märkische Sagen, S. 384.

[2]) Wer im Sommer 1894 das dem Bahnhofe von Scharzfeld am Harz gegenüberliegende Hotel Schuster besuchte, konnte dort im Wirtszimmer zwei große Nägel, die durch zusammengewickelte Papiere gingen, eingeschlagen sehen. Das waren die Kopfschmerzen der beiden afrikanischen Reichskommissare Dr. Karl Peters und Major v. Wißmann, die von Lauterberg aus mit schmerzenden Köpfen in jenem Hotel eingekehrt waren, wo der hülfreiche Wirt ihnen Papier über die Stirn legte und dieses samt den Schmerzen nach landesüblichem Brauche einnagelte.

[3]) Nach Bericht aus Didderse. Ganz so im hannoverschen Wendlande. (K. Hennings, Das hannoversche Wendland, Lüchow 1862, S. 73.) Braunschw. Anzeigen, 25. Oktober 1760: „Aufgenommene Menschentritte dienen Rache auszuüben.“

weise hinlegt und das Blut darauf tropfen läßt. Oder man nehme ein Stück Kreide in den Mund.

Den Krampf (ramm) im Beine heilt man, wenn man mit dem eigenen Speichel drei Kreuze im Kniegelenke macht.

Erkältung vergeht, wenn man dreimal stillschweigend in seinen Schuh riecht.

Gerstenkörner am Auge (wegepisse genannt, weil sie entstehen, wenn man an einem Kreuzwege uriniert) verschwinden, wenn man die denselben benachbarten Wimpern ausreißt.

Gegen Bleichsucht: Man werfe zwei Zwiebeln heimlich in den stumptrog (den Trog, in welchem die Kartoffeln für die Schweine gestampft werden) und bete dabei ein Vaterunser. Sowie die Zwiebeln durch das Stampfen vergehen, vergeht auch die Bleichsucht.

Halsweh heilt man durch das Umbinden des Strumpfes, den man tagsüber am linken Fuße getragen. Der Hacken muß dabei unmittelbar auf dem Kehlkopfe liegen. Auch bindet man ein Stück Speck oder einen Häring um den Hals.

Haben Kinder das schûerken (Krämpfe), so verbrenne man ein Stück von einer blauen Leinenschürze und gebe dem Kinde die Asche ein. Das erkrankte Kind darf auch nicht mit bloßen Händen angefaßt werden, sondern nur mit der blauen Schürze, sonst wird es lahm.

Ist das Zäpfchen angeschwollen (wenn de huck dâleschôten is), ziehe man dem Leidenden drei Haare aus dem Scheitel des Kopfes und lasse ihn dabei dreimal trocken schlucken.

Das trockene Niederschlucken kommt als Hülfsmittel auch in folgendem Gedichte vor, das mir in Riddagshausen von einem Schulknaben aufgesagt wurde:

Bofsheinerken, dei lütje junge,
Fell hen und bet sik up de tunge,
Im bölken was he ôk nich fûl,
Hei sparre hölsch up sîn mûl.
Da leip he hen na'n grôtevâ'er,
Dei kam in mit de klêwerkâr.
Dei sâe: na, junge, sî man stille,
Worum löpste ôk sau hille?
Ik pûste dik dat glik emâl,
Dann sluckste dreimal drôge dâl,
Glik deit et nich mêr wei, wirst sein,
Dann fârste mit nâ'n klêwermei'n.
De grôtevâ'r pûst düchtig drup
Un Hinrik hör mit plarren up.

Gegen Zahnschmerz: Man nehme ein Stückchen Holz von einem Baume, in den der Blitz eingeschlagen und bohre damit solange an dem kranken Zahn, bis er an zu bluten fängt, worauf man das Holzstückchen sorgfältig aufbewahrt. Verliert man es, so treten die Schmerzen wieder auf. Auch hergottshäuneken (Siebenpunkt, Coccinella), zerquetscht und auf den kranken Zahn gelegt, hilft.

Beulen, durch Stoß erhalten, vergehen, wenn man eine Messerklinge darauf drückt.

Wird der Herzspann nicht gebäutet, wie oben (S. 304) angegeben ist, so hilft auch, daß die befallenen Kinder dreimal aus einem Fingerhute trinken.

Frostbeulen an Händen und Füßen vertreibt man, indem man sie in dem Wasser badet, in welchem ein geschlachtetes Schwein abgebrüht (afebrennet) ist.

Um rote (entzündete) Augen zu vertreiben, stehle man vom Nachbar einen Löffel und esse dreimal mit demselben. Dann bringt man heimlich den Löffel zurück. Das hilft.

Der schuck (Aufschlucken) vergeht, wenn man darauf sich besinnt, wo man den letzten Schimmel gesehen hat. Von einem, der den „Schuck" hat, sagt man: he hat'n bäcker ne semmel estôlen.

Gegen Sodbrennen hilft, wenn man ein Stückchen Kreide, eine Brotrinde oder eine Kaffeebohne verzehrt.

Der Schwindsüchtige wird geheilt, wenn er einen Hund verzehrt oder wenigstens Hundeschmalz ißt.

Ein Pflaster, das von einer wunden Stelle abgenommen wird, darf nicht ins Feuer geworfen werden, weil sonst die Wunde sich entzündet.

Eine Krankheit kann man auch dem Kranken nehmen, indem man das Hemd, welches er gerade trägt, in die Erde vergräbt. Ein Wunderdoktor in Achim pflegte, wenn er diese Procedur vorschlug, zu behaupten, sie helfe bloß dann, wenn er heimlich ein neues Hemd mit vergraben könne, das er aber wohlweißlich für sich behalten haben wird.

Epilepsie kann mit dem Blute Hingerichteter geheilt werden. Als im Beginne der fünfziger Jahre der Mörder Dombrowski in Wolfenbüttel hingerichtet wurde, haben Leute ihre Taschentücher in dessen Blut getaucht; die so getränkten Tücher wurden Epileptischen zum Beisichtragen übergeben. Von einem Scharfrichter Uter (oder Uhde?) in Königslutter, der als Hexenbanner eine Rolle spielte, sagte man, er heile mit plunnen (Lumpen), die in das Blut Hingerichteter eingetaucht seien. — Liegt ein Kind im „Jammer" (Epilepsie), so muß man ihm vom Blute des eigenen Vaters eingeben, auch ist es ein sicheres Mittel gegen diese Krankheit, wenn man ihm Metall, abgeschabt von einem Kirchenkelche oder von den goldenen Ringen der Gevattern, eingiebt. (Braunschw. Anzeigen 1760, S. 1391.)

Volkstümliche Bezeichnungen der Arzneien. In das Kapitel von der Volksmedizin gehören auch die Ausdrücke, mit denen das Landvolk und der kleine Mann in den Städten die Arzneimittel verlangt. Sie sind oft alt und beziehen sich manchmal auf völlig aus dem Arzneischatz verschwundene Heilmittel, noch öfter sind sie volksetymologische Umdeutungen der lateinischen Arzneibenennungen, zuweilen auch ganz unabhängige Bildungen der Volkssprache. Es giebt derselben eine große Anzahl; die folgende Zusammenstellung der am häufigsten in unserer Gegend gebrauchten verdanke ich der Güte des Herrn Apothekers Dr. Gerhard in Wolfenbüttel.

1. Selbständige Volksausdrücke entstanden nach der Ähnlichkeit der betreffenden Arzneimittel mit anderen Gegenständen oder nach der Wirkung.

Bärendreck = Lakritzen, succus liquiritiae, nach der angeblichen Ähnlichkeit mit Bärenkot.

Junfernleder = Altheepaste.

Teufelsdreck = Asa foetida, deren Geruch den Namen bedingt.

Stoppârs = das stopfend wirkende Kraut des Ackerklees, Trifolium arvense.

Pech- und Trecköl, ein beim Ziehen und Reißen der Glieder zum Einreiben verwendetes Öl.

Packan oder fât in't wamms, ein Zuckersaft, der auf die Brustwarzen gestrichen wird, um die Säuglinge zu veranlassen, daß sie die Brust nehmen.

Ollen schâden-plaster, früher Mutterpflaster genannt.

Hurtig und geschwind = Salmiakgeist.

Männekensât oder Stumpenstoff, ein Pulver, das gegen Ungeziefer, Läuse, Wanzen (= männeken) angewendet wird.

Grauedelpulver, ein Pulver gegen Epilepsie.

Hans, wat geit's dik an oder Hans frage nits danâ, auch: Schad mich nichts, Thu mich nichts; Bezeichnungen für eine Salbe gegen die Krätze.

2. Zu den Umänderungen der lateinischen Namen, oft mit volksetymologischer Deutung, gehören die nachstehenden:

Unguentum, Salbe, wird im Volksmunde zu „umgewendet" und danach werden die verschiedenen Salben folgendermaßen in den Apotheken verlangt:

Ung. neapolitanum = umgewandten Napolium, auch wohl blauer Umwand.
Ung. mercuriale = umgewandten Merkurius.
Ung. nutritum = umgewandten Trittum.
Ung. ägyptiacum = umwandten Jips-Jakob.
Ung. digestivum = umgewandten Dickstief.
Ung. nervinum = umgewandten Nerum.
Ung. basilicum = Brunsiliensalbe.
Emplastrum oxycroceum = brunen Ochsenplaster.
Empl. diachylon molle = Drijakel Mollenplaster.
Balsamum sulfuris = Silberbalsam.
Präcipitat = Prinzdivetat.
Foenum gräcum = fîne Greite.
Stincus marinus = Stanz Marie.
Oleum petrae = Ollen Peteröl.
Zinkvitriol = kopprrôk = Kupferrauch.
Eau d'Arquebusade, ein Mundwasser = Arkeposade.

3. Für längst aus den Apotheken verschwundene und dort nicht mehr bereitete Arzneimittel, die nun durch andere ersetzt sind, hat das Volk noch die alten Ausdrücke bewahrt und verlangt sie; der Apotheker giebt dann, um die Leute zufrieden zu stellen, ein dem verlangten ähnliches Mittel. Dahin gehören:

Fuchslungensaft = Süßholzsaft. Früher wurden Fuchslungen verwendet.

Froschlaichpflaster = Bleiweißpflaster. Auch der Froschlaich war in alter Zeit offizinell.

Skorpionöl, Regenwurmöl, Maiwürmer, Bärenfett, Hirschtalg, Hasenfett, Dachsfett, Schnepfensaft, weißer Enzian (= Hundekot), gebranntes Elfenbein, Hirschhorngeist (= Salmiakgeist) werden verlangt und gegeben, wiewohl selbstverständlich die geforderten Dinge nicht existieren.

Behandlung der Viehkrankheiten. Dem Landmann ist das Vieh seine beste Habe, und wie hoch er es stellt, ist aus vielen Äußerungen bekannt, welche die Kuh neben der Frau nennen. Bei Viehkrankheiten und Viehseuchen

wird daher ähnlich wie bei den Menschen zu allerlei Zaubermitteln gegriffen, wenn natürlich auch medizinische Mittel nicht fehlen. Im großen Ansehen steht z. B. das wundkrût (Solidago virgaurea), von dem ein Aufguß dem verwundeten Vieh gegeben wird und das auch bei Verstopfung angewendet wird.

Auch auf dem Gebiete des Viehheilens sind noch Pfuscher und Quacksalber thätig, wiewohl immer mehr der Tierarzt berufen wird, der aber eine verhältnismäßig neue Erscheinung ist; früher besorgten alte Weiber das Geschäft. Als 1662 eine Seuche unter den Schafen in Wenden war, wurde die heilkundige Anna Klages (genannt Tempelanneke, 1663 als Hexe in Braunschweig enthauptet) herbeigerufen, welche den Schafen eine Arznei eingab, die aus Eberwurzel, schwarzer Christwurzel, Feldhopfen, Lungenwort, Bornkresse und wildem Salbei bestand. Dazu hatte sie vom Kreuzdorn „oben die Kullen abgeschrapet" und alles mit Wasser gekocht. Zudem habe sie von einem gestorbenen Kalbe ein Hinterviertel zu Pulver gebrannt, mit Kräutern gemischt und das Ganze in Jesu Namen dreimal täglich dem Vieh eingegeben. Habe geholfen, denn kein Schaf sei mehr gestorben [1]).

Hier liegt also eine Verwendung unschädlicher Mittel vor, was der Unglücklichen trotzdem in ihrem Prozesse als Zauberei gedeutet wurde. Heute beschäftigt sich „die weise Frau" in Königslutter mit Viehkuren. Dem Halbspänner R—g in Sch. waren 1895 seine Pferde erkrankt. Natürlich war denselben wat anedân, was die um Rat befragte „weise Frau" bestätigte. Um die Pferde zu heilen, besah sie sich nicht diese selbst, sondern ließ sich Haare derselben nach Königslutter bringen, gerade so wie der obenerwähnte Schäfer Ast es mit den Haaren erkrankter Menschen machte.

Wenn ein Pferd verschlagen hat: Nimm 3 Haare und thue sie in ein Brot und gieb's dem Pferde ein, reite es darauf, daß es warm wird, das ist ein gewisses Sekretum. — Daß ein Pferd sich nicht übersaufen kann: Nimmt man eine Schlangenzunge, die aus einer lebendigen Schlange gerissen ist, flicht solche um einen Griffel; solange man solche über dem Pferde schweben läßt, solange übersäuft es sich nicht (Braunschweigischer Kalender von 1739).

Gegen Verzauberung des Viehs: Man nimmt Knoblauch, Dill, Tosten oder Wohlgemut, wohl durcheinander gestoßen und mit Salz vermischt und dem Vieh täglich davon gegeben, präservieret das Vieh vor aller Zauberei (Braunschw. Kalender 1739).

Es ist gut für die Gesundheit einer Kuh, die eben gekalbt hat, wenn man ihr Wasser zu saufen giebt, in welchem Dost (Origanum vulgare) abgekocht ist. Dann kann ihr niemand wat andaun.

Haben Kühe oder Ziegen rote Milch, so lege man Sicheln oder ein großes Messer kreuzweise über den Melkeimer, dann geben sie wieder weiße Milch.

Treten viel Viehkrankheiten auf einem Hofe auf, dann bringt man einen Ziegenbock in den Stall, dessen Geruch die Krankheit vertreibt.

Als Heilmittel gegen die Druse der Pferde wird Tanacetum vulgare häufig benutzt. Es heißt daher draustkrût oder pâresât.

---

[1]) Prozeß der Tempelanneke bei Görges, Vaterländische Geschichten. Braunschweig, 1844, II, S. 88.

Kranken Schweinen durchbohre man ein Ohr und stecke eine kristwortel hindurch, das ist die Wurzel von Helleborus niger [1]).

Ein Heilzauber für wurmkranke Pferde und den Biß toller Hunde, wie er um das Jahr 1500 angewendet wurde, hat sich handschriftlich in einem Mischbande der Braunschweiger Stadtbibliothek erhalten [2]). Er lautet folgendermaßen:

Item wanne de perde de worme hebben, so binth ene duhſse nageschrewen worde umme den halſs unde lath ſse ſso langhe sythen, ſso lange ſse de worme ghehath hebben. Transon, Conebron, Et sentes, Et Jacob et Trayson, Terelsnea, Solentes et Sentes.

Item dut nagheschreven ys vore dene bete des dullen hundes unde mach me in botter kleyven. Hoc contra signum nullum stat periculum. Pax, max, ymax, Deus, Jhesus, Maria, Johannes, Sancta Anna sulff drudde.

Von ganz besonderer Wirksamkeit bei Viehseuchen war nach dem Volksglauben bis vor nicht langer Zeit dat wille füer oder Notfeuer, das gerade im braunschweigischen lange eine Rolle gespielt hat. Das Ansehen, welches es genoß, mag als ein Nachhall seiner ursprünglichen Bedeutung als sühnendes Opferfeuer angesehen werden. Das wilde Feuer wurde nach alter Art durch Reibung zweier Hölzer erzeugt, damit wurden Scheiter- oder Reisighaufen entzündet und durch dieses Feuer trieb man von Seuchen befallenes Vieh, um es so zu heilen.

Für Deutschland läßt sich dieses Feuer schon im Jahre 742 nachweisen denn damals gebot eine unter dem Vorsitze des Bonifacius als Erzbischof von Mainz abgehaltene Synode den Bischöfen und Grafen alle heidnischen Gebräuche (paganias) sorgsam zu verhindern: Totenopfer, Tieropfer „sive illos sacrilegos ignes. quos niedfyr vocant, sive omnes quaecunque sunt paganorum observationes“ [3]) und die Synode zu Liſtines in den Niederlanden ein Jahr später handelte in dem Indiculus superstitionum et paganiarum „de igne fricato de ligno id est Nodfyr“ [4]).

Trotz aller geistlichen und weltlichen Verbote hat sich das wilde Feuer bei uns zwölfhundert Jahre erhalten; es ist erst dem Zuge der Neuzeit erlegen, aber noch leben in unserem Lande Leute, die sich erinnern, daß es in ihrer Jugend zur Anwendung gelangte und zwar genau in der Weise, wie es

---

[1]) Petzold, Volkstümliche Pflanzennamen aus dem nördl. Braunschweig in Leimbachs deutscher botanischer Monatsschrift. VIII, Nr. 3 (1894).

[2]) Mitgeteilt von L. Hänselmann im Jahrbuch f. niederd. Sprachforschung, 1890, S. 76.

[3]) „Oder jene gotteslästerlichen Feuer, die sie „„niedfyr““ nennen, sowie alle Gebräuche der Heiden jeglicher Art.“

[4]) Pertz, Mon. Germ. I, 17, 20. In dem Verzeichnisse von Aberglauben und heidnischen Bräuchen über das Feuer, das vom Holze gerieben wird, nämlich dem „Nodfyr“. Den Namen erklärt Grimm D. M.[1] 344 aus nôt. necessitas, sei es, weil das Feuer gleichsam genötigt wird, zu erscheinen, oder das Vieh die Glut zu betreten oder seine Bereitung in Zeiten der Not, der Seuche, erfolgt.

ein Landsmann, der Wolfenbüttler Schulrektor Joh. Reiskius, vor zweihundert Jahren schilderte [1]): „Wenn nun sich etwan unter dem großen und kleinen Viehe eine böse Seuche hat herfürgethan und die Heerde dadurch bereit großen Schaden erlitten, werden die Bauren schlüssig, ein Nothfüer oder Nothfeuer anzumachen. Auf bestimmten Tag muß in keinem Hause noch auf dem Heerde sich eine einzige Flamme finden; aus jedem Hause muß etwas von Wasen und Stroh und Buschholz herzugebracht werden; darauf wird ein starker Eichenpfahl in die Erde festgeschlagen und ein Loch durch diesen gebohret, in dasselbe wird eine hölzerne Winde eingestecket, mit Wagenpech und Theer wohl geschmieret, auch so lange umgedrehet, bis es aus heftiger Hitze und Nothzwang Flammen geben kann. Solche wird sofort mit Materialen aufgefasset, durch Stroh, Heide und Buschholz gemehret, bis es zu einem vollen Nothfeuer ausschlägt; dieses aber muß in die Länge zwischen Wänden oder Zäunen sich etwas ausbreiten und das Vieh nebst den Pferden mit Stecken und Peitschen drei= oder zweimal hindurchgejagt werden. Andere schlagen anderswo zwey durchbohrte Pfähle, stecken in die Löcher eine Welle oder Winde nebst alten Fettbeschmiereten Lumpen; Andere gebrauchten einen härnen oder gemeinen dichten Strick, suchen neunerley Holtz zusammen und halten so lange mit gewaltsamer Bewegung an, bis Feuer herab falle. Vielleicht mögen noch mehr Arten bei dieses Feuers Generation oder Anzündung sich finden, alle dennoch werden bloß auf die Kur des Viehs eingerichtet. Nach drei= oder zweimaligem Durchgange wird das Vieh zu Stalle oder ins Feld getrieben, und der zusammengebrachte Holzhause wieder zerstört, jedoch solchergestalt an etlichen Orten, daß jedweder Hausvater einen Brand mit sich tragen, in der Wäsch= oder Spültonne ablöschen und solchen in die Krippe, worin das Vieh gefüttert wird, auf einige Zeit bei= legen lasse."

Ich will nun die für die Gegenwart gültigen Zeugnisse, die auf unser Land Bezug haben, anführen. Schambach [2]) verzeichnet das wilde Feuer unter nâdfûer, das noch „vor wenigen Jahren" (vor 1858) entzündet wurde. Nach ihm erzeugte man es durch starke Reibung eines Holzes auf der Drehbank. In das brennende Stroh wurden Getreidekörner geworfen, welche nachher die durch das Feuer gejagten Schweine fressen mußten. Ein glimmender Brand des Notfeuers wurde von jedem Hofbesitzer mit nach Hause genommen, in Wasser gelöscht und dieses Wasser den Schweinen zum Saufen gegeben.

Für die Dörfer im Drömling besitzen wir den Bericht von Pastor Ebeling [3]). Alle Burschen, die beim Entzünden des wilden Feuers beteiligt waren, mußten gleiche Vornamen haben, sonst gelang das Werk nicht. Das Feuer wurde durch

---

[1]) Joh. Reiskius, Untersuchung des Notfeuers. Frankfurt und Leipzig 1696. Seite 51.

[2]) Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen, 1858.

[3]) Blicke in vergessene Winkel, II, 274. Leipzig 1889.

Reibung mit einem Seile, das um Thorbalken geschlungen war, erzeugt und damit ein Scheiterhaufen entzündet, in dem auch alte Stiefel, Brot und Korn lagen. Dann trieb man die kranken Schweine hindurch.

Wohl auf die Gegend von Adersheim bei Wolfenbüttel bezieht sich die Schilderung, die Th. Reiche [1]) giebt; sie enthält den abweichenden Zug, daß der Schmied das wilde Feuer aus dem kalten Amboß klopfen mußte, dem der zündende Funke entsprang. Auf der Dorfstraße wurden zu beiden Seiten Dornwasen (Reisig) hingelegt, zu denen alle Einwohner Beiträge liefern mußten. Diese wurden mit dem wilden Feuer entzündet und nun das Vieh, zuerst Pferde, dann Rinder, dann Schweine u. s. w. hindurchgetrieben. War das Feuer niedergebrannt, so nahm sich jeder ein paar Kohlen von dem Brande mit nach Hause, die man dem Vieh in das Trinkwasser legte.

Herr v. Koch in Braunschweig bezeugt, daß er in seiner Jugend in Schladen (in den vierziger Jahren) von alten Männern gehört habe, wie bei Viehseuchen das wilde Feuer entzündet und das kranke Vieh durch dasselbe hindurch gejagt worden sei.

Der verstorbene Registrator Sack behauptet, in seiner Jugend, etwa 1802, ein Notfeuer in Seesen gesehen zu haben; 1828 sei ein solches im hannoverschen Dorfe Eddesse angezündet worden [2]). Das Dorf liegt nördlich von Peine.

In Gandersheim ist das wilde Feuer bis zum Beginne der westfälischen Zeit, also bis 1807, als Mittel gegen die Halsbräune der Schweine noch mitunter angewendet worden. Trat die Krankheit dort auf, so wurden die Nachbarschaften (Bezirke) des Städtchens durch ihre Schäffer (Vorsteher) zusammengerufen und die Ausführung beschlossen. Dazu wurde der Weg vor dem Neudorferthore bestimmt, welcher auf einer Seite durch die Mauer des Abteigartens, auf der anderen durch eine dichte Hecke begrenzt war. An dieser Hecke stand der Feuerpfahl, mannshoch, $^1/_2$ Fuß dick und mit einem Querloche versehen; ihm gegenüber wurde durch die Schäffer ein zweiter ganz gleicher errichtet und beide Pfähle dann durch eine in den Querlöchern gehende Welle verbunden. Zur weiteren Ausführung gehörte ein neuer Strick, der womöglich mit Fäden eines schon gebrauchten Galgenstrickes durchflochten war. Allen Einwohnern, die Schweine besaßen, wurde von Schäfferei wegen durch den Hirten angesagt, sie möchten in einer bestimmten Nacht auf das Tuten und Peitschenknallen des Schweinehirten ihr Borstenvieh aus den Ställen lassen. Dies fand gegen Morgen statt und jung und alt strömte mit den herausgetriebenen Schweinen nach dem Neudorferthore. Auf dem Wege vor demselben waren aus Stroh und Holz drei Scheiterhaufen errichtet und diese galt es zu entzünden. Zu diesem Zwecke wurde die Welle zwischen den beiden Feuerpfählen durch den erwähnten Strick in Drehung gebracht und dieses Drehen solange fortgesetzt, bis durch Reibung Feuer entstand. An welcher Stelle des Feuerreibapparates dieses

[1]) Muddersprake, Plattdeutsche Zeitschrift, Braunschweig, 1888, I, S. 5.
[2]) Zeitschrift des Harzvereins II. Viertes Heft, S. 167.

geschah, ist aus dem vorliegenden Berichte nicht zu ersehen. Es mißlang zuweilen dieses Vorhaben oder gelang erst nach bedeutender Anstrengung; dann hieß es: „Da hat ne hexe all vor ösch füer anebott“, wodurch das Werk gehindert wurde. Es mußte nämlich während der Entfachung des wilden Feuers auf allen Herden Gandersheims das Feuer ausgelöscht sein. Nun folgte Haussuchung in der Stadt und fand man ein Feuer, so wurde es ausgelöscht. War die Herstellung des wilden Feuers gelungen, so entzündete man mit demselben die Scheiterhaufen, ließ sie ziemlich niederbrennen und trieb nun die kranken Schweine dreimal durch die glühenden Reste, worauf man sie in ihre Ställe zurückkehren ließ [1]).

In einem nicht näher bezeichneten braunschweigischen Dorfe soll noch im Frühjahr 1855 bei einer Seuche das Notfeuer durch den Schweinehirten entzündet worden sein. Das Reibungsfeuer war vom Ortsvorsteher (wie?) zubereitet und auf einen Ölkrüsel übertragen worden, mit dem es zur Stätte, wo das Brennmaterial lag, hingeschafft wurde [2]).

Von allen indogermanischen heidnischen Bräuchen hat sich wohl das wilde Feuer am zähesten erhalten. In slawischen Gegenden wird es ganz so, wie oben beschrieben und zu gleichem Zwecke noch jetzt gelegentlich entfacht, wie die Berichte aus Slawonien, Bulgarien, Masuren, Polen und Rußland, die bis in die achtziger Jahren reichen, beweisen [3]).

Im Norden von England ist das needfire bei Seuchen unter dem Rindvieh noch 1843 ganz in gleicher Weise wie in unseren braunschweigischen Dörfern und zu demselben Zwecke entzündet worden [4]).

Zu den allgemeinen Zeugnissen über das Not- oder wilde Feuer in germanischen oder slawischen Ländern gesellen sich also hier sechs aus braunschweigischem Lande. Nach ihnen mag angenommen werden, daß noch um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts der Gebrauch bei uns lebendig war [5]). Betrachten wir die angewendeten Methoden der Feuererzeugung, wie sie berichtet

---

[1]) G. Brackebusch nach den Berichten älterer Gandersheimer Bürger. Wochenblatt des Kreises Gandersheim. 30. Juni 1849, Nr. 50.

[2]) Nach Gustav Vogel (Braunschw. Landeszeitung, 15. Januar 1891), welcher als Augenzeuge berichtet.

[3]) F. S. Krauß, Altslavische Feuergewinnung. Globus, Band 59, S. 140 und 317 nebst Abbildung. — Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina, Band III, S. 574, Wien 1895, geben Abbildungen und Beschreibung der heute noch dort üblichen Feuergewinnung durch Holzreiben.

[4]) Nach W. Henderson, Folk-lore of the Northern Counties of England and the Borders. 2. Auflage, London 1879, S. 156.

[5]) Auch andere deutsche Landschaften haben es natürlich gekannt. Am 10. Juli 1792 wurde auf Veranlassung des Magistrats der mecklenburgischen Stadt Sternberg gelegentlich einer Viehseuche ein Notfeuer entzündet und das Vieh hindurch getrieben. (Bartsch, Mecklenburgische Sagen, II, S. 149.) Nach Danneil (Altmärkisches Wörterbuch, S. 269) war 1859 in der Altmark das Notfeuer „noch nicht ganz ausgestorben“. Vergl. auch Kuhn, Märkische Sagen, S. 369.

werden, so ist der alte Reiskius wohl der klarste, da auf die von ihm geschilderte Art wohl Reibungsfeuer zu erhalten ist. Gar nicht verständlich ist die von Pastor Ebeling aus dem Drömling bezeugte Art, durch Reibung mit einem um die Thorbalken gewundenen Seil. Im Göttingenschen ist schon die Drehbank (nach Schambach) zur Reibung verwendet, auch der Bericht aus Gandersheim gestattet keinen genauen Einblick in die Methode. Wie endlich ein vom Amboß geschlagener Funke (Bericht Reiches, wohl nach Überlieferung) sich zu einer Feuerflamme entwickelt, ist aus der Schilderung nicht zu ersehen. Sicher aber geht aus allen Berichten hervor, daß es sich um Reibungsfeuer, die älteste und urtümlichste Art, Feuer darzustellen, handelt, um ein Feuer, dem eben wegen seines Alters und der Reinheit der Darstellung Heiligkeit anhaftete.

Solche „Überlebsel“, wie sie ethnographisch bezeichnet werden, sind oft mit heiliger Scheu betrachtet und erhalten sich selbst im Kultus sehr lange.

Die Indier kennen seit langer Zeit Stahl und Feuerstein zur Erzeugung des Feuers für gewöhnliche Zwecke, handelt es sich aber um die Herstellung des heiligen Feuers für das tägliche Opfer, so wird jetzt noch das alte Reibverfahren angewendet, weil dieses „reines und heiliges“ Feuer liefert [1]).

Die Herstellung des Feuers durch Reibung ist sicher die älteste Art der Herstellung, älter als die übrigen Methoden, wie z. B. das Schlagen mittels Stein und Stahl, denn der letztere ist an und für sich schon eine späte Erfindung. Wir kennen die Reibungsverfahren, deren es verschiedene giebt, sehr genau, da ihr Vorkommen bei den Naturvölkern bis auf den heutigen Tag uns das Studium erleichtert hat [2]). Erst jetzt, wo das wilde Feuer nicht mehr entzündet wird, ist bei uns die urtümlichste Art der Feuererzeugung verschwunden, während sie in den slawischen Ländern Europas noch heute vereinzelt vorkommt und allmählich auch in Asien, der Südsee, Amerika und Afrika bei den dahinschwindenden Naturvölkern durch die „schwedischen Zündhölzer“ verdrängt wird.

---

[1]) E. B. Tylor, Einleitung in das Studium der Anthropologie, S. 20.

[2]) Man unterscheidet einfaches Quirlen, Sägen (malaiische Art) und Pflügen (polynesisch). Walter Hough, Fire making Apparatus in the U. S. National Museum. Report of the U. S. Nat. Museum 1887 bis 88, S. 531, mit Tafeln, und derselbe: The Methods of Fire Making, Smithsonian, Report for 1890, S. 395. Erst ganz kürzlich hat Flinders Petrie durch Funde in der alten Stadt Illahun nachgewiesen, daß auch die alten Ägypter durch das Reibverfahren ihr Feuer entzündeten; er entdeckte den vollständigen Reibapparat mit den angekohlten Reiblöchern. (Flinders Petrie, Ten years diggings in Egypt. London 1892, S. 117.)

Die Volksdichtung.

1. Das Kinderlied.

„Volkspoesie und Kinderpoesie gehören eng zusammen. Beide wurzeln in dem Boden des wirklichen Lebens, sie tragen den gleichen Stempel, den der Naturwüchsigkeit; bei ihnen ist nichts gemachtes, keine Berechnung, sondern es liegt ein gewisser Naturdrang zu Grunde, der von selbst zur Gestaltung treibt; beide sind die unbewußten Verkörperungen der dem Volke wie dem Kinde innewohnenden poetischen Begabung [1].“ Mit diesen kennzeichnenden Worten will ich auch die nachfolgenden in unserer Heimat gesammelten Kinderlieder einleiten. Auch sie leiden unter der neuen Zeit und werden seltener und seltener, da eine neue Art Kinderlieder an Stelle der alten, durch Volksüberlieferung seit alter Zeit von Mund zu Mund fortgepflanzten tritt und zwar eine weit minderwertigere Art, die oft geschmacklosen und unnatürlichen Fröbelschen Kindergartenlieder; wieviel da gesündigt wird, ist von berufener Seite ausführlich dargelegt worden [2].

Die Kinderlieder zerfallen in verschiedene Abteilungen, welche sich allerdings nicht streng sondern lassen, vielmehr oft ineinander übergehen oder gemischter Art sind. Zunächst die Wiegenlieder, welche die Mütter den Kindern beim Einschlafen vorsingen, alsdann die Koselieder, die als der erste Unterricht aufgefaßt werden können und bei deren Vortrag von seiten der Erwachsenen das Kind gewöhnlich schon auf deren Knieen sitzt oder auf deren Armen getragen wird. Wird das Kind selbständiger und entwickelter, so tritt es in den Verkehr mit der Natur, es bekümmert sich um Tiere und Pflanzen, die in den Kinderliedern eine Rolle zu spielen beginnen. Es folgen die Kindergebetchen, zu denen die Mütter den Kleinen die Händchen falten. Dann allerlei scherzhafte Nachahmungen und Allitterationen.

---

[1] Dunger, Kinderlieder aus dem Vogtlande, S. 2.

[2] Götze, Die Volkspoesie und das Kind. Jahrbuch d. Vereins für wissenschaftl. Pädagogik, IV, S. 172 ff.

Slâp, kinneken, sau soite,
Ik wêge dik mit'n pâr fäute,
Ik wêge dik mit'n pâr bunten schau,
Slâp in un dau dîne ôgelken tau[1]).

Slâp, kinneken, slâp,
In holte lopt en schâp,
Et stötte sik an en steineken,
Da dê'ne wei sîn beineken.
Slâp, kinneken, slâp!

Slâp, kinneken, slâp,
In holte lopt en schâp,
Et stötte sik an en stûkelken,
Da dê'ne sau wei sîn bûkelken.
Slâp, kinneken, slâp.

Slâp, kinneken, slâp,
Dar buten stât twei schâp,
En swartet un en wittet,
Un wenn dat kind nich slâpen will,
So kumt dat swarte un bit et.

Blâ, lämmeken, blâ,
Dat schâpken leip in't holt,
Stötte sik an en stöckelken,
Da dâ 'ne wei sîn köppelken,
Da reip dat lämmeken blâ.

Blâ, lämmeken, blâ,
Dat schâpken leip in't holt,
Da stött et sik an'n dôreken (Dörnchen),
Da dâ 'ne wei sîn ôreken,
Da reip dat lämmeken blâ.

Blâ, lämmeken, blâ,
Dat schâpken leip in't holt,
Stötte sik an en steineken,
Da dâ 'ne wei sîn beineken,
Da reip dat lämmeken blâ.

Sûse, leiwe Sûse
Slâg't kükelken dôt.
Wat süll we ermidde mâken,
Se sind ja nich grôt?
Willt'er dem kinne en kissen van mâken,
Da sall ûse kinneken sau säute up slâpen.

Eia popeia slâg't kükelken dôt,
Stick et in't pöttken, dann fritt et kein brot,
Dau'r en half pund botter an,
Dat't ûse lütje kind êten kann.

Slâp, kinneken, slâp,
Vorn dôre geit en schâp,
Dat schâpken hat witte wulle,
Sîne melk, dei löppt sau strulle.
Slâp, kinneken, slâp.

---

[1]) Ganz ähnlich in Bremen. A. H. Post in „Am Urquell“ V, 153.

Sûse mûsekättche leip ôver den wall,
Harre en grîsegrau röckelken an.
Sûse mûsekättche, wo wut du denn hen?
Ik will na grôtevâ'ers hûse gân.
Wat wut du denn da mâken?
Da slachtet se en swîn, da drinket se wîn,
Da will wi lustig und frölich sîn.

Sû, sû, sinne,
Gistern wärn we nich inne,
Morgen willt' we wedder ûtgân,
Sall de popeia (Wiege) wedder stille stân.

Lämmeken in't holte (Holz, hier = Wiege),
De wind dei weiht so kôlde,
Weih' de wind so kôlde nich,
Sleip ûse lämmeken in'n holte nich.

Backe. backe, backe,
Mêl ût'n sacke,
Botter ût'r tunne,
Dat mag ûse junge.

Arm, darm, wâter, warm,
Swîneken stâken, wöstken mâken,
Dat sall seggen: quìk, quìk, quìk!

Dabei fährt man dem Kinde mit der Hand kitzelnd am Leibe empor.

Hîr hast'e en dâler
Gâ na'n marchte.
Hâl dik ne kau,
Kälweken datau.
Kälweken hat'n swänschen,
Dill, dill, denschen.

Rûrû rasselbok, wer geit im gâren up un af?
Fritt üsch alle rabüntjen af?
Hup, hup, hup.

Backe, backe kauken,
De bäcker hat craupen,
Wer will gaue kauken backen,
De mot hebben seben sâken:
Eier un solt,
Botter un smolt,
Melk un mêl,
Saffran mâkt den kauken gâl.

Mukau von Halberstadt,
Bring ûsen lütjen sône wat.
Wat sall ik êm denn bringen?
Pâr rôe schau mit ringen,
Pâr rôe schau mit gold beslân,
Darmede sall hei dansen gân.

A. B. C. De katte leip in'n snê,
Asse wedder rûter kam
Harre'se witte strümpe an.
Oder: Harre'se ne smârige hose an.

Mûkau, mû,
Wovon bist du sau rû?
Ik bin sau rû, uu bin so matt,
Ik krîge mîn lêwe dat futter nich satt,
Mûkau, mû.

Öldchen, söltchen, smöltchen,
Stipp in, klapp in —
Kriwwelliweliwe. (Dabei wird das Kind gekitzelt.)

Die Finger werden dem Kinde folgendermaßen erklärt:

Lütje finger,
Goldinger,
Goldâmer,
Potlicker,
Lûseknicker.

Oder: Dat is de dûmen,
De schüddelt de plûmen,
De nimmt se up,
De drägt se na hûse,
Un de lüttje de fritt se allêne.

Vadder Jakob, vadder Jakob
Mâk mik en pâr schau!
Du, du dickkop, du dickkop
Du dögst'er nich tau.

Mimau katergrau,
Kunterbunt.
Use lütje hund is bunt.

Zucke, zucke, homann,
Dau'n pâre en tôm an,
Rût in't feld, hâl en bû'el vull geld.
Dat is noch nich etellt.
Hâl en bû'el vull sültebêrn [1]),
De mag ûse sônke gêrn.
Hâl en bû'el vull steine,
Smit'n en hundche an de beine.

Hochdeutsche Lieder werden folgende gesungen. Das Kind wird dabei als Reiter aufs Knie gesetzt.

Zuck, zuck, Reiterlein,
Wenn die Kinder kleine sein
So reiten sie auf Stöckerlein,
Und wenn sie größer werden
So reiten sie auf Pferden,
Dann geht das Pferd den Tripp den Trapp
Und wirft den kleinen Reiter ab
In'n Dreck!

Dabei macht man die Bewegung des Abwerfens.

Suse, liebe Suse, was raschelt im Stroh,
's sind die lieben Gänse, die haben keine Schuh,
Der Schuster hat Leder, keine Leisten dazu,
Drum gehn die lieben Gänse und haben keine Schuh.

Oder:

Drum rascheln die Gänslein barfuß im Stroh.

---

[1]) In der Schale und mit Senfkörnern gekochte Birnen, die kalt gegessen werden.

Jetzo, mein Püppelein,
Sing' ich Dich ein, ein ein.
Jetzo, mein Püppelein,
Sing' ich Dich ein.
Draußen, da ist es kalt,
Ist beschneit Feld und Wald,
In unser'm weichen Bett
Ruht es sich nett.

Eia popeia, schlagt's Küchelchen tot,
Es legt mir keine Eier und frißt mir das Brot,
Dann rupfe ich ihm die Federchen aus,
Und mache dem Kindchen ein Bettchen daraus.

Eia popeia, das ist eine Not,
Wer giebt mir 'nen Dreier für Zucker und Brot?
Dann lauf' ich geschwinde zum Krämer hinan,
Damit ich dem Kindchen 'ne Supp' kochen kann.

Hänselein, kannst Du tanzen?
Ich schenk Dir auch ein Ei.
Nein, nein ich kann nicht tanzen
Und schenkst Du mir gleich zwei.
In unserm Hause geht das nicht,
Da tanzen die kleinen Kinder nicht.
Und tanzen kann ich nicht.

Hänselein, kannst Du tanzen?
Ich schenk Dir einen Stock.
Nein, nein ich kann nicht tanzen
Und schenkst Du mir ein Schock.
In unserm Hause geht das nicht,
Da tanzen die kleinen Kinder nicht,
Und tanzen kann ich nicht.

Hänselein, kannst Du tanzen?
Ein Röcklein zeig' ich Dir.
Ja, ja ich kann auch tanzen,
O, zeige mir gleich vier.
In unserm Hause geht das auch,
Da tanzen die kleinen Kinder auch,
Und tanzen kann ich auch.

(Eitzum.)

2. Spiele.

Die Abzählreime bei den Spielen der Kinder sind sehr verbreitet; bei ihnen kommt es weniger auf den Inhalt an, die Hauptsache sind Rhythmus und Reim. Es werden dabei willkürliche Wortbildungen zu stande gebracht, die keinen Sinn haben, aber sich reimen müssen und in das Ohr fallen.

Enne, denne, dit un dat,
Mâken gif den kûken wat.
Lât de häuner sûpen.
Ne mudder, dau ik nich,
Krischan sleit den ossen nich.
Smôkst'e ôk all rôktobak
As en ôlen dudelsack.

Enne, denne, denken,
Du must senken.
Ik oder du
Müllers kuh,
Müllers essel,
Dat bist du.

Ene, mêne, mine, mei,
Pastor, lône, bône, strei.
Ere frûe Herkeberke
Ri, ra, ru, weg.

Ellere, bellere,
Sak vull tellere,
Knippele, knappele, bauz.

Beim Ringeltanz der Mädchen, der namentlich im Frühjahr stattfindet, habe ich folgende Lieder gehört:

Ringelringelrosenkrans,
Mâk en dans.
Set dick up ne wîe,
Spinn ne lütje sîe,
As en hâr
As en snâr.
Jumfer Greitje set dick dâl.
Kiekericki!

Ruppe, ruppe grâseken,
In'n pannemann sîn gâreken.
Wenn't eine sleit,
Wenn't twei sleit,
Denn kummet et bônenwîf
Mit ne slippe vull steine,
Un smit üsch an de beine
Da lôpen wî hen na Peine.
Is denn da kein timmermann
De mîn bein wê'er heilen kann?

Wat ik weit, wat ik weit,
Wat in ûsen gâren steit!
Zuppenkrût, zuppenkrût,
Et kummet ût, et kummet ût:
Jumfer Lieschen is de brût.
Geit an, geit an,
Ûse Krischan is de mann.

Müller, müller, mâler,
De jungens kost't en dâler,
De mâkens kost't en dûwenschett,
Fleiet alle jâre weg.

Bömeken spielen. Die Kinder stellen sich im Grasgarten an bestimmte Bäume, welche sie hüten. Ein umhergehendes Kind sucht sich einen der frei werdenden Bäume zu erobern, wobei es singt:

Isermänneken, hat kein stänneken
Kann kein stänneken finnen.

Oder:

Isermänneken in îsen,
Ik kann kein îsen finnen.

Unterdessen tauschen die an den Bäumen stehenden Kinder mit ihren Plätzen, von denen das umhergehende einen zu erhaschen strebt.

Lütje funke lêwet noch! Ein glimmender Span oder Fidibus wandert im Kreise der Gesellschaft von Hand zu Hand, wobei ein jeder obige Worte schnell zu sprechen hat. Derjenige, in dessen Hand der Span völlig erlischt, giebt ein Pfand.

Hâscken, hâscken verstick dik!
Wenn de hund kummt, de bit dik!
Wenn de jäger kummt, de schit dik!

Wird beim Häseken- oder Jagdspiel der Kinder gerufen, wo eines den Jäger, eines den verfolgten Hasen, die übrigen die Hunde vorstellen.

Plumpsack, ein uraltes, schon im Mittelalter getriebenes Spiel[1]). Bei uns wird ein derber Knoten in ein Taschentuch gemacht, das ist der Plumpsack. Mit diesem zieht außerhalb des Kreises der Spielenden und in deren Rücken Einer umher, welcher fortwährend ruft:

Sû dik nich um,
De plumpsack geit um.

Heimlich legt er einem der Mitspieler den Plumpsack in die Hände, der damit auf seinen Nachbar schlägt.

Pinkepank,
De smet is krank,
Li't up sîner fûlen bank.
Wo solle wônen
Unnen oder bôwen?

Dabei hat das singende Kind in einer Hand einen Stein, Münze, eine Bohne oder dergl., hält beide Hände zu Fäusten geballt übereinander und läßt nun ein anderes Kind erraten, in welcher Hand sich der Gegenstand befindet.

Wanderthaler[2]). Ein Geldstück, kleiner Schlüssel oder dergl. wandert von Hand zu Hand im Kreise der umhersitzenden Kinder; ein im Kreise stehendes Kind muß erraten, wo das Stück sich befindet, es thut dieses, indem es das Kind, bei dem es den Gegenstand vermutet, auf den Kopf schlägt und sagt:

Hîr slâ ik up un da kummt fûer 'rût!

Beim Blindekuhspielen werden folgende Worte gebraucht:

Blinnekau ik fûre dik.
Wohen?
Na grôtevâ'rs hûse.
Wat sall ik da mâken?
Bottermelk slawwern. —
Ik hebbe keinen leppel. —
Gâ hen un soik dik einen!
Oder: Unner der treppe da li't ein.

---

[1]) In den Reichenauer Glossen: Circulatorius ludus est puerorum in circulo sedentium, post quorum tergum discurrit puer unus portans aliquid in manu, quod ponit retro aliquem sedentium ignorantem, vulgariter dicitur: Gurtulli, trag ich dich. Ig. v. Zingerle, das Deutsche Kinderspiel im Mittelalter, S. 151.

[2]) Dieses gehört zu den allgemeinen europäischen Spielen. Als l'aneddu ist es in Sicilien bekannt. Pitrè, Giuochi fanciuleschi Siciliani. Palermo 1883.

Penniken, das Werfen mit Pfennigen gegen eine Wand, wobei der Knabe gewinnt, welcher seinen Pfennig ganz nahe, oder bis auf Spannweite, neben einen früher geworfenen Pfennig der Kameraden zu werfen weiß.

Wo keine Pfennige vorhanden sind, da werden sie durch Eisenblechscheiben „anputjîsen" ersetzt, die kaum 3 cm im Geviert messen. Das Spiel heißt dann „anputjen".

Gewandtheit gehört zum duksern oder steineken, das mit fünf Steinen gespielt wird, welche die Kinder sich durch Zuschleifen aus Ziegelbruchstücken herstellen und die annähernd eine Kugelgestalt haben. Neuerdings werden auch Glaskugeln dazu genommen. Der Spieler wirft einen Stein in die Höhe und indem er schnell einen andern vom Boden aufnimmt, sucht er auch den aufgeworfenen Stein mit derselben Hand aufzufangen. Dies wird mit allen vier auf dem Boden liegenden Steinen versucht. Dann werden, wenn wieder ein Stein aufgeworfen ist, zwei Steine vom Boden aufgenommen und der dritte dazu aufgefangen, was sich mit den beiden anderen noch am Boden liegenden Steinen wiederholt. Und so fort werden weiter drei, vier Steine aufgenommen und einer dazu gefangen. Jedes Kind bleibt solange am Spiele, bis es einen Fehler macht, d. h. den aufgeworfenen Stein nicht auffängt oder die vorgeschriebene Zahl Steine an der Erde in der Eile nicht zu erfassen vermag. Das Erfassen der Steine heißt grapschen.

Der Neuzeit angehörig scheint ein Spiel zu sein, bei dem die Kinder mit den Fingern einen Verkaufsladen darstellen und dazu sagen:

Müller un Schulze stünnen vorn lâden,
Wolln vorn dreier knapwost halen,
Vorn dreier gift et nich.
Müller un Schulze knüppeln sik.

Beim Pfänderspiel knieen die ledigen Mädchen vor dem Ofen und sprechen:

Leiwer ôwe, ik bêe dik an,
Beschêre mik en gauen mann.
Gifst de mik keinen gauen man,
So bêe ik dik nich wê'er an.

Gänsespiel[1]). Wird in zwei Parteien gespielt, die eine Hälfte stellt die

---

[1]) Zu diesem namentlich in den Drömlingdörfern verbreiteten Spiel will ich eine englische Singspielparallele (nach Folk-lore Record, V, S. 86, 1882) hersetzen:

Sheep, sheep come home!
We are afraid,
What are you afraid of?
The wolf!
The wolf has gone to Devonshire
And won't be home for seven years.
Sheep, sheep come home!

Verschiedene deutsche Fassungen bei W. Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund, Danzig 1865, S. 33, wo ein tiefer mythologischer Sinn hineingelegt wird.

Gänse vor, die andere sucht diese zu sich herüberzulocken, wobei folgender Zwiegesang:

Pîlegäuseken kummt na hûs!
„Wî dôr't nich."
Warum denn nich?
„Vorn wulwe!"
Wo sitte?
„Im dôrenbusch."
Wat mâkt hei da?
„Leggt eier."

Das durch Deutschland ungewöhnlich weit verbreitete Kinder-Singspiel „Es kommt ein Herr aus Ninive", scheint im Braunschweigischen wenig bekannt zu sein. Aus den Drömlingdörfern ist es bezeugt; hier lauten die Worte[1]):

Ich bin der Herr von Nordenfels
Und aus der Fifelade.
Er holt sich eine Nonne.
Das ist das Töchterlein von Madame N.
Die Dame aus Ninive
Sucht wide, witt, witt, bom, bom
Sich eine neue Köchin.

Nun, das ist eine sehr entstellte Lesart, immerhin sind darin noch die „Nonnen" der ältesten Fassung vorhanden. Ninive ist aus „Herr Dominé" entstanden[2]).

Potslagen oder hânenslagen wurde in Meerdorf, Essinghausen und Duttenstedt noch vor kurzer Zeit gespielt. Ein Hahn oder Huhn saß unter einem irdenen Topfe; Burschen und Mädchen mit verbundenen Augen, bewehrt mit einem Knüttel, mußten den Topf zu finden wissen und dann zerschlagen.

Ein altes, jetzt eingegangenes Spiel war das Piletenspiel, das früher selbst in fürstlichen Kreisen beliebt war. Es kommt noch in einigen Dorfwirtshäusern der Umgegend von Helmstedt vor, wo es auf einer langen hölzernen Tafel, der „Pilekentafel", mit eisernen viereckigen „Pilekensteinen" gespielt wird. Es ist durch das Billard verdrängt worden[3]).

Hexenspiel. Unsere Kinder auf dem Lande verstehen darunter das Fadenspiel, auch Auf- und Abnehmen genannt, bei dem ein Faden in verschiedenartigen Verknüpfungen über beide einander entgegen gehaltene Hände gezogen und durch Durchstecken zu immer neuen Figuren gestaltet wird, in denen die Phantasie einen orgelstaul, bôm, gaffele u. s. w. erblickt[4]).

Krûsedullen nennt man die lockigen Haare oder eine faltige Halskrause. Die Kinder bezeichnen aber damit auch ein Spiel, bei dem sie die

---

[1]) Ebeling, II, S. 252.

[2]) J. Bolte, das Kinderlied vom Herrn v. Ninive. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, IV, S. 180.

[3]) Koldewey im Wolfenbüttler Programm 1879, S. 6 und 26. — Damköhler, Korrespondenzblatt für niederd. Sprachforschung, VIII, S. 46. — Mittelniederdeutsches Wörterbuch, III, S. 325.

[4]) Dieses Spiel ist wegen seiner Verbreitung ethnographisch von Belang. Es kommt vor bei den Eskimos, Australiern, auf den ostasiatischen und Südseeinseln und ist neuerdings (von Ehrenreich) bei den Indianern im Innern Brasiliens entdeckt worden. (Andree, Ethnographische Parallelen. Neue Folge, S. 96.)

hohlen Stengel des kalwerkropps (Chaerophyllum) in Stückchen zerschneiden, auf verschiedene Weise einkerben und ins Wasser legen. Die einzelnen Teile krümmen sich und bilden hübsche Figuren, welche krûsedullen genannt werden.

Brennessel und Distel. So werden zwei Kinder genannt, welche ein Thor bilden, wobei sie sich mit den hochgehaltenen Händen anfassen; dann ziehen die übrigen Kinder der Reihe nach durch dieses Thor, während die beiden ersteren singen:

Fahr' durch, fahr' durch,
Jetzt kommt ein großer Wagen.
Wer sitzt darin, wer sitzt darin?
Ein Mann mit großem Kragen.
Was will er denn, was will er denn?
Er will den „Hermann" holen?
Was hat er gethan, was hat er gethan?
Er hat gestohlen.

Das letzte Kind wird dann festgehalten und gefragt, ob es hinter Brennessel oder Distel treten will und muß darauf den gewählten Platz einnehmen. Dies wiederholt sich solange, bis alle Kinder hinter der Brennessel und der Distel stehen. Dann wird mitgeteilt, auf welcher Seite die Engel und auf welcher die Teufel sind, und diejenigen Kinder, welche auf der Seite der Engel stehen, werden von Brennessel und Distel nacheinander auf den Armen gewiegt, wobei gesungen wird:

Wir wiegen den Engel in Abrahams Schoß.

Zuletzt jagen die Engel die Teufel in die Flucht.

Unter „Spiele" gehört auch die Beschäftigung der Kinder mit den so beliebten bunten Bildern. Besonders vor Ostern ist der Schluß der Schule ein ereignisreicher Tag für die Kleinen, da dann die Konfirmanden den in der Schule zurückbleibenden Genossen bunte Bilder zu schenken pflegen, wie um damit anzudeuten, daß sie sich nun von der Spielerei der Kindheit trennen wollen. Leider ist die Ware, welche von Neu-Ruppin heute den Kindern auf den Dörfern in die Hände kommt, geradezu schauderhaft. In der Sammlung des Herrn Vasel befindet sich noch eine Anzahl Bilder aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, die einen besseren Geschmack bekunden. Sehr beliebt unter den Kindern sind Bilder von „hôrn", ausgeschnittene Bilder, Bilder mit Heiligen (offenbar aus katholischen Gegenden) und Auszziehbilder, deren Verse mit Andacht gelesen werden. Das Herz spielt eine große Rolle darin.

Alle die vorstehend mitgeteilten Spiele und dazu gehörigen Lieder und Sprüche zeigen vorherrschend niederdeutschen Charakter und dürfen zum alten Besitztum unseres Volkes gerechnet werden. Sie werden aber neuerdings mehr und mehr durch hochdeutsche Spiele und Reime verdrängt, die mit der immer größeren Ausbreitung der Schriftsprache aufkommen. Das ist natürlich mehr in den städtischem Wesen zuneigenden südlicheren Dörfern als in den nördlicheren der Fall, wo z. B. die nachfolgend mitgeteilten Ringelreigen kaum bekannt sind. Ich verdanke dieselben Herrn Pastor Schattenberg, der sie in dem Dorfe Eitzum bei Schöppenstedt sammelte. Viele zeigen ganz oberdeutschen Charakter.

Die Anna saß auf einem Stein, einem Stein, einem Stein,
Sie kämmte sich ihr goldnes Haar,
Da fing sie an zu weinen,
Da kam der gute Karl herein:
Ach Anna warum weinest Du?
Ach weil ich heut noch sterben muß!
Da kam der böse Fendrian, Fendriel,
Da zog er aus der Tasche
Ein großes langes Messer raus
Und stach die Anna in den Rücken.
Da kam der gute Karl herein,
Ach Anna warum blutest Du?
Ach weil sie mir ein Täubchen schlachten!
Da kam die Eltern all zu Haus.
Wo ist denn unsre Anna?
Sie ist schon längst begraben.
Wo ist sie denn begraben?
Hier unter diesem Leichenstein.
Da stand die Anna wieder auf.
Die Anna ist ein Engelkind,
Der Karl der ist ein Bengelkind,
Der Fendrich ist ein Teufelskind,
Die Eltern sind zwei Engellein.

Die Kinder fassen sich zum Ringeltanz, ein Kind im Kreise stellt Anna vor, eins Karl, eins den Fähnrich, zwei die Eltern. Es folgt nun die Handlung, wie sie in dem Liede (nach der Melodie: Das ist das Lied vom Rulala) vorgeschrieben ist und zuletzt tanzen alle im Kreise herum.

Wir woll'n die weiße Frau mal fragen,
Ob sie schöne Töchter habe,
Nehmen Sie, nehmen Sie, welche woll'n Sie haben?
Diese, diese mag ich nicht, diese, diese will ich nicht,
Diese will ich haben, mit dem weißen Kragen.
Hänschen sperrt die Hühner ein,
Daß sie all beisammen sein,
Kickeriki, kickerika, sind die Hühner alle da?
Rote Kirschen eß ich gern, schwarze noch viel lieber,
Junge Herren küß ich gern, alte stoß ich nieder.
Ich setz mich auf die Extrapost, fahre bis nach Halle,
Wenn's mir tausend Thaler kost't, die vergeß ich balle.
Tausend Thaler ist kein Geld, wenn mir nur mein Schatz gefällt,
Schätzchen hin, Schätzchen her, Schätzchen ist ein Bummelbär.

Ein Bauer fuhr ins Holz,
Ein Bauer fuhr ins Kirmesholz,
Heißa Kirmesholz, ein Bauer fuhr ins Holz.

Da nahm er sich ein Weib,
Da nahm er sich ein Kirmesweib,
Heißa Kirmesweib, da nahm er sich ein Weib.

Das Weib nahm sich ein Kind,
Das Weib nahm sich ein Kirmeskind,
Heißa Kirmeskind, das Weib nahm sich ein Kind.

Das Kind nahm sich 'ne Muhme,
Das Kind nahm sich 'ne Kirmesmuhme,
Heißa Kirmesmuhme, das Kind nahm sich 'ne Muhme.

Die Muhme nahm sich 'nen Knecht,
Die Muhme nahm sich 'nen Kirmesknecht,
Heißa Kirmesknecht, die Muhme nahm sich 'nen Knecht.

Der Knecht der ward ein Bauer,
Der Knecht der ward ein Kirmesbauer,
Heißa, Kirmesbauer, der Knecht der ward ein Bauer.

Die Kinder schließen einen Kreis, in welchen eines, das den Bauern vorstellt, hineintritt. Es nimmt sich aus dem Kreise ein Weib, das Weib nimmt ein Kind, dieses eine Muhme und die Muhme einen Knecht, der im Kreise bleibt und den neuen Kirmesbauer bei der Wiederholung des Spieles darstellt.

Es war einmal ein Mann,
Es war einmal ein li la leder Mann.

Da nahm er sich ein Weib,
Da nahm er sich ein li la leder Weib.

Das Weib nahm sich ein' Sohn,
Das Weib nahm sich ein' li la leder Sohn.

Der Sohn muß in die Schule,
Der Sohn muß in die li la leder Schule.

Da lernt er's A.-B.-C.,
Da lernt er's li la leder A.-B.-C.

Da kam er wieder heim,
Da kam er wieder li la leder heim.

Da mußt er in den Krieg,
Da mußt er in den li la leder Krieg.

Da schossen sie ihn tot,
Da schossen sie ihn li la ledern tot.

Da brachten sie ihn heim,
Da brachten sie ihn li la ledern heim.

Da kam der Herr Pastor,
Da kam der li la ledern Herr Pastor.

Der schrieb ihm auf sein Grab,
Der schrieb ihm auf sein li la ledern Grab:

„Hier ruht der liebe Sohn,
Hier ruht der liebe li la leder Sohn."

Da stand er wieder auf,
Da stand er wieder li la ledern auf.

Da waren sie alle froh,
Da waren sie alle li la ledern froh.

Die Kinder treten zum Ringeltanz an, der Leder-Mann steht im Kreise, nimmt sich dann ein Weib, einen Sohn aus dem Kreise. Der Sohn geht in die Schule (aus dem Kreise), kommt wieder in den Kreis. Zieht in den Krieg, wird totgeschossen und von mehreren aus dem Kreise fortgetragen. Ein Kind aus dem Kreise stellt den Pastor dar, nachdem steht der Leder-Sohn wieder auf und alle tanzen im Kreise herum.

Es war einmal ein Mann,
Es war einmal ein mi ma mause Mann.

Der hatte eine Maus,
Der hatte eine mi ma mause Maus.

Der zog er ab das Fell,
Der zog er ab das mi ma mause Fell.

Da näht er sich ein Sack,
Da näht er sich ein mi ma mause Sack.

Da thut er rein sein Geld,
Da thut er rein sein mi ma mause Geld.

Da kauft er sich ein Pferd,
Da kauft er sich ein mi ma mause Pferd.

Da reit't er in den Krieg,
Da reit't er in den mi ma mause Krieg.

Da schießt er alle tot,
Da schießt er alle mi ma mause tot.

Die Kinder treten zum Ringeltanz an, ein Kind geht in den Kreis, das die Worte vorspricht und der ganze Kreis wiederholt dieselben.

Morgen woll'n wir Hafer mähen,
Wer will helfen binden?
Wer will mein fein's Liebchen sein?
Das wird sich schon finden.
Heiraßa, hopsasa, morgen ist die Kirmeszeit.

Ein Kind steht in dem Kreise der übrigen, wählt sich ein anderes und tanzt mit ihm herum.

Hab' verloren, hab' verloren, hab' verloren meinen Ring,
Will mal sehen, will mal sehen, ob ich finde meinen Ring.
Hab' gefunden, hab' gefunden, hab' gefunden meinen Ring,
Will mal sehen, will mal sehen, wem ich schenke meinen Ring.
Hab' verschenket, hab' verschenket, hab verschenket meinen Ring.

Die Kinder stehen im Kreise, eins kommt hinein, nimmt einen Ring oder einen Stein, legt ihn unter seinen Fuß und singt: „Hab' verloren" u. s. w. Wenn nun das Kind den Stein unter dem Fuß wegnimmt, d. h. findet, hebt es denselben in die Höhe, geht auf ein anderes Kind zu und schenkt ihm den Stein oder Ring. Dasselbe kommt nun in den Kreis und das Spiel fängt von neuem an.

Wir treten auf die Glocke, bis daß die Glocke klinget,
Die Glocke klinget sieben Jahr, sieben Jahr sind umme,
Die Anna dreht sich umme.
Anna hat sich umgedreht, hat ihrem Bräut'gam den Kranz beschert.

Dann fängt das Spiel wieder von vorn an, und der nächstfolgende Name ist der Name des Kindes, das links vom erstgenannten Kinde steht.

Als ich einmal reiste, reist' ich ins Tirolerland,
Da war ich die Kleinste, allen wohlbekannt.
Herren und Damen standen da vor meiner Thür,
Wollten mich beschauen, schönes Murmeltier.
Murmeltier kann tanzen, 1 2 3 und 4,
Wollten mich beschauen, schönes Murmeltier.

Ein Kind steht als Murmeltier im Kreise und muß nach dem Singen und Händeklatschen der übrigen tanzen.

Grünes Gras, grünes Gras, unter meinen Füßen,
Hab' verloren meinen Schatz, den ich suchen müßte,
Dreh Dich um, dreh Dich um, bist Du's oder bist Du's nicht?
Nein, nein, er ist es nicht.

Ein Kind steht im Kreise; die umhertanzenden singen die obige Strophe dreimal; beim viertenmal heißt es dann: Ja, ja, er ist es! Dann folgt Ablösung des im Kreise stehenden durch ein anderes Kind.

Ein Jäger wollte früh aufstehn,
Dreiviertelstund vor Sonnaufgehn,
Er nahm sein Liebchen bei der Hand,
Und fuhr sie durch das ganze Land.
Ade, Ade, mein liebes Kind,
Nun müssen wir uns scheiden,
Und in dem letzten Augenblick,
Vergessen wir das Küssen nicht.
Marie hast Du das Bett gemacht?
Nein, nein, ich hab's vergessen.
Was, hast Du denn den ganzen Tag
Bei Deinem Schatz gesessen?
Und wenn Du willst den Jäger hab'n,
So mußt Du grüne Schuhe tragen,
Grüne Schuh mit Silberschnallen,
Das wird dem Jäger wohlgefallen.

Während des Singens bilden die Kinder einen Kreis, zwei von ihnen fassen sich an den Händen, eins im Kreis, das andere außerhalb. Wenn das Singen aufhört, lassen die beiden die Arme fallen und die zwei so getroffenen Kinder müssen nun herumgehen. Der Name wird jedesmal geändert nach dem Kinde.

3. Bastlösereime.

Wie nicht anders zu erwarten ist, reihen sich die braunschweigischen Bastlösereime den übrigen niederdeutschen eng an. Sie sind ungemein verbreitet und im Frühjahre, wenn der Saft in die Weiden gezogen ist, sieht man die Knaben bei allen Dörfern an den Bächen und Holzrändern sitzen und „floitjen kloppen“. Man klopft unter Hersagen der Verse den frisch geschnittenen Weidenstab mit dem Messerhefte solange, bis der Bast sich löst und die Rinde als Röhre sich abziehen läßt. Aus dieser wird die floitje mit eingekerbtem Mundstücke hergestellt[1]).

---

[1]) Zur Litteratur vergleiche: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung I, 85; II, 52 und 89, wo die ähnlichen Reime aus Holland mitgeteilt sind. Müllenhoff, Sagen u. s. w. aus Schleswig-Hollstein, S. 510. — Rochholz, Allemanisches Kinderlied, S. 182. — Aus der Elberfelder Gegend: Schall in „Am Urquell“ III, 203 (1892). — Aus Schlesien: Wolf, Zeitschr. für deutsche Mythologie I, 473, 474. — Aus der Gegend von Stade „beim Huppenmachen“, Krause in Zeitschrift f. deutsche Mythologie III, 178. — Aus der Ruppiner Gegend: Haase in Zeitschrift der Gesellschaft für Volkskunde IV, 74. — Aus Westfalen: Woeste in Zeitschr. für deutsche Mythologie III, 52. — Aus Meiningen: „Am Urquell“ V, 193.

Plock, plock, plîke,
Up'n Âlendîke (Ahlumer Teiche)
Sit ne ôle hexe
Mit'n stumpen meste,
Snat en kätehe hâr af, bein af,
Alles wat 'r anne sat.
Biff, buff, baff,
Nu gâ'r mal von af.

Plockfloitje wut'e gân,
Ik will dik in de dôren slân,
Dôren süllt dik stâken,
De râwen süllt dik frâten.
Kam ne ôle hexe,
Mit en langen meste,
Snat hâr af, snat hût af,
Alles wat'r anne sat,
Smet't in't wâter.
Plunsch, plunsch, plunsch.

Balle, balle, bastian,
Lât bast afgân,
Lat nieh klöben (ſpalten),
Willt wol glôwen.
Up'n spitzen dîke
Sat ne ôle hexe,
Mit'n stumpen meste.
Snit af, snit af
Alles wat'r anne sat.

Biller, baller, Bastian,
Lât balle afgân,
Lât nieh klôben,
Will't gêren glôwen.
Kam de ôle hexe
Mit'n stumpen meste,
Snîe 'n jungen hâr af,
Bein af, kopp af,
Snat 'n jungen alles af.
Strîk af, strîk af,
Balle geit et af.

Plock, plock, pîpe!
Up'n môlendike
Satt Hans Wöstchen
Mit'n blanken mestehen.
Kam de ôle hexe
Mit'n blanken meste.
Snit af, kop af, bein af,
Allet wat'r man anne satt.

Bulle, bulle, bastian,
Lat et bas afgân,
Lat nieh klôben,
Denn will'k dik vorlômen,
Biff, buff, baff
Da gâe du von af.

Pîp, pîp, pâke,
Kam ne ôle drâke,
Mit'n witten lâken,
Wolle de ganze welt bedecken,
Konn' nieh ôwer de Elwe recken.
Du must af.

Biller, biller, baller,
Bâtje hat'n haller,
Hallert sîne Frû.
Eine stunne rû,
Eine stunne glatt.
Bitze, batze af!

Kam de lûtje môre
Mit der gol'nen krône,
Kam dat lütje jümferken
Mit dem gol'nen tüffelken.
Kam de snîder mit'r elle,
Slaug êr vor de purteheprelle.
Sâ de kätche mimau,
Katergrau,
Kunterbunt,
Ûse lütje hund is bunt,
Piff, paff, af,
De dûwel fell in't graf.
Un we da nich von frâten mag
De schêre davon af.

---

4. Spott- und Neckreime.

Ludewig sit up'n twîg
Un brikt de twîg,
Dann fallt de leiwe Ludewig.

Ludchen, Ludchen, Lewwerwost,
Lêwet dîne frû noch?
Ja, ja, se lêwet noch,
Se li't in bedde un kriwwelt noch.

Heinrich, Peinrich, plock in ârse,
Hat en stiwen plock in ârse,
Kann 'ne nich wedder rût krîen,
Mot ne stîwe brût frîen.

Heinrich, Peinrich, pumpermûs,
Kam vonnacht in ûse hûs
Mit en witten lâken,
Woll üsch bange mâken,
Mit en witten swewelsticken,
Kann mik mâl in ârse licken.

Christoffel, Pumpstoffel.
Drei nâgel, ses kegel,
Christoffel pump,
Schitt in'n strump.

August!
Gust mit der leddernen brust,
Hat sik in de hôse schetten,
Hat et nich ewusst.

Fritze!
Schitt in de Mütze,
Drägt et in winkel,
Dat et nich stinket.

Fritze! Stieglitze!
Slâgt mûseken nich dot,
Lât't leben, lât't weben,
Et fritt ja kein brot.

Marieehen, marâke,
Fällt ôwer de brâke,
Hat hundert soldaten,
Kann et lachen nich laten.

Christine, Christane,
Wat mâket dîn hâne?
Hei sitt up'n messe
Un ropt: klocke sesse.

Oder:

Hei sitt up'n wîme
Un mâkt korîne.

Hanneken lag up hâwerstrô,
Ach wat was dat mâken frô.
Hanneken up den schosteinbodden
Leit sik sîne nâse schoppen.

Prost: seggt Jost.

Hannichen, bidewannichen
Bidewittkopp, badannichen.
Bidebumbat, katumbat.
Katholisches Hannichen.

Trûderitchen!
Krig dat mâken bi de fittjen.

Anneken, panneken, rûpennest,
Is in mînen gâren ewest.
Hat mik appel un bêren estôlen.
Teuf! dik sall de düwel hôlen.

Emmeken, pemmeken
Bist mîn lämmeken,
Bliwst mîn lämmeken,
Emmeken, pemmeken.

A. sagt zu B.: Segge mal, hinnern ôwen steit en korw full krût; er setzt dann, falls B. die Worte wiederholt, hinzu: du bist en düwel sîne brût. In ähnlicher Weise wird bei den folgenden Neckereien verfahren.

Lange de leddere ôwert hûs. —
Stiek dîne nâse in't schîthûs.

Wat is hüte vorn dag?
Middewochen!
Kannst en bullen an bû'le tocken.
Frîdag!
Bît en bullen en bû'l af.

Sege mal: lange, lange kerkenslöttel.
Du hast et mûl full zickenköttel.

A. Wat magst de leiwer: Judenpâr oder Christenpâr. —

B. Christenpâr. —

A. haut B. und ruft: Kri'st en pâr! Sagt B. Judenpâr, so faßt A. B. in die Haare und ruft zopp in't hâr.

Bist'e bôse? krûp in'n kêse.
Bist'e wedder gut? krûp'r wedder 'rût.

Fein sind diese Kinderneckereien selten. So rufen sich auch die Kinder bei Vornamen, die häufig mit den Pferdenamen übereinstimmen. Antwortet nun ein Kind auf den Anruf, so bemerkt ihm der Rufer: ik meine dik nich, ik meine ûsen wallacken, de schitt dik wat in de kinnebacken oder ik meine ûsen brûnen, de schitt dik wat in de kaldûnen.

Dorfneckereien. Ganz so, wie die einzelnen sich untereinander necken, so geschieht dieses auch unter Städten und Dörfern. Der Spötter überhebt sich gegenüber dem Verspotteten, dem er Beschränktheit oder Plumpheit nachsagt und dem gewöhnlich vieles angedichtet wird, was bei Lichte besehen, sich als grundlos herausstellt. Es ist dieses aber ein durch die ganze Welt gehender Zug, der sich selbst bei Naturvölkern nachweisen läßt und seit den Tagen des Altertums, wo Abdera den Spott der Völker auf sich zog, auch in allen europäischen Ländern bekannt ist. Braunschweig fehlt da nicht und unser weltbekanntes Abdera ist Schöppenstedt, auf das nur mit seinen „Streichen" hingewiesen zu werden braucht.

Auch einzelne Dörfer necken sich untereinander. In Rautheim, Cremlingen und Nachbarschaft kann man hören, daß die Einwohner von Weddel nichts zu beißen hätten, man müsse sich dort mit Schlehen und Hagebutten behelfen, was in Verse folgendermaßen ausgedrückt ist:

Härrn't nich slênen un hapütjen mik edân,
Dann härr'k mösten hungrig ût Wâ'le gân.

Den Frauen von Räbke wird, sicher nur böswilligerweise, nachgesagt, daß sie zänkisch seien und laut schrieen. Daher:

Wer ne frû ût Räbke hat,
De brûket keinen hund.

Die Bewohner von Hedeper gelten — natürlich mit Unrecht — als protzig und großmäulig, daher redet man von heperschen grôtsnûten.

Die Kneitlinger am Elme werden mit ihrem Landsmanne Til Eulenspiegel geneckt. Nach diesem freundlichen Dorfe verlegt das bekannte Volksbuch[1]) die Geburt des Schalksnarren und läßt ihn in dem benachbarten Ampleben taufen. Schon seit alten Zeiten haftete in Kneitlingen der Name Eulenspiegels an einem der ansehnlichsten Höfe des Dorfes und in einem Zinsregister des

---

[1]) Älteste Ausgabe von 1515 herausgegeben von Hermann Knust. Halle 1884. Ausführliche Abhandlung über Eulenspiegel in dem grundlegenden Werke von Lappenberg, Dr. Thomas Murners Ulenspiegel, Leipzig 1854. Das Buch ist ursprünglich niedersächsisch geschrieben gewesen und nur durch Murner ins Hochdeutsche übertragen und erweitert worden. Alles weist da auf Braunschweig als Heimat hin, von dessen Städten, Dörfern und örtlichen Verhältnissen der Verfasser eine genaue Kenntnis besaß. Vergl. Walther, Zur Geschichte des Volksbuchs vom Eulenspiegel, Jahrbuch f. niederd. Sprachforschung, XIX, S. 1. Wie Ernst Jeep nachwies, ist der Name des Schalksnarren imperativischer Natur; mit „Eule" und „Spiegel" hat er nichts zu tun. Ul den speigel (verre podicem) von ndd. ûlen, abkehren, abwischen und speigel in der übertragenen Bedeutung, wie sie noch beim Wilde (Rehen) vorkommt. (Mitt. d. deutschen Sprachvereins Berlin. 1895, Nr. 8.)

Stifts St. Blasii zu Braunschweig von 1673 wird der Hof als „Eulenspiegelhof“ bezeichnet[1]). Früher waren Kneitlingens Bewohner ergrimmt auf alle, die sie mit dem Schalksnarren neckten oder nur nach seinem Geburtshause fragten; heute aber weiß dessen Besitzer historischen Ruhm zu schätzen und zeigt gern den stattlichen Hof, der allerdings nach dem Brande von 1821 fast ganz neu dasteht.

Die Kothsassen von Süpplingen sollen sunnenkîker heißen; das kommt daher, weil sie auf dem Gute in Süpplingenburg dienen mußten, aber nur bei schönem heitern Sonnenschein, nicht wie andere Bauern ohne Rücksicht auf das Wetter. (Nach Hassel und Beege.)

Emmerstedt bei Helmstedt neckt man mit der „blaume“, weil dort ein Krüger den Bauern „fein durch die Blume“ zu verstehen geben wollte, sie sollten die Kegelbahn verlassen, damit Helmstedter Studenten dort kegeln könnten, wobei er die Worte gebrauchte, bengels, schêrt jich herut.

Auch für Scheppau hat man eine Redensart: Et geit up de rê'e (rîge) as in Scheppau et gausemelken, womit etwas Unmögliches bezeichnet werden soll.

Den Hötzumern sagt man nach, bei ihnen könne sich kein Pastor lange halten und erzählt dafür zur Begründung folgendes: Als der erste Christenapostel ins Braunschweigische kam, hatte er überall gutes Fortkommen und Erfolg. Nach Hötzum gelangt, fand er das Dorf aber von einer so dichten Dornenhecke umgeben, daß er zwei volle Jahre gebrauchte, ehe er sich durchgearbeitet hatte. So nach großer Mühe ins Dorf gekommen, wollte er sein Glaubenswerk beginnen: aber schon vor dem ersten Hause blieb er im tiefsten Schmutze stecken und wandte nun, darüber ärgerlich geworden, dem Dorfe den Rücken. Es folgte ein zweiter Glaubensbote, doch ehe dieser sein Werk beginnen konnte, starb er in Hötzum. Das wurde vorbildlich und — „lange bleibt dort kein Pastor“.

Von den Broitzemern wird berichtet, sie hielten es mit der Reinlichkeit nicht genau, und wenn bei ihnen ein Gast erschiene, rufe die Hausfrau: Mâken hâle en bessen un fege en disch af!

Von den Eitzumern sagt man: In Eitzen hebbet se tîd. Der Gemeindevorsteher daselbst ließ ein Schreiben der Kreisdirektion unbeantwortet. Er erhielt ein Mahnschreiben und darauf stand cito. Er las das Fremdwort tîd und ließ das Schreiben abermals liegen.

Wer na Lelm geit kummt in'n gang, heißt es in Königslutter und Umgegend.

Die Donaufürstentümer nennt man die Dörfer Ochsendorf, Klein-

---

[1]) Sack, Eulenspiegel und sein Geburtsort Kneitlingen. Braunschweiger Kalender für 1867.

Steimke, Glentorf und Boimstorf „wegen der Schunterüberschwemmungen im Frühjahr“[1]).

5. Die Tiere in den Volksreimen.

Weit mehr als der Städter steht der Landmann mit den Tieren und der freien Natur in Berührung; es ist daher erklärlich, daß er sie auch oft in seine Volksreime einbezieht und ihnen Kennzeichnendes nachzusagen weiß oder Abergläubisches an sie anknüpft.

Die Kuh: Ûse witkop, ûse witkop is melk,
Hat en kaukalf, hat en kaukalf,
Ward ôk noch mâl melk.

Wenn die Wälder dampfen, sagt man, de fösse brûet, und wenn die Abendnebel aus den Wiesen oder Brüchen aufsteigen, heißt es, de hâse brûet. Hasenbrot ist Zuckerwerk, das man den Kindern von einer Reise oder einem Gange mitbringt und das man dem Hasen abgenommen hat. Der Hase legt die Ostereier.

De mûs seggt: wut'e nieh frâten, wat ik bîte, sau most'e frâten, wat ik schîte. An das verschlossene Brot kann die Maus nicht gelangen, sie macht sich an die freistehenden Mehlsäcke und verunreinigt das Mehl.

Das Huhn: Tick, häuneken, tick,
Wovon bistu sau prick?
„Ik hebbe tau vêlen gasten frâten,
Dei mik nich was tauemâten,
Davon bin ik sau prick.“
Tick, häuneken, tick.

Tuk, tuk, tuk min häuneken,
Wat deistu in ûsen hof?
Du plückst mik alle bläumeken,
Du mâkst et gâr tau grof.
Mama will mit dik kiwen,
Papa dei will dik slân,
Tuk, tuk, tuk min häuneken,
Wo ward et dik noch gân?
(Stadt Braunschweig, Anfang des 19. Jahrhunderts.)

Der Kuckuck wird als Frühlingsvogel mit weithin hörbarem, kennzeichnendem Rufe besonders beachtet. Nach dem Volksglauben ist der 14. April der Tag, an welchem er zu rufen beginnt; thut er das nicht, so mot hei basten (bersten). Er verträgt sich mit den sêbensteren, den Plejaden, nicht. Denn wenn er zu rufen beginnt, verschwinden diese; sie sind aber wieder da, wenn er aufhört. Wenn der Kuckuck seinen Ruf erschallen läßt, dann kann man die hanschen zu Hause lassen, süs schitte herin. Man hängt die Handschuhe aber wieder an die Seite des Rockes oder an das Pferdesiel, wenn der Wind über die Haferstoppel weht. Die Orchis maculata mit handförmigen

---

[1]) Häufig hört man die Redensart: hei mot sik de Hamerslebensche brill hâlen, da kanne 14 dâge in vorût kîken, was sich auf Hadmersleben (Prov. Sachsen) bezieht, ohne daß ich den Grund hierfür angeben könnte.

Wurzeln (die abgetrocknete düwelsband, die frische „Gotteshand") nennt man Kuckucksblumen[1]). Das Wiesenschaumkraut (Cardamine palustris), an dem oft ein speichelartiger Schaum sitzt, heißt kukuksspîje[2]). Das Anschneiden des Specks soll im Frühjahr beginnen, wenn der Kuckuck ruft, denn, wenn de kukuk röpt, sau is de speck rîpe. Darum rufen die Kinder, wenn sie den Kuckuck hören:

Kukuk,
Snît speck up.

Eine unbestrittene Thatsache spricht das Verschen aus:

De kukuk up'n tûne sat,
Un rä'nt et, sau ward he nat.

Am liebsten aber wird sein Ruf als Orakel benutzt:

Kukuk up'r wien,
Wannêr sal ik frien?

fragen die Mädchen und antwortet er, dann steht im laufenden Jahre die Hochzeit bevor. Noch mehr aber wird er gefragt:

Kukuk von heben (Himmel),
Wo lange sal ik lewen[3])?

Das Schwalbenlied gehört zu den am weitesten verbreiteten in deutschen Gauen und Rückert hat es in seinem herrlichen Gedichte „Aus der Jugendzeit" mit glücklicher Anlehnung an den Volkston benutzt. Ich habe im Braunschweigischen (bei Vorsfelde und in Lichtenberg) zwei abweichende Versionen gehört:

To jâr as ik fortgung,
Wâren alle schûnen vull.
Nau, as ik wê'erkâm,
Is alles verquickelt, verquackelt,
Verhêrt un vertêrt.

As ik weggung, as ik weggung.
Was dit fak vull, was dat fak vull,
As ik wêerkam, as ik wêerkam,
Was alles verslickert, verslüert[4]).

---

[1]) Im Englischen cuckoo-flower. Vergl. dazu Zeitschr. für deutsche Mythol. II, 261.

[2]) Englisch cuckoospittle, in der Schweiz guggerspeu.

[3]) In the west of Scotland it is believed the cuckoo, the first time you hear it in spring, cries for every year you have yet to live. (James Hardy, Popular history of the cuckoo. In Folklore Record II, S. 87, 1879.) Außer dieser umfangreichen, auch außereuropäische Völker in ihren Beziehungen zum Kuckuck berücksichtigenden Abhandlung besitzen wir noch die eingehende Monographie über diesen Vogel in der Volkskunde von Mannhardt in der Zeitschrift für deutsche Mythol. III, 209 bis 309.

[4]) Klaus Harms (Lebensbeschreibung, S. 11) teilt es aus Ditmarschen mit; Masius (Naturstudien, Leipzig 1852, S. 143) hörte es bei Salzwedel; Firmenich (Germaniens Völkerstämme I, S. 348) giebt es aus Soest in Westfalen; aus der Wetterau steht es Zeitschr. für deutsche Mythologie I, S. 239. Vergl. dazu Reinhold Köhler, das. II, S. 114. Aus Oldenburg teilt es Strackerjan (Aberglaube aus Oldenburg II, S. 100) mit.

Der Kiebitz, so erzählt man in Klein-Schöppenstedt, ist der einzige Republikaner unter den Vögeln; er war nicht einverstanden damit, daß sie sich einen König wählten und flog daher einsam hinaus auf die Wiesen, wo er, wenn verfolgt, schreit:

Kiwit, wo blîw ik?
In'n brumbeerenbusch,
Da sing ik, da spring ik,
Da hebb'k mîne lust.

Das Verschen ist auch aus Mecklenburg, Oldenburg und anderen niedersächsischen Gegenden aufgezeichnet, scheint mir aber nicht recht volkstümlich, denn entgegen der feinen Naturbeobachtung des Volkes ist fast alles unrichtig. Nie setzt sich ein Kiebitz in einen Busch; das Volk nennt seinen Ruf niemals „Gesang" und daß dieser Vogel springe, hat auch noch keiner gesehen.

Der Storch. Der bei uns gebräuchliche Name des Storches, heilebart, geht vom Lüneburgischen an durch Hannover und Braunschweig bis ins Hessische und schließt sich den übrigen niederdeutschen Formen Adebar, Eber u. s. w. eng an[1]).

Wenn der Storch im April nach seiner Winterreise zurückkehrt, dann ist überall die Freude bei Alt und Jung groß. Es erschallt der Ruf: de heilebart is wê'er da. Ein jeder beschäftigt sich mit dem paarweise einziehenden Vogel, der das alte Nest auf der Giebelspitze des Hauses oder auf dem Schornsteine aufsucht, als dessen Grundlage zuweilen ein altes dorthin gelegtes Rad dient. Glück und Segen zieht mit dem Storche ein, er verheißt Fruchtbarkeit in der Ehe und holt die Kinder aus Sümpfen, Teichen, Quellen, für die Stadt Braunschweig aus dem Jugend- oder Gödebrunnen, für das Dorf Waggum aus dem Papendieke[2]). Wo ein Storchnest auf dem Hause steht, schlägt der Blitz nicht ein oder bricht kein Feuer aus. Klappert der Heilebart im Frühjahr viel, so steht ein heißer, trockener Sommer bevor. Für die gute Behandlung, die der Bauer dem Storche zu teil werden läßt, wirft er immer etwas als Gegengabe aus dem Neste, eine Feder oder ein Ei.

---

[1]) Krause (Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung V, S. 55) hat die Ansicht ausgesprochen, daß die im hannoverschen Wendlande übliche Form „Heidelbart" eine „wendische" sei, entstanden aus Adebar mit der falschen wendischen Aspiration. (Man sagt dort z. B. Hamtmann für Amtmann.) Gewiß mit Unrecht, denn wie kam diese „wendische" Form nach Braunschweig, Hannover, Hessen? Was die Deutung des Namens angeht, so sind die alten Formen Otebero, Atebar u. s. w. von v. Buchwald auf ot, Glück, felicitas und bero, Träger, zurückgeführt worden, so daß der Storch der „Glückbringer" ist. (Atebar und Uhu im germanischen Elementargedanken, Globus Band 69, S. 255.)

[2]) Die Kinderbrunnen, aus denen der Storch fischt, sind weit verbreitet und viele deutsche Orte weisen sie auf. In Niedersachsen kennt man sie allgemein. Aus dem Braunschweigischen führen Schambach und Müller (Niedersächsische Sagen S. 81) folgende an: der Luhborn bei Greene, der Mühlenbrunnen bei Brunsen, der Tünneckenborn bei Bartshausen, der Vogelborn bei Eimen.

Die Kinder singen den Storch mit folgenden, in ähnlicher Art durch ganz Niedersachsen verbreiteten Versen an:

Heilebart in neste,
Bring mik ne lütje swester.
Heilebart in maure,
Bring mik en lütjen brauder.

Heilebart, du langbein,
Wonêr wutte wegflein?
Wenn de rogge rîpet,
Wenn de mûse pîpet,
Wenn de plaug stille steit,
Wenn de wâge jû geit.

Heilebart: Gu'en morgen, junfer blauke dêren,
Ütsche: Ei der deuker, dat hör ik gêren.
Heilebart: Kumm, lât üsch en beten slappslîren gân!
Ütsche: Ne, du wut mik wol in dînen hals slappslîren gân?

Von den niederen Tieren sind es nur noch wenige, welche die Aufmerksamkeit des Volkes erregen. Wollen die Kinder einen Schmetterling fangen, so rufen sie ihm wohl zu:

Bottervogel sett dik,
Nâse un mûl blöt dik.

Nehmen sie den Marienkäfer oder Siebenpunkt (coccinella septempunctata) auf den Finger, dann sprechen sie:

Herrgottswörmeken fleig in'n himmel,
Bring mik ne kringel.

Der kleine Käfer heißt auch sunnenhäuneken oder mûschâpken.

Der Maikäfer. Allgemein wird von den Kindern gesungen:

Maikäfer flieg,
Dein Vater ist im Krieg,
Deine Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.

Mehr Interesse bringt man den Schnecken entgegen, die man, wie überall[1]), unter Drohungen zum Kriechen auffordert:

Sliugenhûs, kum in mîn hûs,
Sticke dîne veir, fîf hôren herut,
Süst slag'k dîn hûs mit steinen kaput.

Sniggenhûs, krûp herût!
Wenne dat nich daun wut,
Will'k dîn hûs mit steinen smîten.
Dîn ôlet hûs, dîn nîet hûs,
O du ôlet sniggenhûs.

---

[1]) Im Aargau heißt der gleiche Schneckenspruch nach Rochholz:

Schnegge, schnegg im hüsli,
Zeig mer dine düsli,
Zeig mer dine vieri horn,
Oder i steck di an en dorn.

Und in Cornwallis (Folk-lore Journal V, S. 193, 1887):

Snail, snail! come out of your hole,
Or I will beat you black as a coal.

Oder:

Smît ik dik in gräben,
Freten dik de raben.

Unser Landmann ist ein guter Beobachter der Tierstimmen; er unterscheidet und kennt sie genau und legt vielen von ihnen Worte unter. Hier einige Beispiele, die sich teilweise mit den aus anderen niedersächsischen Gauen bekannten decken:

Die Kuh brüllt bei der Hochzeit: is de hochtît noch nich balle ûte?

Der Hund bellt, wenn ein Bettler auf den Hof kommt: Sast nist hebben, hebben, hebben.

Die Wachtel ruft: flick de büx oder zum Bauern: bück den rügg', bück den rügg'.

Der Täuberich girrt: kumm frûe, kumm frûe.

Kommt der Finke im Frühjahr, wenn der Speck angeschnitten wird, so ruft er: schink un speck, schink un speck.

Der Hahn kräht: Christus is hî,
Mâket minschen un vî
Hillig un dûer.

Ist der Hahn bei der Henne gewesen, so ruft er dieser zu: Hat't dik châ-â-âget?

Hat das Huhn ein Ei gelegt, so ruft es:

Tieke, tacke, tâk — mîn ei lit in't fâk,
Mîn ei li't in'n neste, et is ok et beste.

Bettelnd fleht der Goldammer, gâlartsche, im Herbste: Bûr, bûr, lât mik in dîne schûn. Im Frühjahr aber, wenn er keine Not mehr leidet, tönt sein Ruf: Bûr, bûr, lick mik in'n stît!

Die Kohlmeise, welche im Winter sich in den Dorfgärten aufhält, ruft dann: spinn dicke, spinn dicke! Im Frühjahr zieht sie wieder in Wälder und Felder und dann ruft sie hochmütig: Ik schît in't dorp, ik schît in't dorp.

Das Lamm fragt die Schafmutter, wann es auf die Weide hinauskomme? Die Mutter antwortet: „Im Mai". Das Lamm fragt nun mit feiner Stimme: Wannêr kummet de mai-i-i-i? Das Schaf (auf das Lämmerschlachten anspielend): Warstet nich erlä-lä-äben.

Fink. Dat frûenstûch, dat frûenstûch
Dat is saun schöne tü-ü-ü-ü —

Schwalbe. Härrst du se sein as ik se sach
Du härrest dik davor verfürt (erschreckt).

Die im Stalle nistende Schwalbe sieht die früh mit der Laterne zum Melken erscheinende Frau ungewaschen und ungekämmt; der Fink aber sieht sie blank geputzt am Tage.

Verkehrt der Bauer mit seinen Tieren, so hat er für jede Art besondere Zurufe und Locktöne, die gut verstanden und stets gleichartig angewendet werden. Von den angespannten Pferden heißt das zur linken Hand sâ'lpârd

(Sattelpferd), das zur rechten handepârd. In bezug auf den Pferdezuruf kommen niemals die vor dem Wagen gehenden Pferde in Betracht, die an den leiten (Lederzügeln) gehen und durch diese regiert werden, sondern nur die Pferde vor dem Pfluge. Am Pfluge werden die Pferde durch eine einfache linige (Leine) geleitet, die an dem toggel, Zügel, befestigt ist. Sollen die Tiere nun anziehen, so ruft der Pflügende jöe; sollen sie links gehen, wird die Leine angezogen und hûe gerufen; sollen sie rechts gehen wird ehottet, d. h. mehrmals mit der Leine gezuckt, wobei man hott ruft; sollen sie stille stehen, so lautet der Zuruf burr oder brr. Das gilt für Pferde wie für Ochsen. Sollen die Pferde stallen (mingere), so wird langsam gepfiffen.

Der Lockruf für Schweine ist: kumm kuf, kuf, kuf, oder tss, tss, tss. Für Katzen: piwischt, piwischt; für Schafe: kumm zuk, zuk, zuk; für Hühner: tuk, tuk, tuk; für Enten: nat, nat, nat; für Gänse: pîle, pîle, pîle, daher pîlegaus.

Überall in den hier gesammelten Belägen tritt das Tier redend und unmittelbar mit dem Menschen verkehrend auf; es ist mit Stimme und Rede begabt wie der Mensch, was auf den alten, längst entschwundenen Glauben deutet, daß Menschen in Tiere verwandelt wurden oder daß deren Seelen in den Tieren weiter fortlebten; sie sind aber auch mit weissagender Kraft versehen, daher der viele Aberglauben, der sich noch an die Tierstimmen heftet.

6. Volksreime.

Hänschen sat in'n schostein
Un flicke sine schau.
Da kam sau'n wacker mâken her
Un sach sau nipe tau.
Mâken, wenn du frîen wut,
Denn frîe du den schâper.
Einen schâper mag ik nich
Fingerfloitjen kan ik nich [1]).

Sat ne dûwe up'r dôr,
Lûse êren hinderpôl.
Kam en mann von Zâr (?)
De stot'r an't hâr.
Pû! kan'k nich in frê'en sitten
Un lûse minen hinderpôl?

Hans un Greitjen
Flô'n ôwer et feld
Woll'n betâlen un harr'n kein geld.
Hans dei flog, Greitjen dat stow,
Dat er dat enne vom rüggen wegflog!

---

[1]) Der „Schornstein" giebt hier keinen Sinn. Ich hörte einmal erläutern: In früherer Zeit stand auf der Flur der Häuser ein „Scharrstein", auf dem allerhand Geräte geschliffen wurden. Ist das Wort belegt, so wäre es für Schornstein zu setzen. Varianten von der Insel Rügen, aus der Soester Börde, aus dem Mindenschen, Hamburg, Schleswig u. s. w. mitgeteilt von Koppmann im Korrespondenzbl. f. Niederd. Sprachforschung III, 72.

De wind, de weiht,
De hân, de kreit,
De fos sit up'n tûne
Hei plücket gâle plûmen.
Ik säe hei söll mik eine gêw'n
Hei säe hei woll mik steine gew'n.
Steine will'k en mûrker gêw'n,
Mûrker sall mik êre gêw'n.
Ère will'k en landmann gêw'n,
Landmann sall mik strô gêw'n.
Strô will'k'r mûkau gêw'n
Mûkau sall mik melk gêw'n.
Melk will'k en bäcker gêw'n
Bäcker sall mik kauken backen.
Kauken will'k en brädigam gêw'n.
Brädigam sall mik strûſz gêw'n
Strûſz will'k'r brût gêw'n.
Brût sall mik dâler gêw'n
Dâler will'k'r mudder gêw'n.
Mudder sall mik titjen gêw'n
Titjen will'k'r katten gêw'n.
Katte sall mik mûse fangen
Mûse will'k in'n rôk hangen.

Et was emal en mann,
Dei harre keinen kamm,
Da ging he nâ'n marchte
Un kofte sik einen.
Da harre einen.
Da ging he nâ'r Elwe,
Da fund he ganze twelwe,
Da flog he ôwer'n kerktôrn
Un harre alle twelwe verlôren.
Et was emal en mann
Dei harre ne kau,
Dei kau harre en kalf
Nu is't vertellen half.
Dat kalf harre ne snûte
Nu is't vertellen ûte.

Nun ruhen alle Wälder,
De Hâksche sitt in'n kelder,
Un kôkt sik appelmaus.
Dat fûr fangt an tau brennen,
De Hâksche an tau rennen
Dat êre ôle lâtsche in'n kelder blift.

Kater Müschen heidenstrick
Tein katten betten sik
Up n'r düstern kâmer,
Släuen sik mit'n hâmer.
De eine kreg en harren slag
Dat se vor der dôr lag.

Hulderdebulder de wâge feurt weg.
De pârekens sin verdrunken
Twischen Lehre un Brunsewîk
In den deipen sumpe.
Ach, wat wêne de rûters knecht!
Ach, wat flauke de junker!

(Vorsfelde.)

Hulderdebulder de wâge will weg,
De pâre sind alle verdrunken.
Wanne! wat wêne dei rûterknecht,
Potzdusend, wat flauke dei junker:
I du gottlose Matz Pumper,
Dine klümpkens dei smeeket sau stumper,
Kaldûnekens dei smeckt gar nicht gut,
Du bist en schelm in diner hût.

(Braunschweig.)

Dat böddekerwîf, dat böddekerwîf
Dat frit den sûren kôl in't lif.
Un will se keinen kafee mâken
Dann kummt se an'n swinehâken.

Den Schall der Hämmer beim Faßbinden nachahmend. Swînehâke, der Haken, an dem die geschlachteten Schweine aufgehängt werden.

Böddeker, böddeker, bum, bum, bum.
Sleit sîne frû in'n tubben herum,
Sleit sîne frûe en bend um't lif.
O, wo schrît dat böddekerwîf (oder börrkerwîf).

Schosteinfeger, hôsendräger,
Bessenbinner, strâtenschinner,
Flicke sîne schau.

Kop kôlt, fäute warm,
Füll nich den darm,
Kumm Greitje nich to nâ
Dann bliwt de gesundheit da.

Dem Bäcker ruft man zu:

De bäcker wull baeken,
Da krêg he dat kaeken.
He harre keinen slöttel
He harre man köttel.

Lütjet mäken von'n dörpe
Du bist ja sau glatt,
Du wutt wol nâ'r kerke
Oder wutte nâ'r stadt? —
Ne, ik will nich nâ'r kerke
Ne, ik will nich nâ'r stadt.
Ik will nâ mîne tante,
Drum bin ik sau glatt.

Heidîdeldum, mîn bein is krumm
Krischan lag in wochen,
Krûsekopp söll vadder stân,
Harr' sîn geld versopen.

Mädchen bekommt ein Geschwür an der Nase:

Du grôter Gott, wat fang ik an
Ik kri'e er noch ne lütje an!
Snid ik se af, dann deit et wei
Lât ik se se sitten dann hebb' ik twei.

Ach Elseken, ach Elseken
Kîk du na mîne swîne,
Du wesst se sin noch nich betâlt,
Se sin ja noch nich mîne.

Brût, brût un bräddigam
Slâpt in einen kaustall.
Kaustall fallt umme, fallt in de asche,
Brût mot wedder waschen.

Hulder de buller
De dûwel is dull.
Hei plant't de hölle
Mit bônen vull.
Hei plant't se vull'r roiwen,
Se wüllt ne im ârse nich täuwen.

Johann, spann an, drei katten voran,
Drei mûse vorup, dann desch'r wat up.
Oder: Na'n Blocksbarg herup.

Vor der Schmiede verspottend gesungen:

De smit, de smit,
Hei sit in't schap un schitt.
Härr'k en nich herûteretten,
Härr' et ganze schap vull schetten.

Militärsignal. Biste nich mîn wîweken
Slöppste nich bî mik?
In'r wochen sêbenmal
De söndag is vor sik.
Kartuffelnzupp, kartuffelnzupp
De ganze woch kartuffelnzupp
Et söndags gift et brâe.

Beim Zutrinken. A. Ik seie dik.
B. Dat freit mik.
A. Ik drinke dik tau.
B. Dat dau.
A. Ik hebbe dik anedrunken.
B. Hast'n rechten drôpen.

Grußformeln. Beim Begegnen: Guden dag, help Gott un kein ôld wîf, wat hexen kann!

Beim Abschiednehmen außer dem allgemeinen üblichen adje! sagt man: blîf kurrig!

Sprechübungen. Hîr jücket et mik,
Hîr stieket et mik
Hîer deit et mik wei.

Segge mâl negen mâl metwost.

Ûse kau fritt knuttenkâf,
Knuttenkâf fritt ûse kau.
(Dreimal hintereinander zu sagen.)

Wortversetzung. Guen Jürgen mester morgen!
Ik wolle en pâr sôlen to bestellen bringen
Und ob jî se morgen noch maken können
Dat ik se hüte noch wedder kreie?
Und vor't sorgen brûket jî nich to betâlen
Un wenn mîn vâder mal vorkeime
Dann woll'e dorchleipen.

Gûen dag vadder snîer!
Ik bringe jüch en kamisôl.
Morgen woll'k et bringen
Hûte wedder weghâlen.

Beim Kartenspiel. Der erste Gewinn, ist Katzengewinn. — Wenn einer rot anspielen soll: rôt sä Kuers, da blöt'ne de bart. — Zu einem, der beim Kartenspiele zusieht: du most mit'r rechten hand et linke ei drücken. Beruht auf dem Aberglauben, daß das Angreifen eines Testikels demjenigen Glück im Spiele bringt, dem man in die Karten schaut. — Hei hat mit en tâtern chauert, sagt man zu einem, der andauernd gewinnt oder auch hei hat en taterglücke. — Pik vorlirt glik, Ausruf beim Piqueanspielen. — Krûz met schippen, wer nich danzen kan mot hüppen.

Die Bewegung und die dadurch verursachten Geräusche bei den Handwerkern werden durch folgende Worte nachgeahmt.

Schuster (den pêkedrât ausziehend): Botter un brôt is vor mek gâr nist, gar nist.

Schneider (den Faden hochziehend): Wenn ek et man härre, wenn ek et man härre.

Tischler (hobelnd): Da hast et, da hast et.

Es giebt eine große Anzahl plattdeutscher Redensarten in Alliteration. Assonanz und Endreimen, welche bei uns umlaufen und wohl hier Erwähnung verdienen, da sie in gewissem Sinne Volksreime sind. Die nachstehenden hat Herr A. Vasel in Beierstedt gesammelt und mir gütig zur Verfügung gestellt.

Alliteration: buk un bak — bîten un brâken — blitzen und blänkern — backebeeren — bangebüsse — dideldum — ritsch ratsch — in allen ecken un en'n — fix und fertig — gail un gâre (der untergepflügte Dünger) — Gift und Gaben (Abgabe) — grasgroin — griesgram — hus un hof — mit hût un haar — hickhack (Streit) — nich half un nich heil — weder Hund noch Hahn. — knitterkolt — krüz un quer — kirsch un kümmel — hei wet von kiks un kâks nist (ist unwissend) — klipp un klar — Knitterknatter — Krimskrams — pinkepank — plaken un pla'en — Ringelringel Rosenkranz — hei rüppelt un rô'et sik nich — schimp un schanne — stippstöreken (Anekdoten) — nich te stê'e un te staule kômen (zu Stelle und Stuhle kommen) — schinnen un schâben — ticktack — wind un wä'er — Wehr und Wunder — he wîket un wanket nich — waddeke un weidage.

Assonanz: kridewitt — kunterbunt — ratzenkahl — platschenatt — tîd un wîle — Swerebrett — dat ritt un briket nich (das hört nicht auf) — etepetete (geziert) — Schrot und Korn — in Lohn und Brot — putchehup.

Endreime: wie dust un must (dicht, voll) — wat giste wat haste (Hals über Kopf) — hülle un fülle — rusigemusige (Wirrwarr) — hack un mack — weder lack noch smack — holderdebolder — heil un deil — knall un fall — kribbeln un wibbeln — kuddelmuddel — küttjebüttje (Tausch) — nich rö'en un bö'en (nicht rühren und biegen) — sack un pack — stein un bein — nich scheit un dreit.

7. Volkslieder.

Fast alle eigentlichen Volkslieder, die entweder einzeln oder im Chor gesungen werden, sind hochdeutsch und scheinen eingewandert, wenn sie auch hier und da örtliche Färbung angenommen haben. Heute singt man sie gewöhnlich mit Ziehharmonikabegleitung, die von den Knechten mehr oder minder gut gehandhabt wird. Versteht der betreffende Musikant seine Sache nicht gut, so wird er verspottet mit dem Verschen:

Swîne in gâr'en,
Farken sitt' in kôle.

Auch die Pausen zwischen den einzelnen Liedern werden zu Bemerkungen benutzt. So z. B.:

Dit un dat is ûte,
Lât't üsch mal na Greitchen gân,
Dat mâkt ne dicke snûte,
Dat lat't üsch mal upslân.

Die Tanzlieder, die jedoch nur in Resten vorhanden sind, werden niederdeutsch gesungen, die Tanzmelodieen sind vergessen. Es sind gewöhnlich nur einzelne Verse. Alte Tänze, die bei Hochzeiten und sonstigen Festlichkeiten auf der Däle oder im Kruge getanzt werden, waren der Zweitritt und Dreitritt, über die ich indessen nichts Näheres mehr erfahren konnte; in Groß-Sisbeck tanzte man einen besonderen Tanz, zu dem ein Lied mit dem Kehrreime Anton stick den degen in gesungen wurde. Manche der Tanzliedchen haben sich erhalten und werden, wenn auch selten zum Tanze, doch noch gelegentlich gesungen.

In Ölper is musike,
Da danset scheiwe Hinnerk mit sîner stîwen Fike.

Mit den fäuten trapp, trapp, trapp,
Mit'n hännen klapp, klapp, klapp,
Passe mal up, passe mal up,
Wat du noch slâ'e krî'en wut.

Hans hat en dicken knop up'n stock,
Greitchen hat ne rûe mütse up'n kopp.

Greitche, wenn ik floitje,
Denn kumm.
Kummste dissen âwend nich,
Kri'ste mînen stummel nich.

Tanz mit mir, tanz mit mir,
Habe 'ne feine Schürze für.
Mit mik ôk, mit mik ôk,
Mîne is von kammerdôk (Cambrayleinen).

Use katte, de hat lütje,
Dat hat nâwers kâter dân.
Täuf'! dik will'k en bü̂el afsnittjen,
Sast'r nich wê'er anegân.
Fât't den kâter,
Smît't in't wâter,
Dat hei nich mêr kâtern kann.

War wohl ursprünglich auch Tanzliedchen und kommt beim Tanze „Sieben Sprünge" in den dreißiger Jahren in Mecklenburg fast genau so vor[1]).

Dat mîne frû nich dansen kann,
Dat mâkt dat lâme bên,
Un wenn se mit mik dansen sall,
Dann fangt se an tau wên'n.
Et ward all wê'er, et ward all wê'er,
Et ward all wê'er gân,
Da danst dat minsche, da danst dat minsche,
Up êren lâmen bên.

Der Barbiertanz wird von Knechten aufgeführt. Einer sitzt mitten im Saale, wird scheinbar eingeseift und mit einem großen Holzstück barbiert; andere sammeln die abrasierten Haare in einer Kiepe; die Menge tanzt um

---

[1]) Korrespondenzblatt für niederd. Sprachforschung XIII, 39.

den Barbierten herum, der schließlich über einen Stuhl gezogen und geschlagen wird. Dabei singt man:

Wî wellt den juden den bart afsnîen,
He schrîet, he roppet un well't nich lîen,
Wî wellt'n ôvern schemel ziehen,
Un wellt'n jetzt den bart afsnîen.

Das Lied vom pastor sîner kau kommt in verschiedenen Lesarten vor, die durch Hinzudichtungen einzelner Verse sich auszeichnen. Nachstehende ist in Eitzum aufgezeichnet:

Kennt jî all dat nie lîd, nîe lîd, nîe lîd,
Wat in'n dörpe is passirt, is passirt, is passirt,
Von pastor sine kau?
Rulala, rulala, von pastor sîne kau,
Rulala, rulala, von pastor sine kau, jau, jau!

Gistern was se rund un prall,
Hûte li't se dôd in'n stall,
Den pastor sîne kau u. s. w.

Krischan hat dat gêrn ehört,
Denn sei ward däglich ebber esmârt,
Den pastor sîne kau u. s. w.

Un de deinstmagd Frîda Keuke,
Krigt de mûl- un klauenseuke,
Von pastor sîne kau u. s. w.

Un de deinstmagd Emma Schuppe,
Kôket sik ne oxtêlsuppe (!)
Von pastor sîne kau u. s. w.

De melkemâken stredden sek,
Wol um dat betten plückefett,
Von pastor sîne kau u. s. w.

De swînehêre Sagebiel,
Krigt en nîen tabacksbû'l,
Von pastor sîne kau u. s. w.

Irvinianer Bärenbecker,
Krigt en nien overtrecker,
Von pastor sîne kau u. s. w.

Un de nîe landgendarm,
Krigt en gefüllten afterdarm,
Von pastor sîne kau u. s. w.

Un de deinstmagd Emma Smit,
Krigt dat ganze bîsewisewitt,
Von pastor sîne kau u. s. w.

De katte kîkt wol ebber de dôr,
Ob nich noch wat ebbrig wör,
Von pastor sîne kau u. s. w.

Fîken tritt mit êren hacken,
In en grôten dunnerkacken,
Von pastor sîne kau u. s. w.

In der Schlacht bei Marathon,
Gab es einen dumpfen Ton,
Von pastor sîne kau u. s. w.

In der Schlacht bei Austerlitz,
Hat's gedonnert und geblitzt,
Von pastor sîne kau u. s. w.

In der Schlacht bei Waterloo,
Hatte Blücher einen Floh,
Von pastor sîne kau u. s. w.

Napoljon kêk de truppen an,
Hei hat en pâr nie stewweln an,
Von pastor sîne kau u. s. w.

Abweichende Verse hat die folgende aus Klein-Schöppenstedt stammende Lesart. Beide zusammen geben wohl noch nicht den vollständigen Text:

Düt is dat lîd von triala,
Von pastor sîne kau.
Triala, triala, von pastor sîne kau, ja, ja.

Pastor sin knecht was dick un fett,
Frât dat ganse plückefett,
Von pastor sîne kau.
Triala u. s. w.

Kantor hôrt mit lûen up,
Krigt den grôten kopp in'n pott,
Von pastor sîne kau.
Triala u. s. w.

Nawers knecht was ôk nich fûl,
Frât dat ganse undermûl,
Von pastor sîne kau.
Triala u. s. w.

Jude kam wol ôwern grâben,
Harr de gansen darm'n in'n arm,
Von pastor sîne kau.
Triala u. s. w.

Jude kam wol ôwer de brügg,
Harr et ganse fett up'n rügg,
Von pastor sîne kau.
Triala u. s. w.

Damit ist meine Kenntnis niederdeutscher Volkslieder in unserem Lande erschöpft. Das wenige, was vorhanden, wie das Lied von der Kuh des Pastors, zeigt derb humoristische Färbung, ganz im Gegensatze zu den hochdeutschen Liedern, die meist einen sentimentalen Zug haben. Die hier mitgeteilten werden viel gesungen; ich bitte sie mehr als Proben anzusehen, denn eine größere Vollständigkeit zu erzielen, war nicht meine Absicht, zumal diese eingewanderten Lieder wohl schon in Volksliedersammlungen gedruckt sein dürften.

Gestern Abend auf der Bleiche,
Was mußt' ich da sehn?
Da tanzte mein Schätzchen
Und ließ mich da stehn.
Es gedacht mir zu trotzen,
Ich macht mir nichts draus,
Ich nahm mir en Andern,
Der bracht mir nach Haus. (Beim Spinnen gesungen.)

Spinne, spinne, mein liebe Lieschen[1]),
Ich geb' Dich en neuen Rock,
Ach ja, meine liebe Mutter,
Die hab' ich zehn Schock.
Ich kann ja nicht spinnen,
Mir schwört[2]) ja mein Finger,
Und thut mir so weh.

---

[1]) Es ist zu lesen: Lie—schen, nicht Lies—chen.
[2]) „Schwören", ein Geschwür bekommen.

Spinne, spinne, mein liebe Lieschen,
Ich geb' Dich en neuen Tuch,
Ach ja, meine liebe Mutter,
Die hab ich genug.
Ich kann ja nicht spinnen,
Mir schwört ja mein Finger,
Und thut mir so weh.

Spinne, spinne, mein liebe Lieschen,
Ich geb' Dich en Bräutigam,
Ach ja, meine liebe Mutter,
Der steht mir wohl an.
Ich kann wahrlich nun spinnen,
Mir schwört ja kein Finger,
Und thut mir nicht weh.

(Von einer alten Spinnerin in Eitzum.)

Ich bin so manches mal gegangen,
Wohl um Dein Herze zu erlangen,
Ich aber hab' es nicht gekriegt,
Weil es so tief verborgen ist.

Ich weiß schon längst was Dich verdrossen,
Daß ich die Thür hab' zugeschlossen,
Und daß Du konntest nicht herein,
Das wird wohl meist Dein Ärger sein.

Und wärest Du allein gekommen,
So hätt' ich Dich herein genommen,
So aber zwei — das war zu viel,
Nur Du allein, Du warst mein Ziel.

In des Gartens dunkler Laube,
Saßen beide Hand in Hand:
Ritter Eduard mit seiner Lina,
Knüpften beid' ein festes Band.

Liebe Lina, sprach er tröstend,
Lina, laß Dein Weinen sein,
Eh' die Rosen wieder blühen,
Lina, bin ich wieder Dein.

Und so zog er aus zum Kampfe,
Für's geliebte Vaterland,
Er gedacht an seine Lina,
Wenn der Mond am Himmel stand.

Es war kaum ein Jahr verflossen,
Als die zarte Knospe brach,
Schlich er wieder in den Garten,
Wo er sie zum letzten sprach.

Und was fand er in dem Garten?
Eines Grabes Leichenstein,
Und auf Marmor stand geschrieben:
Liebe Lina ist nicht mehr Dein.

So stand er betrübt und traurig,
Legte Schwert und Panzer ab,
Es war kaum ein Jahr verflossen
Gruben Mönche ihm sein Grab.

So lange hab' ich, gutes Mädchen,
Dich zärtlich insgeheim geliebt,
Und manche, manche stille Thräne,
Hat oft mein Auge schon getrübt.

In meinem Innern fühlt' ich Wonne
Als ich zum ersten Dich erblickt,
Es strahlt nur eine Frühlingssonne,
Und immer ward mein Herz entzückt.

Ja, würd'st Du Treue mir geloben,
Wie froh, wie glücklich wär' ich da,
Dann tauscht ich nicht mit tausend Kronen,
Nicht mit dem mächtigsten Sultan.

Gestern Abend um neune,
Saß mein Hannchen ganz alleine,
Sie darf ja nicht sprechen und spricht sie nur ein Wort —
Ei! so geh' ich gleich fort.

Und so Du denn gehst, wann kommst Du denn wieder?
Den Montag oder Dienstag, den Mittwoch oder Donnerstag,
Den Freitag ganz gewiß,
Wenn das Wetter schön ist.

Und so Du denn wieder kommst,
Kannst Du mich nicht gleich finden.
Die Hinterthür laß ich offenstehn.
Kommst Du wieder, kannst Du reingehn,
Kannst Dich legen in mein Bett,
Ei! da schläft sich's so nett.

Lebe wohl, Du schönes Mädchen,
Von dem jetzt ich scheiden muß,
Lebe wohl, Du meine Liebe,
Mein Vergnügen, meine Lust.
Du liegst mir in meinem Herzen,
Du liegst mir in meinem Sinn,
Du machst mir so tiefe Schmerzen,
Weil ich Dir gewogen bin.
Du brauchst mich nicht zu versuchen,
Ewig bleibe ich Dir treu,
Ewig will ich Dich ja lieben,
Bis mich deckt der Leichenstein.
Wenn ich aber unterdessen,
Schlief im Kämmerlein schon ein,
Dann pflanz'st Du auf meinem Grabe
Blümelein: Vergiß nicht mein.

Es wollt ein Mädchen früh aufstehn,
Dreiviertel Stund' vor Tag,
Wollt in den Wald spazieren gehn
Ei, ei, spazieren gehn
Wollt Brommelbeeren pflücken allein.

Und als sie in den Wald nein kam
Begegnet ihr des Jägers Knecht.
„Wackres Mädchen schere dich aus dem Walde
Ei, ei, aus dem Walde,
Sonst brauch' ich meines Herren Recht."

Und als sie ein wenig weiter kam
Da begegnet ihr des Jägers Sohn:
„Wackres Mädchen setze dich nieder
Ei, ei, ja nieder
Und pflücke dein Körbchen voll."

„Einen ganzen Korb voll brauch' ich nicht,
Eine Handvoll ist genug,
Denn in meines Vaters Garten,
Ei, ei, ja Garten
Stehn Brommelbeeren genug."

Er nahm sie sanft in seinen Arm
Und drückte sie unter den Busch,
Es dauerte kaum dreiviertel Jahr,
Ei, ei dreiviertel Jahr
Da hat sie 'nen Knaben auf'n Schoß.

Ein Schäfer führt morgens mit Sorgen schon früh
Seine Schafe zur Weide, hat niemals keine Ruh.
Des Abends spät schlafen, des Morgens früh auf,
Die Sorgen am Morgen, die wecken ihn auf.
Keine Rose, keine Nelke kann blühen so schön
Als wenn zwei Verliebte beisammen thun stehn.
Keine Distel, keine Dorne kann stechen so sehr,
Als wenn zwei Verliebte voneinander thun gehn.
Setz' du dir 'nen Spiegel ins Herz tief hinein,
Dann kannst du ja sehen, wie gut ich es mein.

Schätzchen, so du mich heiraten willst,
So warte noch ein Jahr,
Bis daß der Birnbaum Kirschen trägt,
Ja, ja, Kirschen trägt,
Dann nehm ich dich fürwahr.

Der Birnbaum trägt keine Kirschen mehr,
Auf Dornen wächst kein Klee,
So kriegen wir uns beide
Ja, ja uns beide,
Ja nun und nimmermehr.

Du glaubst, ich hätt es nicht gesehn,
Daß du bei einem andern stehst?
Sollte mich denn das nicht kränken
Ja, ja nicht kränken?
Habe dich so treu geliebt.

Morgen früh, dann reis' ich fort
Von hier aus diesem schönen Ort,
Und als ich an die Grenze kam,
Sieh, da hielten mich die Jäger wohl an:
Ob ich auch Urlaub hätt?

Und frugen mich wohl hin und her
Ob ich ein preußscher Deserteur wohl wär?
Und sie führten mich vorn Hauptmann sein Haus,
O, wie wird es nun wohl fallen aus?
Und mit mir ist es aus.

Ihr lieben Herren all insgemein,
Ich will Euch allen unterthänig sein,
Aber laßt mir eine Bitte gewähren,
Aber laßt mir eine Bitte gewähren,
Daß ich nicht zu sterben brauch!

Deine Bitte können wir dir nicht gewähren,
Darum mache dich bereit zu sterben,
Oder hast du noch ein Liebchen allhier,
Oder hast du noch ein Liebchen allhier,
So nimm Abschied von ihr.

Und als ich zu der Allerliebsten wohl kam,
Fing sie so bitterlich zu weinen an.
Schönster Engel weine nicht so sehr,
Sonst betrübet sich mein Herze noch vielmehr,
Weine nicht so sehr.

Und wenn ich nun gestorben bin
Und ein Kind des Todes muß ich sein,
Dann krieg ich ein Grab von Marmelstein
Und ein weißes Kreuz von Elfenbein
Und darunter schlaf ich ein.

Ich bin erst achtzehn Jahr
Und älter noch kein Jahr.
Ist das nicht bedauernswert, bedauernswert,
Daß ich schon muß unter die Erd?

Adje ihr Jungfern all
Bedauert meinen Fall,
Bedauert meiner nicht so sehr, nicht so sehr,
Weil ich komme zu euch nicht mehr.

Hier liegt mein Mantelsack,
Mein Pfeifchen und Taback,
Wer nun will mein Bruder sein, Bruder sein
Der stopfe mir ein Pfeifchen ein.

Ich habe den Frühling gesehen,
Und habe die Blumen begrüßt,
Und der Nachtigall Lieder belauschet,
Und ein himmlisches Mädchen geliebt.
Da hört man die Glocken,
Sie läuten zu der Ruh,
Sie läuten zu der süßesten Ruh.

Der freundliche Lenz ist verschwunden,
Und die Blumen sind alle verblüht,
In das Grab ist mein Liebchen gesunken,
Und verstummt ist der Nachtigall Lied.
Da hört man die Glocken u. s. w.

Hier liegt sie mit Rasen bedecket,
Und Blumen blühn auf ihrem Grab,
Ach könnt' ich sie einmal erwecken,
Sie, die himmlische Freuden mir gab.
Da hört man die Glocken u. s. w.

Ach Vater, im Himmel dort oben,
Du hast mir mein Liebchen geraubt,
Es giebt zwar der Mädchen sehr viele,
Aber für mich ist keine dabei.
Da hört man die Glocken u. s. w.

Schäfer und Edelmann.

Es trieb ein Schäfer seine Lämmelein aus,
Er trieb sie wohl vor dem Edelmann sein Haus.
Litzidei und Litzidom.

Der Edelmann der schaute zum Fenster heraus
Und bot dem Schäfer einen guten Morgen heraus.
Litzidei u. s. w.

Schäfer: Was bietest du mir einen guten Morgen heraus
Ich bin ja nur ein armer Schäfersohn!
Litzidei u. s. w.

Edelmann: Bist du ein armer Schäfersohn
Und gehst so ganz in Sammt und Seide herum?
Litzidei u. s. w.

Schäfer: Wat geit dat son smârigen eddelmann an,
Wenn't man mîn vâder betâlen kann.
Litzidei u. s. w.

Der Edelmann geriet darüber in Zorn
Und ließ den Schäfer gleich stecken in'n Turm.
Litzidei u. s. w.

Schäfer: Herr Edelmann, Herr Edelmann, ich bitte um mein Leben.
Ich will Euch hundert Schafe geben.
Litzidei u. s. w.

Edelmann: Hundert Schafe ist für einen Edelmann kein Wert,
Du Schäfer mußt sterben bei meinem Schwert.
Litzidei u. s. w.

Schäfer: Herr Edelmann, Herr Edelmann, ich bitte um mein Leben.
Ich will Euch meine ganze Herde geben.
Litzidei u. s. w.

Edelmann: Willst du mir deine ganze Herde geben,
Dann will ich dir auch meine Tochter zum Weibe geben.
Litzidei u. s. w.

Schäfer: Dîne dochter taun wîwe, de mag ik nich,
Denn et is ne haure, dat wett de eddelmann noch nich.
Litzidei u. s. w.

Edelmann: Wenn mîne dochter keine haure wärre,
Woll ik se saunen ruppigen schâper nich gêwen.
Litzidei und litzidom [1]).

Unter der Bezeichnung „Bisquillen" laufen Spottgedichte in niederdeutscher Sprache um, die jetzt noch häufig verfertigt werden und die oft nicht ohne Humor sind. Das nachstehende, wohl schon über zwanzig Jahre alte, bezieht sich auf einen Ball der Zuckerfabrikattionäre in Salzdahlum.

Dat is forwâr tau'n dûwelhâlen,
Härr' ik doch dit eir ewusst,
Mit den balle in Soltdâlen,
Et was ne ganse bârenlust.
Den gansen dag sach man dat putzen,
Stewwel smâren, hâre stutzen.
Alle ordnung word edrôpen,
Nich efreten un nich esôpen.
Von ein'n hûse na'n annern elôpen.
Da höre man: „Hannchen, Dortchen un Christine
Krî't mal her de krinoline.
Sind de bänner ok festeneit,
Dat se nich verloren geit?"
„Alles, frûe, dat is gut,
Blôt de unnerrock is kaput."
„Na, sau genaue schitt kein hund,
Hei is doch schöne rank un bunt."
Ach düt was ne lust vor alle,
Wi dat ging nâ'n maskenballe,
Denn se hôren ja mann vor mann
Der zuckerfawerîke an.
De bûere mit rock un stock
In'r hôse noch en lock,
Nimmt sik awer keine tîd.
Kiekt na'r ûr: na 't is sau wît.
Vorn'n dreier grade ût
Geit et nu taun hûse rût.
Un sîne frûe ôk nich minder

[1]) Das Lied wurde (wird?) dramatisch von den Knechten aufgeführt. Einer kleidete sich als Schäfer, der andere als Edelmann, die ihr Zwiegespräch halten. Nach jedem Verse fällt der Chor der Zuschauer mit Litzidei und Litzidom ein. Jetzt spielt man Theater!

Loppet wi saun bessenbinner.
Glûe ringe an'n hännen,
Uperäpet bet an de lennen
Geit et vorwärts in'n sâl.
Wi se wären anekômen,
Wort erst düchtig ein enômen.
Fawrikanten, nich efackelt,
Sûpet, dat de heide wackelt,
Kêrt jich nich an disse welt,
Wî krî't ja noch rummelgeld.
Musekanten, akschenäre,
Bessenbinner, beddellâre,
Alles dat blift sik hir glîk,
Wer man hört taur fawerîk.

8. Rätsel.

Hinner ûsen hûse steit en bôm
Hir en bôm un da en bôm.
In dem bôme ligt en nest
Hir en nest un da en nest.
In dem neste ligt en ei
Hir en ei un da en ei.
An den eie sitt en plack
Hir en plack un da en plack
Râe't mal tau wat is dat?
(Stangenbohnen.)

Hinner ûsen hûse
Steit ne krickelkrûse
Je doller as de wind weit
Sik ûse krickelkrûse dreit.
(Brauner Kohl.)

Am dâk von ûsen hûse
Hängt ne perlapûse
Wenn de leiwe sunne schînt
Use perlapûse weint.
(Eiszapfen.)

Hinner ûsen hûse
Dat steit ne krickelkrackelkrûse.
Se mîjet herin
Se schîtet herin,
Un wî stippet ûse brot herin.
(Bienenkorb.)

Hinner ûsen hûse
Ploiget vadder Krûse
Ône plaug un ône rad.
Râe mâl tau wat is dat?
(Maulwurf.)

Hinner ûsen hûse up'n felle
Steit en lütjer witter junggeselle.
Hei sâe: ik will dik lêren
Du sast de ôgen in'n koppe verkêren.
(Meerrettig.)

Rûe, rûe, rîpe
Gâl is de pipe,

Swart is de saek
Wo de gâle pipe inne stack[1]).
(Gelbe Rübe.)

Hummelke Trummelke lag up'r bank
Hummelke Trummelke fell von'r bank,
Et was kein doktor in'n gansen land,
De Hummelke Trummelke we'er mâken kann.
Das Ei. Statt Hummelke Trummelke sagt man auch Runzeldepunzel[2]).

Groin steit et up, blû blift et stân, witt geit et tau bedde.
(Der Flachs.)

De bûr foirt mit tweien,
De eddelmann mit veiren
De könig, de spannt sesse an,
Nu segg wer foirt mit seben? (sêwen)
(Der Siebmacher.)

De et mâket, de will et nich,
De et dreggt, behält et nich,
De et koft, de brûkt et nich,
Un de et brûkt, de weit et nich.
(Der Sarg.)

Gink en mann ôwer't land
De harre 'ne grêpe up'n nacken,
An der grêpe satten drei tacken,
An jeden tacken hängen drei kîpen
In jeder kîpe satten drei ôle katten mit seben junken.
Wo vêl beine dräuen dat? (Zwei.)

Ik harr en lütjen hund, un de was bunt.
Râ'et wat hünneken sîn nâme was?
Hünneken sîn nâme was noch nich vergetten,
Ik hebbet all dreimal eseggt un sast et doch nich wetten?
(Des Hündchens Name war „was".)

„Lanke krummumme, wo wutte hen?"
Korte vorsehorne, wo frägste nâ,
Kann mînen weg bî dâge un bî nacht finnen.
(Gespräch zwischen dem Gras und dem durchfließenden Bach.)

Use hölten grotevâ'er
Kummt sau hoch von himmel her,
Hat en hölten plock in ârse.
Râe mal tau wat is dat?
(Die Brunnenwippe mit dem das Gegengewicht haltenden Holzklotz am unteren Ende.)

---

[1]) Im Aargau heißt dasselbe Rätsel nach Rochholz:
Ri-ra-ripfel,
Gel isch der zipfel,
Schwarz isch das loch,
Wo me der ripfel het ufse broch.

[2]) Dieses Rätsel vom Ei geht durch alle germanischen Stämme. In Westfalen wird der Ausdruck hüppelpüppelken gebraucht; in Oldenburg humpelken-pumpelken (Strackerjan II, S. 97); in Schwaben (E. Meier, Schwäbische Kinderreime Nr. 310) wirgelewargele; im Aargau (nach Rochholz) annebadadeli, in Pommern ente potente und in England lautet der Spruch (Halliwells Nursery Rhymes Nr. 135):
Humpty Dumpty sate on a wall
Humpty Dumpty had a great fall.
Three score men and three score more
Cannot place Humpty Dumpty as he was before.

Rûe, rûe, relle,
Veir rûe felle,
Snurtjebü'l un klappsack,
Râe mal tau wat is dat?
(Knecht mit vier Pferden[1]).

Up'n dâke helle,
Vorn hûse belle,
In'r stûwe biff, baff,
In'r kôke kriz, kraz.
(Mond, Hund, Bank, Besen.)

Ik wône up'n barge, ik hebbe fäute un gâe nich,
Ik hebbe fitjen un fleie nich.
(Die Windmühle.)

An dâ'e geit et de dâle up un dâl, et abends mot et in'r ecke stân.
(Der Dreschflegel.)

Ik will, wat mîne frûe will,
Un mîne frûe will, wat ik will,
Ik will awer nich, dat mîne frûe dat will, wat ik will.
(Nämlich die Herrschaft führen.)

Et giwt drei sorten frûnslûe:
De swîneart, 'ne gauseart un 'ne häunerart.
Weckt is de beste?
(Die Gänse schnattern, die Hühner kratzen auseinander, aber die Schweine wühlen zusammen — also die Schweineart.)

In sommer kîk ik dik nich an,
In winter biste mîn beste man.
(Der Ofen.)

Wer hat et meiste recht in'r kerke?
(Die Fliege, die jetzt sich dem Pastor auf die Nase.)

Wer hat en dicksten in'r kerke?
(Die Glocke hat den dicksten Klöppel.)

Wat geit vorn holte spazeren,
Rotmaderen, (?)
Wer dat râ'et sall bi mik slâpen.
(Der Storch.)

Wat schrîet in holte un is im dorpe?
(Das Kind in der Wiege; holt, hier gleich Wald und Holz[2]).

Wat hänget an'r wand un hat'n kop dor en ârs etrecket?
(Das Lop Garn. Lop das vom Haspel abgenommene und zusammengewundene Garn.)

Wat geit um't holt und breiet teller ût?
(Die Magd, die Teller auf den Tisch setzt.)

---

[1]) Fast ganz so in Oldenburg, Lauenburg, am Main und in Schwaben. Zeitschrift für deutsche Mythologie II, S. 3.

[2]) Im Aargau nach Rochholz:
Es schreit öppis im holz,
Un isch doch deheim.

Wer hat'n ôge un kann nich sein?
(Die Nähnadel.)

Worum hebbet de frûnslûe keinen bart ekrê'n?
(Weil sie nicht so lange still halten können, um barbiert zu werden.)

Wecke knecht is nich jung ewest?
(Der Stiefelknecht.)

Wecken schau hat noch keiner intwei gân?
(Der Handschuh.)

Fîf löcker in ein lock. Wat is dat?
(Der Handschuh.)

Ik weit en veireckig ding, da kan eine âpe de annere in sein.
(Der Spiegel.)

Wer hat keinen stock un kann doch slân,
Wer hat keine fäute un kann doch gân?
(Die Uhr.)

Wo sitt't de hanschen am wärmsten?
(Beim Ofen.)

Wer hat vel ôgen un kann nich kîken?
(Die Kartoffel.)

Wer geit up'n koppe nâ'r kerke?
(Die Schuhzwecke.)

Wat geit immer tau un kann doch nich in't dorp komen?
(Die Windmühle.)

Warum mâkt de hân bî'n kreient de ôgen tau?
(Weil er seinen Gesang auswendig weiß.)

Wat geit in'n holte un lî't in'n dorpe?
(Der Teig im Troge.)

Wat geit slap 'rin un kummt stîf herût?
(Milch und Butter im Butterfaß.)

Wat krî't de jäger wenn hei schütt?
(Ein leeres Loch.)

In wecken monat itt de minsche am wenigsten?
(Im Februar, der hat nur 28 Tage.)

Hinnen rû un vorn rû,
Un twei ellen in ârs noch rû.
(Fuder Heu.)

Weck't is't stärkste dîr?
(Die Schnecke, sie trägt ein ganzes Haus.)

Wo lî't de hâse am wärmsten?
(In der Bratpfanne.)

Wer snurrt un beddelt doch nich?
(Die Katze.)

Wer fritt un suppt un pisset doch nich?
(Das Huhn.)

Wer hat spôren un kann nich rî'en?
(Der Hahn.)

Wat seggt de hân taun worm, wenn 'ne in snâwel hat?
(Nichts.)

Wer hat de swârste kopparbeit.
(Der Ochse.)

Wat hat de schimmel vor hâre?
(Pferdehaare.)

Wonnêr seiet de bûre flas?
(Niemals; er säet Lein.)

Ropt de kukuk vor Johannig oder derna?
(Er ruft kuckuck.)

Wonnêr fanget de jungen ânten an tau swimmen?
(Wenn sie ins Wasser kommen.)

Wenn negen sparlinge up'n bôme sitten un du schüsst drei runner, wôvel blîwet sitten? (Keiner.)

Wat is swârer, en pund îsen oder en pund feddern?
(Sie sind beide gleich schwer.)

Worum frâtet de witten schâpe mêr as de swarten?
(Weil es mehr weiße als schwarze giebt.)

Wat geit vortwêr in de kerke?
(Der Täufling.)

Wat hört tau einen fertigen stewwel?
(Der andere.)

Wat krûpet in't lock un let de pôte butten?
(Der Schlüssel.)

Et is mîn eigen, awer annere lüe brûket et mêr as ik.
(Der Namen.)

Wo vel kattenswänse ehôrt datau en mân an de êre tau binnen?
(Einer, er muß aber lang genug sein.)

Ik kann höcher springen as de kerktôrn, glöwest du dat?
(Der Kirchturm kann gar nicht springen.)

Ik hebbe mêr geld in mînen bû'l as de kaiser.
(Der Kaiser hat nichts in meinem Beutel.)

Jeder wellt wêren un keiner wellt sîn.
(Alt.)

Wenn se kômet, dann kômet se nich,
Un kômet se nich, dann kômet se.
(Wenn die Feldtauben kommen, gehen gesäete Erbsen nicht auf; bleiben sie weg, dann kommen die Erbsen.)

Wecke haut hat de meisten löcker?
(Der Fingerhut.)

Wonêr möt de roiwe sai't wêren?
(Gar nicht. Man säet keine Rüben, sondern deren Samen.)

Wo mâkt man dat, wenn'n keine floie hebben will?
(Man faßt beim Fangen daneben.)

Week't is't trûeste dîr?
(Die Laus.)

Wer springt bî tein grâd külle in himme rum?
(Der Floh.)

Wat brennet länger, en wasslicht oder en talglicht?
(Keines, beide brennen kürzer.)

Wat geit in't holt pîpen,
Un kummt 'rût schîten?
(Die Säge.)

Hinnen frit et,
Vorne schit et.
(Die Häckselschneide.)

Worum is't froijâr de slimmste jârstîd?
Weil de zalat schütt un de bôme ûtslâ't.

Eine große Anzahl umlaufender und namentlich in den Spinnstuben aufgegebener Rätsel wiederzugeben, muß ich mir hier versagen. Ihr Hauptreiz liegt in der derben Zweideutigkeit, die Auflösung ist stets eine harmlose und unter dem Deckmantel dieser Harmlosigkeit wird die Zote öffentlich vorgetragen. Solche Rätsel sind nicht nur bei uns, sondern durch ganz Deutschland verbreitet[1]).

9. Sprichwörter und Redensarten.

In den Sprichwörtern offenbart sich die scharfe Auffassung und das tiefste Denken unseres Volkes, hier kommen der Verstand und die praktische Lebenserfahrung desselben schlagend und knapp zur Äußerung. Dabei nennt der gemeine Mann die Dinge beim rechten Namen, er gebraucht keine Umschreibungen und Verschleierungen, denn Zimperlichkeit liegt ihm schon deshalb fern, weil er bei seinesgleichen keinen Anstoß mit seinen Ausdrücken erregt. Wiewohl viele

[1]) Vergl. z. B. die vielfach mit den unsrigen sich deckenden aus Pommern, die Brunk, „Am Urquell" IV, 197, mitteilt.

Sprichwörter ein sehr hohes Alter zeigen und mit gleichem Sinne, in gleich schlagender Kürze schon im klassischen Altertum vorhanden waren, laufen sie trotzdem noch jugendfrisch von Mund zu Munde. Wer einigermaßen die Sammlungen von Sprichwörtern übersieht, die zu einem eigenen Litteraturzweige angewachsen sind, erkennt schnell die Übereinstimmung sehr vieler unserer Sprichwörter mit denen anderer europäischer Völker; denn Sprichwörter und Redensarten sind Wandergut, das übersetzt leicht beim Nachbar Eingang findet und allgemeine Geltung erlangt. Namentlich mit den hochdeutschen Sprichwörtern hat im niederdeutschen Sprachgebiet ein reger Tausch herüber und hinüber stattgefunden; doch ist, bei gereimten Sprichwörtern wenigstens, da oft leicht zu erkennen, auf welcher Seite der ursprüngliche Besitz ist.

Ich verzichte hier auf die Wiedergabe der zahlreichen von mir gesammelten Sprichwörter; vollständig sind sie ohnehin nicht und wohl meistens anderweitig schon gedruckt. Sie berühren sich eng oder sind übereinstimmend mit dem, was in anderen Sammlungen schon vorliegt[1]).

[1]) Schambach, Die plattdeutschen Sprichwörter der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen. Göttingen 1851. Zweite Sammlung 1863, und R. Eckardt, Niederdeutsche Sprichwörter, Braunschweig 1893.

Die Spuren der Wenden.

So weit wir zurückzuschauen vermögen, ist die Bevölkerung des heutigen Herzogtums Braunschweig eine deutsche, vorwiegend dem Sachsenstamme zugehörige gewesen und nur einige Ortschaften am Südfuße des Harzes sind heute dem thüringischen Stamme zuzurechnen. An der äußersten Nordostecke wurde im Mittelalter unser Gebiet von der Westgrenze der Slaven gestreift, die hier am Drömling und etwas darüber hinaus wohnten. Es waren dieses Ausläufer der Wenden in der Altmark, deren slavische Bewohner im 8. und 9. Jahrhundert bezeugt sind. Besonders vom Drömling, der 938 schon mit dem deutschen Namen Thrimining vorkommt, wissen wir durch den Corveyschen Annalisten, daß dort im 10. Jahrhundert ein Slave die eindringenden Ungarn in die Sümpfe verlockte, wo sie von herbeieilenden Sachsen niedergemacht wurden. Die braunschweigische, hier im Westen des Drömlings gelegene Landschaft gehörte zum Nordthüringgau, der, wie der Name schon anzeigt, deutsch war und in welchem nur vereinzelt die Slaven wohnten, deren Germanisierung oder Verdrängung auch sehr frühzeitig erfolgt sein muß. Heute gehören die wenigen ehemals wendischen Dörfer zum Amte Vorsfelde; sie blieben als solche fast unbeachtet, bis ich die Aufmerksamkeit darauf lenkte [1]).

Vorsfelde wurde im Jahre 1364 vom Herzog Wilhelm von Lüneburg an den Rat der Stadt Braunschweig verpfändet, welcher den Besitz durch seine Beamten verwalten ließ. Auch das zugehörige Land ging in den Besitz der Stadt über, namentlich der Werder, d. h. der von der Aller und kleinen Aller im Süden, Westen und Norden umflossene und im Osten vom sumpfigen Drömling begrenzte, somit inselartig gestaltete Landstrich. Dort lagen im Jahre 1366 sieben von Wenden bewohnte Dörfer, welche dem Braunschweiger Rat zinspflichtig waren. Leider sind die einzelnen Namen der Dörfer in der Urkunde nicht genannt [2]). Hier im Werder haben wir also nach den Spuren der Wenden zu suchen und wenn wir aufmerksam forschen, so finden wir sie auch, selbst darüber hinaus.

In Vorsfelde, wo die Leute aus dem Norden und Süden des Amtes

---

[1]) Die Wendendörfer im Werder bei Vorsfelde. Globus, Band 66, Nr. 7 (1894).

[2]) Gedenkbuch im Archiv der Stadt, I. Fol. 18[1] zum Jahr 1366. Ok gheuet de wende vt deme werdere XXIX vett schap. der dorp sint VII. der ghift jowelk I vetten bok to paschen.

zusammenströmen, vermag man recht gut die Menschen, die südlich oder nördlich von der Aller wohnen, zu unterscheiden; man hört dialektische Unterschiede, man weiß die Eindrücke zu fassen, welche der ärmere, der Heide zugewandte, konservativere und in der Landwirtschaft weniger vorgeschrittene Norden gegenüber dem reicheren, schon Zuckerrübenbau treibenden, landwirtschaftlich höher entwickelten Süden zeigt. Mag die Aller in dieser Gegend vielleicht auch eine ethnographische Grenze bilden, eine anthropologische zeigt sie nicht, denn nach der Aufnahme über die Farbe der Haare, Haut und Augen der Schulkinder Deutschlands liegt das Amt Vorsfelde gleich allen nördlich, südlich, östlich und westlich gelegenen Bezirken in der Zone der Blonden und Blauäugigen.

Es ist nicht leicht zu unterscheiden, ob wir in den „wendischen" Dörfern bei Vorsfelde heute bloß germanisierte Slaven oder Sachsen oder Mischlinge aus beiden vor uns haben. Wahrscheinlich erscheint, daß die heutigen Bewohner vornehmlich Sachsen sind, welche die ehemaligen wendischen Einwohner verdrängten und nur teilweise sich mit diesen vermischten. Für das Vorherrschen des sächsischen Elementes spricht zunächst die Bauart der Häuser, welche durchweg die sächsische ist. Noch ist trotz der Brände und der zahlreichen Neubauten eine stattliche Anzahl der alten Häuser mit tief herabreichenden Strohdächern und dem Schmucke der Pferdeköpfe am Giebel erhalten, die, umgeben von alten Bäumen, einen malerischen Anblick gewähren. Alle Ausdrücke in Haus und Hof sind nur deutsche und die Mundart hat nichts, was auf Abkömmlinge der Wenden hinwiese.

Was die Familiennamen der Bauern im Werder betrifft, so sind sie zu mindestens 98 vom Hundert deutsche. Ich benutzte zu deren Feststellung die Kontrolllisten der Volkszählung vom Jahre 1870 (im herzogl. statist. Bureau), und zwar diese, weil sie kurz nach der Einführung der Freizügigkeit aufgeschrieben wurden, somit kaum von dieser beeinflußt sind. Viele Dörfer zeigen gar keine slavischen Familiennamen, wobei aber zu bemerken ist, daß die slavischen Namen im deutschen Munde oft so umgeändert worden sind, daß die Grundform nicht mehr zu erkennen ist. Ein sicherer Schluß auf die slavische oder deutsche Abkunft läßt sich aus den Familiennamen auch darum nicht immer ziehen, weil schon früh die slavischen Namen germanisiert oder der deutschen Zunge gemäß zugestutzt wurden [1]).

Jedenfalls erfolgte die Germanisierung der Wenden im Werder schon sehr frühzeitig, Jahrhunderte vor jener im hannoverschen Wendlande. Es giebt ein sicheres Zeichen dafür, ob die Germanisierung der Wenden in Nordostdeutschland schon vor langer Zeit oder erst kürzlich erfolgte, und dieses ist die Anwendung der Aspiration in der Volkssprache. Der hannoversche Wende, dessen alte Sprache vor 100 Jahren einging, spricht heute noch die mit h beginnenden Wörter ohne Aspiration aus, setzt das h dagegen bei jedem Worte, welches

[1]) Slavische Familiennamen sind z. B. Kremeike, Jahneck, Pretz in Parsau; Camin in Brackstedt u. s. w.

mit einem Vokale anfängt. „Err Hamtmann his ier“ = Herr Amtmann ist hier. Und ebenso bei den germanisierten Wenden der Lausitz und in der Mark Brandenburg[1]). Im Vorsfelder Werder ist hiervon keine Spur zu merken, jedenfalls ein Zeichen, daß die Germanisierung dort sehr früh erfolgte oder auch die ursprünglich wendische Bevölkerung durch deutsche ersetzt wurde. Es sind in der niederdeutschen Mundart übrigens einzelne slavische Wörter vorhanden, welche sich jedoch auch weit über die Grenzen des Werders hinaus im Braunschweigischen, Hannöverschen und der Altmark allgemein finden. So artsche für Häufling (im Holsteinischen Iritz, tschechisch jiřice); grabschen, hastig zugreifen (polnisch grabić, wegraffen); glûpen, anglotzen, glûpôgen, Glotzaugen, glûpscher kerl, heimtükischer Mensch (tschechisch hloupy, dumm, tölpelhaft); pracher, Bettler (tschechisch prositi, bitten; kleinrussisch prochati).

Die anthropologischen Verhältnisse, der Bau der Häuser, die Familiennamen und die Sprache deuten also auf Deutsche, auf Sachsen, und würden wir jene allein zu Rate ziehen, so würden wir die mitgeteilte geschichtliche Kunde von den wendischen Dörfern kaum verstehen. Es giebt aber noch andere Kennzeichen, welche die ehemalige Anwesenheit der Slaven in unserem Gebiete mit Sicherheit feststellen.

Unter den Ortsnamen sind wenigstens einige, die auf slavische Abkunft deuten, wenn auch im Werder durchaus nicht so zahlreich, wie in den benachbarten ehemals wendischen Gebieten der Altmark und des Lüneburgischen, wo stellenweise slavische Ortsnamen die deutschen überwiegen. Mit voller Sicherheit ist nur Parsau als wendischer Ortsname anzusprechen (1536 Parsau, auf einem Taufbecken aus dem 17. Jahrhundert in der dortigen Kirche Barsagen, auf einer Manuskriptkarte des Drömling aus dem Jahre 1717 im Wolfenbüttler Archiv Parsow), da der Name mit Parschau im Kreis Gr.-Wartenberg, Schlesien, stimmt und nach A. Brückner[2]) von slavisch prach, Staub, abzuleiten ist, was vielleicht auf die sandige Beschaffenheit der dortigen Gegend zurückführt. Velstove scheint nicht deutsch; es kommt 1536 als Velstoie vor; das v am Schluß wird gesprochen und ist nicht stumm, wie in den auf ow ausgehenden ostdeutschen slavischen Ortsnamen.

Zu den wenigen slavischen Ortsnamen gesellt sich nun aber als kräftiger Nachweis die slavische Anlage der Dörfer. Wenn der Blick nur einigermaßen geschärft ist, so ist es nicht schwer, die nach deutscher und slavischer Art angelegten Dörfer voneinander noch heute zu unterscheiden. Ist in beiden auch das Haus ganz das nämliche, nach sächsischer Art erbaute, sind auch die Bewohner hier wie da die gleichen niederdeutsch redenden Menschen, so ist doch die Anlage der beiden Dorfarten eine ganz verschiedene. Ein Dorf ist im allgemeinen ein konservativer Organismus; mögen die Bewohner wechseln, die

[1]) Hennings, Hannov. Wendland, S. 48. R. Andree, Wendische Wanderstudien, Stuttgart 1874, S. 86. Haushalter, Die Grenze zwischen dem Hochdeutschen und Niederdeutschen östlich der Elbe. Halle a. S. 1886, S. 3 und 12.

[2]) Die Slav. Ansiedelungen in der Altmark. Leipzig 1879, S. 78.

alten verdrängt und durch neu einwandernde ersetzt werden, es bleibt sich in seinem Plane meist gleich. Hof und Besitz gehen auf einen neuen Inhaber über, aber sie behalten ihre Form und Lage zu den Nachbarbesitzungen; brennt ein Dorf ab, so entstehen die Gebäude mit geringen Änderungen auf der gleichen Stelle, wo die vernichteten Häuser standen.

Trotzdem nun die Wenden aus dem Nordostwinkel unseres Landes verdrängt und durch Sachsen ersetzt wurden oder durch Vermischung in diesen aufgingen, hat die slavische Anlage der ehedem von ihnen im Mittelalter besetzten Dörfer sich erhalten und ist wie anderwärts [1]) auch bei uns gut von den Dörfern deutscher Anlage zu unterscheiden.

Die wendische Dorfanlage. Während nun die deutschen Dörfer einen regelmäßigen Plan der Anlage meist nicht erkennen lassen und gewöhnlich einer gesetzmäßigen Anlage entbehren, so daß sie als „Haufendörfer" bezeichnet werden, sind die slavischen Dörfer durchaus regelmäßig in Hufeisenform als Rundlinge oder als langgezogene Straßendörfer angelegt. Der Rundling zeigt die Anlage der Häuser rings um einen freien Platz herumliegend, dem die Giebel der Häuser zugekehrt sind, wovon die Abbildung einer Straßenseite aus Parsau ein Bild gewährt (Fig. 76). Es ist ursprünglich nur ein Eingang vorhanden, der auch wieder als Ausgang dient. Hinter den Häusern liegen zunächst die Gärten, daran anschließend die Grasgärten und Wiesen, alles fächerförmig ausstrahlend, dann die Felder. Diese Rundlinge beginnen im östlichen Holstein, wo ehemals Slaven wohnten [2]), überschreiten die Elbe, um im hannoverschen Wendlande vorzüglich entwickelt zu sein [3]), setzen sich fort durch

---

[1]) Der erste, welcher die slavische Natur dieser Dorfanlage erkannte, war der Leipziger Professor Victor Jacobi, die er in seinen Altenburgischen Studien (Leipziger Illustrierte Zeitung, J. J. Weber, 1845) schilderte. Er weist dort den regelmäßigen Kreis derselben oder die Hufeisenform mit einem Zugange nach und deutet diese Anlage auf strategische Rücksichten. Nur eine sehr geringe Anzahl von Familienhäuptern, etwa fünf, hätten ursprünglich diese Dörfer gegründet. In seiner Schrift „Slaven- und Teutschtum, in kultur- und agrarhistorischen Studien zur Anschauung gebracht", Hannover 1856, führt er dann seine Ansicht mit Rücksicht auf das hannoversche Wendland bei Lüchow näher aus. Die Richtigkeit seiner Beobachtung hat sich bestätigt und andere Forscher zu ähnlichen Forschungen veranlaßt. Der nächste, der ihm folgte, war der Hesse G. Landau in der Beilage zum Korrespondenzblatt der deutschen Geschichtsvereine 1862. Es folgte die Festschrift zur Säkularfeier der kgl. Landwirtschafts-Gesellschaft zu Celle. Hannover 1864, I. Zweite Abteilung, S. 202 und das dazugehörige sehr lehrreiche Blatt eines Teiles des Wendlandes nach der Landesvermessung von 1775 bis 1778. Weiter sind zu erwähnen: August Meitzen, der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse der preuß. Monarchie, Berlin 1873. — Derselbe, „Über Bildung von Dörfern und deren nationale Bedeutung" in Verhandlungen der Berliner Anthropol. Gesellschaft 1872, S. 134. — Derselbe in Kirchhoffs „Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung" 1889, S. 511. — A. Gloy, Beiträge zur Siedelungskunde Nordalbingiens. Stuttgart 1892.

[2]) Vergl. Gloy, Siedelungskunde Nordalbingiens, S. 31.

[3]) Hennings, Das hannoversche Wendland, Lüchow 1862, S. 24 und die eben erwähnte Cellesche Festschrift.



Fig. 76. Rundlingsbau. Dorfstraße in Parsau, Amt Vorsfelde.

die Altmark, den hier in Rede stehenden nordöstlichen Zipfel Braunschweigs, durch die Provinz Sachsen bis an die Saale, wo z. B. im Camburgischen eine Zahl gut erhaltener Rundlinge mit slavischen Ortsnamen liegt [1]), und zeigen sich häufig im Altenburgischen [2]). Sie sind in Thüringen sogar weit nach Westen hin bis in das Gothasche vorgeschoben, wo Eberstadt bei Friedrichsworth ein Rundlingsbau ist [3]). Noch weiter nach Süden dehnen sich Rundlinge bis in den bayerischen Frankenwald aus, wo Zedlitz bei Stadtsteinach, Reitsch bei Kronach und namentlich Förtschendorf an der Haslach diesen Typus zeigen [4]).

Auch bei den Rundlingen im Braunschweigischen ist durch Brände und Umbauten vieles, zumal im Laufe unseres Jahrhunderts geändert worden, neue Straßen wurden durchgelegt, doch lassen sich die meisten noch gut erkennen und bei Zuziehung der alten Pläne der herzoglichen Plankammer aus der Mitte des 18. Jahrhunderts erscheint das alte Bild mit vollkommener Treue wieder. Folgende braunschweigische Dörfer sind Rundlinge.

Amt Vorsfelde. Bergfeld, heute schwer als Rundling kenntlich, doch sicher so nach der Karte von Fleischer 1758. Brackstedt, trotz des Brandes von 1846 noch gut kenntlicher Rundling. Brechtorf. Eischott, kleiner, noch vollständig erhaltener Rundling, der einzige, der noch keinen Durchbruch zeigt: wo man hineingeht, muß man wieder heraus. Groß-Sisbeck. Hoitlingen, auch Hetlingen, Hautlingen, heute kaum noch als Rundling kenntlich. Nordsteimke. Parsau in seinem östlichen Teil noch deutlicher Rundling. Rühen noch deutlicher Rundling, wenn auch durchbrochen und mit vielen An- und Umbauten. Tiddische, heute nicht mehr als Rundling kenntlich, doch war es sicher einer nach der Karte von 1758. Velpke, noch als Rundling kenntlich. Velstove, heute schwer als Rundling kenntlich. Warmenau. Wendschott noch gut kenntlicher Rundling.

Amt Helmstedt. Barmke. Heute Neubau und der Rundling ist verschwunden; aber der Plan von 1756 zeigt die Form desselben noch sehr ausgesprochen.

Amt Königslutter. Groß-Steinum, sicher Rundling nach dem Plane von 1764; rings um die auf einem Hügel sich erhebende Kirche liegen im Kreise die Ackerhöfe. Rothenkamp, nach dem alten Plane Rundling, heute nicht mehr als solcher kenntlich. Scheppau, ebenso.

Zusammen 18, wobei das eine oder andere Rundlingsdorf übersehen sein mag. Allen gemeinsam ist, daß die großen Ackerhöfe den Kreis bilden, also die ursprünglichen Anbauer und Besitzer. Ihnen schließen sich, den Kreis erweiternd oder eine Art später errichteter Zugangsgasse zu ihm bildend, die kleinen Köter, Brinksitzer und Anbauer an. Auf dem Platze in der Mitte stehen die Kirche, wo eine vorhanden, gewöhnlich die Schule, auch die Hirtenhäuser, die auf dem

[1]) Jacob, Die Ortsnamen des Herzogtums Meiningen, S. 131.

[2]) Oskar Weise, Die slavischen Ansiedelungen im Altenburgischen. Eisenberger Programm 1883, S. 5.

[3]) Regel, Thüringen. Jena 1895. II, S. 521.

[4]) Bavaria, III, 1. Abt., S. 184.

freien Gemeindeeigentum erbaut wurden. (Vergl. die Pläne von Wendschott und Brechtorf, Fig. 77 und 78.)

Die zweite slavische Art der Dorfanlage ist mit dem Rundling nahe verwandt, eigentlich nur eine in die Länge gezogene Zusammendrückung des Kreises, so daß ein regelmäßiges, an einem Ende geschlossenes Einstraßendorf entsteht. Die planmäßig hingebauten Gehöfte liegen nebeneinander zu beiden Seiten der sehr breiten Straße (welche die Stelle des runden Platzes vertritt) und senkrecht zu dieser; hinter ihnen die Gärten, dann die Grasgärten und Wiesen, alle rechtwinkelig auf die Straße stoßend, wie dieses der Plan von Reislingen deutlich erkennen läßt (Fig. 79). Diese Form wechselt bei uns ab mit dem Rundling, beide Bauarten sind einander dicht benachbart. Eine grundsätzliche Scheidung liegt kaum vor; die Ackerverteilung ist hier wie da die nämliche und die Bodenbeschaffenheit mag den Ausschlag gegeben haben, ob das eine Dorf rund oder das andere einstraßig anzulegen sei.

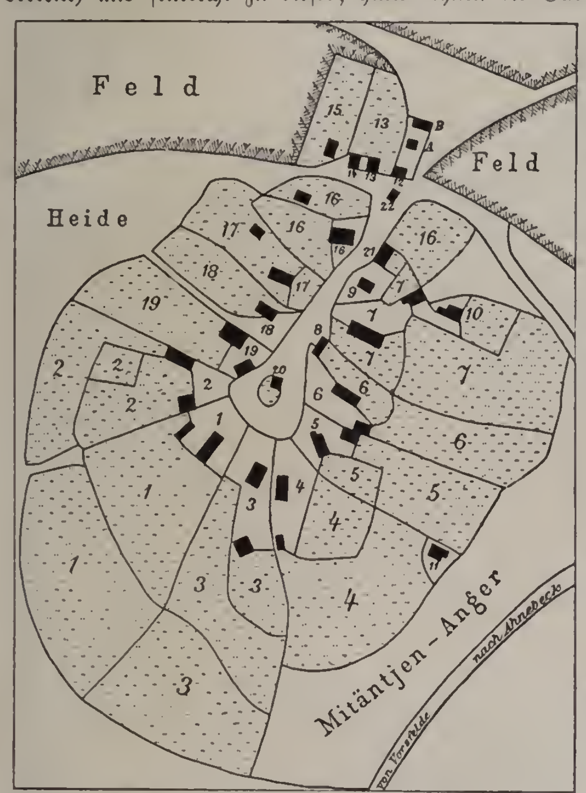


Fig. 77. Wendschott 1759. 1 bis 7 Ackerhöfe. — 9, 16 bis 19 Vollköter. — 8, 10, 11, 13, 15 Stückenköter. — 12, 14 Brinksitzer. — 20 Schule. — 21, 22 Hirtenhäuser. — *A B* Anbauer.

Als einstraßige, am Ende geschlossene, nur mit einem Eingange ursprünglich versehene Dörfer slavischer Bauart in Braunschweig kann ich folgende feststellen: Kästorf, Klein-Sisbeck, Klein-Twülpstedt, Meinkoth, Reislingen, Rickensdorf, Wahrstedt, zusammen sieben.

Zu erwähnen bleibt noch folgendes. Der im Westen an unseren Werder sich anschließende Teil des hannöverschen Amtes Fallersleben, das Boldeckerland, welches ich aus eigener Anschauung nicht kenne, soll gleichfalls von Wenden bewohnt gewesen sein[1]), was noch dadurch bestätigt wird, daß im Bol-

[1]) Festschr. d. Landwirtschaftsges. zu Celle 1864, I, zweite Abteil., S. 160, 390.

decker Lande der Zehnte nicht gegeben wurde, worauf wir gleich zurückkommen.

Wendische Flurnamen. Die Anlage der Dörfer im Werder und Nachbarschaft ist also slavisch; die Ortsnamen dagegen sind es nur in geringem Maße; die Bauart der Häuser rein niedersächsisch, aber die Flurnamen, zu denen wir jetzt gelangen, sind etwa zur Hälfte slavisch, zur Hälfte deutsch. Zur Feststellung derselben habe ich auch hier die alten Dorfbeschreibungen und Karten in der herzoglichen Plankammer benutzt, welche gelegentlich der Landesvermessung unter Herzog Karl I. in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgenommen worden sind; ferner alte Karten im herzoglichen Archiv zu Wolfenbüttel. Die gewonnenen Flurnamen habe ich an Ort und Stelle mit der Aussprache der Bauern verglichen, wobei sich wiederholt Verschiedenheiten und Abweichungen von der Kanzleischreibung ergaben; einzelne Flurnamen, die auf den Karten standen, waren jetzt verschwunden, worauf die Separation des alten gemeinsamen Besitzes nicht ohne Einfluß geblieben sein mag. Die wendischen Flurnamen nun, heute dem Bauern inhaltlose Wörter, arg verstümmelt im deutschen Munde und der deutschen Zunge anbequemt, lassen sich in den meisten Fällen noch deuten und sind ein sicheres Zeichen der ehemaligen Anwesenheit slavischer Bevölkerung in der Vorsfelder Gegend. Sie sind meist, wie so vielfach bei slavischen Ortsnamen, der Beschaffenheit des Grundes und Bodens entnommen und wiederholen sich häufig; ihre Deutung, so weit mir möglich, ist unten versucht, wobei mir die Schrift Brückners[1]) von besonderem Nutzen gewesen ist.

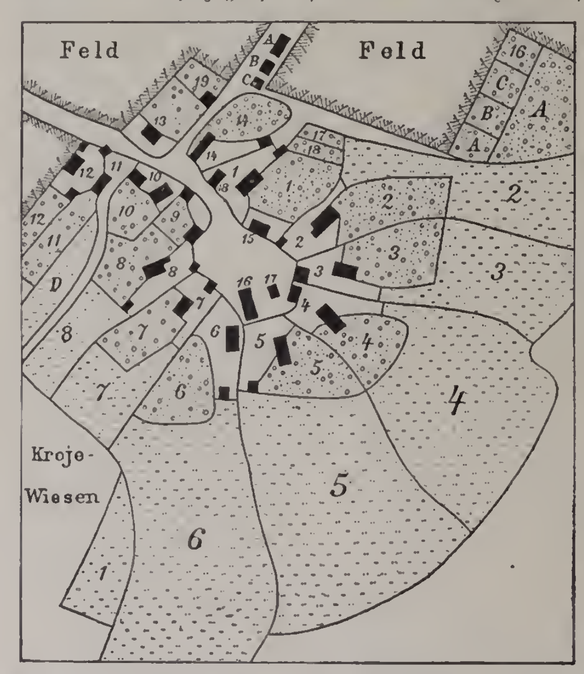


Fig. 78. Brechtorf 1759. 1 bis 8 Ackerleute. — 7 bis 10 Halbspänner. — 11, 15, 16, *D* Stückenköter. — *A*, *B*, *C* Anbauer. — 17 Schule. — 18 Schäfer. — 19 Kuh- und Schweinehirt.

Mit Hülfe dieser Flurnamen, dem einzigen Überrest der Sprache der Slaven, welche den Vorsfelder Werder im Mittelalter bewohnten, läßt sich auch

---

1) Brückner, Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark, Leipzig 1879.

bestimmen, zu welchem Stamme der großen Slavenfamilie wir die alten Bewohner dieser Gegend rechnen können. Kennzeichnend ist der häufige Ausgang dieser Flurnamen auf -eitz, -eitsch, wo sonst bei slavischen Ortsnamen -itz steht. Es ist diese Diphthongierung ursprünglich langer Vokale in Übereinstimmung mit den slavischen Flurnamen der benachbarten nördlichen Altmark und jenen im hannoverschen Wendlande bei Lüchow, so daß wir auf eine Zusammengehörigkeit der diese Landstriche bewohnenden Wenden schließen können. Nach Šafařík[1]) gehörten sie zu den Bodrizern, d. h. den Obotriten[2]).

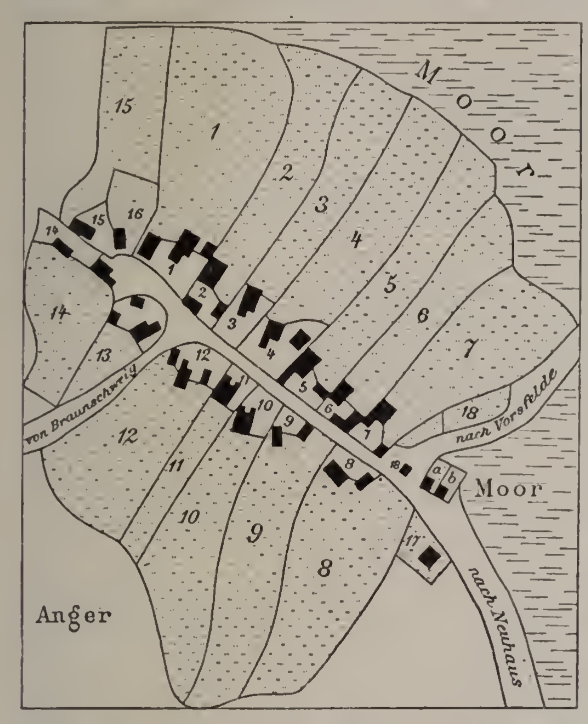


Fig. 79. Reislingen 1758. 1 bis 5, 12 bis 14 Ackerhöfe. — 6 bis 11, 15, 16 Kothöfe. — 17 Schule. — 18 Hirtenhaus. — *a b* Neue Anbauer.

Nachfolgend gebe ich nun die gesammelten slavischen Flurnamen und deren Deutung, so weit mir möglich. Slavisten dürften daran zu bessern haben.

---

[1]) Slavische Altertümer II, S. 593, 618.

[2]) Diese Endung -eitz kommt in den Flurnamen des hannoverschen Wendlandes häufig vor. Zum Vergleich mit den umstehend mitgeteilten aus dem Werder mögen hier einige stehen, die der wendische Bauer Parum-Schulz 1725 aus der damals noch lebenden, aber gegen 1800 erloschenen Sprache der Lüneburger Wenden aufschrieb und erklärte: Postweitz = pastvica, Hutweide. Mokraneitza = mokranica, nasse Gegend. Chäudeitz = chudica, geringe Gegend. Jüsteneitz = gostenica, Gastland. Cideleist = sedlišce, Siedelung. (Hilferding, Die sprachlichen Denkmäler der Drevjaner und Glinjaner Elbslaven. Bautzen 1857, S. 33, 35.) Auch in der heutigen niedersächsischen Sprache des hannoverschen Wendlandes haben sich einzelne slavische Wörter erhalten: Koreitz, Vorstadt. Punkeneitz, Geschenk. Töterneitz, ein Blasinstrument. Zinterneitz, ein Beil. Leineitz, Webekamm. Pinkelneitz, Schaukel u. s. w. (Hennings, Das hannoversche Wendland, Lüchow 1862, S. 44.) Ein Weißbrot in Hufeisenform heißt Paggeleitz, ein Wort, womit die Slavisten nichts rechtes anfangen können (vergl. Brückner, S. 21, Anmerk. 48). Anderseits ist an das niederdeutsche page, Pferd, und Eisen, also Pferdeeisen, erinnert worden, womit die hufeisenförmige Form des Gebäcks übereinstimmt.

Babatsche f. Reislingen. Einziger slav. Flurname daselbst. — Zu slav. bob, Bohne.
Basitsche f. Boimstorf. Einziger slav. Flurname daselbst. — Zu slav. bez, Hollunder (Sambucus).
Bratsche f. Kästorf.
Brisack f. Tiddische. — Zu slav. breza, briza, Birke.
Brodje f. Brackstedt, Rühen, Wendschott. — Zu brod, Furt.
Broitsche f. Velpke. Einziger slav. Flurname daselbst.

Dauleke f. Tiddische. Slav. dlouhi, lang.
Derueitze f. Eischott. Slav. drva, drova, dreva, Holz, Wald. Draweiste, Bergfeld. Trafeist. Rühen. Drafehnen. Bergfeld. Führen auf dasselbe slavische Stammwort.
Doberoffanger der Karte, heute Doroff gesprochen. Dobrock. Parsau, Bergfeld. Tobrock. Rühen, so in der Dorfbeschreibung. Slav. dub, Eiche.
Dopaue f. Wendschott. — Zu slav. dupa, Höhlung.
Dorje f. Bergfeld. Altslav. darje, Geschenk?
Duleiste f. Parsau. — Zu slav. dulec, dolec, Grube, kleines Thal.

Faidsche f. Eischott.
Faistaine f. Eischott.
Feiste f. Parsau.

Gelatsche f. Velstove. Slav. gladj, Hunger. Also ein Hungeracker.
Gloweine f. Rühen. — Zu slav. głowa, hlawa. Kopf, Haupt.
Gore, die hohe. Tiddische, Wendschott. Slav. gor, gora, Berg.
Graffein f. Parsau. — Zu slav. grab, hrab, Weißbuche.
Gostanger, Wendschott. So auf der Karte von Bertram aus dem Jahre 1759, heute gesprochen Janstanger. Erklärt kann der Name werden als „Gastland“, nach einem alten Brauche bei den lüneburgischen Wenden. Der Bauer Johann Parum-Schulz erläutert nämlich in seiner Dorfchronik von 1725, einem der letzten Denkmäler der hannoverschen Wendensprache: „Jüsteneitz (richtig Gostenica) heißt soviel als ein Gastland, Gast heißt jüst (gostj): in alten Zeiten, wenn die Vögte haben in Dorf gekommen, so hat sie der Schultze bewirten müß“ (Hilferding, Die sprachlichen Denkmäler der Drevjaner Elbslaven. Bautzen 1857, S. 35). Dieses Wort hat sich dort bis heute erhalten samt dem anhaftenden Brauche. In den Dörfern des hannoverschen Wendlandes wird die Verwaltung vom Dorfschulzen geführt. Fast in allen Dörfern ist eine Erbschulzenhufe, entweder im ganzen oder in zwei Halbhufen vorhanden und im Privatbesitze einer oder zweier Familien. Daran klebt auch noch der Besitz einer kleinen Fläche in der Größe von ein bis drei Morgen, das Güsteneizenland. (K. Hennings, Das hannoversche Wendland. Lüchow 1862, S. 17.)

Jesere f. Brechtorf. Gesehre. Rühen. Auf der Karte von Hein aus dem Jahre 1758 der Gesehrenteich, jetzt ausgetrocknet und Wiese. Slav. jezero, Teich, kleiner See. Man vergl. den Geserichsee in Ostpreußen, die vielen Jeseritz, Jeserig.
Joneck m. oder das Jonicke-Holz bei Rühen. „Das Jonickeholz gehörte zur Wüstung Giebelgabau. Grund und Boden lassen noch unzweifelhaft ehemaliges Ackerland erkennen.“ (v. Strombeck in Zeitschr. d. histor. Ver. f. Niedersachsen 1864, S. 20.) Zum Stamme jun, jung.

Klaitsche f. Eischott. Die Erklärung giebt der wendische Bauer Parum-Schulz, der (bei Hilferding, a. a. O., S. 34) folgendermaßen den im hannoverschen Wendlande vorkommenden Flurnamen Klatz erläutert: „Da waren vordem junge Heistern an den Weg und auf das Land, davon hat es den Namen.“
Klanzfeld n. Velstowe. Klantschenkamp. Rühen. Slav. klen. Ahorn.
Kliesneitz f. Tiddische. Zu slav. kles, Reisholz.

Köterseine f. Brackstedt. Es scheint hier im ersten Teile das deutsche Köter, wie oft in „Köterfeld“, vorzuliegen.

Köterneitz f. Hoitlingen. Ebenso.

Koleitz. Rühen, Warmenau. Koleitsche. Bergfeld. Slav. golj, kahl, nackt.

Koreitschenholz. Rühen. Von slav. kurj, Hahn. Die Deutung hat nichts auffallendes, da die „Koreitze“ oder Hühnerdörfer ein häufiger Ausdruck in den kolonisierten Wendengegenden sind; im Dialekt des hannöverschen Wendlandes bedeutet es geradezu Vorstadt. (Hennings, Hannov. Wendland 44.) Die Wenden hatten die bekannten „Rauchhühner“, welche vielfach in den alten Gefällregistern vorkommen, zu liefern. An der Westseite von Calvörde lag das Hühnerdorf. (Brückner, a. a. O., S. 19.) Dannenberg besaß einen Drawener Koreitz, selbst die Neubauten bei Dörfern bezeichnete man so. (Guthe, Braunschweig und Hannover, S. 619.)

Kraweitz f. Hoitlingen. Slav. krava, Kuh.

Kroje f. Brackstedt, Brechtorf, Eischott, Kästorf, Velstowe, Warmenau. Auf den Karten auch Croge. Hart an der braunschweigischen Grenze liegt das lüneburgische Dorf Croya, gesprochen Kroje. Der Name führt zurück auf slav. kraj, Grenze, Mark.

Krosneitsche f. Bergfeld, Eischott. Krüseneitz f. Tiddische. Auf Karten „Große Reitze“. Slav. kruša, Birnbaum. Eine Wüstung zwischen Tiddische, Parsau und Bergfeld heißt die Croseneitz. (v. Strombeck, a. a. O., S. 19.)

Krusentsche, die krumme. Velstowe. Slav. krivj, krumm, also liegt Übersetzung vor oder die deutsche Bezeichnung wurde wegen der Form des Flurstücks hinzugefügt.

Labensche f. Rühen.

Lanneitz f. Parsau. Zu polnisch łan, Hufe.

Leibs f. Tiddische. Zu slav. lipa, Linde.

Leiseitsche, auch **Laseitsche** f. Hoitlingen. Zu slav. lis, Fuchs. Im Drawenischen (hannov. Wendland) leiska, Fuchs.

Lesseine f. Hoitlingen, Tiddische, Warmenau. Slav. les, Wald.

Lossane f. Hoitlingen.

Look m. Bergfeld, Brackstedt. Loche f. Hoitlingen, Tiddische. Loje f. Hoitlingen. Zu slav. lug, luža, Sumpf, Sumpfwiese.

Lütsche f. Einziger slav. Flurname bei Rothenkamp.

Machnnike f. Rühen. Zu slav. mech, Moos.

Masseine f. Parsau.

Mastrusecke f. Velstowe. Zu slav. mast, fett; fetter, thoniger Boden.

Matutsche f. Parsau, Bergfeld.

Müseleitsche f. Rühen. Vielleicht in der ersten Hälfte des ndd. mûse, Mäuse; oder slav. mys, Maus.

Passek m. Warmenau. Der Name dieses auf der Karte von 1759 und in der Dorfbeschreibung vorkommenden Angers war 1894 in Warmenau nicht mehr bekannt. Tschechisch paseka, Holzschlag.

Politz f. Rühen. Zu slav. polje, Feld.

Poneitz f. Rühen.

Prias m. Bergfeld, Tiddische. Slav. prijaz, Anfahrt, Zufahrt.

Rieppeitz f. Rühen. Slav. repa, Rübe.

Salock f. Rühen. Poln. załoga, Hindernis, Vorlage, Vorsprung.

Strane f. Wendschott, Bergfeld, Brechtorf. Strahe f. Kästorf. Streue f. Brackstedt, Velstowe. Strausche f. Tiddische. Zu slav. strazić, wachen.

Stroseleine f. Parsau.

Tobeine f. Hoitlingen. Vergl. Topane.

Tribeneitz, Triemeneitz f. Parsau, Brackstedt, Hoitlingen, Rühen, Tiddische, Wendschott. Stets Wiese. Slav. trebiti, reinigen; poln. třebić, roden.

Zerneitz, Zirneitz f. Bergfeld. Zu slav. černy, schwarz.
Zieleitz, Zieleitsche, Ziegeleitsche, Seeleitz, Zielästge f. Parsau, Bergfeld, Rühen, Warmenau, Wendschott. Slav. selo, Grund und Boden, tschech. sedlišt'e, Wohnsitz, sedliti, ansiedeln.
Zirkeney f. Rühen.

Die Namen der Forstorte im Revier Vorsfelde sind fast durchweg deutsch und nur ein paar sind als slavische erkenntlich. Die Klaitsch und Jonick wurden schon bei den Flurnamen erwähnt; dazu kommt noch die Kohlneitz.

Zehntfreiheit der wendischen Dörfer. Noch ist ein Unterschied zu bemerken, der zwischen den ehemals wendischen und den sächsischen Dörfern bestand. Überall in unserm Lande gaben, bis zur Ablösung, die sächsischen Dörfer den Korn- und Fleischzehnten an die Regierung, an die Herrschaft, die Kirchen oder die adligen Güter. Nur bei den zwölf Dörfern im Werder, welche zugleich slavische Bauart und slavische Flurnamen aufweisen, wurde, wie ich aus den Dorfbeschreibungen des 18. Jahrhunderts feststellte, der Korn- und Fleischzehnte „seit uralter Zeit" nicht gegeben. Es sind dieses die Dörfer Ahnebeck-Parsau, Brackstedt, Brechtorf, Eischott, Hoitlingen, Kästorf, Rühen, Tiddische, Velstowe, Warmenau, Wendschott. Als eine Ausnahme gesellt sich dazu das südlich von den vorigen gelegene einst zehntfreie Danndorf, wo weder slavische Dorfanlage noch slavische Flurnamen vorhanden sind. Wo nun die drei Kennzeichen: slavische Dorfanlage, slavische Flurnamen und Freiheit vom Zehnten zusammentreffen, da haben wir es sicher mit ehemals echt wendischen Dörfern zu thun; diejenigen Dörfer aber, welche nur slavische Dorfanlage ohne slavische Flurnamen zeigen und den Zehnten leisteten, sind wohl von Sachsen bewohnt gewesen, die sich auf ehemals wendischer Dorfstätte in den frühesten Zeiten der deutschen Kolonisation und Eroberung niederließen [1]).

Die Begründung dieser Zehntfreiheit der wendischen Dörfer ist in folgender Ausführung Brückners [2]) gegeben: „Im Gegensatze zu den Slaven machten deutsche Einwanderer nicht nur bisher wüstes Land fruchtbar, sondern es steigerte sich der Ertrag von Slaven bebauter Hufen, wenn diese in deutsche Hände übergingen, einerseits durch die besseren Werkzeuge [3]) und Arbeit der letzteren,

---

[1]) Weniger Wert will ich darauf legen, daß zur Zeit, als die Dreifelderwirtschaft herrschte, bei vielen der wendischen Dörfer diese nicht durchgeführt war; einzelne besaßen sie. Aber auch bei rein deutschen Dörfern, wie z. B. Bortfeld und Lehre, war die Dreifelderwirtschaft, teils der Bodenverhältnisse wegen, teils wegen der ungleichen Verteilung der Äcker unter die Einwohner, nicht durchführbar. In der Flurbeschreibung von Parsau von 1757 heißt es: „Das Land wird mit Rocken, Hafer und Buchweizen ein Jahr um das andere bestellt und bleibt kein Land brach liegen." Bergfeld 1758: „Das Land wird alle Jahre bestellt und keine Brache gehalten; die Hälfte mit Rocken, die andere Hälfte mit Haber und Buchweizen." Brackstedt 1759: „Die Äcker werden drei Jahre bestellt und liegen dann drei Jahre brach."

[2]) Die slav. Ansiedelungen in der Altmark, S. 17

[3]) Das Werkzeug der ackerbautreibenden Slaven war nämlich der hölzerne Haken (uncus), nicht der eiserne Pflug (aratrum) der Deutschen, womit zusammenhängt, daß die Slaven meist nur leichteren, weniger fruchtbaren Boden bearbeiten konnten.

anderseits dadurch, daß die Deutschen den Zins meist in Geld zahlten. Wenn nun slavische Hufen oder noch unbebautes Land an Deutsche ausgethan wurde, fielen die bisherigen mannigfachen Naturalabgaben und Dienstleistungen weg, die neuen Anbauer hatten in der Regel nur einen bestimmten Grund- und Hofzins zu entrichten." Das paßt auf die Dörfer im Amte Vorsfelde, wo an Stelle der Wenden Deutsche angesiedelt wurden. Die folgende Tabelle zeigt übersichtlich die Verhältnisse, wie bei den einzelnen Dörfern Rundlingsbau, slavische Flurnamen und Freiheit vom Zehnten sich zu einander verhalten.

Braunschweigische Dörfer mit slavischer Dorfanlage	Plan der Dorfbeschreibung von	Vorkommen slavischer Flurnamen = F.	Frei von Korn- und Fleischzehnt. = Zf.
Barmke	Mitgau 1756	—	—
Bergfeld	Fleischer 1758	F.	Zf.
Boimstorf	1755	*)	Zf.
Brackstedt	Fleischer 1759	F.	Zf.
Brechtorf	Bertram 1759	F.	Zf.
Eischott	Bertram 1760	F.	Zf.
Groß-Sisbeck	Mitgau 1758	—	**)
Groß-Steinum	Bütemeister 1764	—	—
Hoitlingen	Reincking 1758	F.	Zf.
Kästorf	Fleischer 1759	F.	Zf.
Klein-Sisbeck	Mitgau 1758	—	—
Klein-Twülpstedt	Reincking 1758	—	—
Meinkoth	Reincking 1758	—	—
Nordsteimke	Mitgau 1756	—	—
Parsau	Reincking 1758	F.	Zf.
Reislingen	Koch 1757	*)	—
Rickensdorf	Reincking 1757	—	—
Rühen	Reincking 1756	F.	Zf.
Rothenkamp	Mitgau 1760	*)	—
Scheppau	Reincking 1758	—	—
Tiddische	Reincking 1756	F.	Zf.
Velpke	Koch 1771	*)	—
Velstowe	Reincking 1756	F.	Zf.
Wahrstedt	Reincking 1759	—	—
Warmenau	Bertram 1759	F.	Zf.
Wendschott	Reincking 1757	F.	Zf.

*) In diesen vier Dörfern je ein slavischer Flurname.
**) Groß-Sisbeck war vom Fleischzehnt frei; der Kornzehnt wurde, ausgenommen drei Kämpe, gegeben.

Wendische Spuren westlich von den Hauptsitzen. Nach den angegebenen Kennzeichen läßt sich nun mit Sicherheit erkennen, daß die Hauptmenge der Wenden im nördlichen Teile des heutigen Amtes Vorsfelde saß, wo sie Anschluß an die Stammesgenossen im Osten und Westen hatte. Beweis dessen die Zunahme slavischer Ortsnamen und Rundlingsbauten in der Altmark und Vor-

kommen der Rundlingsbauten im Lüneburgischen, wo Sandkamp, dicht östlich vor Fallersleben, noch heute die slavische Dorfanlage zeigt.

Nach Süden zu werden die Spuren geringer und geringer, bis sie in der Gegend von Helmstedt und Königslutter, doch ohne diese Städte ganz zu erreichen, auslaufen. Die Dörfer mit slavischen Anklängen in beiden Ämtern sind oben genannt. Wahrscheinlich hat der hannoversche Hasenwinkel auch wendische Dorfanlagen gehabt, was noch näher zu untersuchen wäre. Es gesellt sich dazu die einsam bei Rieseberg, nördlich von Königslutter gelegene Puritzmühle. Der Name kommt in der Dorfbeschreibung von 1755 nicht vor, wiewohl dort die Mühle genau geschildert ist. Hassel und Bege nennen sie zu Anfang des Jahrhunderts „Poritzmühle", woraus sich ungezwungen die slavische Deutung po-rěka, am Fluß, ergiebt; zu vergleichen Poříč, der Stadtteil Prags an der Moldau. Freilich die Mühlenbeek, welche in die Schunter geht, ist ein armes Bächlein; es führt aber über dasselbe hier der „Wendensteg", von dem die Sage geht, an ihm seien die Wenden getauft worden.

Was die Helmstedter Gegend betrifft, so ist dort Barmke der letzte Rundling. Ferner: Dem benachbarten Kloster Marienberg schenkte 1224 der Pfalzgraf Heinrich das wüste Dorf Bemestorf villam quondam desertam Bemesdorp nomine juxta Helmstadt in nemore sitam quondam a Slavis inhabitatam cum silva, pratis et agris attinentibus. Bei den Slaven soll der Ort pluhd (witz) geheißen haben, worauf der „Pluderbusch" unweit des Helmstedter Gesundbrunnens deutet [1]). Es ist eine sumpfige Gegend (slav. blato, Sumpf, Kot).

Stellung der Wenden in Braunschweig im Mittelalter. Zwischen den Resten der Wenden, die an den Grenzen des braunschweiger Landes wohnten, und den herrschenden Deutschen hat ein gutes Verhältnis anfangs nicht bestanden. Der Wende war verachtet, wurde von Gilden und Bürgerschaft fern gehalten und konnte nicht einmal als Lehrling ein Handwerk erlernen. Das sind Nachwirkungen aus der Zeit der ersten Kämpfe gegen die Slaven gewesen, die ja als Heiden von den christlichen Deutschen verabscheut wurden; im Sachsenspiegel (3, 70 bis 73) handelt eine Stelle vom Rechte der Wenden und ihrer Unfreiheit; der Name Slave mußte bei den meisten Völkern Europas den härtesten Ausdruck für Knecht und Unfreier hergeben (Sklave, esclave, slave, schiavo, esclavo). So war es in ganz Nordostdeutschland der Fall, wo Deutsche und Wenden zusammen wohnten [2]) und im Braunschweigischen treffen wir dieselben Beziehungen durch das ganze Mittelalter bis in das 17. Jahrhundert hinein. In der Stadt Braunschweig waren im Jahre 1384 alle jene, welche undeutscher, namentlich slavischer Abkunft waren, unfähig zur

---

[1]) Behrends, Neuhaldenslebische Kreischronik. II, S. 464, 499. Derselbe, Jahresbericht des Altmärk. Vereins für Geschichte. V, S. 56. Brückner, Slav. Ansiedelungen in der Altmark, S. 25.

[2]) Belege in Andree, Wendische Wanderstudien. Stuttgart 1874, S. 8.

Aufnahme in eine Gilde[1]). Für Helmstedt finden wir, daß 1393 der dortige Abt Bruno von Renneberg als Grundherr den Lakenmachern einen Gildebrief ausstellt, in welchem es heißt: ok schall man neyne wende in dat werk nemen und im Jahre 1395 verleiht er den Leinewebern daselbst einen Gildebrief, in welchem die Worte vorkommen: ok schall in erer ghilde wesen nicht en wendisch man[2]). In Calvörde bezeugten im Jahre 1620 Bürgermeister und Rat dem dortigen Bürgersohne Joachim Berens in dessen Geburtsbriefe, „daß er seinen lieben Eltern echt und recht teutsch und nicht wendisch geboren, auch Niemandes eigen und Lathe oder sonsten eines andern tadelhaftigen Geschlechts und derowegen aller ehrlichen Versammlungen, Gilden, Werkestand, Gemeinschaften wohl würdig und davon nicht zu verwerfen sei“[3]).

Der jüngste mir bekannt gewordene Fall, daß in unserm Lande noch die Unehrlichkeit der Wenden in Frage kommt, spielt 1662 in Wolfenbüttel. Damals meldete sich dort ein Einwohner des Städtchens Lüchow im hannoverschen Wendlande zur Aufnahme in eine Gilde; der Vater desselben stammte aus dem Bremischen, die Mutter aber aus einem Dorfe bei Lüchow, so daß wendische Abkunft vermutet und damit die Aufnahme in die Gilde beanstandet wurde. Der Betreffende wendete sich nunmehr an den Herzog August, welcher in Lüchow Nachrichten einziehen ließ. Die Auskunft lautete dahin, die Einwohner des Dorfes, aus dem die Mutter stammte, seien keine Wenden, sondern recht deutsch geborene Leute, „worauf jener mit seinen Kindern in Rat und Gilde passiert und aufgenommen wurde“[4]).

Zu Ende des 17. Jahrhunderts scheint dann die Betonung des Unterschieds zwischen wendisch und deutsch bei uns aufgehört zu haben. Die wenig zahlreichen Wenden gingen völlig in den umwohnenden Deutschen auf, doch ist das slavische Blut, das in der sächsischen Bevölkerung des Landes Braunschweig rollt, nur eine homöopathische Dosis. Erst neuerdings bringt uns die Freizügigkeit und die Sachsengängerei wieder größere Scharen Arbeiter aus dem Osten, namentlich den polnischen Provinzen Preußens, von denen manche bei uns hängen bleiben, wie die Zunahme slavischer Familiennamen in Stadt und Land beweist.

Fälschlich als „wendische“ bezeichnete Dörfer in Braunschweig. In der näheren und ferneren Umgebung der Stadt Braunschweig liegen die Dörfer Wenden, Wendeburg, Wendezelle, Wendhausen und Wendessen, welche samt den Dörfern Bortfeld und Zweidorf lange Zeit für ursprünglich slavische angesehen wurden. So viel ich sehe, ist der berühmte Helmstedter Professor Meibom der erste gewesen, welcher dieses ausgesprochen hat. Jene Dörfer, so führt er aus, seien von Obotriten gegründet worden, welche Karl der Große in

---

[1]) Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 606.

[2]) P. W. Behrends im elften Jahresbericht des Altmärkischen Vereins. 1848, S. 27.

[3]) P. W. Behrends, Siebenter Jahresbericht d. Altmärkischen Vereins. 1844, S. 58.

[4]) Braunschw. Magazin 1797. 42. Stück, S. 658.

die Braunschweiger Gegend versetzt habe [1]). Hassel und Bege verbreiteten dann diese Ansicht weiter [2]), Venturini und Dedekind schrieben ihnen nach [3]).

Ich selbst bin in den gleichen Fehler verfallen und habe Anlaß zur Verbreitung des Irrtums gegeben, als hätte es bei der Stadt Braunschweig im Mittelalter eine wendische Sprachinsel gegeben [4]). Es ist bekannt, wie die von den Deutschen vertriebenen und besitzlos gewordenen Wenden oft nach andern Gegenden übersiedelten [5]) und zwischen umwohnenden Deutschen nun Dörfer gründeten, welche durch den Zusatz „wendisch" von den deutschen sich unterschieden. Bis tief nach Thüringen hinein, ja bei Fulda wohnten im Mittelalter Wenden.

Es konnte ja ähnlich bei Braunschweig der Fall gewesen sein, zumal hier die „Wenden" benannten Dörfer sich häuften.

1. Wenden. Kommt urkundlich schon 1031 als Guinuthun vor und war damals in die Magnikirche zu Braunschweig eingepfarrt. 1219 erscheint ein Balduin de Wenethen. (Originalurkunden im Landesarchiv zu Wolfenbüttel.)

2. Wendeburg. 1170 Winetheborg; 1195 Winedeburg und Wenedeburg. (Origin. Guelf. III, 609, 611.)

3. Wendezelle. Erscheint erst 1454 unter gleichem Namen.

4. Wendessen. Um 1200 Wenetheshеim. (Dürre, Geschichte d. Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 437.)

5. Wendhausen. 1183 Wenethusen. 1311 Wenthusen.

6. Wense schon im Hannöverschen, an der Grenze. 1187 Wennehusen; circa 1290 Steterburgisches Lehngut Wendenihusen. (Nachweise im Diplom. Steterburg. im Wolfenbüttler Landesarchiv.)

7. Wendebutte. Wüstung. Schon 1007 genannt. (Mon. Germ XVI, 201.) 1308 villa Wendebutte apud Echhorst. (Urkunde im Braunschweiger Stadtarchiv.)

8. Das Wentfeld östlich von Steterburg wurde auch auf Wenden

---

[1]) In not. ad Gerhard. Steterburg. Nr. 32. Vergleiche Braunschweigische Anzeigen, 18. März 1747.

[2]) Beschreibung der Fürstent. Wolfenbüttel und Blankenburg. 1802, I, S. 380, 453. Die Bortfelder sollten sich durch „beibehaltene altwendische Tracht" auszeichnen. Ja, wenn wir von der nur etwas wüßten! Ferner, die slavische Sprache sei „bis auf einzelne Wörter und Wortfügungen" aus den Ämtern Calvörde, Vorsfelde und Betmar verschwunden, in Aussprache und Sitten sei aber noch manches wendische erhalten, wendische Wörter und Redensarten seien dem Plattdeutschen beigemischt (I, 68). Alles haltlose Behauptungen ohne jeden Beweis.

[3]) Venturini, Herzogt. Braunschw. 1847, S. 68. — Dedekind, Festgabe für die 20. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte. Braunschweig 1858, S. CCI.

[4]) R. Andree, Wendische Wanderstudien. Stuttg. 1874, S. 158.

[5]) Z. B. die Glosse zum Sachsenspiegel (III, 701); des quam coning carl unde nam si (die Wenden) ut deme hertoghdom unde tu strewede si over alle sassen. Darvan vint man noch etlike dorper wendesch. Hierauf stützte sich Maibom.

bezogen. (Wenetfeld, praediolum adjacens monasterio Stederburg. Mon. Germ. XVI, 217.)

9. In der Stadt Braunschweig heißt die nach Norden führende Straße die Wendenstraße, 1268 platea Slavorum und das Thor nach Norden zu Wendenthor, 1254 valva Slavorum. (Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig 718, 725)[1]).

Auf dieses häufige Vorkommen des Ortsnamen Wenden bei uns im Mittelalter gründet sich die Annahme von dem Vorhandensein slavischer Ansiedelungen dicht bei der Stadt Braunschweig. Auch der Geschichtsschreiber der Stadt Braunschweig, H. Dürre, mein 1893 verstorbener Lehrer, vertrat diese Ansicht[2]), die dadurch besonders bestechend erscheint, wenn eine Straße in der Stadt Braunschweig vom Urkundenschreiber lateinisch geradezu als „Straße der Slaven" bezeichnet wird.

Und doch ist die Auffassung irrig. Schon im Anfange unseres Jahrhunderts hatte Reß das Richtige getroffen: „Die Namen Wend, Wenda, Wende, Wendil, Wenni waren so gewöhnlich bei unsern Vorfahren, daß wir uns übereilen, wenn wir gleich alles, was damit zusammengesetzt ist, von einer ganzen Nation, die so selten ihren Namen einem Orte beilegte, ableiten. Unsere Örter Wenden, Wendessen, Wendhausen und Wenzen oder genauer Wendsen, hat man zwar meines Wissens nicht geradezu für wendische Stiftungen ausgegeben; der Urkundenschreiber, nicht immer zugleich ein Geschichtsforscher, erlaubt sich indes wohl z. B. das Wendenthor in Braunschweig porta Slavorum zu übersetzen, als wenn es Slaven erbauet, ob diese die dahin ziehende Wendenstraße bevölkert hätten"[3]).

Auffallend und zu erläutern bleibt noch der urkundliche Name der Wendenstraße, platea Slavorum. Sie ist erst unter Heinrich dem Löwen im zwölften Jahrhundert entstanden, als dieser den Hagen gründete, und erhielt ihren Namen nach dem Dorfe, auf welches sie zuführt, nämlich Wenden, so gut wie die benachbarte Fallerslebeгstraße von Fallersleben. Der deutsche Personenname aber, von dem das Dorf Wenden den Namen hat, stimmte mit dem der zu Heinrichs Zeit eine große Rolle spielenden Wenden und so übersetzte der Urkundenschreiber kurzweg platea Slavorum.

Wie weit diese Ortsnamen Wenden u. s. w. auch durch Westdeutschland verbreitet waren, ergiebt ein (noch leicht zu vermehrendes) Verzeichnis bei

---

[1]) „Wendenstraßen" kommen auch in anderen ostdeutschen Städten vor. Stendal besaß neben einer Judaeorum platea eine Slavorum platea, letztere von Wenden bewohnt. (Riedel, Mark Brandenburg II, S. 14.)

[2]) In einem ausführlichen Brief an mich, Holzminden 4. Oktober 1871, dem ich die oben angeführten urkundlichen Angaben verdanke.

[3]) Reß, Benennung aller Örter d. Herzogt. Braunschweig. Helmstedt 1806, S. 173. Die Quelle für diese Ansichten von Reß ist das Braunschweigische Magazin 1797, Stück 41, S. 648.

Brückner[1]), wo dieser hervorragende Slavist die slavische Abkunft derselben als voreilig zurückweist. Außer den Personennamen, die meist derartigen Benennungen zu Grunde liegen, sei auch noch an althochdeutsch Wenti, Grenze, zu denken.

Es giebt aber noch andere durchschlagende Gründe, welche für die angeführten Orte Wenden, Wendeburg u. s. w. jeden Zusammenhang mit Slaven hinfällig machen.

Wir haben oben gesehen, wie scharf sich die wendischen Dörfer des Amtes Vorsfelde von den niedersächsischen scheiden und wie dreierlei: Rundlingsbau, slavische Flurnamen und Freiheit vom Zehnten sie kennzeichnen. Von all dem ist aber nicht eine Spur bei Wenden, Wendezell u. s. w. zu finden. Sie sind deutsche Haufendörfer, haben nur deutsche Flurnamen und gaben Korn- und Fleischzehnten.

Auch Bortfeld und Zweidorf, das an Wendeburg angebaut ist, werden als Wendendörfer bezeichnet. Ich glaube, daß wesentlich litterarischer Einfluß maßgebend war, wenn ein Bortfelder mir sagte: wi stammt von de ôlen wenden af. Es genügt nicht, hierfür anzuführen, daß in Bortfeld dieselben kleinen Rüben, wie in der Mark (Teltower Rüben) gebaut werden und daß, im Gegensatze zu den meisten anderen sächsischen Dörfern Braunschweigs, die Dreifelderwirtschaft nicht durchgeführt war[2]), wie dieses auch im Werder bei Vorsfelde vorkommt.

---

[1]) Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark. Leipzig 1879, S. 89.

[2]) „Das Feld ist von alters nicht wohl und wirtschaftlich eingeteilt, daß das jedesmalige Brachfeld mit unter dem Sommerfelde vermischt liegt; dieses verhindert die ordentliche Hutung sehr und kann jedoch nunmero nicht füglich mehr geändert werden. Der Acker an sich ist sandig und hin und wieder steinig; jedoch ist bei guten und nicht zu trockenen Jahren der Boden nicht der schlimmste, nur Schade, daß sie keine drei Felder haben. In dem jedesmaligen Sommerfelde liegt das Brachfeld.“ Handschriftliche Dorfbeschreibung von Bortfed von E. A. Brauer 1769.

Register.

A.

B.

G.

H.

J.

T.

V.

